



## Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

## Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

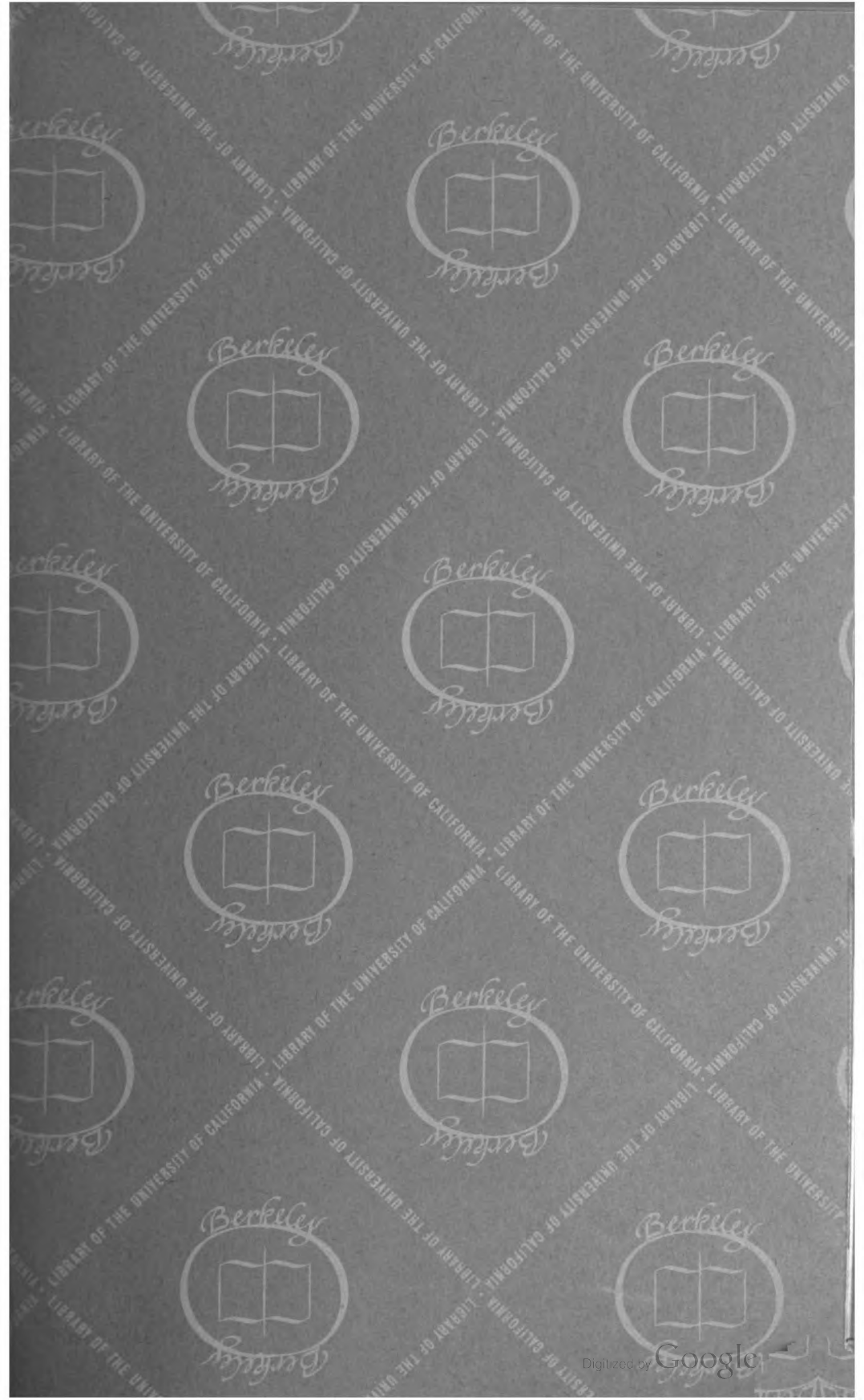
- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

## Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.















PD

# Belletristische Blätter

aus

## Russland.

Aus dem Feuilleton der St. Petersburger Zeitung

gesammelt und herausgegeben

von

Dr. Clemens Friedrich Meyer.

Zweiter Jahrgang.



St. Petersburg.

1854.

Buchdruckerei der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften.

Zu beziehen in St. Petersburg durch Eggers u. Comp., und die Expedition der St. Petersburger Zeitung, durch alle Buchhandlungen der Ostseeprovinzen und für das Ausland durch L. Bosh in Leipzig.

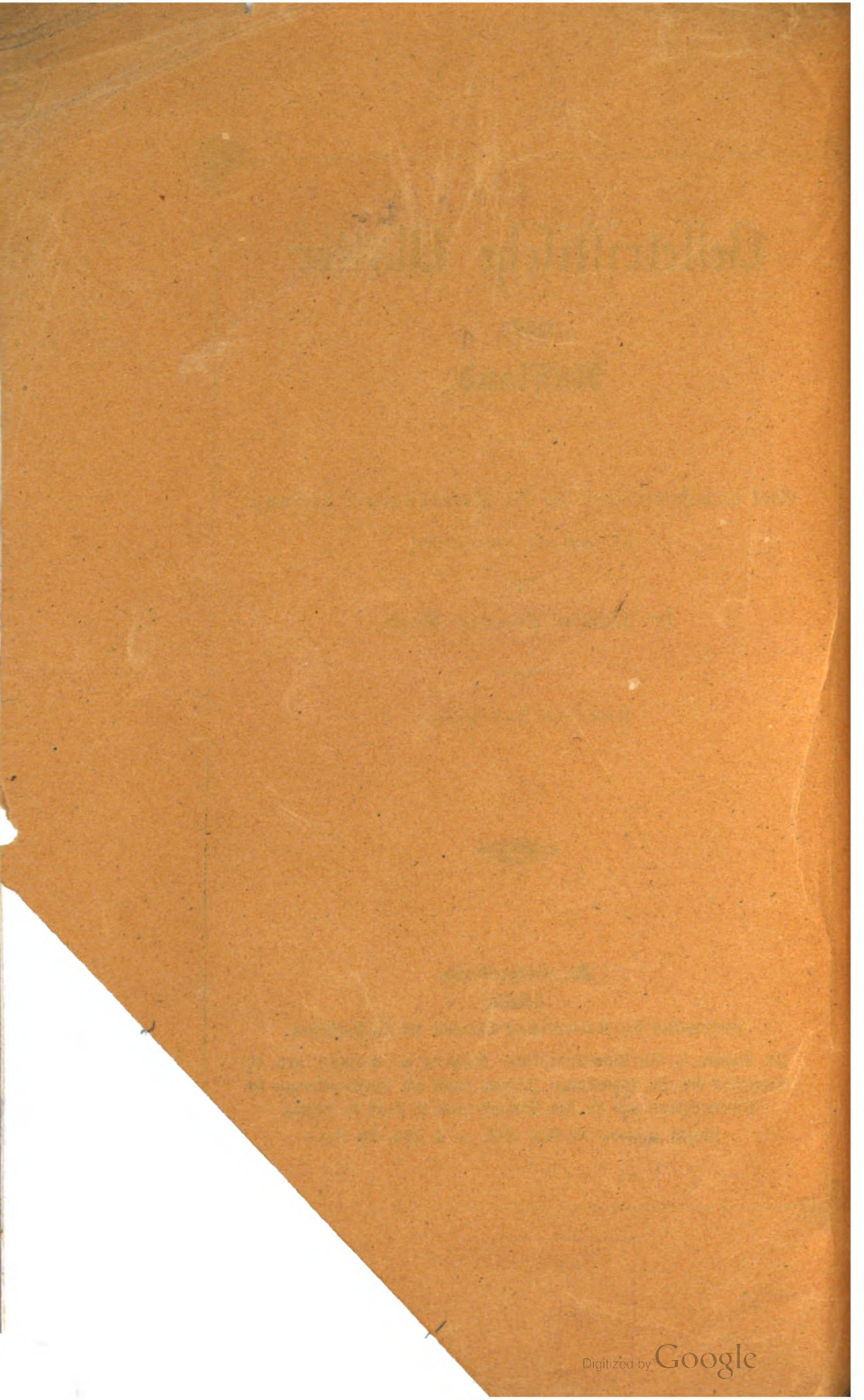
(Preis: 1 Rubl. 50 Kop. Silb. — 1 Thlr. 20 Sgr.)

LIBRARY

MAY 24 1961

UNIVERSITY OF CALIFORNIA  
BERKELEY





# Belletristische Blätter

aus

## Russland.

Aus dem Feuilleton der St. Petersburger Zeitung

gesammelt und herausgegeben

von

Dr. Clemens Friedrich Meyer.

Zweiter Jahrgang.



St. Petersburg.

1854.

Buchdruckerei der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften.

Zu beziehen in St. Petersburg durch Eggers u. Comp., und die Expedition der St. Petersburger Zeitung, durch alle Buchhandlungen der Ostseeprovinzen und für das Ausland durch L. Voss in Leipzig.

(Preis: 1 Rubl. 50 Kop. Silb. — 1 Thlr. 20 Sgr.)



•

**ПЕЧАТАТЬ ПОЗВОЛЯЕТСЯ,**  
съ тѣмъ, чтобы по напечатаніи представлено было въ Ценсурный Комитетъ узаконенное число экземпляровъ.

С. Петербургъ, 30 Апрѣля 1854 года.

Ценсоръ *Н. Пейкеръ*.

AP 33  
B4  
v. 2

## Inhalt des zweiten Jahrgangs.

### I. Deutsche Poesie in Russland.

#### 1. Gedichte.

	Seite.
Arnold, Jourij von. Der wandernde Tisch.....	148
Die drei Schulen der Musik.....	149
Cambecq, Max. Der Pudel, ein Reiseabenteuer.....	287
Die Erlenmaid.....	425
Lang geträumt.....	426
Der Besuch.....	571
Helsen, Ludwig von. Das größte Leid auf Erden ist.....	189
An mein Lieb.....	160
Rose und Nachtigall.....	160
Meer und Wald.....	161
Bei der Insel Hochland.....	574
Auf dem Meere.....	574
Eylwester Nacht.....	575
Bach und Trauerweide.....	575
Abschied.....	576
Für dich allein.....	576
Wem glauben?.....	577
Meyer, Clemens Friedrich. Trinklied.....	27

#### 2. Erzählungen.

Cambecq, Max. G. Erinnerungen.....	308
Meyer, Clemens Friedrich. Bergioneken, ein Märchen.....	398

	Seite.
<b>Muralt, G. v. Reisebruchstücke von der türkischen Donau aus dem Jahre 1844.....</b>	<b>531</b>
— 3. Der Ausflug nach Weimar.....	546

### 3. Gemoresten.

<b>Betrachtungen und Erlebnisse eines neuen Feuilletonisten.....</b>	<b>182</b>
<b>Dr. — j —. Herr Nigel auf der Eisenbahn, noch eine rührende Geschichte untrer Zeit.....</b>	<b>50</b>
—— Ein Eisenbahndrama.....	113
—— Musterannonce.....	119
—— Wer hätte das gedacht!.....	150
—— Ein Lustspielstoff.....	442
—— Das Glück der Taubheit.....	548

## II. Uebersetzungen aus der russischen, finnländischen und polnischen Literatur.

### 1. Aus dem Russischen.

#### a) Gedichte.

<b>Afanasjew, A. Das verbogene Georgenkreuz.....</b>	<b>487</b>
<b>Dershawin, Gott, Ode übersetzt von Reinhold von Reinthal.....</b>	<b>264</b>
<b>Ko'ljow, Alexei. Funfzehn Lieber übertragen von August von Wiedert.....</b>	<b>303</b>
<b>Lermontow, Michael, die Gaben des Teres.....</b>	<b>549</b>
—— Lied.....	491
<b>Puschkin, Alex. Der Delibach.....</b>	<b>29</b>
Der Don.....	29
Die Zigeuner.....	30
Der Postkarren des Lebens.....	30
<b>Wjassemski, Fürst. Des russischen Kriegers Lied.....</b>	<b>492</b>

#### b) Dramatisches.

<b>Esumarofow, W. Der egoistische Chemann, dramatischer Scherz in einem Aufzuge.....</b>	<b>1</b>
--	----------

— v —

### c) Erzählungen.

	Seite.
Bulgarin, Th. Die Schreckensnacht, aus dem Leben eines alten Militairs .....	387
Dahl, (Kosak Luganski). Der petersburger Dwornik .....	431
—— Der Sohn.....	38
Kojata. Ein Märchen.....	552
Kuprianow, J. Die Sage vom schwarzen Bache am Ilmensee.....	428
Medwedowski, Peter. Die Loge im ersten Range.....	109
Puschkin, Alex. Edelfrau und Bäuerin.....	287
—— Der Sargmacher.....	101
Sfologub, Graf W. Ein Abenteuer auf der Eisenbahn.....	371
Tsch. L. Das Herz mit seinen Kammern.....	122
Turgenjew, Iwan. Tatjana Borissowna und ihr Neffe, aus dem Tagebuche eines Jägers.....	520
Woljarljarski, W. Die Nacht des 28ten September. Novelle....	164

#### 2. Aus dem Schwedischen.

Topelius, Zacharias. Ellidas Salzabund.....	42
—— Champagner und Bier, eine moderne Mythe.....	116
—— Titians erste Liebe .....	337
Besuch eines Finnländers bei Rückert.....	563

#### 3. Aus dem Polnischen.

Szolarzki, Julian. Das erfindungsreiche Weib, eine krakausche Sage.....	540
---	-----

### III. Biographien, Kritiken, literarhistorische Abhandlungen.

Almanach für Theaterfreunde.....	21
Schukowstis Denkmal in Poretsch.....	162

### IV. Schilderungen aus Rußland.

Eine Fahrt auf der Wolga.....	24
Bersenow, Nikolai. Skizzen aus dem Kaukasus. Erinnerungen aus Ossieten.....	32

	Seite.
Die Stadt Schemacha.....	34
Kutais.....	146
Nebut Kalé.....	147
Kucha.....	283
Delijan.....	284
Aus den Reiseerinnerungen von Alex. Castren aus dem Schwedischen.....	55
Edele That eines schlichten russischen Arbeiters:.....	96
Demidow, A. von, Eine Reise nach der Krim.....	417, 494
Uwarowski. Erinnerungen, aus dem Jakutischen.....	450
Der Schiffbruch der Holländischen Bark van Speyk an der Nordküste Russlands.....	566



## Der egoistische Ehemann.

Dramatischer Scherz in einem Aufzuge, v. N. Esumarofow.

Aus dem russischen.

Personen:

Petr Dmitriewitsch Kullin, ein junger Gutsbesitzer.

Wera, seine Frau.

Jegor Michailowitsch Schulkow, ein junger Mann aus der Nachbarschaft.

Mascha, ein Stubenmädchen.

(Ein Zimmer auf Kullins Landgute. Rechter Hand ein Trumeau, links ein Flügel, an der Hinterwand ein Divan. Daneben ein kleines Cabinet, dessen Inneres durch die offene Thür zu erkennen ist. — Herbstabend. Das Cabinet wird durch eine Lampe mit mattgeschliffenem Glase erleuchtet, das große Zimmer durch ein auf dem Tische stehendes Wachlicht vor dem Divan und durch die Kandelaber am Trumeau.)

Erster Auftritt.

Wera (sitzt lesend im Cabinet), Mascha (tritt auf.)

Mascha.

Unsere Jäger kommen, gnädige Frau.

Wera (tritt aus dem Cabinet. — Sie ist im Hauskleide, aber elegant, fast coquett gekleidet).

Komm, mach mir schnell das Haar zurecht, und gib mir meine Mantille; (sie setzt sich vor den Spiegel); und dann geh dem gnädigen Herrn entgegen und bitte ihn sogleich, zu mir zu kommen.

Mascha (indem sie ihr das Haar in Ordnung bringt.)

Sehr wohl. Aber — werden der gnädige Herr auch kommen wollen? Sie werden wieder Vorwürfe erwarten, und dann...

Wera.

Nicht doch. Wenn er nach mir fragt, so sage daß ich den ganzen Tag gefangen und Klavier gespielt habe. (Sie steht auf und nimmt die Mantille um.) Wie findest du mich gekleidet?

Belletr. Bl. 2ter Jahrg.



Mascha.

Ganz prächtig!

Wera.

Ob es ihm wohl auffallen wird? Was meinst du?

Mascha.

Weiß der liebe Himmel! Wenn die Herren von der Jagd kommen, scheinen sie nichts zu sehen und nichts zu hören. Und dann geht es ans Kartenspiel.

Wera.

Nein, ich werde es so einrichten, daß er es schon merkt. Höre, Mascha, richte alles pünktlich so aus, wie ich es dir anempfohlen — und vor allen Dingen verschaffe dir Schulikow's Jagdrock.

Mascha.

Den werde ich schon bekommen: ich will dem Kammerdiener sagen, daß ich mich verkleiden will.

Wera.

Und deine Rolle? Kennst du sie?

Mascha.

Wortrefflich.

Wera.

Gut denn; geh jetzt und rufe den Herrn.

### Zweiter Auftritt.

Wera (setzt sich in den Vordergrund der Bühne).

Er ist und bleibt ein Egoist; ein bloßer Egoist durch und durch, ein Egoist und nichts weiter! Seine junge Frau im November auf seine Güter zu schleppen und sie dort in ihren vier Pfählen tagelang, mütterseelenallein zu lassen! Und warum? Weil es dem Herrn Spaß macht, Hasen und Füchse zu hegen! Nein, mein theurer Petr Dmitriewitsch, wenn du dich nicht gutwillig in meine Lage versehen willst, so soll das liebe Maß dich dazu bringen, mich aus diesem Kerker zu befreien.

### Dritter Auftritt.

Wera. Nulin.

Nulin (löst sie).

Guten Abend, meine kleine Wera. Verzeih, mein Engel, wir haben uns wieder verspätet. Weiß der Ruckul, diese verwünschte Jagd führt immer weiter, als man denkt. Nun, wie ist es, du haßt dich wieder gelangweilt, bist mir wieder böse?

Wera.

• Böse? Selangweilt? Nicht im geringsten. Im Gegentheil: den ganzen Tag über habe ich gesungen und gespielt.

Kulin.

Wirklich? Nun, da siehst du es! Ich habe dir ja immer gesagt, daß es nur auf Gewohnheit ankommt — und hat man sich einmal daran gewöhnt, so gefällt uns solch eine einsame Lebensart besser, als jede andere; zumal jemanden, der da versteht, sich selbst zu beschäftigen...

Wera.

Ja wohl, und setze hinzu: jemanden, der zu träumen und zu schwärmen versteht, und sich seinen Schwärmereien hingibt und Lustschlösser zu bauen, und...

Kulin.

O, Schwärmereien, Lustschlösser! Freilich, freilich: Schwärmereien für Moskau, Lustschlösser für künftige Vergnügungen! Nun ja, das ist alles angenehm genug und in deinen Jahren sehr verzeihlich! — Uebrigens, meine kleine Wera, wollen wir jetzt wirklich bald nach Moskau zurückkehren. Fast alles Korn ist jetzt gedroschen und in kurzem werde ich mit Bestimmtheit wissen, wie viel die diesjährige Ernte beträgt. Und das ist der einzige Umstand, der mich hier zurückhält, das weißt du ja!

Wera.

Geh' doch Pierre! Warum willst du mir etwas weiß machen? Ich weiß sehr wohl, daß pflügen, ernten und dreschen dir gerade eben so gleichgültig ist wie mir selbst, und daß die einzigen und wahren Gründe, die dich auf dem Gute halten, deine lieben Jagdhunde sind. — Aber genug davon: ich bin endlich zu der Ueberzeugung gekommen, daß wir gegen einander nachsichtiger sein müssen. Ich kann dir aufrichtig versichern, daß ich dir durchaus nicht böse bin — so — daß wir seit einiger Zeit das Leben hier recht angenehm vorkommt, und daß ich mich bei wemem nicht mehr so sehr nach Moskau zurücksehne, wie früher.

Kulin.

Und das sagst du im Ernst?

Wera.

In vollem Ernst, mein Freund.

Kulin (indem er sie misstrauisch betrachtet.)

Aber seit wann denn, mein Gott, hat diese merkwürdige Sinnesänderung stattgefunden?

Wera.

O, das ist nach und nach gekommen, Auserweise — so — ich kann selbst nicht sagen wie es gekommen ist. Aber ja, — jetzt fällt es mir ein — mir ist es hier weniger langweilig seitdem, — seitdem — deine Jagdfreunde bei uns zusammen kommen, glaube ich.

Nulin.

Wahrhaftig, in meinem Leben hätte ich mir nicht träumen lassen, daß meine Jagdcameraden dir die Langeweile vertreiben könnten! Liebes Kind, du hast mich zum Besten: gleich mir jagen sie den Tag über durch Feld und Wald und bringen den Abend am Speltisch zu.

Wera.

Es ist aber doch seitdem etwas lustiger im Hause; wenigstens des Abends: man lärmst, man spielt. Besonders Schulikow versteht Leben in die Gesellschaft zu bringen. Mit ihm läßt sich ein Buch lesen, mit ihm kann man ein Duett singen...

Nulin (gedehnt).

Kun ja, — freilich — allenfalls Schulikow...

Wera.

Was hast du aber eigentlich? Ist es dir nicht lieb, daß ich aufhöre mich zu langweilen.

Nulin.

Mein Gott, nicht doch, im Gegentheil!

Wera.

Heute, z. B. habe ich den ganzen Tag die Romanze geübt, die wir gestern zusammen gesungen. Heute Abend wird es noch viel besser gehn. Was er für einen hübschen Tenor singt? Findest du nicht, Pierre?

Nulin.

Ja, nicht übel. (Er sucht das Gespräch zu ändern.) — Aber beinahe hätte ich es ganz vergessen: du hast mich ja rufen lassen? Wahrscheinlich hättest du mir doch etwas zu sagen?

Wera.

Ich dich rufen lassen? Nicht daß ich wüßte?

Nulin.

Freilich. Mascha sagt mir du liehest mich zu dir bitten. Ich nahm mir kaum Zeit den Jagdrock abzuwerfen und — hier bin ich.

Wera.

Dieser Windbeutel von einer Mascha wirkt doch immer etwas in's andere. Ich schickte sie zu Schulikow und sie läuft zu dir!

Nulin.

Zu Schulikow? Aber warum denn zu Schulikow?!

Wera.

Ich wollte ihm anempfehlen sich nicht zum Kartentisch zu setzen, bis ich in den Saal komme.

Nulin.

Um's Himmels Willen, Wera, was soll denn das heißen?

Wera.

Das soll heißen, daß ich Lust habe mit ihm zu singen.

Kulin.

Das hättest du ja aber alles einrichten können, ohne vorher eine so ceremonielle Einladung zu machen.

Wera.

Nein, das hätte ich nicht einrichten können: wenn ihr von der Jagd kommt, sieht man euch nicht, weil ihr euch umkleidet, und einen Augenblick später habt ihr schon die Karten in der Hand. Da finde einer Gelegenheit zum Singen.

Kulin (sie fixirend).

Sonderbar, Wera, — wir sind schon ein halbes Jahr verheiratet und ich habe noch nie diese Leidenschaft zum Gesang bei dir bemerkt.

Wera.

Sehr natürlich: mit wem hätte ich auch singen sollen? Aber wenn man einen Partner hat, so ist das eine ganz andere Sache. Du wirst ja selbst, daß man mit guten Freunden jedes Vergnügen doppelt genießt.

Kulin.

Am Ende läufst es darauf hinaus, daß dir dieser Gesang-Fanatismus die Sehnsucht nach Moskau benommen hat.

Wera.

Wohl möglich, denn Singen ist eine Beschäftigung, und noch dazu eine sehr angenehme Beschäftigung. — Die Hauptsache besteht aber darin, daß wir jetzt wenigstens eine Gesellschaft haben, wo es der Mühe lohnt den Mund aufzumachen und ein hübsches Kleid anzuziehen. (Sie ordnet ihren Hut.)

Kulin (ohne es zu bemerken).

Für mich allein also lohnt es nicht der Mühe den Mund aufzu-  
thun? Konntest du denn nicht mit mir ein Gespräch anfangen?

Wera.

Nein, gewiß nicht: denn die Tage brachtest du so gut wie jetzt auf der Jagd zu, und Abends, — wenn wir zufällig allein waren, — pflegtest du regelmäßig einzuschlafen.

Kulin.

Run gut, — aber, was die Kleidung anbetrifft, so sollte sich eine verheiratete Frau nur einzig und allein für ihren Mann pußen.

Wera.

Ja, aber nur nicht für einen solchen Mann, der nie auf ihre Toilette Acht giebt.

Kulin.

Wie, ich hätte auf deine Toilette nicht Acht gegeben? (er betrachtet sie genauer.) Aber wirklich, Wera, heute bist du sehr vorthellhaft gekleidet.

Wera.

Findest du?

Nulin.

Ja, und — mir möchte fast scheinen, dein Anzug ist gar zu gesucht. — Er kommt mit pretentids vor — er macht Ansprüche auf Eroberungen...

Wera.

Dich will ich erobern, mein Freund.

Nulin.

Mich, wirklich mich?

Wera.

Du hast ja soeben erst selbst gesagt, daß eine Frau sich nur für ihren Mann putzen soll: nun, ich handle nach deinen Worten.

Nulin.

Wenn wir aber allein waren, hast du dich doch nie so schön gemacht?

Wera.

Mein Gott, willst du denn, daß ich als Aschenbrödel in's Gastzimmer komme?

Nulin.

Durchaus nicht, aber wozu in solche Extreme verfallen?... Man braucht darum kein Aschenbrödel zu sein, und kann sich doch etwas einfaches, etwas solider kleiden — denn, wahrhaftig, Wera, dein Anzug ist übertrieben elegant!

Wera.

Im Grunde wach ein unausstehlicher Egoist, bist du, Pierre! Du willst einer Frau die letzte Freude rauben: ein wenig mit ihrer Toilette zu glänzen. Und wann würde ich denn hier Gelegenheit finden etwas Staat zu machen, wenn nicht jetzt? Ich werde mit Mr. Schulikow singen: alle verlassen die Kartentische, alle kommen heran um uns anzuhören, und, natürlich, auch um anzusehen. Siehst du, das ist gerade der Augenblick wo man hübsch gekleidet sein muß.

Nulin (mißvergnügt).

Ja, man muß hübsch gekleidet sein; um so mehr, da, wahrscheinlich Schulikow noch aufmerksamer an- und zusehen wird als alle andere.

Wera.

Das ist wohl möglich. — Aber ich muß doch in den Saal, um ihm zu sagen, daß er sich ja nicht zum Spiel setzt. Wir werden zusammen singen, zusammen Verse lesen... Ach, Pierre, wie gut er Verse vorliest!... (Sie geht zur Thüre).

Nulin.

Warte, Wera, warte einen Augenblick; ich werde das alles schon selbst einrichten.

Wera.

Warum nicht gar. Ich merke schon: du wünschst nicht, daß ich mi-

ihm singe, und da bist du im Stande, ihn absichtlich an den Kartentisch zu pflanzen. (Sie geht eilig ab und verschließt die Thüre.)

Vierter Auftritt.

Kulin (im höchsten Erstaunen zurückbleibend).

Was ist das?... Sie hat ja über diesen unglückseligen Schulkow geradezu den Kopf verloren!... Sie kann es nicht verbergen, sie versteht nicht einmal es zu verhüllen!... Mein Gott, mein Gott, und ich, der ich von allem dem nichts gemerkt habe!... Nein, Herr v. Schulkow, so haben wir nicht gewettet: unter dem ersten, besten Vorwande lasse ich Ihren Wagen vorfahren und Abieu... auf Nimmerwiederschen! — Am besten ist es, denke ich: noch eine Abschiedsjagd und dann zieht jeder nach Hause... Ja, so soll es sein... und das nicht später als Morgen... und damit ist allen Duetten der Hals abgeschnitten! (Er will abgehen, sitzt aber in der Thüre auf Mascha und bleibt stehen.)

Fünfter Auftritt.

Kulin.

Zu wem schickte dich vorhin die gnädige Frau?

Mascha.

Wann denn, gnädiger Herr?

Kulin.

Als wir von der Jagd kamen.

Mascha.

Zu Ihnen, gnädiger Herr.

Kulin.

Du lügst!

Mascha.

Wahrhaftig! gnädiger Herr, zu Ihnen!

Kulin.

Du lügst, sage ich dir: die gnädige Frau hat mir alles selbst gestanden.

Mascha.

Aber was hat sie Ihnen denn gestanden, gnädiger Herr?

Kulin.

Daß sie dich nicht zu mir geschickt hatte.

Mascha.

Zu wem denn anders?

Kulin.

Zu Schulkow hatte sie dich geschickt, verstehst du jetzt?



Mascha.

Nicht möglich!

Kulin.

Wie nicht möglich, wenn die gnädige Frau es selbst gesagt hat? Hörst du?

Mascha.

Ja, gnädiger Herr.

Kulin.

Gefehle also jetzt: warum hat sie dich zu Schulkow geschickt? Sprich; aber sprich die Wahrheit!

Mascha.

Die gnädige Frau, die gnädige Frau haben...

Kulin.

Run! schnell, ohne Ausflüchte! Was haben die gnädige Frau?

Mascha.

Die gnädige Frau haben befohlen, Herrn v. Schulkow zu sagen, er möchte sich nicht zum Kartentisch setzen.

Kulin.

Und nichts weiter?

Mascha.

Nichts weiter!

Kulin.

Wo hattest du denn hergenommen, daß die gnädige Frau dich zu mir schickte?

Mascha.

Das kam daher — daher — ja, sehen Sie, gnädiger Herr, das kam so: wie ich gerade hinlaufe, um meinen Auftrag auszurichten, kommt mir Herr v. Schulkow entgegen. Ich sage also: «die gnädige Frau», sage ich, «haben befohlen» — sieh! da sind sie auch da, gnädiger Herr. In der Angst meines Herzens wende ich mich also an Sie und sage: «Gnädiger Herr», sage ich, «die gnädige Frau haben befohlen, Sie zu bitten, Sie möchten doch so schnell wie möglich zu ihr kommen...»

Kulin.

Um... und du sagst die Wahrheit?

Mascha.

Weiß Gott, gnädiger Herr, die reine Wahrheit! Weiter war nichts dahinter.

Kulin.

Und Schulkow hast du später nicht gesehen?

Mascha.

Nein, gnädiger Herr.

Kulin.

Und nicht mit ihm gesprochen?

Mascha.

Nicht ein Wörtchen, gnädiger Herr. (Sie läßt ein Papier fallen.)  
Ach!...

Kulin.

Was ist das?

Mascha.

Ein Papierchen, gnädiger Herr.

Kulin.

Was für ein Papierchen?

Mascha.

So — nichts — ein Papier zu Papillotten...

Kulin.

Warum hast du denn aufgeschrien?

Mascha.

Warum, gnädiger Herr? — So — ich erschrak, ich weiß selbst nicht,  
warum.

Kulin.

Du lägst! Gib mir das Papier.

Mascha.

Um keinen Preis! (Sie stellt sich, als ob sie das Papier ver-  
schlucken will.)

Kulin (faßt sie beim Arm).

Halt, mein Kind, sachte, sachte! Gib das Papier her!

Mascha (sich sträubend).

Für nichts in der Welt geb ich es! Schlagen Sie mich todt, aber  
ich geb's nicht!

Kulin.

Dummheiten, Unfimm! Jetzt nun gar sollst und mußt du es her-  
geben. (Er drückt ihr die Hand, in welcher sie den Zettel hält.)

Mascha.

O weh! o weh! (Sie hält ihm die geöffnete Hand hin).

Kulin (das Papier betrachtend).

Ein Zettel... (Mascha fängt an zu schluchzen.) Von wem ist dieser  
Zettel, frage ich dich?

Mascha (schluchzend).

Von... von... von der... der gnädigen Frau...

Kulin.

Und an wen?

Mascha (stärker schluchzend).

An — An — An Herrn v. Schultow...

Belletr. Bl. 2ter Jahrg.

Rulin.

Mein Himmel, so weit ist es schon gekommen! — Und du, Nichtswürdige, du warst ihnen dabei behilflich?

Mascha (fährt fort zu schimpfen).

Ja — ja — gnädiger Herr...

Rulin (geht mit dem Zettel zum Tisch und liest).

«Wenn mein Mann sich zum Spiel setzt und, wie gewöhnlich, ganz und gar mit seinen Karten beschäftigt ist, kommen Sie in den Garten, und erwarten Sie unter meinem Fenster das verabredete Zeichen. Aber, wenn's Himmels Willen, bleiben Sie Euch wärmer, erkälten Sie Euch nicht: draußen ist es so kalt.» (Er wendet sich zu Mascha.) Aha! Solche Zettelchen pflegst du also zu bestellen?

Mascha.

Verzeihung, Vergebung, gnädiger Herr! (ihm zu Füßen fallend.) Alles, alles will ich gestehen, nur vergeben Sie mir!

Rulin.

Wohl! Sage also: zum wievielten male wirst du mit einem solchen Zettel abgeschickt?

Mascha.

Alles in allem zum dritten male erst, gnädiger Herr.

Rulin.

Hm!... schon zum dritten male! und mir kam es auch gar nicht in den Sinn!... Bringst du denn auch die Antworten auf diese Zettel?

Mascha.

Zuweilen ja, zuweilen aber, gnädiger Herr, bringt sie auch Herr v. Schulikow selbst, so... in den Rotenbesten.

Rulin.

In den Rotenbesten? In den Rusikalien! Ach, der niederträchtige Mensch, der! Das also bedeuteten jene Ducette? — Nun, worüber handelte denn dieser frühere Briefwechsel?

Mascha.

Immer über ein und dasselbe, gnädiger Herr: Kommen Sie, kommen Sie, schrieb sie jedesmal.. immer dasselbe.

Rulin.

Und er kam?

Mascha.

Immer, gnädiger Herr!

Rulin (eifrig).

Sie haben also schon Zusammenkünfte gehabt? Diese wäre also nicht ihre erste?

Mascha.

Ihre erste Zusammenkunft? Wo denken Sie hin, gnädiger Herr!

Kulin.

Halts Maul, dumme Trine!... O, ich blinder, ich geschlagener Mann!... Pfliegen sie denn lange so zusammen zu bleiben?

Mascha.

So lange Sie, gnädiger Herr, am Kartentische saßen.

Kulin.

Alle Teufel, wir spielen ja aber zuweilen unsere achtzehn Kobber! — Aha, daher, daher sucht er auch nicht besonders unsere Gesellschaft! Er macht seine drei, vier Kobber und behauptet dann, er sei müde.: Nun, aber wie erfahren sie denn, wann unser Spiel beendigt ist? Wer sagt es ihnen? Wer?

Mascha (leise, kaum hörbar).

Ich, gnädiger Herr.

Kulin.

Ach du falsche Schlange, du!... Da seh mir einer! Sie trägt die Briefe hin und her, sie steht auf der Wache, sie gibt Nachricht... Aber, du Nichtsnutzige, wenn man dich lebendig röstet und bräet, so ist dir noch immer zu wenig geschehen!

Mascha.

Ich wills wieder gut machen, gnädiger Herr.

Kulin.

Ja, du hast es gut gemacht, das läßt sich nicht läugnen!

Mascha.

Wenn — vielleicht — der gnädige Herr wünschten — ihnen aufzulauern.

Kulin (lebhaft).

Freilich wünscht das der gnädige Herr, und sehr wünscht er es, und ich befehle dir, es koste was es wolle, mir eine Gelegenheit zu verschaffen, sie zu überraschen. Hörst du wohl?

Mascha.

Ja, gnädiger Herr.

Kulin.

Kannst du das?

Mascha.

Ja, gnädiger Herr.

Kulin.

Wie denn, wie denn? Sprich!

Mascha.

Sie, gnädiger Herr, verbergen sich hier, hinter diesem Erumeau... Ich gehe indessen und berichte der gnädigen Frau: der gnädige Herr, sage

ich, haben etwas Kopfschmerzen, sind schon zu Bett... Was gilt's, gnädiger Herr, sie brauchen keine halbe Stunde zu warten und werden alles mit eigenen Augen schauen?

Kulin.

Das ist eine ganz eigene Art von Trost! Brrrrr! Ich bekomme die Gänsehaut wenn ich nur daran denke!

Mascha.

Nicht doch, gnädiger Herr, Sie werden sich hier ganz bequem und gemächlich befinden.

Kulin.

Das möchte ich fast bezweifeln. (Er geht hinter das Ermeau).

Mascha.

So, so recht, gnädiger Herr; das ist ja ganz allerliebst! Hier sind alle möglichen Bequemlichkeiten: durch diese Ritze zwischen dem Spiegel und dem Rahmen können Sie ganz gemächlich alles mit ansehen.

Kulin.

Hol dich der Teufel mit deinen Bequemlichkeiten und Gemächlichkeiten! Ha, in der That, es wird mir recht bequem und gemächlich sein.

Mascha.

Et! Et! Es kommt Jemand! (Sie bläß die Kerzen in den Kandelabern aus, so daß die Bühne nur durch das auf dem Tische stehende Wachlicht erhellt ist.)

#### Sechster Auftritt.

Kulin (hinter dem Spiegel). Mascha. Schulikow.

Mascha.

Ach, Sie sind es, Jegor Michailowitsch.

Schulikow.

Ja.

Mascha.

Was steht zu Befehl?

Schulikow.

Wera Andrejewna schickt mich, ihr einige Notizen zu holen.

Mascha.

Hier liegen sie auf dem Flügel: belieben Sie selbst auszusuchen. (Sie reicht ihm das Licht.)

Kulin (leise).

Mascha, hol mir mein Jagdmesser, ich will ihn umbringen.

Mascha.

Warten Sie doch, dazu haben Sie noch alle Zeit.

Shulikow (in den Noten blättern).

Wo ist denn Petr Dmitriewitsch?

Mascha.

Sie haben sich in ihr Cabinet und zu Ruhe begeben; sie haben Kopfschmerz.

Rulin.

O, der Schändliche! Er erkundigt sich!... Mascha, mein Messer!

Mascha.

Stille doch!... Sie werden alles verderben. (Zu Shulikow) Werden Wera Petrowna bald kommen?

Shulikow.

Wahrscheinlich bald. Wenn Petr Dmitriewitsch zu Bett gegangen ist, so wird auch sie sich nicht lange mehr im Saale aufhalten. (Nachdem er die Notiz gefunden). Adieu, Mascha.

Mascha.

Gehorsame Dienerin, Jegor Michailowitsch. Vergessen Sie, bitte, doch ja nicht, der gnädigen Frau zu sagen, daß der gnädige Herr zu Bett sind, damit sie nicht im Bostzimmer auf ihn warte.

Shulikow (im Abgehen).

Gut, gut.

### Siebenter Auftritt.

Mascha. Rulin (kommt hinter den Spiegel hervor).

Rulin.

Und ich habe es ausgehalten! Und ich habe ihn nicht ermordet! Es ist doch ein sonderbares Ding, die Eifersucht: mir grant, wenn ich an diese Zusammenkunft denke, und dennoch lehze ich darnach, den Verbrecher zu ertappen und meine Rache in vollem Maße zu genießen! Tod dem Nichtswürdigen! — und vor ihren Augen soll er sterben! An dem Anblick mag sie sich weiden!

Mascha.

Sie wollen ihn also durchaus umbringen, gnädiger Herr?

Rulin.

Sonderbare Frage: soll ich ihn vielleicht danken und ihm die Hand drücken?

Mascha (bei Seite).

O weh, o weh! da könnte am Ende die Sache auch für mich schlimm ablaufen!

Rulin.

Was murmeltst du da vor dich hin?



Mascha.

Ach, gnädiger Herr, vergießen Sie kein Menschenblut!

Kulin.

Das ist nicht deine Sache: raisonir nicht, und bring mir mein Jagdmesser, sage ich dir.

Mascha (bei Seite).

Nein, gehorsame Dienerin, das werde ich wohl bleiben lassen! (Laut). Aber so verrecken Sie Sich doch, gnädiger Herr: die gnädige Frau können jeden Augenblick kommen.

Kulin (geht hinter den Spiegel).

Wird sie aber auch gewiß kommen?

Mascha.

Ganz gewiß, gnädiger Herr.

Kulin.

Aber, mir fällt etwas ein — warum sollte sie denn kommen, da du Schulkow deinen Zettel nicht abgegeben hast? Das hatte ich gar nicht bedacht.

Mascha.

Wie nicht abgegeben? Ja wohl habe ich ihn abgegeben.

Kulin.

Er ist ja aber doch in deinen Händen geblieben? Er hat ihn also nicht gelesen?

Mascha.

Warum nicht gar! Freilich hat er ihn gelesen: aber die gnädige Frau haben mir streng anempfohlen, niemals einen Zettel in seinen Händen zu lassen, sondern ihn jedesmal zurückzubringen.

Kulin.

Sieh doch an, was für hübsche Vorsichtsmaßregeln?

Mascha.

Wie sollte sie es denn machen, gnädiger Herr?

Kulin.

Wozu denn aber auch schreiben: sie hätten ja dann die Sache eben so gut auch mündlich abmachen können?

Mascha.

Und wo denn, zum Beispiel, gnädiger Herr?

Kulin.

Wo? Haben sie denn nicht Zeit und Gelegenheit genug dazu, bei der Gesellschaft, im Gastzimmer?

Mascha.

Das ist eben der Haken, gnädiger Herr: laut darüber zu reden ist nicht möglich; spricht man aber leise, so erregt man Verdacht: so ist denn

auch Schulikow jetzt eben nur deswegen hergekommen, um eine Antwort zu bringen.

Kulin.

Eine Antwort?

Mascha.

Run ja, gnädiger Herr, eine Antwort auf den bewußten Zettel.

Kulin.

Und wo ist denn die Antwort?

Mascha.

Wahrscheinlich hier unter den Notenzesteln.

Kulin (will hinter dem Spiegel hervorkommen).

Zeig sie her, zeig sie mir her!

Mascha.

Was machen Sie, gnädiger Herr, bleiben Sie doch in Ihrem Versack. Die gnädige Frau können keinen Augenblick länger ausbleiben! Warten Sie, ich selbst will Ihnen die Antwort auffuchen und vorlesen.

Kulin.

Lies vor, lies vor, schnell!

Mascha (nachdem sie einige Zeit unter den Notenzesteln gesucht, liest):

«Theure Wera, ich bin bereit die ganze Nacht unter Ihrem Fenster zu bleiben und zu harren, bis Sie drei male an die Scheitken klopfen. Ich brenne vor Ungebuld, Ihnen zu Füßen zu stürzen, um Ihnen ungeführt jene Gefühle ausdrücken zu können, welche Tag und Nacht mein Herz erfüllen. Ihr getreuer J. Schulikow.»

Kulin.

Wah! Teufel, welch ein abgeschmackter und sentimentaler Stil!... Gefühle... welche das Herz erfüllen... Tag und Nacht!... Was? Und dieser Esel wagt es, sie «seine theure Wera» zu nennen, und für ihn klopft sie drei mal an die Fensterscheiben?... Mein Gott, mein Gott, was muß ich erleben! und das nicht länger als sechs Monate nach meiner Hochzeit!... Mein Jagdmesser, Mascha, mein Messer augenblicklich!...

Mascha.

Entschuldigen Sie, gnädiger Herr, es ist schon zu spät dazu: da kommt die gnädige Frau!

Kulin.

Wirklich?

Mascha.

Ja; hören Sie nicht ihre Schritte?

Kulin (in Verzweiflung).

Mein Gott, wie soll ich ihn denn jetzt umbringen?

Mascha.

Ganz wie Sie wollen, gnädiger Herr. (Sie öffnet die Thür und Wera tritt ins Zimmer.)

Achter Auftritt.

Kulin. Mascha. Wera.

Wera.

Petr Dmitriewitsch ist schon schlafen gegangen.

Mascha.

Ja, gnädige Frau.

Wera (halblaut).

So geh, Mascha — sieh, ob er schon da ist.

Kulin.

O, Verrätherin!

(Mascha ab).

Neunter Auftritt.

Kulin. Wera.

Wera (nimmt auf dem Divan Platz).

O, welche Qual es ist, tagelang auf einen einzigen frohen Augenblick hoffen zu müssen! immer und ewig allein sich zwischen seinen vier Wänden abzuhärmen! Und das ist die Zukunft meines ganzen Lebens!... Pierre! Pierre! Warum hast du meine Jugend gemordet? Warum hast du mich so weit gebracht, daß ich meine Gefühle mit einem andern theilen, mein Herz an einer andern Liebe erwärmen muß? — Konnte ich erwarten, daß der feurige, leidenschaftliche Pierre sich so bald in einen eiskalten Mann verwandeln würde, der mich dem Schlaf, dem Spiel und seinen Jagdfreunden opfert?!

Kulin.

O weh, o weh, was für angenehme Herzensergießungen ich zu hören bekommen!

Wera.

Ich bin schuldig, ich weiß es; aber du Pierre, du bist mein Mitschuldiger! Du hast mich in den Abgrund gestoßen, in welchen ich ohne dich nicht gestürzt wäre... Ich will Liebe, Liebe — und du empfindest für mich keine! Du willst mich nicht verstehen, du spottest meiner Zärtlichkeit... Wohl, so mag denn diese Zärtlichkeit sich einem andern zuwenden!...

Kulin.

Ja, diesem Eddel von einem Chalkow.

**Mascha** (erscheint in der Thüre und hustet).

**Wera.**

Aha, es ist Zeit. (Sie geht ans Fenster und klopft drei mal an die Scheiben. Dann bläst sie das Licht aus und setzt sich wieder auf den Divan. Die Bühne bleibt nur durch die im Cabinet brennende Lampe erleuchtet).

**Dehnter Auftritt.**

**Rulin.** **Wera.** **Mascha** (im Jagdrock, eine Mütze auf dem Kopfe: sie tritt leidenschaftlich ein und fällt vor Wera auf die Knie).

**Mascha** (halblaut).

Meine Wera!...

**Wera.**

George, cher ami, wenn du wüßtest, mit welcher Ungeduld ich dich erwartet habe! Setz dich hierher, neben mich, George!

**Mascha** (setzt sich auf den Divan, umarmt Wera und küßt sie laut auf die Wange).

**Rulin** (macht hinter dem Spiegel eine Bewegung).

**Wera** (erschrocken).

Ah, was war das!

**Mascha** (halblaut).

Nichts, meine Theure! es ist dir nur so vorgekommen! Nicht doch, geliebte Wera, ängstige dich nicht vergebens... Meine Liebe... (Sie gibt ihr mehrere laute Küsse.)

**Rulin** (macht wieder eine Bewegung).

**Wera.**

Wirklich, George, ich hörte etwas! Ich fürchte mich vor meinem Manne, George!

**Mascha.**

Dein Mann, Wera, schläft einen bleiernen Schlaf und würde in dieser Stunde für keinen Preis in der Welt sein Bett verlassen. O, Geliebte, trübe unser Glück nicht durch solche Erinnerungen.

**Rulin** (hüßt hinter dem Spiegel hervor).

Wart, Mr George, ich will dir zeigen, daß ich nicht schlafe! Wir wollen gleich ein Wörtchen zusammen reden, Mr. George. (Bei Rulins Erscheinen stoßen beide Frauen einen Schrei aus, flüchten ins Cabinet und schließen die Thüre ab.)

**Rulin** (wüthend an der Thüre polternd).

Schändlicher Verräther! Feigling! Du verstopfst dich, du verschließt dich!?

Belletr. Bl. 2ter Jahrg.

Wera (hinter der Thüre).

Idbte ihn nicht, mein Freund! idbte ihn nicht!

Rulin.

Und sie wagt es noch für ihn zu bitten!... Oeffnet!

Wera.

Erst gib mir dein Wort, daß du ihn nicht idbten wirst!

Rulin.

Racht auf!

Wera.

Für keinen Preis!

Rulin.

Ich rufe die Dienerschaft und werde die Thüre einbrechen lassen!

Wera.

Ich beschwöre dich: idbte ihn nicht und mache keinen Lärm!

Rulin.

Wahrhaftig, ich rufe die Leute.

Wera.

Höre, Pierre, warum willst du, daß alle Welt uns anlacht? Nimm mich fort von hier, führe mich wohin du willst, decke mich, weinetwegen, in einen Kerker: aber nur, ums Himmels Willen, mache keinen Lärm!

Rulin.

Geben Sie mir Ihren George heraus, Madame, liefern Sie mir Ihren theuren Schulkow, oder, noch einmal, ich lasse diese Thüre einschlagen!

Wera.

Wenn du mir dein Ehrenwort gibst, mich augenblicklich von hier wegzubringen und diese unglückliche Geschichte immer geheim zu halten, so wird George selbst sich dir stellen. Bist du damit zufrieden?

Rulin.

Ja, ja, mit allem: nur laß ihn kommen!

Wera.

So befehl sogleich einzupacken.

Rulin.

Wohin soll es denn gehen?

Wera.

Wohin du willst: nur fort, fort von hier.

Rulin.

Gut, gut!... Jetzt aber her mit dem Mr. Schulkow, her mit deinem George!

Wera.

Vorher laß nachsehen, ob auch alles eingepackt ist.

Kulin.

Wen in aller Welt soll ich denn hinschicken, um nachzusehen? Hier ist keine Seele, und von der Thüre, Madame, weiche ich keinen Schritt!

Wera.

Warte, das will ich schon einrichten. Mascha! geh und sage den Leuten, sie möchten so schnell wie möglich den Koffer des gnädigen Herrn packen und den Kesselwagen bereit halten. Sag, ich wäre plötzlich sehr krank geworden und müßte nach Moskau transportirt werden. Hörst du?

Mascha.

Ja, gnädige Frau. (Sie springt aus dem Cabinet).

Kulin (faßt sie am Arm).

Aha, Verräther, hab ich dich endlich!

Mascha.

An, an! das bin ich, das bin ich ja, Petr Dmitriewitsch! thun Sie mir nichts zu Leide!

Kulin (tritt verheineret zurück).

Was Teufel, das ist ja Mascha!

Mascha (nimmt die Krüge ab).

Freilich, gnädiger Herr; ich hatte ja eben die Ehre Ihnen zu melden, daß ich es wäre.

Kulin (indem er ins Cabinet hineinblickt und dort alles genau betrachtet).

Und sonst ist niemand hier? niemand? Wera, erkläre mir doch, um Gottes Willen, was das alles zu bedeuten hat?

Wera.

Gut; aber nur unter einer Bedingung.

Kulin.

Unter welcher?

Wera.

Unsere Abreise wird nicht abbestellt, nicht angeschlossen?

Kulin.

Nein, nein! Aber sprich schnell!

Wera (umarmt Mascha und tanzt mit ihr umher).

Wir reisen nach Moskau, theuerste Emilie, wir reisen nach Moskau!

Kulin.

Emilie? theuerste Emilie? mir schwindelt der Kopf; Wera, habe Barmherzigkeit, was heißt das, was bedeutet das alles?

Wera.

Was das heißt? Du sollst es erfahren — hier stelle ich dir meine theuerste Freundin vor, Gräfin Emilie S., die vor kurzem von ihrer Ausflucht nach Frankreich zurückgekehrt...

Emilie (mit einer tiefen Verbeugung).

Ihre Demerin, mein Herr! Sobald ich, in Moskau angelangt, hörten mußte, daß Sie meine Wera in diese Wildniß geführt, faßte ich den romantischen Plan, sie unter der Maske eines Jöfchens aufzusuchen und aus den Schrecken der Einsamkeit zu befreien. Sie sehen, mein Herr, es gelang uns nicht übel. Versehen Sie nun?

Rulin.

Keine Silbe!... Und ich will auch nichts verstehen, bis Sie mir gesagt haben, wohin Schulikow, wohin diese verwünschten George hingekommen sind.

Emilie.

Einer wenigstens steht leibhaftig vor Ihnen. (Sie setzt die Mütze auf und ahmt Schulikow's Haltung nach). Gelt, ich gleiche ihm, gnädiger Herr?

Rulin.

Läuschend, die Hand zuckt mir ordentlich nach dem Jagdmesser!... Aber so sagen Sie mir doch endlich, wo ist der eigentliche, der wahre Schulikow?

Emilie.

Im Gastzimmer.

Rulin.

Wie, im Gastzimmer? Was macht er denn da?

Wera.

Er spielt Karten.

Rulin.

Nicht möglich!... Also er wäre bei der ganzen Geschichte unschuldig? Unschuldig an Leib und Seele?

Wera.

Vollkommen... Es wäre denn allenfalls, daß ich, um deine Eifersucht noch ärger aufzustacheln, ihn absichtlich hierher nach einem Rotenbuche geschickt habe.

Emilie.

Und da wir nun die gefangene Prinzessin befreit haben, wollen wir noch großmüthig sein und den grausamen Riesen erlauben, sie zu begleiten.

Rulin.

Knn, Gott sei Dank, daß alles in bester Ordnung ist!... Aber Gräfin, Gräfin, Welch einen Schrecken haben Sie mir eingesagt!

Wera.

Daran warst du selbst schuld und müßtest eine heilsame Schule durchmachen. Du wolltest meine Langeweile nicht begreifen und die große Wahrheit nicht verstehen: daß Frauen oft dumme Streiche machen eben — aus Langeweile.

## Russische Literatur.

ТЕАТРАЛЬ. Карманная книжка для любителей театра. — Санкт-петербургъ. 1853. (Almanach für Theaterfreunde.)

Ein Büchlein dieser Art, wie der uns vorliegende russische Theateralmanach für das Jahr 1853, ist bis jetzt in der russischen Literatur noch nicht vorgekommen. Eine Festgabe für Theaterfreunde, die in gedrängter Uebersicht alles finden, was sie historisches, biographisches, und statistisches über die in St. Petersburg bestehenden Theater zu wissen wünschen. Die Einleitung des eleganten Büchleins gibt eine sehr interessante Uebersicht in Bezug auf die Geschichte der St. Petersburger Theater. Wir sehen daraus, das Peter des Großen Schwester, Zarewna Katalie Alexejewna, das erste Theater in St. Petersburg einrichtete, mit einem Personal von 10 Schauspielern (die damals Damenrollen spielen mußten) und 16 Musikanten. — Die Kaiserin Anna Iwanowna berief im Jahre 1735 deutsche und französische Schauspieler nach St. Petersburg. In das von ihr im Palais errichtete Theater war der Eintritt unentgeltlich. Das russische Theater bildete sich im «Landcادتенсорпс» aus, für das Sumarofow, damals Cadett, russische Verse nach französischen Mustern schrieb, welcher 1756 durch Kaiserlichen Ukas zum Director des russischen Theaters ernannt wurde. — Die erste bessere deutsche Truppe wurde 1783 vom damaligen Theater-Director Mellisso aus dem Auslande verschrieben. Da sie zu theuer zu stehen kam, so wurde diese Truppe 1791 entlassen. Einige Jahre hindurch gab es nur ein deutsches Liebhaber-Theater, bis 1794 eine wandernde Theatertruppe nach St. Petersburg kam, unter Leitung der Schauspielerin Lilly. Diese Gesellschaft trat in den Dienst der Direction und bildet die Anfänge unseres heutigen deutschen Theaters.

Der historischen Uebersicht über das russische, deutsche und französische Theater, über die italienische Oper und das Ballet, folgt die spezielle Darstellung des heutigen Bestandes der Kaiserlichen Theater in St. Petersburg:

1. Das russische Schauspiel, mit einer Abbildung des Alexandra-Theaters, und dem innern Plane aller Plätze. Hier finden wir kurze Biographien und kritische Beurtheilungen der Schauspieler: Karatjgin 1, Brjanski, Esosnizki, Karatjgin 2, Samoilow, Martynow, Maximow, der beiden Grigor'jew's, Markowezki, der beiden Esmirnow's, Boronow, Prussalow, Elawin, Kalezew u. s. w.; der Schauspielerinnen: der beiden



so talentvollen Esamollow's (mit dem sehr hübschen Portrait von Wera Wassiljewna Esamollow), Gromowa, Grinewa, Elawin, Schalewa, Drolowa, Esosnizki, Gussow, Djur, Schelichow, Walberch, Sandunowa u. s. w.

2. Die russische Oper. Mannigfaltige Nachrichten über die Sänger: Leonow (von Geburt ein Franzose, Namens Charpantier), Petrow, Artemowski, Bulochow, Gumbin u. s. w. und Sängerinnen: Stepanow, Pilejew, Latsschew, Gebel, Michailow, Lawrow u. s. w.

3. Ballet. Biographisches über Carlotta Grisi, mit einem sehr gelungenen Portrait, Andrejanowa, Richard, Kewachowitsch (geborne Smirnow), Pritchunowa, Kistina u. s. w. und über die Solo-Tänzer.

4. Circus, der außer seiner Arena für Reiterkünste, eine Bühne für Volksstücke enthält. Im Circus werden mit Auszeichnung beurtheilt: Palmyra Annato (deren Portrait übrigens nicht gelungen ist) sammt Familie, Camille Leroux, Laura Bassin, Fedorowa, die Herren Buckley, Chancele, Biol u. s. w.

5. Das französische Theater. Mit vielem Interesse lasen wir das Biographische und Kritische über Künstler wie Bernet, Bertou, Leménil, Ronbidier, Deschamps, Barlet, Gothy, Rouget, Favelouis, Péschena, Chamaranbe u. s. w. und über die Künstlerinnen Arnoult-Plessis, Wolny (mit Portrait), Louise Mayer, Marie Leménil, Mita und Malvina Deschamps, Rosalie Barlet, Bourdet u. s. w.

6. Das deutsche Theater. Wir können den für eine einfache Bücheranzeige uns gestatteten Raum in diesen Blättern nicht überschreiten, sonst würden wir die Einleitung zur Uebersicht des deutschen Theaters auch den deutschen Lesern hier mittheilen. In dieser Uebersicht wird mit unparteiischem, gerechten Sinne auseinandergesetzt, daß bei uns in St. Petersburg großes Vorurtheil gegen die deutsche Bühne vorherrsche, die nicht selten ganz vortreffliches leistet. Ausführlicher im Biographischen und mit genauerer Angabe des Rollensaches, als bei den übrigen Theatern, wird das deutsche Personal dargestellt, und gewiß werden viele deutsche Leser dieses Blattes eine besondere Theilnahme fühlen für Künstler, wie Holland, Mohr, Schwarz, Tollert (dessen dichterisches Talent nicht unerwähnt bleibt), Laddey, Brünig, Orlowski, Hornicke, Fichtmann, Sammt, Pollert, Bosard, Neupfister sammt dem Regisseur Gemmeus. Sehr rühmendwerthes lasen wir über die Damen: Pollert-Fünke, Bärndorf (mit sehr hübschem Portrait), Albrecht, Bilata, Graff, Hysel u. s. w. — Für die Besucher des deutschen und französischen Theaters wird der Plan des Innern vom Michael-Theater sehr willkommen sein.

7. Die italienische Truppe. Die durch ganz Europa klingenden vielgerühmten Namen Mario, Lablache (mit gutem Portrait), Ronconi, Lambertici, Debassini, Tagliafico, Bottardi, und der Damen Me-

dori, Marry, De Meric, Spezia u. s. w. finden ihre biographische Erledigung, natürlich, wie es die Mode verlangt, mit splendidem Enthusiasmus. — Eine Abbildung des großen Theaters sammt einem Plane des Innern gehören hierher.

Am Schluß des Buches befindet sich eine Beschreibung der Kaiserlichen Theaterschule, mit einer Uebersicht ihrer bisherigen Leistungen.

Indem wir schließlich noch die Bemerkung hinzufügen, daß dieser so hübsch ausgestattete, reichhaltige Theater-Almanach nur 1 Rub. Silber kostet, und in dem Comptoir der Redaction der Nordischen Biene (по Мойскъ, подлѣ Почтамтскаго Мостика, въ домѣ подлѣ № 83) zu haben ist, glauben wir vielen Theaterfreunden eine angenehme Mittheilung gemacht zu haben.

С—е.



## Eine Fahrt auf der Wolga \*).

Den 10ten August 184., am Bord eines Wolgaschiffes.

Seit drei Tagen schwimmen wir von Sfaratow Stromabwärts, auf dieser gigantischen Wasser-Adel, von der die West-Europäer und sogar auch der größte Theil der Russen kaum mehr als die Länge und Breite und die merkantillische Bedeutung kennen. Welchem feber- oder griffel-führenden Reisenden ist es wohl eingefallen, einen Ausflug nach Astrachan zu machen? Reisende von Profession, Engländer und dergleichen haben sich nie in diese unlichographirte Gegend verirrt, für die es noch keinen Fremdenführer gibt und deren Schönheiten und Merkwürdigkeiten folglich jedermann in eigener Person zu entdecken gezwungen ist.

Es ist Nacht. Unser Schiff liegt mitten im Strome, neben einer kleinen Insel vor Anker. Nichts regt sich um uns her. Man hört nur die Schläge sanfter Wellen, die leise und eilig, als fürchteten sie unsere Ruhe zu stören, um die Flanken des Fahrzeugs gleiten. Wir haben uns in unserm offenen Reiserwagen gebettet, der, seiner Räder beraubt, mitten auf dem Verdecke steht und können uns nicht satt athmen noch sehen an der kühlen, dämmernden Sommernacht, die einen der schwülsten Tage abgölbt hat. Eine sternenhelle Nacht zu durchwachen, mit nichts anderem beschäftigt, als dem Treiben der Sterne zuzusehen, ist ein Genuß, zu dem man im gewöhnlichen Leben nicht leicht Gelegenheit findet. Nach Osten hin beschränkt nichts unsern Horizont. Wir sehen Gestirn auf Gestirn über dem Steppenrande emporsteigen und sich dem Zenithe nähern, während ihre Vorgänger allmählig hinter den Uferbergen im Westen versinken. Unser Auge folgt ihrem feierlichen Reihen bald am Himmel, bald in der Tiefe der Wolga, die einem weiten mit Diamanten besäeten Felde gleicht. Die Nacht entweicht in unmerklichen und doch schnellen Uebergängen. Miriadenweise erblaffen die Sterne oder scheinen sich vielmehr in den Himmel zurückzuziehen. Der Morgen graut. Der letzte Athemzug der Nacht hebt durch die Natur. Bei völliger Windstille kräuselt sich dennoch die Spiegelfläche des Stromes. Dann ergießt sich ein rosiges Licht über die Steppe und alsobald beginnt das Tagelben. Schaaren wilder Gänse zeichnen ihre regelmäßigen Winkel am blauen Himmel und grüßen mit scharfem Schrei die Morgenröthe. Kaum hundert Schritte

---

\*) Diese Skizze gehdrt zu einer Reihe von Reisebildern, die im Feuilleton dieser Zeitung erscheinen werden.

von uns wirft sich ein Jng schwarzer Schwäne auf eine Sandbank. Zahllose Möwen umflattern das Schiff und schießen mit Blüppeschnelle in das Wasser hinab, um ihr Morgenbrot zu erbeuten. Und dort aus jener Schlucht erhebt sich mit stolzem Fluge der braune Steppenadler. Sein greller Schrei überbitt das ganze Morgen-Concert der gefiederten Schaaren, die er keines Blickes würdigt, sondern hoch darüber hin, der Sonne entgegen, geht sein Flug; und bald sehen wir ihn fern über der Steppe schweben, zwischen andern kaum bemerkbaren schwarzen Punkten, seinesgleichen, die es auf die junge Brut der Hasen abgesehen haben.

Auch die Menschen lassen nicht lange auf sich warten. Schon eilt ein schlankes Fahrzeug, den Morgenwind benutzend, mit vollen Segeln an uns vorüber, andere zeigen sich am Horizonte. Auf unserem Schiffe herrscht noch die tiefste Ruhe, denn unser Schiffsvolk besteht aus Norduanen, acht an der Zahl, und einer träger als der andere. Endlich treibt sie der Unternehmer der Fahrt, ein rüstiger saratowscher Bürger, der in Wasser-Melonen Geschäfte macht, mit Wort und Hand aus der Kajüte vor sich her.

Welch ein Anblick! So oft und lange wir nun diese Leute auch schon gesehen haben, ermangeln sie doch nicht, uns bei jedem neuen Auftreten einen Schrei des Erstaunens auszusprengen.

Ethnographen verfallen zuweilen in den Irrthum, auf den Unterschied, den sie zwischen den Ueberbleibseln ungebildeter Vorden merken, zu viel Gewicht zu legen, indem sie sich bemühen, eine ganze untergegangene Nationalität daraus zu construiren. Nationalität kommt aber nur einem Volke zu, das in der Geschichte eine Rolle gespielt hat, so wie sich der Character des Einzelnen nur durch Handlungen ausdrückt. Die, welche nicht handelnd auftreten, bleiben Dugendwesen. Solche Völkerfragmente, deren es auf dem weiten Boden des russischen Reiches bekanntlich eine Menge gibt, und die den Vorabend ihres gänzlichen Verschwindens erlebt haben, sind weniger Ueberreste einstiger Nationen, als vielmehr verdorrte Keime, Völker-Embryonen, die nicht zur Reife gekommen und die, unfähig die Civilisation in sich aufzunehmen, doch durch die äußere Berührung mit derselben längß alles eigenthümliche eingebüßt haben.

Obgleich nun die Norduanen offenbar in diese Kategorie gehören, konnten wir doch nicht umhin, die acht Vertreter derselben, mit denen uns der Zufall zusammenführte, zum Gegenstande näherer Beobachtung zu machen.

Was ihren Körper betrifft, so waren sie sämmtlich schwächliche Leute und in ihrer Häßlichkeit, die dem Kalmücken-Typus am nächsten kommt, einander so ähnlich, daß wir während der ganzen Fahrt nicht dahin kamen, die Individuen zu unterscheiden. Den Geist anlangend, so hatten

sieben von ihnen den augenscheinlichsten Mangel daran und nur der achte, den sie Karp nannten und dem sie freiwillig untergeordnet zu sein schienen, zeigte einige Munterkeit und viel Reugierde. Bald wurde er mit uns so weit vertraut, daß er uns seine National-Lieder nicht nur vortrug, sondern auch Wort für Wort in die Feder dictirte und theils durch gebrochenes russisch, theils durch Gesten zu erklären versuchte.

Diesen Bemühungen verdanken wir unter andern folgendes Bruchstück eines Liedes, dessen Sprache ein ungenirtes Rauderwelsch, eine Vermischung des morduanischen Idioms mit verdorbenem russisch ist:

Herso Juannais (der reiche Johann  
kosa kupezkais (großer Kaufmann  
naschko peronsa kolma roschala (in drei Hainen hatte er Bienen  
kolma peru (auf drei Feldern  
taschte kapansa (sein Getreide  
zissew vollonsa (sieben Wasser  
zissew melnizensa (sieben Mühlen  
Kolma basarga (Auf drei Basaren  
tiomna lavkansa (dunkle Bnden  
kolma gornizansa (drei Zimmer  
Schkao daedonaz lavka torgava dadondai (seine Mutter handelt in der  
Bude

Schkao drao alenaz (in den beiden andern  
kolma radnoi zistranaz (seine drei leiblichen Schwestern  
ketzonsa sanitzschnai tavarond (mit seinen Perlen handeln  
Soldat murazt ukast. (Der Was wegen Soldaten wird verlesen.  
Priom tessnaraecht soldat (Ein Brief war gekommen der Soldaten wegen  
udi Juan aitem pressa (Schläft Johann in seinem Zimmer  
mo sationsa Juan braelnsa (ein Rissen hat Johann unter dem Haupte  
punasamuz Juan aloza (auf weichen Daunensbetten ruht Johann.

Der reiche Juan muß, so viel er auch jammert und sich sträubt, mit den Rekruten abmarschiren und nimmt zum Schluß einen herzbrechenden Abschied von seinen reichen Besitzthümern. Von Personen, die ihm theuer gewesen wären, oder von Herzensneigungen, wie sie sonst in Volksliedern überall zu finden sind, ist in diesem Liede so wenig die Rede, wie in allen andern Proben der morduanischen Poesie, mit denen uns Karp bekannt machte. Auch tragen alle die deutlichsten Kennzeichen eines modernen Ursprungs an sich. Vergebens forschten wir nach älteren Liedern, in denen etwas Heidenthum oder anderweltige Lockspeise für Alterthümmer vorkäme. Wir mußten uns diesmal mit der Gegenwart genügen und die Vergangenheit Bergangenheit sein lassen.

R. R.

## Trinlied.

(Text zur Composition von Schulhof.)

Solo mit Chor.

Stoß an! die Becher erklingen,  
Es winkt der perlende Wein! Schenkt ein!  
Es blinkt der goldene Schein so rein!  
Es hebet fröhliche Lust die Brust,  
Stoß an, trinkt aus, schenkt ein!  
Es blinkt, es winkt der goldene Wein!

Stoß an, laßt Jubel durchdringen  
Des Frühlings rosigen Schein! Schenkt ein!  
Der golden funkelnde Wein  
Erquickt, entzückt, trinkt aus, schenkt ein,  
Es blinkt, es winkt der goldene Wein.

Solo (Tenor).

Du rosiges Feinsliebchen mein,  
D komm an meine treue Brust,  
Die Liebe wird beim edlen Wein  
Erst wahre Götterlust.

Und schilt den frohen Zecher nicht,  
Des Bechers goldner Schein  
Zeigt mir dein lieblich Angesicht,  
Drum lockt mich so der Wein.

Seß ich den Becher an den Mund,  
Hab ich nur dich im Sinn;  
Ich trink ihn leer bis auf den Grund,  
Denn du bist ja darin.

Chor.

Stoß an, die Becher erklingen,  
Es blinkt der perlende Wein so rein,  
Es klingt so lustig darein:  
Es klingt, es singt, trinkt aus, schenkt ein,  
Es blinkt, es winkt der goldene Wein.

**Solo (Bass mit Brunnstücken).**

Du alter Griesgram sorgenbleich,  
Weg mit den düstren Falten,  
Und brummst du auch — aus gilt es gleich,  
Bist jetzt in unsrem Reich.

In klaren Weines goldne Flut  
Sollst du die Grillen senken,  
Er schenkt dir frischen Jugendmut,  
Der Freude holde Gut.

Drum setz dich her, du alter Knab,  
Bald hast du ausgefungen,  
Es ist gar still im düstren Grab  
Drum frisch noch angeklungen :

Ein Hoch dem Wein !  
Stoß an, trinkt aus, schenkt ein !

Du alter Grauspecht, frisch herein !  
Sei jung noch mit dem Jungen,  
Mußt heut kein finst'rer Murrtopf sein,  
Sei alt, wie alter Wein !

Die Welt trägt heut kein neu Gesicht  
Und schminkt sie auch die Falken,  
Vergiß die Welt du alter Wicht,  
Vergiß das Trinken nicht.

**Chor.**

Stoß an ! die Becher erklingen,  
Es jauchzt so lustig darein ; Schenkt ein,  
Es blinkt der perlende Wein so rein,  
Es hebt fröhliche Lust die Brust,  
Stoß an, trinkt aus, schenkt ein,  
Es blinkt, es winkt der goldene Wein !

Stoß an ! laßt jauchzend erklingen  
Ein fröhliches Lied zum Wein, schenkt ein !  
Wie strahlt der goldene Schein,  
Entzückt, erquickt, trinkt aus, schenkt ein,  
Es blinkt, es winkt der goldene Wein.

## Der Delibasch \*).

(Von H. Puschkin.)

Die Kosaken auf dem Hügel  
Zielen richtig, schießen rasch;  
Auf der Ebne, hoch im Bügel,  
Kreist der rothe Delibasch.

Delibasch, was soll das Prahlen?  
Der Kosak die Lanze spitzt:  
Ehener wirst du es bezahlen  
Wenn sie dir im Herzen sibt!

Hör, Kosak, laß ab vom Wagen!  
Bleib zurück, Kosak! Mir grant  
Daß der Türk, in vollem Zagen,  
Dir den Kopf vom Rumpfe haut!

Beide rennen, beide fliegen —  
Seht nun, wenn der Staub zerfliehet:  
Kopfslos den Kosaken liegen  
Und den Delibasch gespielet!

---

## Der Don.

Durch die Wiesen blüht ein Schein  
Edler Strom, ich seh dich schon:  
Bring dir Gräser von den Deinen,  
Deinen Ebnen, alter Don!

Von den Bächen und den Quellen  
Bring ich manchen schönen Brunst,  
Von des Terets wilden Wellen,  
Vom Arar und Euphrat-Fluß.

---

\*) Delibasch, wörtlich: Lollkopf, im persischen Cerbas: einer der seinen Kopf aufs Spiel setzt; *andant perdu*, Blindler.



Schauer Don! die müden Pferde  
Fühlen neuerwachten Muth.  
Wenn sie stampfen don'sche Erde,  
Schlürfen arpa'schal'sche Fluth!

Deine Ehne in der Weite  
Nähmen dich und deine Kraft:  
Zum Empfang für sie bereite  
Deiner Neben Perlenlast!

---

### Die Zigenner.

Auf bedushtem Uferrande,  
Malerisch, den Fluß entlang,  
Ist gelagert eure Bande;  
Lachen schallet und Gesang.

Grüß euch, glückliche Nomaden,  
Heitre Ehne der Natur!  
Eure Lagerfeuer laden  
Mich, zu folgen eurer Spur!

Eine Nacht nur und nicht länger  
Wollt ihr noch an diesem Ort,  
Dreht dann auf — doch euer Säng'er \*)  
Zieht dann nicht mehr mit euch fort!

Der so oft mit euch gegangen,  
Fern und nah und weit und breit:  
Euren Säng'er hält gefangen  
Dach und Fach und Häuslichkeit.

---

### Der Postkarren des Lebens.

Der Karr'n, mit Krummholz und mit Glocke,  
Steht da mit seinem Dreigespann;  
Die graue Zelt sitzt auf dem Bocke,  
Zu fahren uns bergab, bergan.

---

\*) In Bezug auf Puschkin's größeres Gedicht: «Die Zigenner».

Früh Morgens springen wir vom Lager,  
Wir haben weder Raft noch Ruh,  
Wir reifen ab und rufen: «Schwager,  
«Schon' deine Kasse nicht, jag zu!»

Der Mittag kommt und unser Wagen  
Hat jetzt den halben Weg vollbracht,  
Wir sind schon ruhiger und klagen:  
«Behutsam, Schwager, gib doch acht!»

Der Abend dunkelt — matt und träge  
Schleppt sich der müde Anspann fort:  
Doch Schwager Zeit kennt Weg und Stege  
Und bringt uns sacht — zum Ruheort!



## Skizzen aus dem Kaukasus.

### Erinnerungen aus Dssetien \*).

Digorien, das äußerste Thal in dem wladikawtasschen Kreise gegen Westen, wird von einem Bälkchen aus dem Stamme der Dsseten bewohnt, das unter dem Namen der Digorzen bekannt ist; jenseits derselben beginnt das Land Balkar.

Die Berge, welche dieses Thal einschließen, ziehen sich in schräger Richtung nach Süden hin und nehmen ganz eigenthümliche Formationen an, bald schweben die Spitzen nackt und zerrissen über dem Haupte des Reisenden, bald legen die Berge sich breiter aus und zeigen runde Contouren; hier und da eine Höhle, ein Bergstrom schlängelt sich von der unersteigbaren Höhe herab, alles ist wild und schaurig. Weiterhin werden die Berge noch höher, großartig scheint der eine dem anderen aufgethürmt. Häufig treiben die Stürme um die Kluppen ungeheure Wassermengen zusammen, die, Erde mit sich führend, herabströmen und in kürzester Zeit ganze Wälder untergraben, Ebenen überfluten und nur die von oben herabgeführten Steine auf ihrem Wege zurücklassen; fast auf jedem Schritte sieht man diese Flüsse die Abhänge der Berge furchen und in Wasserfällen von den Felsen herabstürzen; schwebende Steinmassen werden von Regen und Winden losgerissen, fallen nieder, zerstäuben und bilden in der Niederung sehr feste Schichten, die allmählig zu neuen Bergen sich erheben; nicht selten bersten solche Berge, wenn sie von den herabkommenden Wassern unterwaschen sind, mit Gerölde und sich erhebendem dicken Staube. Von dem Ul Goliath aus geht der Weg die Schlucht entlang an dem Rande der Felsen hin; über dem Wege sind die Spitzen der Berge mit magerem Strauchwerk bedeckt; zu den Füßen schaut man in eine unwirthsame Gegend, Dowlug genannt, und durch die Wipfel der Bäume, die sich aus ihr erheben, erblickt man den schäumenden Fluß, der mit Mühe sich zwischen den Felsen hindurch arbeitet. Das gegenüberliegende Ufer ist, ganz senkrecht, traurig anzusehen; auf den Stufen der schwarzen Felsen wurzelt Kadelholz, gleichsam um desto mehr dieses Naturbild zu markiren. Je weiter man aber in das Thal dringt, desto wilder erscheint es, die Wälder verschwinden von den Abhängen der Berge, man gelangt durch Engpässe und begegnet endlich weder einem Strauche, noch einem Grashalm, noch endlich irgend einem Zeichen von

\*) Nach Nikolai Berfenow.

Leben; nur nackte Felsen stehen am Wege, die immer höher und höher hinaufsteigen — du hörst nur das Lärmen der berstenden Gletscher und das Lärmen des Flusses Urs-don \*). Im Sommer lagert Nebel über der ganzen Umgebung und deckt den Weg, der ohnehin kaum bemerkbar ist, der Wind pfeift in der Schlucht, und der Sturm jagt nach Herzenslust über die nackten Felsberge; im Winter legt das Unwetter die Schneehaufen zusammen, und ein Schneegebirg bedeckt die Pfähle, welche den Pfad bezeichnen.

Wie im Sommer, so im Winter gibt es hier Lawinen. Ein dumpfes, donnerähnliches Getöse kündigt ihren Sturz an, ein Windstoß reißt plötzlich die an dem Abhange angesammelte Schneemasse los, und mit unaufhaltbarer Gewalt, alles, was begegnet, erdrückend, rollt sie stäubend herab. Den Offsten gelingt es nicht selten, unter diesen Lawinen verunglückte Menschen durch schleuniges Ausgraben zu retten: sie kennen die Stellen, wo jährlich Schneestürze geschehen, und können sie sogar der Zeit nach vorhersagen: wenn der Schnee, der auf den Höhen liegt, schmilzt und das unten herausströmende Wasser den Abhang des Berges schlüpfrig macht, so beginnt der Schnee plötzlich zu rutschen, Erde und ungeheure Steine mit sich fortzureißen; die gefährlichsten Lawinen entstehen an den zerklüfteten Höhen, die am Fuße in eine senkrechte Wand ausstehen; das Knallen mit einer Peitsche, ein Schrei und ähnliche Dinge können durch Lusterschütterung die Lawine losreißen, die, mit Macht niederfallend, die Luft durchschneidet und in einem Zuge den Wanderer von den Füßen bringt und alles in weiter Ausdehnung erstickt.

Digorien ist, so zu sagen, von der Menschheit und der Natur ver-  
lassen, von allen Communicationswegen entfernt, von allen Seiten von Bergen umkränzt und während neun Monaten des Jahres nur mit Lebensgefahr oder gar nicht besuchbar. Die mittlere Jahrestemperatur beträgt hier etwa  $+3^{\circ}$  R., Fruchtbäume kommen nicht fort, mit Ausnahme von wilden Äpfeln und Kirschbäumen; der Sommer ist so kurz, daß die Samen in der Zeit zwischen dem Schmelzen und dem neuen Fallen des Schnees nicht Zeit haben, zu treiben. Der Haupterwerbsumm der Bewohner besteht in den Schafzucht; die Digorzen treiben auch Bienenzucht, und ihr Honig ist durch aromatischen Geschmack und Klarheit ausgezeichnet. Andere Erwerbszweige der Digorzen sind nicht bekannt; betriebfam und verschlagen, wie alle Bergbewohner, dienen sie als Führer über die Gletscher und die Abgründe ihrer Berge, als solche legen sie Unermüdblichkeit, Geistesgegenwart, Umsicht, ein richtiges Augen-

---

\*) Der weiße Fluß, der weiter abwärts mit dem Turbat sich vereinigt und, nachdem er gegen N.W. hin gegen 40 Werst zurückgelegt, sich bei dem Posten Nikolajewsk in den Terej ergießt.

maß und physische Kräfte an den Tag; oder sie gehen in den Höhlen und zwischen den Felsen den Narbern, über Gindden und Eisfelder den Gemfen (offetisch Usabidir) nach. Eine behende Gemse steht auf der Wacht, noch sieht sie nicht den Jäger, aber sie hört ihn von fern und läßt einen gellenden Pfiff ertönen, das ganze Rudel von zehn bis fünfzehn Gemfen nimmt die Flucht, sicher messen sie die Räume ab, lähn springen sie von einer Felspitze zur anderen, in der Leichtigkeit der Füße ihre Rettung suchend; der Waldmann folgt ihnen, weder Nacht noch Abgründe halten ihn auf, häufig findet er aber zwischen Felsen und Eismassen seinen Tod.

### Die Stadt Schemacha \*).

Wir schleppten uns in einem Tarantas, fast ganz durchnäßt und mit Roth bespritzt, bis zu der historisch merkwürdigen Stadt Schemacha und hielten vor dem Karavanferai des Lalajew. «Dies ist das einzige und ein gutes Quartier», sagte mein Reisegefährte, ein Eingeborner, indem wir die enge und schmutzige Treppe zur zweiten Etage des schemachinischen Gasthofes hinaufstiegen. «Welch' ein Hof! Welch' ein Roth!» rief ich unwillkürlich bei dem Anblick dieses asiatischen Gasthofes. Ein Tatar, ob Hausknecht, ob Zimmerkellner, gleich viel, öffnete zu unserer Auswahl die Zimmer. «Wohin, Mensch, führst du uns? hier ist ja alles schmutzig und wüß!» fragte ich in der ihm verständlichen Sprache. «Herr, hier thut sich's sehr gut!» war die Antwort des selbstzufriedenen Karavanferai-Auffsehers. «Wie, sehr gut? Ihr zeigt uns, der Teufel mag wissen was, und wollt uns durch Gestank und Kälte umbringen.» «Seid unbesorgt, wir suchen und finden eine bessere Nummer», warf mein Begleiter ein, der meinem Urtheil über das Institut nicht vollkommen beipflichtete und es wahrscheinlich ganz erträglich fand. Nachdem wir an dreißig Zimmer durchgemustert, nahmen wir uns das beste, aus dem an zehn Pfund Rehrich und eine genügende Quantität Spinnwebgewebe entfernt wurden, das einzige Fenster, welches zugleich die Thür zur äußeren Galerie abgab, verklebten wir mit drei Papierbogen, die Thür selbst blieb offen, damit der kalte Wind die Luft reinige; um endlich uns zu erwärmen und zu trocknen, ließen wir eine Ladung Kohlen vom Bazar holen.

So kalt, so unbequem ist es nirgends in einem Gasthose, als in den Karavanferais jenseits des Kaukasus und wahrscheinlich auch im ganzen Orient, die doch den phantasiereichen Köpfen in so herrlichen Regenbogenfarben erglänzen. An zehn Jahre ist Transkaukasien mein Aufenthaltsort,

\*) Nach P. Jegorow.

von der Lebensweise des gemeinen Volkes muß ich mich aber noch stets mit Ekel abwenden — allenthalben herrscht Schmutz und Unwissenheit, und während die kultivirten Eingebornen in vieler Hinsicht sich der europäischen Lebensart accommodirt haben, wälzt sich in einigen Gegenden das Volk im Nothe. Ihr fraget, wie denn andere Leute in diesen Karavanserais Aufnahme suchen und leben? Die sind anderen Schlags, Tataren, von Kindheit auf daran gewöhnt. Der echte Asiate findet es in unseren europäischen Wohnungen beikommen, wie der Kalmücke oder Kirgise seine Kibitze einem steinernen Hause vorzieht; nicht allein der Nomade, auch der Halbnomade bedarf, wenn nicht der ganz nackten Natur, so doch eines ihr ähnlichen Verhältnisses. So verlangt jeder Eingeborne in Transkaukasien nach frei bewegter Luft, selbst reiche Leute führen selten Kachelöfen bei sich ein, sie begnügen sich meist mit Kaminen, die Armen haben nur Kohlenbedcken. Während nun der Transkaukasier so der freien frischen Luft nachgeht, sind ihm doch iberische Ausdünstungen nicht zuwider, der Grusine nimmt in seine Troglodyten-Hütte mit für Luft und Licht offener Thür — Kühe und Schweine auf, der Tatar das liebe Pferd für den ganzen Winter. Ich bin dem Kamin nicht geradezu feind, er hat seine Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten: bis auf die Haut durchdringt und bis zur Bewußtlosigkeit durchfrostet, setzt man sich mit Wollust, die Pfeife im Munde oder bei einem Glase Thee, vor den flammenden Kamin, während die Kleider trocknen, die Glieder aufthauen; der Krieger wird an das Leben im Bidouac erinnert, die Phantastie führt ihn in Ebenen, Wälder und Berge, wo ein brennender Scheiterhaufen ihn durchwärmte, zu halbwilben nomadisirenden Volksstämmen, zu reizenden Brünnetten, die sein Herz wallen machten, seine Aufmerksamkeit fesselten. Solche schöne Bilder werden leider häufig durch ein unangenehmes Frösteln im Rücken unterbrochen, während die Füße warm sind und Gesicht und Hände kaum die Hitze ertragen. Ein Zigeunerleben zwischen vier Wänden, da weiche, Phantastie!

Es ist Zeit, sich Schemacha zuzuwenden. Diese Gouvernementsstadt ist ein ziemlich hübscher Ort (siehe in der Abbildung des Herrn Limm im russischen Kunstblatt), auf einem Hügel und am Abhange desselben regelmäßig erbaut, mit breiten, geraden, sogar gepflasterten Straßen, mehreren guten Häusern von europäischer Bauart, russischen, vielen armenischen und tatarischen Läden; einem adeligen Klub, einer Apotheke, einer Konditorei, hier etwas seltenes. Dafür findet sich aber hier kein anderes Gasthaus, keine andere Einkehr, als ein armenisches Karavanseraï; auf dem Bazar russisches Brod, Kwas, Semmel und Kringel, welche Produkte von russischen Kolonisten geliefert werden.

Auf dem Bazar und zwischen den Karavanserais niedersten Ranges, wo eine Menge von Krämern ihren Sitz hat, und an diversen Läden

Blaschenderud, zu welchen ich namentlich die in russischen Liebern häufig erwähnten scharmachinischen Seidenzeuge bemerkte, ruhete mein Auge mit Vergnügen auf den Gruppen der Tataren. Kaum sah ich je so originelle Gesichtformen, als hier, ich werde mich bemühen, einige zu zeichnen.

Erstes Bild. Ein Mann von dreißig Jahren, eine athletische Gestalt in schwarzem Ueberwurf mit vergoldeten Borten, in schwarzem seidenen Leibrock ebenfalls mit Borten, unter welchem ein Hemd mit goldenen Schnüren hervorsteht; trotz des Unwetters ist die Brust entblößt, der Hals nackt, der Leib ist umgürtet mit einer bunten, wollenen, persischen Binde. Das grüne, weite Beinleid ist so heraufgezogen, daß die Waden sichtbar werden, bunte persische Strümpfe, mit Roth bespritzt, grüne leberne Schnabelschuhe; ein etwas nach hinten geknickter Papach schmückt den schönen Kopf, d. h. ein blaßes Gesicht, umkränzt von einem dichten stacheligen Barte von tief schwarzer Farbe, Augen endlich mit dem Ausdruck einer ganz eigenthümlichen Begelsterung. Der Gang dieses Mannes ist, wenngleich eilig, doch gemessen, er selbst erscheint nachdenkend. Bleibt er stehen, um mit Jemand zu sprechen, so ist seine Rede die eines verständigcn und wohlhabenden Mannes, er ist Kaufmann. Ein zweites Bild. Ein Greis von etwa sechzig Jahren, aber noch gesund, wenngleich der Kopf und die Schultern sich zur Erde senken. Ueber die Schultern geworfen trägt er einen Pelz ohne Ueberzug von dunkler Safran-Farbe mit engen langen Ärmeln, auf dem Kopfe einen Papach aus dem Felle alter Hammel mit langer Wolle; das Gesicht erscheint wild und ordinär, gerunzelt, die langen grauen Augenbrauen sind feuerfarben geschwinkt, unter ihnen erglänzt ein Paar schwarzer Augen; die Brust entblößt, dicht bewachsen mit grauen ebenfalls gefärbten Haaren, die eine Hand hinter dem breiten blauen Gurte verborgen, die andere am langen Dolche, der am Gürtel hängt. Ein Maler könnte hier Studien machen! — Noch eine merkwürdige Persönlichkeit findet sich hier, ich meine die Bajaderen. Man versicherte mir, die Bajaderen seien größtentheils von dem Stamme der asiatischen Zigeuner, sie sind ohne Ausnahme schön, sogar sehr schön und kleiden sich mit aller Pracht des Orients. Unter dem künstlich gefärbten farbigen Kopftuche oder einem kleinen goldenen Häubchen fallen mehrere dünne schwarze Haardöpfe über die Schultern und den Nacken; ein seidenes, farbiges Jäckchen mit Aufschlägen umschließt knapp die schmale Taille, es ist rund herum, am kleinen Kragen und an den aufgeschügten Ärmeln mit goldenen Treffen oder mit Silber- oder gar Gold-Münzen besetzt; ein ultra-kurzes, rothseidenes, goldbetreftes Unterkleid wagt leicht über der Brust; ein eben so weites Beinleid, das man es von weitem für einen Unterrock hielte; bunte feine Strümpfe und knappe farbige Schuhe bergen kaum das Bein; in den Ohren ungeheure goldene Ringe, am Halse ein Geschmeide von Türkisen und Goldmün-

zen. Ihre Gesichtsbildung ist im allgemeinen eine sehr regelmäßige, der Teint ist ein ungewöhnliches Weiß mit leichter, zarter Röthe, doch findet man auch sonderbarunte Gesichter mit stärker aufgetragenem Roth, oder ein mattes Weiß, als sei es mit einer dünnen Schicht von Lusche überzogen, oder als ob ein feiner Tabakrauch aus dem Kaljan darüber gegangen wäre; künstliche schwarze Fleckchen auf der Stirn, den Wangen, dem Rinne; bei allen schwarze, feurige Augen, eine wogende Brust, eine klangreiche Stimme. Mit schallendem Gelächter schlagen die Hände der Schönen unermüdblich die Kastagnetten, der schlanke Fuß schlägt an den bunten Teppich. Ihr Gesang, ihre Musik sind wohlklingend, namentlich dem Kenner ihrer Sprache, wie man z. B. Afiaten durch sie entzückt sieht, ihr Tanz ähnelt der Lesgiala, doch sind die Gesen, die Louren, die Rimit etwas verschieden und nicht sehr züchtig. Die Bajaderen sind sehr fröhlich und vertraulich, man ladet sie zu Abendgesellschaften und Spazierfahrten, und in einer heiteren Stunde verachten sie bei jungen Herren weder Wein, noch Urak.





# D e r   S o h n .

Erzählung

von

Dahl.

(Aus dem russischen.)

Die Frau beweint den Mann — es klingt wie Murmeln des Baches; die Schwester vergießt um den Bruder Thränen — sie tröpfeln wie feiner Regen; die Thränen der Mutter um den Sohn fallen wie stiller Thau, Tag für Tag, bei Abend- und Morgenröthe. An der Seite der Mutter fehlt der theure Sohn; der Mutter Gebet zieht ihn vom Boden des Meeres empor. Des Vaters Segen verleiht Verstand, der Segen der Mutter gibt ein weiches Herz. Doch der Jorn der gekränkten Mutter ist furchtbar; der väterliche Fluch rottet aus, der mütterliche versengt; bist du die ganze Welt durchwandert, so bist du ihm doch nicht entgangen; im Grabe entfliehst du ihm nicht, und sogar in jene Welt tönt er dir noch nach.

Es war ein ungerathener Sohn, der lebte mit seiner Mutter. Er war noch Säugling, als der Vater starb; die Mutter säugte und nährte ihn, mit Noth und Armuth kämpfend; sie litt viele Jahre und arbeitete allein für zweie in der Bauernwirthschaft; hungerte sie auch zuweilen selbst, war der Sohn doch immer satt. Sie hielt ihn zu allem Guten, das sie wußte, an, gab ihm Schuh und Kleider — da sie ihn aber in ihrer Armuth und Verlassenheit ohne Maß liebte, so geschah es, daß sie ihn verzog. Er wuchs heran — vergaß aber ihrer Liebe, Zahn um Zahn hieß es bei ihm ihr gegenüber, wie mit einem Feinde, und sobald ihm etwas nicht recht, macht er ihr Vorwürfe. Die Mutter schweigt, nur zuweilen versucht sie, mit Thränen in den Augen ihn zu rühren, stellt ihm vor, daß er vor den Leuten ihr das und das gesagt — wer ein Gewissen hat, fühlt auch Scham, wer aber kein Gewissen hat, fühlt auch keine Scham. War ihr Eigenthum auch nicht groß, so hatte sie doch, was zum Hausbedarf des Bauers gehört und für den Sohn schonte sie nichts. Als er aber heranwuchs, wurde er der Herr im Hause: «nimm», sprach sie, «es gehört alles dir, was des Vaters, was mein war — was wir gespart, haben wir nicht für uns, sondern für dich erspart.»

Einmal stien sie beim Abendbrot; der Sohn war diesen Tag wieder böse und hatte schon mehr als einmal mit der Mutter gezankt; die Ursache war nichts weiter, als daß sie einem Bettler ein Stück Brot

gegeben. Endlich hat sie ihn beruhigt und denkt bei sich: «s wird vorübergehen, er wird sich bedenken und nicht vergessen, daß er mein Sohn.» Sie setzt sich zum Abendbrot — er schweigt, zieht die Augenbrauen zusammen und führt den Löffel zum Topf ohne aufzublicken. Die Mutter streckt ihre Hand aus — ihre Löffel berühren sich fast: die Mutter wartet, der Sohn nimmt einen Löffel voll Kohlsuppe, führt ihn zum Munde — und schweigt; sie streckt wieder die Hand aus — zum zweiten mal dasselbe; was ist das, denkt sie, und der Athem stockt ihr fast... als sie zum dritten male mit dem Löffel nach der Suppe greift, stößt er ihn mit dem seinigen weg, so daß er den Löffel ihr fast aus der Hand schlägt. «Mein Sohn, Gott sei mit dir, was machst du?» Er aber zu ihr: «haß genug; mit dir kommt man am Ende zu kurz, und ich bin nicht dein Tagelöhner, um für dich zu arbeiten und dich zu ernähren.» Die Alte stand auf, legte den Löffel hin, kreuzigte sich, murmelte einige Worte und ging hinaus. Sie ward nicht mehr gesehen, die Nacht war dunkel, es traf sich, daß niemand von den Nachbarn ihr begegnete, mit einem Worte, keiner wußte und hatte gesehen, wo sie hinging, wo sie blieb; sie war verschwunden, als ob sie lebend ins Grab gestiegen wäre.

Der Sohn blieb zurück, ohne ihr nachzublicken. «Geh», dachte er, «mäh dir einen Sack, lebst vielleicht noch ein Jahr, wird auch genug für dich sein. Bist nicht hundert Jahre leben, andere wollen auch noch leben. Ich bin der Herr des Hauses, alles väterliche Gut ist mein Erbe.»

Während dessen ist er immer fort und schneidet ein Stück Brot nach dem andern ab. Als er nach einer Weile wieder nach dem Messer greift, denkt er bei sich: «Was soll das bedeuten, daß ich heute so hungrig bin? hab doch zum Frühstück und zu Mittag gegessen wie alle Menschen, und jetzt noch dazu für zwei — der Hunger aber läßt nicht nach!» Er macht sich wieder ans Essen; aber nein, es ist, als ob er einen leeren Löffel zum Munde führt; wieviel er auch beißt und schlärft — seine Gslust wird immer stärker, wie bei dem ausgehungerten Wolfe.

Den Topf mit der Kohlsuppe bringt er zur Reize, kippt ihn um, er sieht noch mit dem Klenspan leuchtend hinein — «ist all, nichts mehr übrig, und war doch für zwei und dazu so viel gekocht, daß es zum Frühstück für den andern Morgen ausreichen sollte. Er zuckt die Achseln, stellt den Kohltopf weg, und rückt den Grüptopf näher zu sich — sein Hunger wird unterdessen immer stärker... «Als hät' ich ein Loch im Magen», denkt er, «es ist doch merkwürdig: habe einen halben Laib Brodes und die ganze Kohlsuppe aufgeessen, und der Magen steht mir, als wär' in ihn seit drei Tagen kein Krümchen oder Erbschen gekommen.»

Er macht sich an die Grütze, legt davon in eine Schale und that Butter hinein; als er aber sieht, daß es ihm noch immer zu wenig, rückt er den ganzen Topf näher an sich, und fängt an, ihn zu leeren. — Der Rienspan brannte zu Ende, es fehlte nicht viel, und er mußte erlöschen — doch von der Grütze kann er sich nicht trennen, es lockt ihn immer mehr zum Essen; ärgerlich über den Rienspan, greift er noch nach einem Stück Brot, springt vom Tisch und läuft zur Stange, in welcher der Rienspan steckt, schiebt einen frischen hinein, und geht wieder auf seinen Platz. Er will trinken, nimmt eine Kanne Was, setzt an, leert sie mit einem Zuge und schreit: «will trinken!» greift wieder nach dem Löffel und mit ihm in den Grütztopf — aber der ist leer. Er greift nach dem letzten Stück Brot, die Zähne arbeiten... er hat es verschlungen, sieht in beide Hände — sie sind leer, doch essen will er und trinken — es glüht und brennt in ihm... er stürzt zur Thür hinaus, zu den Nachbarn ans Fenster: «gebt, um Christi willen, ein Stück Brot!» — Die Nachbarn schauen. — «Wer is's? Andrei? Ja, wahrhaftig!» — «Gebet Brot...» Da kommt ein Mädchen mit Eimern vom Brunnen, bringt Wasser; er ihr entgegen: «Gib zu trinken!» — «Trink!», sagt sie, «auf's Wohl, und bleib stehen...» Andrei zieht wie ein Stier, und doch is's ihm nicht leichter; hat den Eimer geleert, das Mädchen kann kaum den Reifen auf der Schulter erhalten, denn der andere Eimer zieht hinterher... «Du solltest, Andrei, lieber zur Tränke gehen; sonst schafft man dir nicht genug: bin keine Tagelöhnerin, daß ich für dich ganze Eimer Wasser bringen soll...»

Er eilt wieder zum Fenster, und bittet um Brot; man reicht ihm und steht hinaus, «was soll das bedeuten, daß Nachbar Andrei an die Fenster kommt, um Brot zu bitten...» er hat noch nicht Zeit gehabt, das Stück aufzufressen und hält es noch mit der einen Hand, während er die andere schon ausstreckt: «reicht noch!» — «Daß du spielen möchtest», sagte die Nachbarin, «geh zum Teufel», und schloß das Fenster.

Andrei ans zweite Haus, ans dritte — und überall dasselbe; je mehr er is't, desto größer wird seine Gier; er trinkt und trinkt ohne Ende. Bald jagt ihn der eine fort, bald der andere. Wie vom Bösen besessen, durchrennt er das ganze Dorf, läßt niemand schlafen, bittet überall um Brot. Beim Brunnen angekommen, leert er einen Eimer nach dem andern, staut unermüdet bis zur Morgendämmerung, und läuft wieder, um Brot zu bitten...

Jetzt erst fiel ihm die Mutter ein, jetzt erst nannte er sie liebe, theure Mutter, mit allen Ausdrücken der Zärtlichkeit, die er in seinem Schreien vorbringen konnte; sie ist aber nicht da; niemand hat sie gesehen, niemand weiß oder hat gehöret, wo sie geblieben...

So irrte Andrei bis zum Greisenalter umher und alle Leute jagten

ihn von sich wie einen fremden Hund, weil er immer unersättlich blieb, man mochte ihm Speise reichen, oder nicht. Man gewöhnte sich an ihn, gab ihm den Beinamen: der Unersättliche, nimmersatter Bauch, und die Mädchen, wenn sie Wasser holten, jagten ihn mit Eistöcken hinweg, weil sie ihm nicht genug Wasser geben konnten. Er aß alles, was ihm auf der Gasse unter die Füße kam, Stroh, Späne, Holz und trank tagelang aus Pfützen und Gräben. Sein Heulen vernahm man des Nachts, vom Abend bis zum Morgenroth. wenn er, von Hunger und Durst ermattet, überall verjagt, von allen geschmäht, in der Verzweiflung seine spurlos verschwundene Mutter mit allen nur bekannten zärtlichen Worten rief.

Was weiter mit Andrei geschah, wo und wie er endete — das wissen wir nicht.



## Gllida's Galzladung,

v. J. Topelius.

(Aus dem Schwedischen.)

Gllida war die stolze Fregatte in der finnischen Flotte. Hoch ragten ihre schlanken Masten in das stürmende Gewölk hinein; jede Raa war so zierlich, das Tauwerk so fein und zart; der Bug war wie eine Amazone im Harnisch mit Kupfer bekleidet; die schneeweißen Segel flohen mit ihren ausgespannten Schwingen wie Schwäne über das blaue Meer. Sie sah aus wie eine zum Kampf gerüstete Schildjungfrau; eine Reihe von weißen Kanonenlufen längs ihren schwarzen gewölbten Seiten zeigte den tunesischen Corsaren im Mittelmeer dräuend ihre Zähne. Doch alles dies war nur Coquetterie, ein Scherz für die Freunde, eine Kriegslust gegen die Feinde. Gllida war ein als Soldat verkleidetes Mädchen; die Hand drohend an dem Degengriff, die Soldatenmütze fest herabhängend, doch den Schalk im Auge, ein Grübchen im Kinn und ein kleines poehendes Weiberherzchen hinter der tapfern Uniform.

Denn Gllida's Bestimmung war der friedliche Handel. Hinter ihren weißen Kanonenlufen gab es kein einziges Geschütz, das in allem Ernst die Masten eines Corsaren hätte zersplittern können. Ganz an der Spitze des Vorderdecks versteckten sich zwei kleine Schiffskanonen schüchtern zwischen Ketten und Ankertauen, zwei unschuldige Böller zur Begrüßung bei feierlichen Gelegenheiten, wenn sie z. B. nach jahrelangen Reisen in den Hafen der Heimath einlief und mit bewimpelten Masten die Familie des Rheders auf Feigen und ächten Madeira einlud. Aber ihre Segel und ihr Tauwerk glichen so sehr denen eines Kriegsschiffs, daß man in Gibraltar von ihr eine Militairsalve verlangte und in den Dardanellen ihr den Durchgang verweigerte, bevor sie sich über ihre friedliche Bestimmung ausgewiesen hatte.

Gllida irrte viel auf dem Meere umher. Weithin in die Levante, in die fernen Gewässer der Tropenländer und der Passatwinde, brachte sie eben so willig Waizen aus Odessa und Smyrna, als Baumwolle aus Baltimore und Kaffe aus Rio de Janeiro. Sie war eine stolze Jungfrau auf dem Meere; man empfand jedoch einen gewissen Schauer bei dem Anblick der hohen Masten und des schwächigen Rumpfes aus den vorzüglichsten finnischen Föhren, die sich vor dem Sturme beugten, so daß die Spitzen der Raen die Wogen berührten. Gllida erhielt

sich jedoch auf hoher See, wenn manches andere Schiff seinem Herrn und Schöpfer danke, in einem Hafen ein Unterkommen finden zu können. Ich denke an sie, wie sie sich im Anfang Juni 1835 im Dwarfen \*) befand. Es war die schönste Zeit auf der See, denn die Nacht war hell wie der lichte Tag und von den Küsten und Schärengebieten fuhr über das Meer ein Frühlingshauch. Es war eine ihrer kleinsten Reisen, denn sie war mit Salz nach Helsingfors gegangen und begab sich nun zu den betriebsamen Handelshäfen Nottbottens. Der Dwarfen war von schäumendem Eis angepfropft, auf welchem sich die grauen Eebunde im Schein der Frühlingssonne in großen Schaaren zu wärmen schienen. Sechs Tage hintereinander war das Meer ruhig wie ein Spiegel, ein Segler nach dem andern kam aus dem Süden, wurde durch das Eis aufgehalten und lag mit schlafem Segel, ganz still, wie Enten, die ihr Haupt unter den Flügeln verbergen. Endlich gab es dort vierzig Segel von allen Nationen, jedoch am meisten Finnen und Schweden; Schaluppen eilten im Rudertact von Schiff zu Schiff; die Capitaine besuchten sich gegenseitig; der wachsame Franzose, der stolze Engländer, der durch Wind und Wetter gebräunte Amerikaner verschmähten nicht den Thobdy der finnischen Kajüten und luden dagegen auf Grog und Liqueure ein. Endlich erhob sich ein starker Südwestwind, der die Wogen schäumend gegen die krachenden Eisküste trieb. Die meisten der vierzig Fahrzeuge fanden es gerathen noch einen oder ein Paar Tage zu kreuzen, bis das Eis sich zerstreut hätte, Ellida aber hatte Eile, sie hatte den Hafen ihrer Heimath drei Jahre lang nicht gesehen und wollte nun anreisen. Sie wagte was niemand wagte; sie kleidete ihre schlanken Masten von der Spitze bis zum Verdeck hinab weiß, nahm einen Anlauf und stürzte mit ihrem Kupferbug in ledern Sprunge gegen die trohenden Eismassen. Dreimal mußte sie wieder umkehren, dreimal suchte sie wieder den schwächsten Punct ihres Gegners und lief gegen ihn Sturm und jedesmal erhielt sie Stöße, daß alle Fugen krachten und alle Segelstangen bebten. An Bord befanden sich drei Studenten; einer derselben war sehr jung; er war mit kindlicher Lust auf die Braunkänge gelleitert und bei jedem Anlauf und Kampf pochte sein Herz vor Freude und er recitirte den Wogen und dem Winde »Frithiof auf dem Meere«; — es war die Zeit, wo die Frithiofsage noch das höchste und beste war, was man kannte.

Wie ein Warden flog  
Er zur Mastespiß,  
Und da saß er hoch,  
Sah hinab vom Eiß.

---

\*) Die engste Stelle des bottenischen Meerbusens.

Wie ein loses Eiland bereit  
Schwimmend sich ein Walfisch ans,  
Und ein widrig Trollpaar reitet  
Auf ihm in der Wogen Graus:  
Heiß im Schneepelz, den er trägt,  
Gleich dem Eisbär an Gestalt;  
Horn mit Schwingen, die er schläget,  
Wie der Sturmar mit Gewalt.

«Nun, Ellida, gilt es!  
Sehn laß, ob du birgest  
Muth in eisenfester,  
Wibiger Eichenbrust.  
Lausch auf meine Stimme,  
Bist du Göttertochter;  
Mit dem Kupfertiele  
Stoß den Zaubertal!»

Und Ellida hört  
Des Gebieters Stimm'  
Und sie springt und fährt  
Auf den Wal mit Grimm \*).

Ah, es war eine Freude in dem rauschenden Sturm auf der hohen Spitze des großen Rastes, welcher unter den Eißsen und dem Krachen des Schiffes weite Bogen in der Luft beschrieb und bisweilen nahe daran zu sein schien, in dem Schäume der Wogen unterzusinken. Und das dritte mal beugte sich das Eis und senkte am Bug seine weiße Fläche und die salzgrüne Woge überspülte und verschlang es und in dem Raste, wie das Schiff vorwärts drang, kam in seinem Kielwasser eine schwebende Furche voll zersehelter Eiskügel zum Vorschein, die sich auf die Oberfläche des Wassers erhoben, weißlich schimmerten, zusammenschlugen und wie zuvor ein Eisfeld bildeten, aus dessen Lücken die grauen Köpfe der Seehunde neugierig hervorguckten und wiederum verschwanden. Ellida aber flog siegreich hindurch, gewann die offene See und ging bald darauf mit einigen Schrammen am Bug an der Küste der Heimath vor Anker.

Dieses so stolze, so schöne und so feste Schiff wurde dennoch endlich so unglücklich! Seine Geschichte gleicht der mancher schönen und unglücklichen Frau, die auf der Höhe ihres Glanzes ein Leben voller Sieg und Liebe in dem plötzlichen Schatten eines augenblicklichen Todes beschließt.

---

\*) Frithiofsage, Gesang X. nach der Uebersetzung von G. Rohlfke.

Ellida war von den geschicktesten Meistern und Zimmerleuten Abbotts niens aus dem vorzüglichsten Holze nach einem ausgezeichneten Plane gebaut. Im Frühling des Jahres 1828 lief es vom Stapel, begrüßt von zahlreichen Leuten und dem Hurrahruf vieler hunderte von Zuschauern. Aber schon damals gab ein Umstand Veranlassung zu düstern Prophezeiungen. Alles war mit großer Sorgfalt vorbereitet, der Stapel war rein, die Rinnen mit der feinsten Seife geschmiert und die Stützen fortgenommen. Das Keilen begann, zum ersten, zweiten und dritten mal; das schöne Schiff rührte sich langsam und majestätisch die geneigte Ebene hinab; Jubelrufe flogen gegen das Gerölle empor und alle Herzen klopfen... da blieb das Schiff plötzlich und unerklärlicher Weise mitten auf seiner Bahn auf dem Stapel stehen... und so wunderbar schien dieses Ereigniß — das erste, welches dem Baumeister der Ellida, der so manche Schiffe zuvor gebaut hatte, zufließ — daß einige behaupteten, es müßte unten am Kiel von böswilliger Hand ein Nagel eingeschlagen sein. Es war jedoch nicht so. Nach einer Arbeit von vierundzwanzig Stunden und nachdem manche ferne Gäste mißvergnügt fortgerafft waren, ward das Fahrzeug flott und fuhr ohne weiteren Unfall stolz auf die Wogen hinab. Der Volksglaube aber sagte, daß es dort schon im Anfang spulte und nicht ohne Mühe wurde die erste Besatzung des Schiffes geworden.

Darauf segelte Ellida neun Jahre, zwar nicht mit besonderem Gewinn, jedoch sonst glücklich. Im Frühjahr 1837 wurde das Schiff aufs Neue umgebaut und mit besonderer Sorgfalt ausgerüstet. Es wurde nun von seinem vierten Schiffer geföhrt, der 28 Jahr alt, rasch, kühn, geschickt und seit seiner Kindheit ans Meer gewöhnt war. Die Besatzung bildeten vierzehn Mann, ansesuchte Leute, alle jung — nur einer oder zwei hatten mehr als fünf und dreißig Jahre gesehen, und einer hatte, gleich dem Schiffer, daheim eine junge Frau zurückgelassen. Sie hatte ein so stolzes Schiff, nie eine so rasche Besatzung den Hafen verlassen. Ellida ging mit Planken nach Hull, von dort nach Scheels und dann mit Steinkohlen nach Marseille, zu gleicher Zeit und mit gleicher Ladung wie ein Fahrzeug aus Wasa. Es war gegen Ende des August, wenn die Nächte dunkel werden. Beide Fahrzeuge verschwanden. Von dem Unglücksgefährten der Ellida meldete ein Gerücht, in einer stürmischen Nacht habe ein Holländer ein unbekanntes Fahrzeug übersegelt, welches fast augenblicklich untergesunken wäre; vorher wäre aber ein Mann auf das Bugspriet des sinkenden Fahrzeuges gesprungen und hätte englisch ausgerufen: «Ich bin der Capitain K. von Wasa; grüßt meine Frau!» — worauf er sammt dem Schiffe in den Wogen begraben wurde. Von Ellida aber hörte man nicht das geringste. Monate und Jahre vergingen; die Rheder correspondirten nach allen bekannten Häfen, am Canal



und am atlantischen Ocean. Vergebens, keine Spur; Ellida war ungesehen, ungelant, aber nicht unbeweint mit ihrer Ladung in die Finsterniß der Nacht und in die Tiefe des Meeres gesunken und als ein Jahr vergangen war, da läutete man in der Vaterstadt die Glocken für fünfzehn Männer, die in der Blüthe ihrer Jugend in dem großen gemeinsamen Grabe der Seelente — in dem blauen Ocean begraben worden waren.

Im Jahre 1830 in der Mitte des Juni ging, wenn ich mich recht besinne, Ellida mit einer Ladung Salz nach Uleaborg. Der Preis dieser Ladung, — mit oder ohne Abzug — betrug 11,600 Reichsthaler «schwedisches Reichsgeld», und diese Summe sollte daan an die Heber geschickt werden. Sie auf der Post zu versichern hätte 55 Reichsthaler in entsprechender russischer Münze ausgemacht und diese Ausgabe glaubte der Commissionair ersparen zu können. Er sah sich deshalb nach einem Reisenden um, der es übernehmen würde, das Geld mitzunehmen.

Unter der Schuljugend, die zu der Zeit in ihre Heimath zurückkehrte, war ein stiller träumerischer Knabe von 12 Jahren, der mit Ellida's Hebern nahe verwandt war. Ihm wurde der dicke Packer von Bancozetteln anvertraut, von denen einige abgenutzt und zusammengekümmert, andere so rein und fein waren als hätten sie so eben erst das Tageslicht erblickt. Wo sollte man nun das Geld am sichersten verwahren? Der hinten auf dem Courierkarren angebundene Mantelsack konnte leicht auf dem Wege von irgend einem Unglück betroffen werden. Dagegen war der feste graue Wadmalsrock mit seinen großen schwarzen Hornknöpfen ein sicheres Versteck. Das Futter wurde aufgetrennt und die Zettel hineingethan, da jedoch der ganze Packer zu dick war, wurden die Zettel über einen Theil der Innenseite des Wadmals ausgebreitet und das Futter darauf wieder zugenäht, so daß niemand es merken konnte.

Der Knabe fuhr nun von Schätzen umgeben und dennoch so ärmlich in seinem Wadmalsrock auf seinem schwanke Karren, von seinem eignen Pferde gezogen mit dem Knechte seines Vaters als Kutscher. Fünf tausend Thaler, welch' ein unermesslicher Schatz in seinen Augen. Man weiß welch' allgemeinen Respect der Reichsthaler genoß, weit mehr als die fast dreifach theureren Münzen in unseren Tagen. «Das würde ich nicht für hundert Reichsthaler thun» war eine Redensart, durch die man ausdrücken wollte, daß die Schätze der ganzen Welt den Redner nicht locken könnten. Und nun gar eilftausend! Was würde ich mit ihnen anfangen, wenn sie mein wären? dachte der Kleine. Ich würde mit ein Schloß aus Silber und Gold bauen; dort würden alle Arme Nahrung finden; dort würde ich eine große Bibliothek der schönsten Märchenbücher, im Sommer einen Garten mit den schönsten Früchten, im Winter eine Eispalast und darin einen himmelhohen Kutschberg anlegen; dort würde es die schönsten stahlblauen Schlittschuhe, die geschmeidigsten, mit Perlmutter

ausgelegten Schneeschuh, die elastischsten, mit Goldfäden gestickten Bälle geben und... ja, wer kann alle die schönen Dinge aufzählen, welche dieses Schloß enthalten würde!

Unterdessen schien die Sommer Sonne heiß auf den staubigen Weg, ringsum summten die Bremsen und der alte Gaul ließ es sich eben nicht angelegen sein, zu rasch in der Mittagshize einherzutrabem, dem Kleinen wurde es in seinem Wadmalsrock allzuwarm, er zog ihn aus und hing ihn hinter sich über den Chaisenförd und schlief ein.

Einige Zeit darauf erwachte er, weil das Pferd Halt machte. Man war zu einem Gatterthor gekommen und der Knecht saß ebenfalls nickend und schlafend da. Der Kleine erhob sich in dem Karren. Ohne davon zu wissen, hatte er den Mantel, der neben seinem Rocke lag, angezogen. Er hatte einen bösen Traum gehabt; Räuber mit langen Bärten, schrecklichen Dolchen und Federn auf den Mützen hatten den Karren angefallen und seinen Schatz, seine goldenen Paläste, seine Schneeschuh aus Perlmutter und seine Bälle aus Gold geraubt. Er sah sich nach seinem Rocke um — fort war er, wirklich in der That fort! Er sprang herab, durchsuchte den Karren, er lief mit Herzensangst ein großes Stück des Weges zurück. Kein Rock! Fort war die ganze Salzladung der Ellida! Fort die eilftausend — geraubt, geplündert, gestohlen, sei es von den Zaubergeistern des Waldes oder den Kinalbos der Bergschluchten — denn daß sein Schatz einfach und alltäglich hatte verschwinden können, indem er von der Lehne des Chaisenfördes herabglitt, das konnte der Kleine durchaus nicht glauben.

Da stand er nun und ließ die Arme sinken. Vorher war er ein wichtiger Mann gewesen. Auf jeder Station, wo man ausruhte, hatte er so bedeutungsvoll um sich geblickt, als müßte es die ganze Welt wissen, was für ein Mann er und wie er seine eilftausend werth wäre. Er hatte gedacht: «dieses Dorf da könnte ich kaufen, wie es geht und steht», und er sprach in solchen Rathseln, daß der Knecht Andreas sich wunderte. Nun kam aber die Wahrheit zum Vorschein. Nun mußte Andreas an seinem Kummer Theil haben. Es war ein merkwürdiger Augenblick! Andreas fuhr mit der Hand in sein buschiges Haar; darauf nahm er eine neue Portion Kautabak aus der Tasche, richtete das Geschirr besser auf dem Rücken des Pferdes, endlich öffnete er seinen Mund, redete und sprach: «Ich glaube, wir müssen umkehren!»

Ja, was sollte man machen? Man kehrte um.

— Nicht als wenn ich die Summe nicht bezahlen könnte, wenn ich größer werde», sagte der Knabe mit dem vollen reinen Glauben der Kindheit. — Peter Mannelin, den wir in der Schule Fridolin nennen, hat in einem Halbjahre sechs Reichsthaler durch Schnellkugeln verdient. Ich kann Fließbögen so gut wie irgend ein anderer von halbtrocknem

Wacholder machen und verkaufe ich sie, so bekomme ich 24 Schilling für das Stück.

Andreas antwortete nichts, begann aber bei sich zu rechnen. Endlich war er fertig und sagte: «Zweiundzwanzig Flügldgen, das beträgt mehr als ein Tagewerk.»

— Außerdem, fuhr der Kleine fort, kenne ich eine Wiese, wo ein Schatz verborgen liegt; ich habe in der Johannisnacht das Drachsenfeuer dort brennen sehen. Nein, siehst du, Andreas, ich bin nicht bange, daß ich das Geld nicht bezahlen kann, aber es ist doch eine Schande heimzukehren, ohne das zu haben, was man haben sollte.

So fuhren sie ein gutes Stück zurück und kamen zu einem Hofe; Andreas ging hinein um zu fragen, ob jemand einen grauen Rock gesehen hätte. «Nein», war die Antwort; «aber es ist kein Viertelstündchen her, als ein wandernder Gesell hier vorbeizog; er hatte etwas auf dem Arm, was wie grauer Batmal aussah.»

Sofort setzte man dem Gesellen nach. Es dauerte nicht lange, so holte man ihn ein. «Richtig, da trägt er meinen Rock.» Fehlgeschossen. Es war ein Bündel alter Kleider. Dennoch wurde der Gesell mit Fragen nach einem grauen Rock angegangen. «Ein Rock! wiederholte er. So eben sah ich ein altes Weib waldeinwärts gehen, die einen grauen Rock auf ihrem Arme trug. Gnädige Herren, erbarnt euch eines wandernden Künstlers und schenkt ihm einen kleinen Reisepfennig.»

Andreas und der Knabe eilten dem alten Weibe nach und erreichten sie bei einer Frohnstelle im Walde. «Siehst Du, da trägt sie meinen Rock!» — Fehlgeschossen. Es war ihres Mannes Sonntagrock, den sie von dem Gemeindegewerker geholt hatte. Das Weib wurde wie der Gesell angehalten und antwortete verdrießlich: «Habt ihr etwas verloren, so laßt es in der Kirche abverkündigen und beunruhigt nicht ehrliche Leute.»

«Weißt Du Andreas, sagte der Knabe, dies ist gewiß das Klügste, was wir thun können. Der Pfarrhof ist nicht weit; laß uns dahin fahren und dort bekantmachen, daß derjenige, der einen Rock mit eilftausend Reichthalern im Futter gefunden habe, so gut sein soll, denselben dem Probst abzuliefern.»

«Das thun wir, sagte Andreas, und der Saul, der an dem Nachmittage sich schon über die Gebühr angegriffen hatte, erhielt eine deutliche Weisung noch ferner sein Bestes zu thun. Doch war es nicht so leicht nach dem Pfarrhof zu kommen; es war bis dahin noch eine gute Meile und außerdem ein holpriger Nebenweg; fast eine halbe Meile fuhr man irre und so kam man erst spät Abends an. Zu allem Glück war es eine solche Zeit im Jahre, wo alle Menschen noch wach sind; die Reisenden wurden freundlich aufgenommen und der unglückliche Träger von Ulida's Ladung begann bereits auf der Treppe mit Erdäpfeln und Ber-

legenheit sein Mißgeschick zu erzählen, das allgemeine Befürzung erregte. Schon gab der Probst zweien seiner raschesten Kerle Befehl auf Nachsührung auszureiten, seine Frau weinte aus Mitleid, die lebenswürdigen Töchter thaten desgleichen und alle suchten den armen Jungen zu trösten, als plötzlich, nachdem man in den Saal getreten war und den Mantel abgelegt hatte, die jüngste der Töchter ausrief: «Er hat ja den Rock am Leibe!»

Der arme Junge — es bligte und schwindelte vor seinen Augen, er wollte vor Scham in die Erde sinken. Der Rock, nach welchem er einen halben Tag auf einer Strecke von mehreren Meilen gesucht hatte, der Rock, um dessen Willen er alte Weiber, Gesellen und Probsts demurrirt hatte, mit einem Worte Ellida's Salzladung — hatte er am Leibe. Er hatte durch sein Träumen aufgeschreckt denselben im Schlafe angezogen und den Mantel darüber zugeknöpft — und nun stand er da wie ein Narr, gar frühzeitig von seiner lebhaften Phantasie betrogen. Nun hatten die Töchter des Probsts neue Nähe seine herabrollenden Thränen zu trocken, er blieb zur Nacht im Pfarrhause, wo man ihn wie ein Kind des Hauses pflegte, und reiste am folgenden Morgen weiter mit dem Vorsatz nie — wenigstens viele Jahre nicht — ein Wort von der Salzladung Ellida's zu sprechen.

Das Geld brachte er aber richtig an Ort und Stelle und erhielt zur Belohnung die unerhörte Summe von zehn Reichsthalern Banco. Die Zeit aber lehrte ihm so wie manchem anderen, die Flügel der Phantasie zu zügeln, wenn sie über die Gränzen der Wirklichkeit zu sehr hinauswinkeln... doch nicht wie manchem anderen, ihrem Fluge für immer Einhalt zu thun.



## Herr Nigél auf der Eisenbahn.

Noch eine rührende Geschichte unserer Zeit,

von Dr. —j.

Herr Nigél ist wieder da. Charmant. Es ist ein schöner Mai-Sonntagmorgen und die Constellation diesmal günstig. Weder ist Herr Murchel auf dem Clubb, noch Madame verhindert; zu beiden ist es noch zu früh. Wir sehen den Rathsherrn schon ganz festlich angekleidet in der Werkstat auf- und abgehen, sich bald vergnüglich die Hände reichend, bald ungeduldig an der Nebenthür klopfend, aber Madame ist nicht gewohnt früh aufzusehen, und von den Erfordernissen einer Residenztoilette hat der Provinziale keinen Begriff. Und doch kann er den Augenblick nicht erwarten, die Eisenbahn zu besehen und zu befahren, die Eisenbahn, die ihn trotz des bedeutenden Gegengewichtes seiner Ehehälfte, so mächtig angezogen hat, und die den Vortheil besitzt, keinen Reisepass zu haben.

Madame Murchel erscheint im modischen Zigarettekleide, die Ferronière auf der Stirn. Sie ist reizend, wenigstens sagt's der Rathsherr.

Murchel selbst ist noch verschlafen und ziemlich verdrießlich; er klagt über sein gestriges Malheur im Boston und der Lehrjunge hat verweinte Augen. Während des Kaffeetrinkens erzählt Herr Nigél Neues aus N. und sieht oft nach der Uhr; aber man wartet auf den Altgesellen, der mit von der Partie sein soll. Endlich kommt der Ersehnte. Madame will noch zuvor den Kleinen anlegen, und Herr Nigél läßt sich den steigenfarbenen Rock ausbürsten und die Bänder an den Schuhen festziehen, während er singt: Frisch auf, Kameraden &c. Der Sitte nachkommend, hat er schöne hirschlederne Handschuhe angelegt und läßt es sich nicht nehmen, Madame am Arme zu führen; Friz geht an seiner Hand; Murchel und der Altgesell sprechen von ledernen Sachen.

Man ist angelangt, man sitzt bereits zwei Stunden; der Zug geht erst um 1 Uhr ab. Herr Nigél ist zufrieden, daß er sitzt, nur findet er, daß die Bänke etwas eng sind, denn sein Bauch ruht dem Gegenüber auf den Knien und dem kleinen Friz, den man mit eingeschmuggelt, muß er ein Bein zum Sitz einräumen. Er ist überaus munter und sagt der neben ihm sitzenden Madame Murchel die charmantesten Dinge von der Welt. Er scherzt über seine verunglückte letzte Fahrt und über sein Pech im Theater (Madame rümpft die Nase), wiederholt, daß Madame aus der Krankheit wie ein

Phänix aus der Asche schöner hervorgegangen sei und vergift dabei auch seine Frau Liebe nicht, an der er nichts auszusetzen hat, als daß sie ihm zuweilen sehr zusetzt. Dann macht er der Madame ein Compliment über den artigen Fritz, der beschäftigt ist, den Generalmarsch auf seinem Bauch zu trommeln und einen Knopf von seinem Rock abzdrehen; seinen Freund Murchel kann er nicht genug herausstreichen, obgleich er gesteht, daß derselbe in der Schule ein mürrischer Kopfhänger gewesen sei. Fritz wird indessen ungeduldig und Herr Nigel fängt in jugendlichem Uebermuth zu trampeln an, wie ein Rhinoceros und bemerkt garnicht, wie der unglückliche Lastträger gegenüber schmerzhaft das Gesicht verzieht. Murchel und der Altgefell sprechen von ledernen Sachen.

Da fährt der Wagenzug hin. Die Gegenstände fliegen blüßschnell vorüber, die Menschen sind kaum zu erkennen, Landstraßen und Bäche werden durchschnitten, Dörfer erscheinen und verschwinden, wie die Windsbraut samst der lange Zug auf dem Damme hin. Der Rathsherr ist außer sich. «Bravo!» ruft er, «herrlich! prächtig!» Man hätte ihn nur hühnen sollen, den Rathsherrn, wie er so etwas nie geglaubt habe und wie fabelhaft ihm das Ganze vorkomme und wie schwer es ihm fallen müsse, seinen Mitbürgern in R. einen richtigen Begriff von dem Bau und der Kraft der Maschinen zu geben. Er will zeigen, daß Madame's Angst ungegründet ist, und bückt sich weit hinüber. «Halt, halt! mein Hut, mein Hut! Conducateur, laßt anhalten, mein Hut ist gefallen!» — Ein allgemeines Gelächter ist der einzige Erfolg aller seiner Anstrengungen; man bedeutet ihm das Unpassende seiner Forderung und bittet ihn, sich in das Unvermeidliche zu fügen. Wer den Schaden hat, braucht für Spott nicht zu sorgen. Madame kichert hinter ihrem Schnupstuch, Fritz esticht ihn aus, die übrige Gesellschaft menagirt sich auch wenig. Murchel verliert durch sein unanständiges Lachen sehr viel in des Rathsherrn Augen, und den Altgefallen hat er nie sehr geachtet. Erst als man ihm Hoffnung macht, auf der Station eine Kopfbedeckung zu finden, beruhigt er sich einigermaßen, obgleich der Hut 8 Rubel gekostet hat und die Sonne stehend brennt.

Auf der Station ist zwar alles ausgezeichnet schön, aber eben so theuer; man beschließt in Zarstoe zu essen. Glücklicherweise leihet der Wirth eine Kutsche, die zwar nicht neu ist, auch nicht modern, auch mehr für einen Kinder- als für einen Rathsherrn-Kopf gemacht, aber es ist doch eine Kopfbedeckung, und darum handelt es sich. In Zarstoe angelangt, bewundert Herr Nigel das großartige Schloß, die Kirchen, den Park, besonders auch die Keinnlichkeit in den schnurgraden Straßen und versichert, daß die Rathsstube in R. nicht halb so sauber gehalten werde, als hier die Straßen. Doch der Hunger treibt sie ins Gasthaus. Schinken und harte Eier sind zwar ein einfaches Mahl, aber der Rathsherr wärzt es

durch seine gute Laune, er ist unerschöpflich in Anekdoten und Späßen, die zwar eben so alt sind, als die Eier, und nicht deilfater als der Schinken, aber wenn man den Rathsherrn lachen sieht, muß man unwillkürlich mitlachen, und der Rathsherr lacht in einem fort über das, was er erzählt. Kaffee und Punsch steigern die Fröhlichkeit dermaßen, daß sich der Wirth den Spectakel verbittet. Also bricht die Gesellschaft auf. Madame steckt die übrigen Zuckertüde zu sich, Fritz leckt die Schmandtanne und die Zitronenscheiben der Punschgläser aus, und Herr Rigel bindet sich von neuem die Mütze mit seinem Schnupftuch auf dem Kopfe fest und macht Wiße auf sich selbst. Im Parke setzen sie den Lärm fort. Sie tummeln und wälzen sich auf dem Grase herum, wie junge Wölfe, wobei sich Fritz die Hosen zerreißt, und der Rathsherr (wom Leder zieht). Fritz wirft ihm einen großen Schnupfballen auf den Bauch und der Gesell schießt seinen Meister in den Graben. Madame knackt Mütze. Alles ist kreuzfidel. Nachher besehen sie die Merkwürdigkeiten Zarstoe's, die großen Anlagen, besonders die Viehkälte, wo Herr Rigel sich recht zu Hause fühlt, denn er spricht viel über Viehzucht und Stallfütterung und kann sich kaum trennen von diesen ungeheuren Ochsen, wie er sie selbst in seiner an Ochsen so reichen Waterstadt nie gesehen hat. — Als man sich nun sattfam überall umgesehen, denkt man an die Rückkehr und bemerkt mit Verdruß, daß man sich am entgegengesetzten Ende der Stadt befindet. Herrn Murchel's Uhr zeigt 6; es ist noch eine Stunde Zeit bis zur Abfahrt. Aber der Weg zieht sich in die Länge. Fritz muß abwechselnd getragen werden, und Madame ruht alle Augenblicke aus. Die gute Laune macht nach und nach einer gewissen Unruhe Platz; der Gedanke, den Augenblick der Abfahrt versäumen zu können, hat etwas unheimliches, und wir sehen die Karawane ihre Schritte verdoppeln. Voran Herr Murchel, seine Frau am Schlepptau nachziehend, dann der Altgesell, des Rathsherrn Rock und Mütze tragend, zuletzt dieser selbst, Fritz auf den Schultern, leuchend, schweigend und zur Eile antreibend.

Da liegt sie endlich vor ihnen, die Eisenbahn, eine dicke Rauchsäule wirbelt zum bewölkten Himmel, ein Glockenton läßt sich hören. Noch liegt ein Feld zwischen den Gleisen und ihrem Ziele, und sie beschließen, den großen Weg zu verlassen und die Fläche zu durchschneiden, um einen Vorsprung zu gewinnen. Aber der feuchte Boden unter ihnen gibt nach und sie bemerken mit Schrecken, daß sie sich auf einem Moorgrund befinden. Am übelsten ist unser armer Rathsherr daran; eigne Körperfülle und die fremde Last dazu drücken furchtbar auf den unsichern Boden und nicht lange wahr't's, so hält ein Angstgeschrei die flüchtige Gesellschaft auf. Herr Rigel ist über die Knie in den Moor gesunken und Fritz liegt mit der Nase drin. Der Gesell hebt diesen auf, während jener mit vieler Mühe und Verlust eines Schuhs wieder auf die Beine kommt.

Wer für keinen Preis setzt er diesen gefährlichen Weg fort, er beschließt umzukehren, denn nur im Trocknen kann er sich auf seine Beine verlassen. — Horch! die Glocke thut zum zweiten male. «Und die Angst besüßelt den eilenden Fuß.» Herr Nigal steigt mehr, als er geht, er achtet nicht auf die ihm begegnenden Menschen, die mit Staunen dem dicken, rothen, schweißstriefenden, halbentblößten Manne nachblicken. Da ist er, Gott Lob! Eben haben Murchels ihre Plätze eingenommen und winken ihm ängstlich zu. Er ist da, aber nur mit der größten Anstrengung hält er sich noch auf den Füßen. Man fordert ihm sein Billet ab, es ist in der Rocktasche geblieben; der Altgefell soll es auffuchen. Horch! die gelende Pfeife ertönt. Adieu! Hin saust wieder der lange Wagenzug hinter der ächzenden Maschine. Die Zurückgebliebenen, Bewohner Zarskoes und der Station, haben einen Kreis gebildet um eine Erscheinung, die sie halb lächelnd, halb bedauernd betrachten. Ein dicker Mann liegt fast ohnmächtig auf einem Stahle, er ist ohne Rock und Hut, hat nur einen Schuh an, und die Panting-Hosen sind mit Moor überzogen, er dampft von Schweiß, athmet schwer und mit geschlossenen Augen, mit niederhangendem Kopf und Armen. Die ganze Figur trägt das Gepräge der größten Erschöpfung. — «Wer ist der Mensch?» fragt man, «wo kommt er her? — «Er hat die Abfahrt versäumt und muß nun bis morgen warten», antworten andere. Uebrigens stößt sein Zustand Besorgniß ein. Ein Menschenfreund befürchtet einen Schlagfluß und ruft nach einem Arzt. Es ist natürlich keiner da. Ein gelehrter Laie besinnt sich glücklicherweise auf ein gutes Heilmittel; ein großer Eimer Wasser wird dem Ohnmächtigen über den Kopf gestürzt. Er springt auf, die glanzlosen Augen beleben sich und er begreift endlich das Entsetzliche seiner Lage. Mit Hülfe eines Dolmetschers erzählt er den theilnehmenden Leuten seinen Unfall. Aber man lacht ihn aus, man findet ihn und seine Lage possierlich; der Menschenfreund und der gelehrte Laie, beide brechen ihm lächelnd den Rücken. Da steht er nun, unser armer, dicker Rathsherr, triefend vom Sturzbad und zitternd vor Kälte; — in der Ferne sieht man noch einen blassen Rauchstreifen und «unter Larven die einzige, fühlende Brust.» Der Wirth fährt ihn in ein Hinterstübchen und überläßt ihn da einer Tasse Thee und seinen trüben Gedanken. Er hat ihm einen alten Mantel übergeworfen und versprochen, ihm einen Bauer zu besorgen, der ihn noch heute auf einem Karren nach der Stadt zurückbringe, denn der Rathsherr will auf jeden Fall nach Petersburg, und müßte er den Weg zu Fuß zurücklegen. Er ist sehr niedergeschlagen, er verwünscht seinen dicken Bauch, der ihn verhinderte, den Murchels über den Moor zu folgen; hätte der verwünschte Gesell nur seinen Rock zurückgelassen, er könnte sich doch erwärmen, aber so trinkt er schon die zehnte Tasse und noch immer klappern ihm die Zähne.



Es ist 10 Uhr. Ein Karren steht vor der Thür; ein Bauer hat sich erboten, den Rathsherrn nach Petersburg zu schaffen, und borgt ihm noch seinen Schafpelz, denn der Mantel muß zurückgelassen werden. Der Pelz ist aber viel zu eng für des Reisenden Corpulenz. Herr Nigél hat sich auf das Strohband niedergestreckt und mit dem Pelz bedeckt. Er beklagt sich gar nicht mehr über den Dunstkreis seines Fuhrwerks, der eine edle Bestimmung verráth; der Bauer riecht sehr nach Branntwein und das Pferd hinkt auf 3 Füßen. Was sind diese Unannehmlichkeiten gegen das, was er erlebt hat, der Rathsherr; er kann nur mitleidig lächeln, klagen kann er nicht, — er resignirt. Das Wetter hat sich sehr verändert, es stürmt und regnet stark, es ist hochfinster geworden und der Phaeton ist eingeschlafen. Krach! da liegt der Wagen im Graben, aber Gottlob, nur ein Rad ist gebrochen, der Reisende ist mit geschundenem Gesichte und verblauter Hand davongekommen; der Bauer ist nicht zu erwecken, er will im Graben seinen Kausch ausschlafen. Mit schwerem Herzen trennt Herr Nigél sich von Pelz und Fuhrwerk und verfolgt den Weg nach der Stadt. Durchnäster als er war, kann er doch nicht werden und wäre er nicht ohne Schuh, er würde rascher als bisher vorwärts kommen. Horch! sein guter Genius führt eine Kutsche desselben Weges, und der Bedientensitz ist leer. Der Rathsherr setzt seine rathsherrliche Würde hintenan und schwingt sich — was thut Verzweiflung nicht — wie ein Völkiger hinauf. Jetzt athmet er freier, er sitzt bequem und in weniger als einer Stunde muß er die Stadt erreichen. Nach einer Weile aber gehen die Pferde langsamer und gehorchen nicht mehr der Peitsche des Kutschers; endlich stehen sie. Der Kutscher springt ab, und als er hinten die wahre Ursache der Langsamkeit seiner sonst regen Pferde erkennt, überschüttet er den Rathsherrn mit Schimpfworten und Peitschenhieben, daß dem Armen Hören und Sehen vergeht. Er ist gezwungen, den Rest des Weges auf seinem eignen Fuhrwerk zu machen, das zwar geschwächt ist, aber kein Rad zu brechen hat und keinen verführerischen Bedientensitz. Und das Fuhrwerk bringt ihn denn auch glücklich, wenn auch langsam, zur Stadt; die Schildwache ruft zwar, läßt ihn aber doch passieren; nur ein Budoischnik macht Jagd auf ihn, der ihn für einen aus dem Zollhause oder Gefängnisse Entsprungenen hält. Aber mit der Schnelligkeit der Gazelle springt der Geängstigte in die nächste Gasse und erreicht nach manchem Kreuz- und Querzügen die erschnte Gartenstraße. — Am Mittage nach dieser Schreckensnacht sah man die Droschke des Dr. F. vor Murchels Wohnung; ein Feldscheer mit Schnepfer und Aderlaßbinde trat eben aus der Thür.

## Aus den „Reiseerinnerungen von Alexander Castrén.“

(Reisen in Lappland, Karelien, dem nördlichen Rußland und Sibirien in den Jahren 1838—44).

### Kawasakka. — Der Polarkreis.

Bald nach meiner Abreise hatte auch ein anderer Alumnus der Alexander-Universität, Mag. Blank, Lappland zu naturwissenschaftlichen Zwecken zu besuchen und seine Reise in unserer Gesellschaft zu unternehmen beschlossen. Außerdem traf es sich, daß ein Pastor, Namens Durchman, von dem Domkapitel zu Åbo die Weisung erhielt, sich um dieselbe Zeit nach Enare-Lappmarken zu begeben, um daselbst die Seelsorge zu übernehmen. Wir trafen alle kurz vor Johannis in Torneå, welches Chrström's Aufenthaltsort war, zusammen, machten hier einen gemeinsamen Reiseplan und traten unsere lappländische Reise am 13. Juni an.

Einige Meilen oberhalb der Stadt Torneå erhebt sich der berühmte Berg Kawasakka, auf welchem sich Reisende von Osten und Westen alle Jahr zu versammeln pflegen, um die Johannis-Sonne zu sehen. Von einem jungen Deutschen begleitet, kletterten auch wir den hohen Berg hinauf und erreichten seine Spitze präcise mit dem Schlage 12 \*). Hier fanden wir einige der Herren und Damen der Stadt versammelt, einen holländischen Professor, Akkersdyk, der, wie es schien, hergekommen war, um seine Uhr zu stellen; eine Schaar, die antakaa lantti (gib einen Glanz [Kupfermünze]) rief, endlich einen Haufen Männer und Weiber, die um ein großes Feuer gelagert waren. Nachdem die ersteren davongezogen waren und wir uns Friede von den letzteren erkaufte hatten, gestellten wir uns zu den letztgenannten und nun erst zeigte sich das Gemälde, wie es sein sollte. Die Stelle oben hat selbst nichts schönes, die Umgebung um so mehr. Der große Torneå-Fluß und Tengelsjoki, die sich hart an dem Fuße des Berges vereinigen, ihre Ufer, die mit hübschen Dörfern und Häusern geschmückt sind, zwei Kirchen, Matarängi auf der schwedischen, Allkula auf der finnischen Seite und der von hohen Bergen begränzte Horizont — dies ist die Umgebung des berühmten Berges. Denke dir unsere kleine Gesellschaft mit einigen Flaschen im

---

\*) Das Nachfolgende ist zum größeren Theil ein Auszug aus Chrström's Tagebuch; s. das Helsingforsker Morgenblatt, 1838, N<sup>o</sup> 84. 86.

Kreise, die jungen Kerle, wie sie Steine von einem hohen Felsen hinabrollten, die Mädchen um das Feuer herum plaudernd u. s. w., denke dir dieses Gemälde von einer hellen Mittsommersonne beleuchtet und du hast ein Schattenbild unserer Johannisnacht auf dem Aawa sakka.

Unser Ausbruch war das Signal zu einem allgemeinen Ausbruche. Angenehm war es, die lange Reihe zu sehen, welche den sich schlängelnden Bergpfad hinabkletterte. Sie folgte uns bis zum Ufer und an den Fluß; die Mädchen sangen ihre Lieder, und als wir uns von unserer Gesellschaft trennten, war die Uhr bereits 4. Unser Deutscher war außer sich vor Entzücken. «Herrlich, schön, wunderschön!» rief er bei jedem Schritte aus. Alles schien ihm so interessant, so merkwürdig; und als wir auf der Station saßen, steckte er ein Stück Brot (es war das in dieser Gegend gebräuchliche Kornbrot) in die Tasche und sagte, daß er nach seiner Heimkunft nach Lübeck seinen Freunden zeigen würde, wie man in Lappmarken isst.

Der folgende Tag verging mit einem Besuch der Kirche Aikkula und des Berges Luppjo, der ein merkwürdiges Spiel der Natur ist, ein wahrhaftes Bergschloß mit senkrechten Mauern, mit Treppen, Grotten, Gewölben aus rechteckigen Steinblöcken u. s. w. Wir konnten keine Auskunft über Sagen, welche diese Stelle betrafen erhalten, als ich aber während der Wanderung oben einen Wegweiser fragte: «onko tässä halliota?» (Gibt es hier einen Geist?) schien er bestürzt und antwortete flüsternd: «kyllähän se täällä on haltio» (Wohl gibt es hier einen Geist.)

Bei der Kirche Aikkula hört vor der Hand der Landweg auf und die Reise wird demnach auf Booten fortgesetzt. Die Ufer des Flusses und die Bäume auf denselben trugen tiefe Spuren von dem Durchzuge des Eises. Dieser soll mit einer schauerhaften Gewalt vor sich gehen und an einigen Stellen war das Wasser bis gegen drei Klafter über seine gegenwärtige Oberfläche gestiegen. Man hat hier die Bemerkung gemacht, daß die Flut (tulwa) sich an einen zwanzigjährigen Cyclus hält. So wird noch jetzt die Frühlingsflut des Jahres 1798 als sehr gefährlich geschildert, eben so die von 1818: jetzt (1838) war sie wiederum höher als gewöhnlich, jedoch nicht so verheerend, als die beiden vorhergehenden Male.

Den 25. um 11 Uhr Vormittags bemerkten wir eine deutliche Veränderung in unserer Umgebung. Die Höhen und Berge verschwanden, das Land wurde niedrig, es zeigten sich nur Sümpfe und Moos und an den Ufern fanden wir Gewächse, welche ausschließlich der Flora Lapplands angehören. Bäume gibt es hier in Menge, besonders Fichten, sie tragen jedoch das Gepräge des Alters, sie stehen moosbelleidet da und sehen so finster, so düster, so trauernd aus; siehst du diese weißen

Massen, weißt du, welche Rälte sie verbreiten? Und die Ursache dieser ganzen Veränderung? Wir passirten so eben den Polarcirkel.

So befanden wir uns nun innerhalb der natürlichen Gränzen Lapplands. Nach einem solchen Uebergang ins Reich der Rälte und der Nacht erwartet man kaum mehr ein Zeichen von Anbau. Nichts ist angenehmer, als in dieser Erwartung getäuscht zu werden. Ich kann deshalb nicht unterlassen, zwei Lichtpuncte in diesem Chaos namhaft zu machen.

Der eine ist das Haus des Directors G— in Lardola, 12 Meilen nördlich von Torneå, ein Haus, welches jedem Theil von Finnland zur Herde dienen würde. Dächer, Musikalien, Instrumente u. dergl. m., — nichts von allem dem, was eine feinere Bildung zum Bedürfnis des Menschen gemacht hat, wurde hier vermisst. Leider waren die Töchter nicht zu Hause; wir wurden dennoch mit Russl bewirthet, und bevor wir zu Bett gingen, hatten wir vom Fenster aus die Mitternachtssonne gesehen und einen neuen Tag begonnen.

Der andere Lichtpunct ist das Eisenwerk Kengis, noch weiter gegen Norden. Hier hat die Cultur vor mehr als 200 Jahren Wurzel gefaßt. Das Eisenwerk hat seine Privilegien von der Königin Christina seit dem Jahre 1637 und dauert noch jetzt mit unverminderter Kraft fort. Es bezieht sein Erz von dem Berge in der Nachbarschaft, hat früher auch Kupfer zu Tage gefördert und ist am Torneå-Fluß, gleich oberhalb seiner Bereinigung mit dem Muonio, in einer wilden, schönen Gegend belegen. Der Wasserfall ist einer der allgrößten, welche ich je gesehen, und soll auf einer Strecke von 1000 Ellen einen Sturz von 12 Fuß haben.

#### Sagen von dem Pälwidgeschlecht und Laurakainen.

Der Tag war regnig, als wir uns einschifften, und es ist minder angenehm an einem solchen Tage eine Reise zu beginnen, während welcher man auf 30 Meilen kein anderes Dach über seinem Haupte finden kann, als den dunkeln Himmel Lapplands, keine andere Feuerstelle, als die, welche für den Bedarf des Augenblicks aus einer Föhre bereitet wird, kein anderes Bett, als den feuchten Boden oder im besten Fall eine Gedragsklast. Der Gedanke an die Mühseligkeiten des nächsten Tages trug seiner Seite auch dazu bei, das Mißbehagen bei dem Beginn der Reise selbst zu erhöhen. Wir konnten mit dem besten Willen unsere schwerwärtigen Gefühle nicht überwinden, sondern saßen stumm und vertrießlich im Boot, jeder in seine besonderen Betrachtungen vertieft. Der Verfasser, der die Unannehmlichkeit hatte, etwas unbequem zu sitzen, interessirte sich dennoch insofern für das Allgemeine, als er nachzudenken begann, wozu all unser mitgenommenes Gepäd von Nutzen wäre. Dieses Gepäd war in der That sehr unbedeutend, aber für das Vergnügen ein Beliebt. Bl. 2ter Jahrg.

wenig bequemer zu sitzen, hätte ich für meinen Theil gern etwas von dem Proviant fortgegeben, welcher in 2 bis 3 Liebfund Brod, 5 Pfund Fleisch und eben so viel Fischen, 3 Kannen Branntwein, 5 Pfund Tabak u. s. w. bestand. Außerdem hatte ein jeder der Reisenden für seine Rechnung ein Ränzel von 15 Pfund Gewicht und einen Lappenpelz mitgenommen. Unter den letztgenannten Dingen schien mir besonders der Pelz ziemlich überflüssig zu sein, da der Rücken zu gleicher Zeit Kälte empfand und ich fand mich befugt, das lappische Kleidungsstück mir unzut thun. Meine hiedurch bewerkstelligte Verwandlung verbreitete einige Munterkeit in der Gesellschaft. Der Pelz hatte nur einen Ärmel, war an verschiedenen Stellen haarig, an andern enthaart und reichte kaum bis an die Knie, wo ein Paar mit Riemen um die Waden festgeschürte Stiefelschäfte ihren Anfang nahmen. Eine weiße Mütze nach der Mode der Hauptstadt und ein Paar Augengläser bildeten einen schneidenden Contrast zu dem übrigen Kostüm.

Der Regen dauerte fast ohne Unterbrechung den ganzen ersten Tag unserer Reise fort, während welcher wir uns nach und nach einen kleinen Fluß, Namens Peldajoki, aufwärts arbeiteten. Erst gegen Abend fing der Himmel an sich aufzuklären und die Sonne zwischen den dünneren Wolken durchzublicken. Ein belebender Glanz ergoß sich über die dunkle Oberfläche des Wassers, Blumen und Bäume erhielten eine lichtere Färbung. Die Fische erhoben sich aus den Bogen und die Bewohner der Luft flogen zwischend aus ihren Verstecken hervor. Auch in unserem Kreise fingen fröhlichere Gefühle an sich Luft zu machen. Am Steuer sitzend erhob Erik seine Stimme und sang nach der Mäter einfacher Melodie von Väinämöinen's abenteuerlichen Fahrten nach Pohjola, von der schönen Louhi-Tochter u. s. w. Ueberrascht, innerhalb Lapplands Gränzen Edne zu vernehmen, welche in Finnland selbst schon selten sind, fing ich an Nachforschungen über die Herkunft der Bewohner Pelbowuoma's anzustellen und erhielt von Erik die Auskunft, daß seine Familie aus dem an Uebem reichen Karelän herflamme. Seinen zuerst nach Lappland eingewanderten Stammvater nannte er Aisari und glaubte zu wissen, daß dieser einen Sohn Namens Väitwiö oder Väitwiä gehabt habe, welcher zugleich mit seinen drei Eöhnen einen großen Ruhm in dem ganzen finnischen Lappmarken erlangt hätte. Erik bat es sich aus, bei unserm bleibenden Nachlager einige Erzählungen von den wunderbaren Thaten des Väitwiö-Geschlechtes mittheilen zu dürfen; doch bevor wir daran gehen, diese Erzählungen wiederzugeben, sei es uns erlaubt aus der im Jahr 1672 vom Propst und Pfarrer Mag. Tornäs verfaßten Beschreibung von Tornäs- und Kemi-Lappmarken folgenden Auszug mitzutheilen:

«In einem Dorfe Pälbo-Tärf wohnte ein Lappe, Väder Väitwiä, ein ehrlicher, wohlhabender Lappe. Er ward vor zwei Jahren geübet

und hatte viele Ehre, hatte auch eine Zeit lang früher mit seinem ganzen Hausgesinde treulich seinem Seita gebient und ihn verehrt; es geschah jedoch einmal, daß ihm viele Rennthiere umgekommen waren, weshalb er den Seita anrief und fleißig verehrte; es half jedoch nicht, die Rennthiere starben immerfort. Endlich zieht er mit all seinen Ebdnen zum Götzen, nimmt mehrere Fuder trockenes Holz mit, schmückt ihn schönstens mit frischen Fichtenzweigen ringsum, bringt ihm Opfer dar, die Häute sammt den Hörnern und Köpfen, welche er den todtten Rennthiere abgezogen hatte: sie fallen alle auf die Knie, bitten den Seita innigst, daß er sich mit irgend einem Zeichen offenkundigen möchte. Da nichts nach einem solchen Zeichen ansah, obwohl sie ihn gleich den Baalspropheten (1. Könige 18.) den ganzen Tag angebetet hatten, standen sie vor ihrer vermeinten Gottheit auf und warfen all das trockene Holz, das sie mitgebracht hatten, auf den Götzen, zündeten es an und verbrannten so den Abgott des ganzen Dorfes: da seine Pagani ihn dafür ädten wollten, antwortete er gleich Gideon (Buch der Richter, 6.): «Wdge der Gdte sich selbst an mir rächen». Dieser Lappe Päiwid war so fest in seinem Glauben, daß, als Frevler gegen ihn kämpften, die ihn bezaubern zu wollen vorgaben, er fromme Lieder gegen sie zu singen begann. Er verbrannte darauf alle Seita's, wo er sie fand und sandte seinen ältesten Sohn, der Wuolabba hieß, um in dem berühmten Lappendorfe Genar, welches dreien Königen zinspflichtig ist, zu wohnen, damit er dort alle ihre Abgötter und Seita's, deren es in dem Dorfe recht viele gab, verbrennen möchte, was Wuolabba auch that und deshalb mußte er in ein anderes Königreich Norwegen entfliehen, wo er noch wohnt.»

Aus diesen Worten des Lornäus geht deutlich hervor, daß das Päiwid-Geschlecht gegen die Aussage unseres Erzählers lappischer Herkunft war, was auch die Lappen selbst feierlich versichern. Nach Lornäus hatte das genannte Geschlecht seinen Namen durch seinen heldenmüthigen Kampf für die Siege des Christenthums verherrlicht. Das erkennt auch die Tradition an, doch soll sich nach dem Zeugniß derselben Päiwid mit seinen drei Ebdnen auch durch viele andere Heldenthaten und besonders durch seine Kämpfe mit den Karelen ausgezeichnet haben. Ihrer Seits haben auch die Karelen Traditionen über die Kriegsthaten des Päiwid-Geschlechts und selbst in der Kalewala werden Päiwid und Päiwän polka als Feinde des Kalewa-Volkes genannt. Zwar haben die Traditionen der Lappen und Karelen über das in Rede stehende Geschlecht eine mythische Färbung, doch kann es um so weniger in Frage gestellt werden, daß sie auf einem historischen Grunde beruhen, als es ein bekanntes Factum ist, daß die Karelen vormals häufige Streifzüge nach Lappland unternahmen.

Doch nun unserem Erzähler nicht in den Weg zu treten, wollen wir nun aus Land steigen und uns in einem Haine dichtbelaubter Birken lagern. Hier setzte sich Erik an meine Seite und begann mit tiefer Andacht seine Erzählungen vorzutragen. Von dem Väinwid-Bater wußte er jedoch wenig mehr, als daß er ein mächtiger Held im Streite gegen die Karelen gewesen, welche in großen Schaaren nach Lappland wanderten, um zu plündern und zu rauben, welche die Menschen auf alle nur denkbare Weise plagten, bis sie erfuhren, wo ihre Schätze verborgen lagen und nicht eher umkehrten, als bis sie ihre Boote mit Silber und andern Kostbarkeiten gefüllt hatten.» Väinwid war besonders sehr der Raubgier der Karelen ausgesetzt, da er im Besiz unermeßlicher Schätze war. Sein vorzüglichster Reichtum soll in Reuthierherden bestanden haben, welche so zahlreich waren, daß er zu deren Hütung dreißig Knechte und dreißig Rägde in Dienst nehmen mußte. Außerdem soll er auch einen großen Vorrath an Silber gehabt haben, welches er jedoch kurz vor seinem Tode in der Erde vergraben haben soll, ohne daß irgend jemand später seinen Schatz aufzufinden vermocht hätte.

Unter Väinwid's drei Edhnen war nach der Aussage unseres Erzählers Dlof, lappisch Wuolabba, der berühmteste. Groß, stark und mutig wie sein Vater, hatte auch er es zu seiner Lebensaufgabe gemacht, die Karelen zu bekriegen. Eine von Dlof gegen sie ausgeführte Heldenthat schilderte Erik mit folgenden Worten: «Als Dlof einst eine Reise zu unternehmen beabsichtigte und fürchtete, daß der Feind unterdessen einen Besuch in seiner Heimath machen würde, trug er einen ungewöhnlich großen Balken auf den Felsen, legte ihn vor den Eingang seines Zeltes und bat sein Weib dem Feinde zu sagen: «Unser Sohn hat ihn herauf getragen.» Bald nach seiner Abreise fand sich auch eine Schaar von Karelen ein, deren Aufmerksamkeit sogleich auf den großen Balken fiel. Sie konnten nicht begreifen, wie er den steilen Felsen heraufgeschafft wäre und verlangten darüber von Dlof's junger Frau einen Aufschluß. Die Frau antwortete so wie es der Mann ihr befohlen hatte. Die Karelen geriethen in das größte Stannen, als sie hörten, daß ein so junges Weib Mutter eines so starken Sohnes wäre und standen von der Plünderung ab. Inzwischen beschloßen sie Dlof's Rückkunft abzuwarten, um ihn wo möglich ums Leben zu bringen. Als aber Dlof kam, wagte niemand ihn anzugreifen. Dennoch versicherten die Karelen prahlend, daß sich in ihrem Lande ein Held befände, der Dlof überlegen wäre und schlugen dem Väinwid-Sohn vor, daß er ihnen nach Karelen folgen möchte, um seine Kraft mit der des karellischen Helden zu messen. Dlof nahm das Anerbieten an und begab sich mit den Karelen in ihr Land. Als die beiden Helden hier zusammentrafen, begrüßten sie einander mit einem Handschlag, wobei der Karele Dlof's Hand entschließl. drückte. Darauf um-

faßte Dlof seinen Gegenmann um den Leib und schlug ihn zu Boden. Der Kareke stand auf und griff nun seiner Seite Dlof an, ward aber aufs Neue niedergeworfen. Nun ward er von Dlof gewarnt, daß er sein Glück nicht mehr versuchen möchte; aber nur um so ergrimmtetürzte der Kareke gegen ihn. Dlof schlug seinen Feind zum dritten mal zu Boden und ersparte ihm die Mühe, sich ferner zu erheben.)

Zum Beweis von Dlof's Stärke trug Erik noch einige andere Erzählungen vor, unter denen eine also lautete: «Als Dlof einst von einem Reizunge zurückkehrte, ward er auf dem Eura-See von Gegenwinden und Unwetter überfallen. Statt zu radern und gegen die Wogen, welche sein mit Regen und Fischen belastetes Boot zu füllen drohten, zu kämpfen, beschloß er lieber bei einem Inselchen zu landen. Zum Strande gelangt, warf er das schwere Boot auf die Schulter und trug es über Land.» Eine andere Erzählung war von folgendem Inhalt: «Als Dlof einst im Walde wanderte, sah er einen Etalo damit beschäftigt, einen Stein zu heben. Der Stein war jedoch von einer so unerhörten Größe, daß der Etalo ihn nicht aufheben konnte, weshalb er ihn ganz langsam fortzutrollen anfang. Undemerkte schaute Dlof dem Beginnen des Etalo zu, trat dann aus seinem Versteck hervor, lachte über die Schwäche des Etalo und trug den Stein an den Ort seiner Bestimmung. Aus Furcht vor seinem mächtigen Feinde begab sich der Etalo auf die Flucht. Dlof ließ ihn zuerst laufen, ärgerte sich jedoch darauf und fing den Etalo an zu verfolgen. Zum Reib-Fluß gekommen, sprang der Etalo auf das gegenüberliegende Ufer und glaubte sich nun von seinem Verfolger befreit zu haben. Dlof that jedoch auch einen solchen Sprung, erreichte nun den Etalo und machte ihm das Garaus.» In dieser Erzählung muß bemerkt werden, daß die Etalos (die Mehrzahl von Etalo) bei den Lappen den jättar (Riesen) der Schweden, jättilaisot und hiidot (in der Einzahl hiisi) der Finnen entsprechen. Die Etalo's werden gerodhullic von den Lappen als ein grausames, menschenfressendes Geschlecht geschildert. Sie sollen in der Heidenzeit zahlreich über das ganze Lappland verbreitet gewesen sein, nach Einführung des Christenthums sich aber auf die Inseln im Meere fortbegeben haben.

Nach von seiner Schnelligkeit hat Dlof viele außerordentliche Proben an den Tag gelegt. So soll er einmal einen Wolf, der seine Rennthierherde verfolgte, im Sprunge erreicht, ihn beim Schwanz ergriffen und gegen einen Felsen geschleudert haben. Ein anderes mal war er mit seinem treuen Knecht und beständigen Begleiter Wuolles (Dlof) Walke auf der Jagd nach wilden Rennthieren und verschiente auf derselben absichtlich ein wildes Rennthier, welches mit seinem Kalbe den Jägern vorbeisprang. Als Walke darauf seinem Herrn diesen Uebermuth vorwarf, machte sich Dlof dran, den Rennthieren nachzuspringen, übete die Mut-



ter mit seinem Speer und fing das Kalb lebend. Darauf schenkte er voll Verachtung diese geringe Beute seinem anspruchlosen Diener; denn es war Dlofs Art, nie wilde Rennthiere zu verfolgen, wenn sich deren nicht mehrere in einem Rudel befanden.

Was Torndaus nach meiner vorhergehenden Darstellung von dem Pätwid-Vater oder dem von ihm sogenannten Väder Pätwid und seiner Bekehrung zum Christenthum berichtet, ungefähr dasselbe hörte ich Erik von dem Sohne Dlof erzählen. Er war lange ein eifriger Götzenanbeter gewesen, als aber der Ruf der neuen Lehre zu seinen Ohren drang, beschloß er, die Götzen auf die Probe zu stellen. Er schlug auf die Zaubertrommel, um aus dem Klang der Glöckchen zu erforschen, wie seine beabsichtigte Rennthierjagd ablaufen würde. Die Trommel gab ein günstiges Zeichen, doch die Jagd mißglückte nichts desto weniger. Ein anderes mal setzte er sich, um Feuer bei Regenwetter anzuschlagen und rief seine Seida's um Beistand an. Da ihm jedoch sein Vorhaben nicht glückte, wandte er sich mit Gebeten an den wahren Gott und sogleich fing der Schwamm Feuer. Nach diesen Proben verbrannte Dlof die Zaubertrommeln, riß die Seida's nieder und zerstörte alle heidnischen Denkmäler, an die er gerieth.

Von dem zweiten Pätwid-Sohn, Namens Isaaß, erzählte unser Wegweiser, daß er sich als geschickter Bogenschütze ausgezeichnet hätte. Seine Sicherheit im Schießen war so groß, daß er eine Aesche (Salmo thymallus) traf, wenn sie aus der Oberfläche des Wassers hervortauchte. Auch soll er die Karelen bekriegt und gegen dieselben viele glänzende Heldenthaten vollbracht haben, unter welchen ich nach Eriks Erzählung folgende aufgezeichnet habe: «An der Spitze einer Karelenchaar, welche Lappland verheerte, stand ein vom Kopf bis zu den Füßen bepanzertter Häuptling. Der Karele war in seiner Rüstung so unbeweglich, daß er nicht einmal selbst die Gabel zum Munde führen konnte, wenn er aß, sondern immer von seinem Knechte gefüttert werden mußte. Isaaß hatte schon lange auf den Häuptling gelauert und bekam ihn einmal zu Gesicht, als er gerade im Begriff war seine Mahlzeit zu halten. Nun spannte Isaaß seinen Bogen und als der Knecht die Gabel zum Munde führte, kam der Pfeil geflogen, traf die Gabel und trieb sie dem Häuptling in den Hals.»

Der Name des dritten Pätwid-Sohns soll Johann gewesen sein. Von ihm erzählte Erik, daß er einer der mächtigsten Zauberer gewesen sei. Er soll seine Zauberkunst nicht selten angewandt haben, um die Karelen zu vernichten, wenn sie kamen, um im Lande zu plündern. Einmal wollten sie ihn zwingen, sie zu einer Stelle zu geleiten, wo eine reiche Beute zu hoffen war. Johann führte sie da zu einer jähen Stelle am Pallas-Felsen, und ließ mit Hälfte seiner Künste unten

im Abgrund Blocken thuen, Fener leuchten und Döser zum Vorschein kommen. «Dahin führt der Weg», äuferte Johann, «damit sich jedoch niemand in der finstern Nacht verirre, werde ich mit einer Fackel in der Hand vorangehen.» Darauf warf er seine Fackel den Abgrund hinab, selbst blieb er auf dem Felsen, vom Feinde ungesehen, stehen. Die Karelen eilten der Fackel nach und kamen so im Abgrunde an.

Die letztgenannte Erzählung ist allgemein bei den Lappen und Finnen im Gange, wird jedoch nicht immer dem Päivild-Sohn, sondern auch einem andern gefeierten Helden zugeschrieben, welcher im finnischen Laurukainen, im lappischen Laurukadsch heißt. Von ihm kannte Erik verschiedene andere Sagen, die er am folgenden Tage während unserer Fahrt den Pelsojoki aufwärts erzählte. Seine Worte waren an mich gerichtet und lauteten ungefähr wie folgt:

«Kommst du ins eigentliche Lappland, so wirst du erfahren, daß die Lappen als Wegweiser sehr brauchbar sind. Von Kindheit an gewohnt wie Hunde umherzulaufen, kennen sie innerhalb des Bereichs von mehreren Meilen jeden Stein, jeden Baum, jede Quelle. Aber noch nie hat es einen Menschen gegeben, welcher so in Lappland zu Hause gewesen wäre, wie Laurukainen. Aus dieser Ursache waren die Karelen sehr bemüht, ihn auf ihren Streifzügen als Wegweiser zu benutzen. Seiner Seite war auch Laurukainen bereit, ihnen den Weg zu weisen; denn er war ein kluger Mann und wußte die Sache so anzustellen, daß die Karelen nie einem schmähligen Tode entgingen, sobald sie in seine Gewalt gekommen waren. Einmal hatte er es unternommen, eine Schaar dieser Räuber über einen See Namens Dunasjärwi zu geleiten. Während der Fahrt wurden die Karelen hungrig und baten Laurukainen, bei einer kleinen Insel zu landen. Nachdem sie hier ihren Hunger gestillt hatten, legten sie sich schlafen, hatten jedoch zuvor eine Wache zu ihren Booten gestellt, deren sieben (nach andern drei) an der Zahl waren, alle mit Lebensmitteln und geraubten Schätzen gefüllt. Das Geschick der Karelen fügte es jedoch so unglücklich, daß auch die Wache einschliefe. Nun trug Laurukainen alles, was die Karelen mit sich ans Land genommen hatten, nämlich Aerte, Schwerter, Grapen, Nahrungsmittel u. s. w. in die Boote. Darauf stieß er die Boote ins Wasser und hatte kaum Zeit gehabt in eins derselben zu steigen, als in demselben Augenblicke der Wächter erwachte. Er griff nach seinem Schwerte; es war fort. Da er sich entwaffnet sah, sprang er ins Wasser und packte das nächste Boot, welches dasselbe war, worin sich Laurukainen befand. Der letztere ergriff ein Schwert und hieb damit seinem Feinde fünf Finger ab, welche sammt einem Goldring ins Boot fielen. Nun machte der Wächter Lärm, Laurukainen war jedoch bereits weit draußen auf dem See, als die Karelen eilends zum Strande kamen. In ihrer Noth stiegen sie an Laurukainen

um Erbarmen zu bitten und sprachen: «Komm her, welcher Denker, hier sollst du Gräze mit schwedischer Butter und mit deinem eignen Eßfel (nach andern: mit dem Eßfel deines Herrn) essen.» Laurufainen antwortete: «Gräze und Mehl habe ich hier mit.» Als die Karelen sahen, daß ihre Bitten nicht halfen, rief einer: «Komm her und geschmolzenes Zinn soll in deine Kehle gegossen werden.» Nach dieser Begebenheit rüderte Laurufainen neun Tage und Nächte um die Insel herum und bewachte die Karelen, daß sie nicht entkommen möchten. Als er am zehnten Tage ans Land stieg, waren die Karelen todt bis auf einen einzigen, der sein Haupt noch ein wenig röhren konnte. Die Insel, wo sich dieses zutrug, wird noch heut zu Tage die Karellsche (Karjalan saari) genannt.

«Ein anderes Mal», fuhr Erik fort, «hatten die Karelen Laurufainen zum Steuermann den Patsjoki abwärts genommen. Als sie in die Nähe eines in demselben befindlichen Wasserfalls gekommen waren, band Laurufainen ihre sieben Boote zusammen und bat sie, selbst unter das Verdeck zu kriechen, um bei dem Anblick des fürchterlichen Falls nicht in Schreck zu gerathen. Ohne irgend einen Betrug zu ahnen, unterwarfen sich die Karelen ruhig seinem Geheiß. Nun steuerte Laurufainen die Boote dicht an dem Ufer vorbei und rettete sich selbst auf eine Klippe, die Karelen aber kamen im Wasserfall an.

«Bei einer andern Gelegenheit steuerte er wieder das Boot der Karelen gerade gegen eine Klippe im Flusse selbst. Das Boot ward zertrümmert und die Karelen kamen insgesammt um, Laurufainen aber rettete sich auch dieses mal, da ihm der Zorn des Wassers oder der im finnischen sogenannte woden ärimys nichts anhaben konnte.

«Nach solchen Heldenthaten ward Laurufainen den Karelen so verhaßt, daß sie ihn ums Leben zu bringen beschloßen. Das soll ihnen auch geglückt sein, aber erst nach großen Mühseligkeiten und nachdem Laurufainen ihnen große Unglücksfälle herbeigeführt hatte. Einmal überraschten sie ihn in seiner Fleischkammer und glaubten, nun seiner Person ganz sicher zu sein. Vor der Kammer sitzend warteten die Karelen mit ungeduldiger Sehnsucht, daß er herauskommen möchte und suchten ihn durch Drohungen dazu zu zwingen. Laurufainen beillte sich jedoch nicht, sondern packte mit der größten Sorglosigkeit Fleisch in seinen Pelz. Inzwischen wurden die Karelen immer lauter und drohten ihn in der Kammer zu übermannen, wenn er nicht bald zum Vorschein käme. Endlich warf Laurufainen seinen mit Fleisch gefüllten Pelz durch eine Bodenlücke auf die Erde. Die Karelen hielten den Pelz für Laurufainen's eigne Person und stürzten alle auf ihn, um ihn mit dem Speer zu durchbohren. Während des Tumults entkam Laurufainen und verwirte die Karelen durch seine Zauberkünste noch auf eine solche Weise, daß sie in der

Meinung Laurakainen zu tödten, ihre Waffen gegen einander wandten und bis auf den letzten Mann umkamen.»

Diese Sage hörte ich auch später andere berichten, mit dem Unterschiede, daß Laurakainen seinen Pelz mit Daunen füllte, ihn herabwarf und die Gelegenheit zu fliehen benutzte, während die Karelen von einer Daunenvolke umhüllt waren.

### Thomas Kyrö. — Gastfreundschaft.

Die Kapelle Kittilä soll zu allen Zeiten die wahre Heimath der Armuth und des Glends gewesen sein. Vor ungefähr hundert Jahren hatte eine hereinbrechende schwere Hungersnoth einen daselbst wohnhaften Gutbesitzer, Namens Henrik Kyrö, gezwungen, Haus und Hof zu verlassen, um an einer fremden Stelle sein Unterkommen zu suchen. In solcher Absicht begab er sich nach dem später nach ihm benannten Kyröby am Jwalosjö, wo ihm gute Wiesenländereten und ein reicher Fischfang eine sorgenfreie Zukunft verhießen. Anfänglich hatte er auch einen guten Erfolg, nach kurzer Zeit aber witterten Wölfe und Bären seine einsame Hütte, verheerten seine Heerden und verließen ihn wieder in Armuth. Henrik hatte eine zahlreiche Familie, welche er nach den erlittener Unglücksfällen nicht in seinem Hofe erhalten konnte. Er mußte deshalb seine älteren Kinder aus dem Vaterhause ziehen und anderswo ihr Fortkommen suchen lassen. Unter diesen Flüchtlingen hatte der Sohn Lars sich nach einer nach Norwegen unternommenen Reise nach Kittilä begeben und dort eine Colonie, die er in Kyröby angelegt und zu dem vortrefflichsten Zustand emporgebracht zu haben vorgab, zum Kauf angeboten. Einer seiner Verwandten, Namens Thomas Kyrö, war bereits lange vorher der Armuth in Kittilä überdrüssig und kaufte die ausgebotene Colonie unbesehen für eine ganz bedeutende Summe. Zeitig im Frühjahr begab er sich nach der neuen Heimath und nahm seinen Weg den Jwalosjö abwärts. Selbst steuerte er sein Boot den Fluß entlang, während sein Weib die Heerden längs den Felsen vorwärts trieb. Beide hatten sie unterwegs unerhörte Mühseligkeiten ausgestanden und ihr einziger Trost während der Zeit war die gute Colonie, die ihnen eine sorgenfreie Zukunft bereiten sollte. Als sie aber endlich hingelangten, fanden sie kein Dach über ihrem Haupte, keine bebauten Scholle. Es war rührend, des alten Thomas Weib dieses traurige Geschick schildern zu hören, da die bloße Erinnerung an dasselbe bei ihr bittere Thränen hervorpreßte, Thomas selbst aber äußerte mit Ruhe: «Laß das Vergangene vergessen sein, Alte, und klage nicht über die Schickungen der Vorsehung.» Zu dem, was die Frau über ihre getäuschten Hoffnungen in Betreff der neuen Heimath erzählt hatte, fügte Thomas hinzu: «Gib es hier kein

Belletr. Bl. Ater Jahrg. 9

Haus, so gab es doch Holz, um Häuser zu bauen, und brauchten wir wohl ein Pferd, um Holz aus dem Walde zu holen? Nein! auf diesem Flecke, wo das Haus steht, ist das Holz mit diesen beiden Armen gefällt. Außerdem ist der Sandhügel in eine grüne Wiese verwandelt, welche, wie du wohl weißt, dreißig Kühe und sechzig Schafe ernährte.» Hier wurde Thomas von seiner Frau unterbrochen, welche bemerkte, daß alle sechzig Schafe innerhalb weniger Augenblicke von Wölfen getödtet worden wären. «Mag sein», entgegnete Thomas, «aber haben wir nicht für unsere Mühsale und Widerwärtigkeiten ein Stück erhalten, um es auf der Brust zu tragen und einen silbernen Becher, aus welchem zwei hohe Herren getrunken haben?»

Der Wohlstand, zu welchem Thomas sich emporzarbeiten gewußt hatte, lockte nach und nach immer mehr Finnen aus Kittilä und Enontekiö, um sich hier niederzulassen. So haben sich mit der Zeit ungefähr ein Duzend finnischer Colonisten am untern Lauf des Iwalo-Flusses gebildet. Diese Colonisten sind es, welche den Namen Kyröby tragen.

Dem Willkür der Natur gehorfolam, haben die Colonisten in Kyrö eine Lebensart angenommen, welche in unserm ganzen nördlichen Finnland die zweckmäßigste ist. Sie ernähren sich vorzüglich durch Viehzucht, Jagd und Fischfang, während dagegen der Ackerbau mehr als eine Nebensache betrachtet wird und sich hauptsächlich auf Anbau von Korn, Kartoffeln und Rüben beschränkt. Die Wiesen werden mit einer solchen Sorgfalt gepflegt, daß ich mich selten erinnere, einen schöneren Graswuchs als in Kyröby gesehen zu haben. Die Butter bringt man Ende November auf Rennthieren nach den norwegischen Meeresbuchten und vertauscht sie gegen Mehl. Davon ist bisher der größte Theil zu Branntwein gebrannt worden, denn die Brodconsumtion ist bei den Finnen in Enare sehr unbedeutend.

Ueber den sittlichen und religiösen Zustand der in Kyrö sesshaften Colonisten haben mir die Geistlichen des Orts ein sehr vorthellhaftes Zeugniß gegeben. Was ich selbst erfahren habe, ist ein seltener Beweis ihrer Dienstfertigkeit und Gastfreundschaft, denn ich nicht unterlassen kann, hier anzuführen. Es hatte sich getroffen, daß unser Brodvorrath während der langwierigen Fahrt auf dem Iwalojoki frühzeitig ein Ende genommen hatte. Nach Kyrö gekommen, kauften wir von Thomas alles Mehl, das er hatte, es reichte aber nur auf acht Brode aus, von denen zwei auf der Stelle verzehrt wurden. Die sechs übrigen mußten für vier Personen fünf Tage lang vorschlagen. Nach angestellter Selbstprüfung fanden wir dieses Quantum allzu unzureichend und beschloßen deshalb auf der Fahrt den Iwalo abwärts, einen Colonisten aufzusuchen, welcher reichlich mit Mehl versehen sein sollte. Bei unserer Ankunft in der Colonie erfuhren wir jedoch zu unserer Betrübniß, daß der ganze Vorrath schon in Branntwein verwandelt worden wäre. Da also von keinem Brod-

backen die Nebe sein konnte, beschloffen wir unsere Reise unverzüglich fortzusetzen, doch zugleich brach ein starker Gewitterregen herein, der uns einige Stunden in der Colonie zurückhielt. Darauf setzten wir uns wieder in Bewegung und hatten ungefähr eine Strecke von zwei Meilen zurückgelegt, als wir eine bedeutende Versammlung von Männern und Weibern gewahrt wurden, welche auf einem Hügel bei einer Colonie standen und alle in Sonntagstracht waren. Da der Tag schon zu Ende zu gehen anfang, drangen die Ruderer darauf, daß wir nicht landen, sondern statt dessen unsere Fahrt beschleunigen sollten, um noch zu rechter Zeit zu dem auf einer Insel im Enare-See belegenen Lappendorfe Juntua zu gelangen. Es sollte gefährlich sein, bei Nacht auf diesem See zu fahren, da er oft nach Sonnenuntergang mit dichten Nebeln bedeckt würde, welche auch den geschicktesten Steuermann irre leiten könnten. Die Versammlung auf dem Hügel hatte inzwischen etwas so Einladendes, daß ich dieselbe um jeden Preis in näherer Entfernung sehen wollte. Um meinen Plan durchgesetzt zu erhalten, bemerkte ich, daß Jessid, wie er mir zuvor mitgetheilt hatte, ein Better des Verwalters der Colonie wäre. und dies sahen alle, außer Jessid selbst, für einen hinlänglichen Grund an, zu landen. Wir hatten aber noch nicht das Ufer erreicht, als die auf dem Hügel stehenden Männer bis an die Knie in den Fluß sprangen, das Boot anpackten, es aufs Trockne zogen und uns mit einem herzlichen Willkommen begrüßten. Wir wurden in eine Gaststube geführt, wo der Fußboden gescheuert und mit Fichtenreisern bestreut, Tisch und Bänke zurechtgestellt und der Heerd vor so kurzer Zeit reparirt war, daß er noch nicht getrocknet war. Alle bezeugten uns ein besonderes Wohlwollen und die Wirthin reichte mir zwei gewaltige Brode, indem sie dabei einige Worte zur Entschuldigung ihrer geringen Gaben hervorstammelte. Dieses ganze Ereigniß findet seine Erklärung darin, daß von der Colonie, wo wir den Regen abwarteten, ohne unser Wissen ein Eilbote hergeschickt worden war, um die Einwohner der Colonie über unsere Brodverlegenheit in Kenntniß zu setzen. Der Bote war im Vorübergehen bei einigen Waldhöfen eingekehrt, und deren Einwohner strömten zusammen, um uns und zumal ihren neuen Seelsorger zu bewillkommen. Um uns auf eine würdige Art zu empfangen, hatte man in Eile das Zimmer in Stand gesetzt und ausgebessert. Glücklicher Weise gab es in der Colonie auch ein wenig Mehl, welches im Verlauf einiger Stunden zu Broden verbacken wurde. Wie dies zunging, kann ich nicht näher erklären, doch das ist gewiß, daß das Factum selbst seine Richtigkeit hat.

### Ein Lappendorf.

Der Anblick eines Lappendorfes gehört, wenigstens zur Sommerzeit, nicht zu den allerangenehmsten. Ringsum auf dem Boden sieht man Fischgedärme, Fischschuppen, verfaulte Fische und Unrath aller Art, welcher die Atmosphäre mit einem widerlichen Gestank verpestet. Kaum hat man diese Prüfung mit Ekel und Abscheu überstanden, so muß man noch eine schwerere aushalten. Durch den niedrigen Eingang des Zeltes kriecht eine so mit Schmutz und Ungeziefer bedeckte Menschenschaar hervor, daß man bei ihrem Anblick zurückschandert. Selbst nehmen sie jedoch die Sache sehr ruhig. Die Artigkeit erfordert es, daß jedes menschliche Wesen der Zeitgenossenschaft, kleine Kinder nicht ausgenommen, den Reisenden mit einem Handschlag bewillkomme. Ist diese peinliche Ceremonie in aller Stille vor sich gegangen, so kann man sich fast immer auf folgende Fragen gefaßt machen: «Ist Friede im Lande? Wie befindet sich der Kaiser, der Bischof, der Landeshauptmann?» In Jantua wurde ich außerdem über meine Heimath befragt, und als ich sagte, daß dieselbe weit hinter dem Gebirge gelegen wäre, fragte mich ein Lappe, ob ich aus dem Lande stamme, wo der Tabak wächst. Das erinnert an Göthe's: «Kennst du das Land, wo die Citronen blühen?»

Während meines Gesprächs mit den Lappen bemerkte ich eine außerordentliche Nüchternheit bei dem weiblichen Personal der Dorfschaft. Es war merkwürdig zu sehen, mit welcher Behendigkeit diese kurzen und dem Aussehen nach schwerfälligen Geschöpfe von einem Zelt zum andern liefen. Das Resultat dieser Nüchternheit war, daß wir bald darauf in eine kleine, finstere Hütte, welche eine Stube vorstellen sollte, geladen wurden. Blank und ich nahmen die Einladung unerschrocken an, Durchman hatte aber schon zuvor das Feld geräumt und sich in den Wald begeben, wo er sich mehrere Stunden lang aufhielt, bevor er sich wiederum dem schmutzigen Lappenneste zu nähern wagte. Unterdessen schlief ich ganz gut in der schmalen Stube und fühlte mich darauf so gestärkt, daß ich nun sogar den Muth hatte, in eine der Lappenhütten zu treten.

Diese Hütte war, so wie die Hütten der Enare-Lappen überhaupt, so aufgeführt, daß die Unterlage (oder das Fundament) ein Bierock ausmachte, das aus drei über einander gestellten Balken gebildet war, während der obere Theil eine pyramidalische Form hatte und aus Brettern zusammengesetzt war. In Utsoji pflegt man aus Mangel an Balken die untere Abtheilung aus Steinen zu bauen und zur Erhaltung der Wärme das ganze Zelt mit Dorf zu belegen. Auch haben die Hütten hier nicht eine pyramidalische, sondern eine abgerundete Form und sehen fast Halbkugeln ähnlich. Was die Einrichtung des Zeltes betrifft, so ist sie überall in Lappmarken fast dieselbe. Durch die Länge des Zeltes, d. h. zwischen

der Thür und Hinterwand laufen zwei parallele Balken durch das ganze Zelt. Diese werden von zweien andern durchschnitten welche in die Quere von der einen Wand zur andern fortlaufen. Hiedurch werden im Zelt neun verschiedene Abtheilungen gebildet, von denen die drei vordersten an der Thür zum Aufbewahren von Holz, Schuhwerk und größerem Hausgeräth dienen, die drei hintersten an der Hinterwand dagegen für Lebensmittel und feinere Geräthschaften bestimmt sind. Von den in der Mitte befindlichen drei Abtheilungen dient die mittlere, unter dem Rauchloch belegene, zur Feuerstelle. Der Raum rechts von der Feuerstelle bildet den Aufenthaltsort des Wirths und der Wirthin, den links belegenen bewohnt die übrige Bevölkerung des Hauses. Ist die Familie groß, so müssen sich deren weniger bedeutende Mitglieder in einer der übrigen Abtheilungen einquartiren.

Die Hütte oder das Zelt ist nicht das einzige Gebäude des Quare-Lappen. Bei seinem Hauptlager hat er immer eine oder mehrere kleine Fischkammern, welche auf hohen Pfosten ruhen, damit ihr Inhalt besser gegen die Angriffe der Wölfe, Füchse, Bären und anderer Raubthiere geschützt sei. Reichere Lappen sind außerdem mit Stuben versehen, welche jedoch nicht im Sommer bewohnt werden.

Bei unserer Ankunft in Juutua überraschten wir die Lappen in ihrer einfachen Alltagsracht, während unserer Ruhe aber hatten sie ihre Sonntagkleider angezogen. Sowohl Männer als Frauen hatten ihren schwarzen peski abgelegt, was ein im Sommer gebräuchliches Oberkleid aus gegerbten Rennthierhäuten in Form eines Hemdes ist, und statt dessen ein ähnliches Oberkleid aus Tuch angethan. Ueber demselben trugen die Weiber ein Nieder und um den Hals hatten sie einen losen Leintragen befestigt, von welchem lange Lappen auf die Brust herabhängen und eine Art von Tasche bildeten. Um den Leib hatten beide Geschlechter einen mit blanken Silber- und Messingspangen reichlich geschmückten Gürtel. Sehr charakteristisch war bei den Weibern die Kopfbedeckung. Sie zeichnete sich besonders durch einen über dem Scheitel hervorstehenden, eine Achselhöhe hohen, busähnlichen Zierath aus. Die Kopfbedeckung bei den Männern hat keine bestimmte Form. Beide Geschlechter trugen Schuhwerk und Beinkleider aus weichem Rennthierleder mit abgegerbtem Haar. Eine genauere Beschreibung der Lappentracht theilt A. J. Sjögrön in seinen «Anteckningar om församlingarna i Kemi Lappmark» S. 244 folg. mit. Hier will ich bloß hinzufügen, daß sowohl Männer als Weiber im Winter ein Oberkleid aus behaarten Rennthierfellen tragen, welches eben so wie die peski vorn festgenäht und nur mit einer so kleinen Oeffnung versehen ist, daß einer, der daran nicht gewöhnt ist, es nur mit der größten Mühe aus- und anziehen kann.

Was das Aussehen der Lappen betrifft, so ist es eine bekannte Sache,



daß sie, überhaupt genommen, dem Wuchse nach mehr kurz sind und sich in der Gesichtsbildung dem mongolischen Typus nähern, d. h. eine niedrige Stirn, hervorstehende Backenknochen, kleine Augen u. s. w. haben. Ihrem Naturell nach sind sie ein träges, schwermüthiges und mährisches Volk. Man tadelt sie wegen ihres Neides, ihrer Mißgunst, Unversöhnlichkeit, Schlaueit und anderer damit zusammenhängender Eigenschaften. Dagegen werden sie wegen ihrer Frömmigkeit, ihres Wohlwollens, ihrer Dienstoffertigkeit und Gastfreiheit, ihrer Gottesfurcht und ihres sittlichen Wandels u. s. w. gelobt.

In Enare hat der fischreiche See die Lappen von ihrem ursprünglichen, mühsamen Nomadenleben zu der bequemeren Lebensart der Fischer gelockt. Jetzt gibt es im ganzen Enare-Lappmarken keinen einzigen wirklichen Berg-Lappen, auch keinen nomadirenden, der sich nur mit Rennthierzucht abgibt; sondern die Lappen sind entweder Fischer oder sogenannte Wald-Lappen, unter denen die letzteren sich im Sommer mit Fischfang und im Winter mit Rennthierzucht beschäftigen. Dennoch halten auch die Waldlappen den Fischfang für ihre Hauptsache und setzen die Pflege ihrer Rennthiere hinten, welche deshalb nach der eigenen Aussage der Bewohner stark im Abnehmen begriffen sind. Eine Erleichterung bei der Rennthierzucht hat zwar der Waldlappe dadurch, daß seine Rennthiere sich nicht so wie die der Berglappen im Frühjahr zu den Küsten des Eismeeres ziehen, sondern sowohl im Winter als im Sommer sich in der Waldregion aufhalten; sie bedürfen jedoch vieler Fürsorge, damit sie sich nicht verirren, nicht verwildern, nicht von Wölfen verzehrt werden und nicht in den zahlreichen Heerden der Berglappen verschwinden. Je mehr der Lappe in den Bereich des Fischfangs tritt, desto schwerer wird es ihm, seinen Rennthieren die nöthige Sorgfalt zu widmen. Es ist deshalb das unwillkürliche Schicksal des Waldlappen, früher oder später Fischer zu werden, und diese Verwandlung ist bereits in kurzer Zeit nicht bloß in der Kapelle Enare, sondern auch in der Gemeinde der Mutterkirche Utsjoki vor sich gegangen. Im Allgemeinen haben die Lappen in unserm ganzen finnischen Lappmarken schon zum größeren Theil die beiden ersten Stadien der Wildheit durchgemacht, sie haben Berg und Wald verlassen oder, mit andern Worten, aufgebürt Berg- und Wald-Lappen zu sein. Ihr jetziges Stadium habe ich mit dem Worte Fischer bezeichnet, und die Zeit dürfte nicht gar zu fern sein, wo sie ganz und gar dem wilden Leben entsagen und Colonisten werden.

Was nun die nähere Beschaffenheit der Lebensart der im finnischen Lappmarken und vorzugsweise der in der Kapelle Enare wohnenden Lappen betrifft, so dürfte eine kurze Schilderung derselben nicht ohne alles Interesse sein. Die wichtigste Epoche in dem einförmigen Leben der Lappen bildet unter allen Jahreszeiten das Frühjahr oder die Marienzeit.

Um diese Zeit ziehen die Fischer-Lappen von Ustjoki und Enare, bisweilen auch Basern von Eodantylä an die norwegische Meeresküste, um dort nach altem Brauch und Herkommen in dem sogenannten «Faelleds-District» Fischfang zu treiben. Der Hergang bei dieser Fischerei ist dieser, daß zwei oder drei Personen von den Unsern sich mit einem am Meere wohnenden norwegischen Fischer, der mit einem Boot und den Fanggeräth versehen ist, zusammenthun, ihn die eine Hälfte des Fanges behalten lassen und die andere unter sich theilen. Von diesem Fang müssen jedoch sowohl der finnische als der norwegische Fischer der dort befindlichen Geißlichkeit den Zehnten abgeben, der auf der Stelle von Handelnden eingetrieben wird, welche den Sommer über an den Buchten liegen und die Ersparrnisse des Fischers gegen Mehl eintauschen. Die Lappen tadeln diese Kaufleute wegen ihrer gewissenlosen Erpressungen und sehen es für ein Glück an, daß vom Juli bis zum Ende des Augustmonats, während welcher Zeit ein Freimarkt in den Buchten gestattet ist, sie ihre Fische an die Russen veräußern dürfen, welche sich um diese Zeit in zahlreicher Menge einfinden. Wenn man sich auf die Angaben verlassen kann, welche wir Lappen gemacht haben, so soll zwischen den Preisen der norwegischen und russischen Kaufleute folgendes Verhältniß stattfinden: für eine Wage Mehl fordert der norwegische 5 Wagen frische oder 1 Wage trockne Fische, während dagegen der Russe 1 Wage Mehl für  $2\frac{1}{2}$  Wagen frische Fische und 1 Wage 8 Mark Mehl für 1 Wage trockne Fische bezahlt. Nur wenige unter den finnischen Lappen können sich des größeren Vortheils bedienen, den der Handel mit den Russen darbietet, denn sie pflegen sich zuvor von den Buchten nach Hause zu begeben, was gewöhnlich um Johannis geschieht. Um diese Zeit beginnen unsere Lappen in ihren eigenen Seen, welche unterdessen vom Eise befreit worden sind, zu fischen.

Nun kommt des Lappen goldene Zeit, welche ihm die höchste irdische Seligkeit schenkt, nämlich die in seinem Zelte, gegen Mücken geschützt, mit gesättigtem Magen und ohne Sorge für den morgenden Tag schlafen zu dürfen. Diese Seligkeit will der Lappe sicherlich nicht gegen die Schätze der halben Welt vertauschen. Doch kommt leider ein Umstand vor, der seine gemächliche Ruhe einigermaßen zu stören vermag. Er muß ein oder das andere Mal im Sommer von einem See zum andern ziehen. Dieser Wanderung muß sich fast jeder Fischer-Lappe in Enare unterziehen. Hier sind die Lappen durch Verjährung in den Besitz einer Menge von kleinerer Seen gekommen und gleich nach der Laichzeit der Fische betreibt man den Fang in dem einen oder dem andern See. Oft hängen diese Seen durch eine kleine Ader mit einander zusammen und in diesem Fall kann die Wanderung mit aller Bequemlichkeit zu Boot bewerkstelligt werden; wenn aber die Seen keinen Zu-

sammenhang mit einander haben, dann muß sich der Lappe der mühsamen Arbeit unterziehen, seine Boote, Netze, Hausgeräthschaften u. s. w. zu Lande weiter zu schaffen.

Ist der Sommer zu Ende gegangen, so suchen die Lappen ihre Winterstuben auf, um sich dort mit ihren während des Sommers gemachten Ersparnissen, welche größtentheils in gedörrten Fischen bestehen, zu ernähren. Diese Vorräthe sind jedoch allzu unzureichend, um dem Bedarf des langen Winters zu genügen. Die Herbstfischerei unter dem Eise (lapp. juongas, finn. juomus) genügt kaum dem Bedarf des Tages. Lohrender ist dagegen die Jagd und besonders der Fang wider Rennthiere, welcher im Herbst vom Kreuzerhöhungs-Tage bis zum Allerheiligen-Tage und im Frühjahr von der Marienzeit so lange stattfindet, bis die Erde vom Eise frei wird. Schon in ältern Zeiten war der Rennthierfang ein wichtiger Erwerbszweig für den Lappen und zu diesem Zwecke wurde ein jetzt angebräuchlicher Fang, Namens wuomen, angewandt, welchen der oben angeführte Toruæus auf folgende Weise beschreibt: Der Wuomen wird also angestellt. Eine oder zwei Meilen lang auf ebenen oder leeren Felsen, wo keine Waldung ist, und eine oder mehr Meilen breit stellt er (der Jäger) hohe Pfähle gewissermaßen zwei Flügel auf: zuerst stellt er die Pfähle etwas weit von einander, wenn er weiter geht (kenn die Strecke ist eine oder zwei Meilen lang), stellt er sie dichter und auf jeden Pfahl irgend etwas Schwarzes und Grausenhaftes, wovon das Rennthier zurückschauert: wenn er zu den engeren Stellen kommt, macht er Ackerhecken nach Art der in Schweden gebräuchlichen und hohe Zäune, über welche das Rennthier nicht zu springen vermag: sobald er an der engsten ist, eine Böschung mit fünf Treppen abwärts, wo dann eine hohe und starke Umzäunung, welche wie ein Stacket und Sack wohl verwahrt ist, so daß keine Creatur durchkommen kann. Dann fährt der Lappe in allen Bergen umher; wo er Rennthierhaufen findet, treibt er sie sacht und gemächlich zu der Seite, wo sein Wuomen ist. Wenn die Rennthiere zwischen die Pfähle kommen, wagen sie es nicht durch eine der beiden Seiten durchzugehen, weil sie sich vor dem Schwarzen auf den Pfählen fürchten. Der Lappe mit seinem Volk ist hinten und hat Acht darauf, daß die Rennthiere nicht wieder zurückkommen, sondern läßt sie allmählig vorwärts schreiten, mitunter weißes Moos (welches ihre Nahrung ist) essen, sich niederlegen und ausruhen, als wenn gar keine Gefahr bevorstände; wenn sie aber zu den engeren und engsten Stellen kommen, wo ein starker Zaun auf beiden Seiten steht, dann fährt er ihnen mit Macht nach und treibt die Rennthiere den Abhang der 5 Treppen, die er gemacht hat, hinab; von dort vermögen sie es nicht, wieder emporzuspringen, sondern müssen dort in ihrem Gefängnisse bleiben; dann kommt der Lappe, wenn er will, und tödtet sie alle, große und kleine und rottet so die

Kennthierzucht im Lande aus, weshalb solche auch von andern Lappen gehaßt werden.» Nach den Erzählungen der Lappen hat man in früheren Tagen auch wilde Kennthiere in Gruben gefangen, und es ist wahrscheinlich, daß die in Finnland hie und da vorkommenden Lappengräber großen Theils alte Kennthiergruben sind. Der Gebrauch, wilde Kennthiere mit Schlingen zu fangen, hat sich bis auf unsere Tage erhalten. Jetzt zieht es der Lappe doch meist vor, das Kennthier mit seiner sicheren Büchse niederzustoßen, und ich habe Lappen erzählen hören, daß sie während des Herbst- und Frühjahrsfanges oft 30 bis 40 Kennthiere geschossen hätten. Doch wie lobnend auch der Kennthierfang sein mag, so liegt es doch in der Natur der Sache, daß diese Nahrungsquelle immer unzuverlässig sein muß. Das sicherste Mittel für den Fischerlappen, seine Erhaltung für den Winter zu decken, war zuvor der Branntweinshandel mit den Gebirgslappen. All das Mehl, welches dem Fischerlappen während seines Aufenthaltes in den Buchten zu verdienen geglückt war, ließ er darauf die finnischen Colonisten zu Branntwein verbrennen und tauschte sich dagegen Kennthierfleisch von den Berglappen ein, welche sich während des Winters in großer Menge in Gnare aufhielten. Der gewöhnliche Preis für eine Kanne Branntwein soll ein Kennthierochse, für eine halbe Kanne eine Kennthierkuh gewesen sein. Da der Fischerlappe selbst kein allzupassionirter Liebhaber von starken Getränken ist, so begreift man leicht, welchen unerhörten Gewinn ihm der Branntweinshandel bereitere. Aber wegen der demoralisirenden Wirkung des Branntweins ist der Handel mit dieser Waare in letzter Zeit ganz und gar in unserm finnischen Lappmarken verboten worden. Was die Gnare-Lappen biedurch an äußeren Vortheilen verloren haben, dürften sie mit der Zeit durch eine verbesserte und zweckmäßigere Lebensart einholen.

#### Der Pfarrhof Utsjoki.

Zur Zeit unserer Ankunft in Utsjoki lebte dort eine finnische Pastorenfamilie, welche schon mehrere Jahre in dieser Wildniß, weit getrennt von Freunden und Verwandten, von der Heimath und der ganzen gebildeten Welt zugebracht hatte. Das Haupt dieser Familie war der Pfarrer J. S., ein Mann von vieler Bildung und einem energischen Charakter. Von einem innern Beruf getrieben, hatte er beschlossen sich in Lappland niederzulassen, nicht um durch neue Entdeckungen innerhalb des Bereichs der Wissenschaften Vorbeeren der Gelehrsamkeit einzuernten, noch weniger um sich biedurch einen kürzern Weg zu künftiger Beförderung zu bereiten, sondern um mit einem redlichen Ernst sein mühsames Missionswerk bei den wilden Gebirgsböhen zu betreiben.

Um seinen Aufenthalt in dieser freudeleeren Gegend einigermaßen zu Belletr. Bl. Vier Jahrg. 10

erheitern, war E. sogleich bei seiner Ankunft in Lappland darauf bedacht gewesen, dem einsamen Eremitenleben, welches der größere Theil der Missionäre vor ihm geführt hatte, zu entsagen. Zu dem Zwecke setzte er mit aller möglichen Sorgfalt die alte Wohnung der Missionäre in Stand. Diese bestand in einer kleinen, elenden Hütte am Mandu-See, dicht bei der Kirche Utsjoki. Darauf begab er sich nach Finnland und holte von dort eine junge lebenswürdige Gattin, welche, ungeachtet ihrer schwachen Gesundheit, kein Bedenken trug, ihren Gemahl nahe genug bis ans Ende der Welt zu begleiten. Und ihr folgte mit edler Selbstaufopferung Fräulein C. K., welche zu der Zeit erst ein funfzehnjähriges Mädchen war.

Mitten in der kältesten Winterzeit zog die kleine Familie dahin, aber die gefährdeten Felsgebirge Lapplands. Hier mußten die jungen Damen es lernen, den kleinen, schwankenden Schlitten in Gleichgewicht zu erhalten, während das Rennthier in unaufhaltsamer Fahrt die steilen Felswände auf- und abwärts eilte. Tag aus Tag ein waren sie genöthigt, in dieser unbequemen Equipage, die ihnen nicht den geringsten Schutz gegen die eifigen Gebirgswinde gewährte, eingeeengt zu sitzen. Und wenn die Nacht hereinbrach, mußten sie manchmal mit einer Herberge vorlieb nehmen, welche ihnen die Schneefur oder ein elendes Lappenzelt gerade darbot. Außer solchen für jeden Lapplandsfabrer unvermeidlichen Witterwärtigkeiten, hatten unsere Reisenden manche zufällige Gefahren und Abenteuer zu bestehen, welche ihnen leicht das Leben hätten kosten können. Die gütige Hand der Vorsehung geleitete sie jedoch unbeschadet ans Ziel. Sie gelangten glücklich an ihren Bestimmungsort und so niedrig auch die Hütte war, welche nun ihre Wohnung wurde, so fanden sie sich doch unendlich selig in dem Gefühl, den Stürmen der Felsengebirge entkommen zu sein und nun mit Ruhe an einem wärmenden Herde sitzen zu können.

Diese Freude sollten sie jedoch nicht lange genießen, denn bald nach ihrer Ankunft zu Utsjoki ward ihre kleine Wohnung ein Raub der Flammen. Der Pfarrer war zu der Zeit auf einer Amtreise abwesend, auch die Dienstheten hatten sich von Hause entfernt und die jungen Damen waren so gut wie allein zu Hause. Man kann sich leicht das Schreckliche ihrer Lage bei diesem unglücklichen Ereigniß denken. Aber nicht weniger schrecklich muß es für E. gewesen sein, bei seiner Rückkunft das Haus niedergebrannt zu sehen und in Ungewißheit über das Schicksal der Reinen zu schweben. Selbst äußert er sich hierüber in einem Briefe an einen Freund: «Welch ein entseßlicher Anblick, als ich zwei Tage nach der Feuersbrunst ankam und vor mir die rauchenden Ruinen sah! Mein Rennthier, das nach einer Reise von 11 Meilen ein wenig ermüdet war, ließ ich an dem See, riß mir die Kleider vom Leibe und sprang auf den Hof. Unterdessen fand ich Zeit, mich zu besinnen, daß die Länge des Weges bis zu dem nächsten Nachbarhof südwärts (Parre Sodankylä) 50

Meilen und nordwärts bis Watsde 16 Meilen betrug und daß meine Frau gesegneten Leibes war. Zunächst standen 2 bis 3 Hütten ohne Dach und Thür. Ich guckte hinein, fand jedoch kein lebendes Wesen. Da überfiel mich der gräßliche Gedanke: Sind sie verbrannt? Oder sind sie den Flammen entkommen, so müssen sie nothwendig ganz erfroren sein. Denn nicht einmal irgend ein Lappe wohnte in dem Umkreis einer Meile. Ich wollte rufen, konnte jedoch keinen Laut hervordringen. In einer solchen Lage hätte ich sicherlich innerhalb weniger Augenblicke den Verstand verloren, wenn nicht zu gleicher Zeit Emell und Emma mir aus einer der Lappenhütten entgegen gekommen wären. Das Feuer war in der Nacht ausgebrochen. Um 3 Uhr Morgens erwachte meine Frau und rief die Magd, ohne irgend eine andere Gefahr zu ahnen als daß sie Rauch im Schlafzimmer merkte. Da stand die Küche bereits in Flammen und der Ausgang durch die Thür war unmöglich. Meine Frau mußte durch das Fenster hinauspringen, ohne irgend etwas andres umwerfen zu können als ihre Jacke, in welchem Anzuge sie mir auch entgegenkam. Unaufhaltsam flossen nun meine Thränen aus reiner Freude meine Theure lebend wiederzufinden. Der Verlust meines Eigenthums bekümmerte mich wenig, doch die Möglichkeit, daß meine Frau in ihrer damaligen Lage durch Schreck und Anstrengungen gelitten haben könnte, beunruhigte mich um so mehr, als später mehrere Unglücksfälle vorkamen, welche ihr leicht das Leben hätten kosten können."

Nach der unglücklichen Feuersbrunst war E. mit seiner Familie genöthigt mehr als ein halbes Jahr eine Hütte zu bewohnen, welche den Lappen gewöhnlich während ihrer Kirchreisen zum Ldbdach diente. Von dieser Hütte kommt in dem angeführten Briefe folgende Schilderung vor: „War man durch das Koblenfeuer auf der einen Seite erwärmt, so wandte man die andere, welche unterdessen abgekühlt war, zum Feuer. Rauch war immer im Raume, doch das alte Sprichwort: „Hat man Rauch, so hat man Wärme“ konnten wir nicht anwenden. Das Dach in der Stube oder Hütte ließ Wasser durch wie ein Sieb und das Unwetter spielte harmonische Töne durch die Löcher und Ritzen in der Wand.“

Während der fünf Jahre, welche seit diesem traurigen Ereigniß bis zu unserer Ankunft verfloßen waren, hatte E. bereits Zeit gehabt sich mit einer neuen Wohnung zu versehen, die zwar klein und beschränkt war, aber nichts desto weniger ein Maß von Glückseligkeit und Wohlbefinden einschloß, das gewiß weit größer war als das, welches man gewöhnlich in geräumigen Gemächern antrifft. Die Glieder der kleinen Familie fühlten sich durch das zarte Band der Liebe mit einander vereint und das war alles, was sie zu ihrem Glück bedurften. Wenigstens versicherte mich E., daß er sich nirgends in der Welt so glücklich gefühlt, als in dieser Bergkluft, und auch der jungen Frau glitt das Leben leicht und heiter

an der Seite eines geliebten Gatten und geliebter Kinder dahin. Was Fräulein N. betrifft, so fand sie ihr Behagen nicht nur in der Familie, sondern sie liebte auch die hohen Felsen mit Enthusiasmus und es gewährte ihr ein großes Vergnügen, auf den wildesten Neumthieren über deren Spitzen hinzuseilen. Nichts desto weniger glaubten wir aus den Tönen ihrer Harfe bisweilen eine wehmuthsvolle Klage über die Leere des Lebens zu vernehmen. Diese Töne machten auf Durchman einen so tiefen Eindruck, daß wir nach einem 10tägigen Aufenthalt an der Stelle Gelegenheit hatten, seine Verlobung mit dem liebenswürdigen Mädchen zu feiern. Bei diesem Verlobungsfeſt war jedoch Blank nicht mehr anwesend. Er hatte sich kurz zuvor den Teno aufwärts nach Muonioniska begeben und den Tag nach der Verlobung, welcher der 9te August war, trat auch ich zugleich mit Durchman die Rückreise nach Enare an.

---

### Historische Sagen.

Nachdem ich einige Tage in Muoninen zugebracht hatte, setzte ich meine Reise über Inwälahti nach dem Dorfe Uhtuwa fort, welches, wie man sagte, aus 90 Häusern bestand. Hier verweilte ich ganze 11 Tage und beschäftigte mich, wie früher, hauptsächlich mit Aufzeichnung von Zauberrunen. Außerdem erhielt ich in diesem Dorfe verschiedene Sagen, welche historischen Inhalts waren und sich meistens auf den oben berührten Diebstahl bezogen. Eine dieser Sagen schilderte einen Streifzug, den eine Menge finnischer Gränzbewohner nach dem Dorfe Alajärvi unternommen hatte. Nachdem sie das Dorf geplündert hatten, wollten sie einen von ihnen lange verfolgten und gefaßten Greis mit Gewalt fort-schleppen. Während sie ihn längs des einen Strandes des Sees fort-schleppten, folgte sein junger zwölfjähriger Sohn an dem andern und drohte alle Feinde niederzuschießen, wenn sie den Vater nicht in Freiheit setzten. Weit entfernt, auf die Drohungen des Knaben zu achten, schmähten ihn nur die Frevler und behandelten den Vater desto grausamer. Als aber der Knabe sich dadurch nicht abschrecken ließ, sondern nach wie vor mit seinen Drohungen fortfuhr, versprachen die Feinde endlich seinem Begehren zu willfahren, doch unter der Bedingung, daß er an dem entgegengelegten Ufer einen Pfeil abschießen sollte, welcher einen auf den Kopf seines Vaters gestellten Apfel (omena) spalten würde. Der Knabe machte sich wirklich an den lähnen Versuch und der Vater gab ihm hierbei folgenden Rath: «käsä ylennä, toinen alenna, järwen wesi woliän», d. h. «erhebe die eine Hand, senke die andere, denn das Wasser des Sees zieht (den Pfeil) an sich.» Gegen die Erwartung der Feinde traf der Pfeil richtig sein Ziel, der Apfel spaltete aus einander und der Va-

ter ward aus seiner Gefangenschaft befreit. In einer anderen, echteren Sage wird von einer zahlreichen Schaar finnischer Gränzbewohner gesprochen, die weit und breit das russische Karelrien verheerten und plünderten. Um vor der Hand des Feindes zu retten was sich retten ließ, hatten die Einwohner des Landes ihre Schätze verborgen und ihr aufbewahrtes Korn theils dem Vieh als Futter vorgeworfen, theils auf dem Schnee ausgestreut und dadurch, der Erzählung zu Folge, eine gute Ernte erhalten. Während dieses Plünderungszuges hatte der Feind einen Karelen Namens Labonen Elitta überrascht, als er in den tiefsten Schlaf versunken da lag. Durch den Lärm erweckt, stürzte Labonen aus seinem Bett hinaus, nahm in Hast Bogen, Pfeile und ein Paar Beinkleider auf die Arme und machte sich daran, dem verfolgenden Feinde zu entfliehen. Als rascher Läufer würde er sich bald durch die Flucht gerettet haben, doch die strenge Winterkälte zwang ihn, an die Bedeckung seiner nackten Beine zu denken. Als er nun einen kleinen Vorsprung gewonnen hatte, beschloß er anzuhalten und die Beinkleider anzuziehen. Kaum hatte er aber das eine Bein bekleidet, als er von dem Feinde eingeholt wurde. Rasch und entschlossen spannte er seinen Bogen und sobald die Feinde ihm nahten, um ihn anzugreifen, richtete er seinen Bogen bald gegen den einen, bald gegen den andern und rief: «katscho, mie ammun (sieh dich vor, ich schieße).» Durch diese List brachte er seine Feinde in solche Verwirrung, daß er wieder Gelegenheit fand zu entfliehen und seine Bekleidung zu vollenden, worauf er sich in der Tiefe des Waldes verbarg. Die raubsüchtigen Feinde setzten indessen ihren Streifzug fort und kamen, nachdem sie manche Frevelthaten ausgeübt hatten, zu einem See Namens Tuoppajärwi. Von hier wünschten sie auf dem See nach Vääjärwi zu fahren, doch des Weges unkundig, vermochten sie einen Bauer in Kiisjoki ihr Boot nach dem verlangten Ziele zu steuern. Auf dem Wege, welchen die Feinde vorhatten, gab es eine Stromschnelle Namens Niska, welche einen starken Wasserfall hatte. Sobald sie dieser Stromschnelle nahe kamen, steuerte der Lootse das Fahrzeug ganz nahe zum Ufer hin, sprang darauf auf einen Stein und stieß dabei das Boot in den Fluß hinaus. Die Feinde konnten nun nicht mehr die Fahrt des Bootes aufhalten, sondern sie wurden durch den Strom in die siedende Strömung fortgerissen. Darauf entdeckte man vierzig Mühen unterhalb des Wasserfalles.

Außer diesen und anderen ähnlichen Erzählungen über die Streifzüge der finnischen Gränzbewohner nach Karelrien hörte ich in Uhtuwa Erzählungen von einem Riesenvolke, welches Raifonkansa benannt wurde. Ueber die Herkunft dieses Volkes ging die Sage, daß der Waldgeist (motsän paka) sich ein Weib geraubt und mit ihr einen Knaben und ein Mädchen erzeugt hätte, die sich später heiratheten und



eine gottlose Nachkommenschaft, welche unter dem angeführten Namen Raikonkansa bekannt ist, zur Welt brachten. Allen christlichen Umgang scheuend, soll dieses Volk sich auf einem Berge Namens Paavara aufgehalten und dort eine in sich abgeschlossene Gesellschaft gebildet haben. Die Anzahl der Personen, welche zu diesem Geschlechte gehörten, wird nur auf 17 bogenführende Männer angegeben, welche während des Liebskrieges alle bis auf den letzten Mann ausgerottet worden sein sollen. Ueber dieses Volk habe ich weder früher noch später irgend eine Sage gehört.

### Bergreise.

Während unseres Aufenthalts in Gnare erhielten wir die Nachricht, daß der gefeierte lappische Missionär und Schriftsteller, Pastor Eiseleth, den wir in Alten aufzusuchen beabsichtigten, sich gegenwärtig in Karasjoki befand, wohin man von Gnare aus nur 16 kurze Meilen rechnet. Dieser glückliche Zufall vermochte uns im Anfang des Januars nach Karasjoki zu fahren. Diese Kirche ist durch zwei große Gebirgszüge bemerkenswerth, über welche der Weg fast ununterbrochen fortgeht, nämlich Nuotka- und Iskuras-tunturi. Den ersten passirten wir bei strenger Kälte, ohne jedoch in irgend ein schweres Unwetter zu gerathen. Als wir nach einer und einer halben Tagesreise uns den genannten Felsrücken abwärts begeben sollten, betraf mich das Mißgeschick, daß das Rennthier mitten in seiner Fahrt stehen blieb, wobei der Keris (Schlitten) umschlug und mein rechter Arm sammt dem Ventriemen unter den Keris gerieth. In dieser schwierigen Lage mußte ich vor allen Dingen daran arbeiten, meinen Arm zu befreien. Das konnte ich jedoch nicht thun, ohne gegen die Regel den Riemen fahren zu lassen. Nun war es auch natürlich, daß das Rennthier, wenn es sich befreit fühlte, nicht stehen und warten würde, bis ich wiederum in den Keris gekommen wäre, sondern, seiner Natur gemäß, schleunigst seinen Kameraden nachhelfen und mich auf dem Felsen zurücklassen würde. Um diesem vorzubeugen, faßte ich sogleich mit meinem linken Arm, der frei und ledig war, die Rückenlehne des Keris und ließ mich dann vom Rennthier ins Schlepptau nehmen. Diese Art zu fahren war jedoch so beschwerlich, daß ich bald von ihr ablassen mußte. Bei Finsterniß und Schneegestöber hätte dieser Tag mein letzter sein können, jezt hatte ich aber nichts zu fürchten, denn der Wind war gelinde und der Abend hell, so daß ich mich nicht leicht vom Wege verirren konnte. Die Kameraden hatten inzwischen eine halbe Meile zurückgelegt, bevor mein Ausbleiben bemerkt wurde, und es war schon etwas sehr spät am Abend, als sie mir entgegenkamen. Bald nach diesem Abenteuer langten wir in Jorgastak an, welches eine im Winter unbewohnte Fische-

rei am Leno-Flusse ist, wo die Lappen immer anhalten, um mindestens ihre Rennthiere weiden zu lassen. Wir brachten an dieser garrigen Stelle eine schlaflose Nacht zu und brachen bereits vor Tagesanbruch auf. Nach einer Fahrt von einer halben Meile auf dem Leno-Fluß, stiegen wir auf den Iskurastunturi, wo meiner wiederum ein Abenteuer harrte. Mein unbändiges Rennthier bekam bei dem Herabfahren von einer Höhe den Einfall, vom Wege abzuweichen und rannte mit der äußersten Kraft gegen eine Birke, an der ich einen so heftigen Stoß erhielt, daß das Blut mir aus Mund und Nase stürzte, da diese Theile demselben am meisten ausgesetzt gewesen waren. Bei meiner Trauer und Trübsal wurde ich jedoch sehr froh, als Lohnrot mir Hoffnung gab, daß die Nase gerettet werden könnte, obwohl sie in der That gar schlimm zugerichtet war. Da es natürlich einem jeden sehr daran gelegen ist, mindestens diesen Körperteil zu erhalten, faßte ich nun den festen Beschluß, ihn nie in Zukunft während meiner Rennthierfahrten irgend einer Gefahr auszusetzen. Diese Vorsicht kann auch in den meisten Fällen beobachtet werden, insofern man nicht zu sehr um seine Beine besorgt ist, sondern sie in allen schwierigeren Fällen vorstreckt und sie besonders dazu anwendet, die schwankenden Bewegungen des Keris zu hemmen. Hierbei muß man sich sorgfältig hüten, mit der Ferse diese Hemmung herbeizuführen, denn in einem solchen Falle ist man immer in Gefahr, sich das Bein zu brechen, sondern man muß sich rittlings auf den Keris setzen, die Knie fest an dessen Seiten anbrücken und die Beine nachschleppen lassen und mit den Füßen den Keris verhindern, gegen Bäume und Steine zu fliegen. Die Theorie ist zwar ganz einfach, die Praxis aber schwer, da das Rennthier gerade dann die geringste Bedenkzeit gibt, wenn man sie am meisten nöthig hat, bei dem Hinabfahren von den Bergen. Es eilt dann oft mit solcher Geschwindigkeit dahin, daß man die Gegenstände ringsum nicht unterscheiden kann, wenn man es nämlich aushält, seine Augen bei der Masse von Schnee offen zu halten, welche das Rennthier mit seinen Füßen gegen das Gesicht treibt. Sich im Nothfall mit dem Keris umzuhängen, ist bei tiefem Schnee ein gutes Auskunftsmittel, da die Rückenlehne des Keris sich in dem Schnee festsetzt und fast augenblicklich dem Laufe des Rennthiers Einhalt thut; auf den Felsrücken aber kann dieser Ausweg nicht benutzt werden, da der Schnee hier unaufhörlich durch die heftigen Sturmwinde fortgeführt wird. Reiche und vornehme Reisende pflegen immer mindestens ein lediges Rennthier in Reserve zu haben und es bei dem Hinabfahren von den Höhen und Felsen hinter ihrem Keris anzubinden, denn es ist eine Eigenthümlichkeit der hinten angebundenen Rennthiere, daß sie mit der äußersten Kraft widerstreben und das vorgespannte Rennthier verhindern Reifens zu nehmen. Für minder bemittelte Reisende, welche nicht zu diesem Ausweg greifen können, ist es die Haupt-

sache bei solchen Felsfahrten nie das Rennthier in seinem Laufe aufzuhalten, sondern es nach eigener Lust davonneilen zu lassen. Hievon erhielt ich eine deutliche Vorstellung bei unserer Herabfahrt von dem Iskuras-tunturi, der einer der höchsten Felsrücken ist, die ich passiert bin. Er senkt sich in vielen steilen Absätzen. Als ich an einem derselben hinabfuhr, suchte ich das Rennthier mit aller Macht zu hemmen, stieß mich jedoch hierbei mehrmals an Bäumen und Steinen. Bei einem andern Absatz ließ ich dagegen das Rennthier so rasch es vermochte dahineilen, warf ein anderes Rennthier nieder und überfuhr einen Lastschlitten, kam aber doch glücklich den Abhang herab. Damit waren wir auch auf dem Pfarrhof Karasjoki und wurden von Pastor Stockfleth mit offenen Armen empfangen. In seiner Gesellschaft brachten wir zehn lehrreiche Tage zu und begaben uns dann den 18. Januar wieder nach Enare. Von einem ausgezeichnet schönen Wetter begünstigt war diese Rückreise eine wirkliche Luftfahrt. Auf dem Iskuras-tunturi zeigte sich sogar die Sonne, obwohl sie sich noch nur ein wenig über dem Horizont erhob. Als wir nach einer Tagereise am Abende in Jorgasak anlangten, konnten wir es nicht unterlassen wegen Wiederkunft der Sonne einen kleinen Schmaus zu veranstalten. Unterdessen zogen alle unsere Rennthiere davon, wurden jedoch glücklicher Weise auf einem nahegelegenen Felsrücken eingeholt. Noch denselben Abend begaben wir uns von dannen, fuhren lange irre, entdeckten aber endlich eine Lap-penstube, wo wir den Rest der Nacht zubrachten. Am folgenden Tage gelangten wir nach Enare.

---

#### Zum lappischen Volkscharakter.

Man hatte mich während meiner Reise durch Lappmarken öfters gewarnt, daß ich mich vor den russischen Lappen und besonders vor deren Weibern in Acht nehmen möchte, da sie bisweilen in einen wahnwitzigen Zustand gerathen und dann nicht wissen würden, was sie thäten. Im Anfang schenkte ich solchen Erzählungen kein Gehör, sondern sah sie für gewöhnliche, den Lappen angebildete Fabeln an. Einmal traf es sich, daß ich in einem Dorfe im russischen Lappmarken mit einigen Karelen und zweien russischen Kaufleuten zusammenstieß. Unter diesen warnte mich wiederum einer, die lappischen Weiber nicht im Geringsten zu schrecken und meinte, daß dies eine *res capitalis* wäre. In Zusammenhang damit erzählte ein Karele folgende Begebenheit: «Als ich in meiner Jugend im Meere fischte, gerieth ich einmal auf ein Boot, das von Lappen gerudert ward. In dem Boote war auch ein Weib, das ein kleines Kind auf seinen Armen hielt. Als sie meine ungewöhnliche Tracht erblickte, war sie so außer sich vor Schreck, daß sie ihr Kind ins Meer warf.» Ein anderer Karele führte wieder folgende, so lautende Erzählung an: «Vor

vielen Jahren zurück befand ich mich in einem Kreis von türkischen Lappan. Wir saßen und sprachen über einen gleichgültigen Gegenstand, als sich plötzlich ein Schlag wie von einer Keule oder einem Hammer hinter der Wand hören ließ. Aber was geschieht? Im Augenblick fallen alle Lappen auf den Boden nieder, zappeln ein wenig mit Händen und Füßen und liegen dann unbeweglich wie die Leichname. Nach einer Weile fangen sie wiederum an, sich zu bewegen und sich so zu verhalten, als wäre nichts Ungewöhnliches vorgefallen.» Um mich von diesen und andern ähnlichen Erzählungen der karetschen Bauern zu überzeugen, erbot sich der russische Kaufmann, mir einige Proben der Schreckhaftigkeit der lappischen Weiber zu zeigen. Vorher schaffte er alle Messer, Aerte und andere leicht zugängliche gefährliche Dinge bei Seite. Darauf trat er sehr hastig vor ein Weib und schlug seine Hände zusammen. Sogleich stürzte das Weib wie eine Furie auf ihn, trappte, zausste, schlug und peitschte ihn auf das Nachdrücklichste. Nachdem sie so eine Weile den armen Kaufmann gewißhandelt hatte, sank sie auf eine Bank nieder und stand einen gewaltigen Kampf aus, bevor sie wieder zu Athem kam. Wiederrum zu voller Besinnung gekommen, beschloß sie, sich ferner nicht erschrecken zu lassen. Auch lief der nächste Versuch so ab, daß sie nur einen lauten, durchdringenden Schrei von sich gab. Während sie sich über den mißglückten Versuch freute, ließ der andere Kaufmann ein Taschentuch über ihre Augen fahren, sprang aber zugleich aus dem Zimmer. Nun war zu sehen, wie das Weib von dem einen zu dem andern stürzte, sich auf den Boden warf, einen andern schlug, einige gegen die Wand schleuderte, andere bei den Haaren schüttelte. In einer Ecke des Zimmers sitzend, erwartete ich mit ungeduldiger Angst, daß die Reihe auch an mich kommen würde. Mit Grausen sah ich sie endlich ihren wild stierenden Blick auf mich heften; darauf stürzte sie mit ausgestreckten Armen gegen mich und wollte mir gerade mit ihren Nägeln ins Gesicht fahren, als zwei handfeste Karelén sie zu rechter Zeit auf die Seite schoben. Ohnmächtig sank sie ihnen in die Arme. Man glaubte, daß meine Brille sie zu dieser wilden Raserei gereizt hätte. Man suchte auch ein junges Mädchen auf die Art zu erschrecken, daß ein Riemen auf ihren Kopf herabgelassen wurde. Sie fuhr zusammen und lief hinaus. Ferner schlug man mit einem Hammer gegen die Außenwand. Das obengenannte Weib sprang auf, bedeckte jedoch zugleich ihre Augen mit ihren Händen und kam dann wieder schnell zur Besinnung. — Diese Thatfachen, so unbedeutend sie auch sein mögen, dürften dennoch als Beweis dazu dienen, daß rohe Menschen leicht aus ihrer Fassung gebracht werden und in einen ohnmächtigen Zustand gerathen können; besonders muß dies von den Jauherern und Beschwohrern gelten, welche durch heftige Ertafen und unnatürliche Anstrengung ihrer Seelenkräfte sich oft gegen ihre menschliche Natur Gewalt angethan haben.

Um aber auf die Zauberkunst der russischen Lappen zurückzukommen, so habe ich bei ihnen keine Beschwörungsformeln, gleich den Zauberesungen (luwat, Einzahl luku) der Finnen entdeckt, sondern nur gewisse traditionelle Kunstgriffe und symbolische Handlungen bemerkt. Als Beispiel dieser Art von Zauberei muß ich anführen, wie ein Weib im russischen Lappmarken eine Gliederverrentung heilte. Sie strich ihre Finger auf der verrenteten Stelle hin und her und schien gleichsam nach den Schmerzen zu forschen. Nach vielem Suchen gelang es ihr auch, sie zwischen ihre Fingerspitzen zu bekommen. Darauf quetschte sie dieselben zwischen ihren Nägeln, führte sie so zum Munde, zermalmte sie zwischen den Zähnen und spie endlich die so zugerichteten Plagegeister aus. Dies wiederholte sich mehrmals, dabei kam aber keine Beschwörung vor, denn das Weib sprach während der ganzen lächerlichen Operation über gleichgültige Gegenstände. Mehr vermag ich mich nicht auszulassen über die Beschaffenheit der Zauberkunst der russischen Lappen, weil ich weder mit ihnen so geläufig sprechen konnte, wie es nothwendig gewesen wäre, um die Geheimnisse der Magie zu ermitteln, noch die Theile des russischen Lappmarkens besucht habe, wo die Zauberkunst hauptsächlich betrieben wird.

Kun noch einige Worte über den Charakter der russischen Lappen. Der lappische Charakter ist sich überall ziemlich gleich; er läßt sich mit einem Bach vergleichen, dessen Wellen so leise einherfließen, daß man kaum merkt, ob sie sich bewegen. Kommt irgend ein größeres Hinderniß dem Bach in den Weg, so biegt er sich hübsch auf die Seite, gelangt jedoch endlich zum Ziel. So ist auch der Charakter des Lappen: still, friedlich, nachgiebig; Friede ist sein Wahlspruch; nach Frieden ist seine erste Frage, Friede ist sein Abschiedsgruß, Friede ist ihm sein Alles. Den Frieden liebt er wie eine Mutter das Kind, das sie an ihrer Brust genährt hat. Die Sage erzählt, daß im lappischen Lande alles im äußersten Maße nackt, häßlich und arm sei, fügt jedoch hinzu, daß in der Tiefe das meiste Gold verborgen sei. Einen schönern Schatz kann man wohl kaum haben, als die friedliche Ruhe, in deren Besitz der Lappe ist. Der meisten Genüsse des Lebens beraubt, von einer unbezwinglichen Natur umgeben, in Armuth und Elend versenkt, hat er das beneidenswerthe Loos, mit einer unerschütterlichen Ruhe alle Mühseligkeiten aushalten zu können. Er fordert nur als unvermeidliche Bedingung seines Wohlsseins, nicht in dem Genuß seines Wenigen, nicht in seinen alten Sitten gestört oder auf irgend eine Weise seines Friedens beraubt zu werden. Die mißgünstige Natur treibt ihn oft zu Arbeit und Thätigkeit, aber unterdessen überläßt er sich gern einem gemüthlichen, oder, nach seiner eignen Terminologie, einem friedlichen Leben. Er liebt nicht weitaussehende Pläne, kluge Berechnungen oder irgend eine auswärtsgewandte Thätigkeit, sondern er lebt lieber in eine stille Betrachtung über religiöse und andere

Gegenstände, die sich in seiner kleinen Welt vorfinden, versunken. — Es dürfte schon aus dieser kurzen Schilderung hervorgehen, daß der finnische Typus sich auch in dem lappischen Volkscharakter wieder abspiegelt. Wie der Lappe, besitzt auch der Finne im Grunde dasselbe stille, friedliche, verträgliche Wesen. Auch er gibt gern nach, so lange es sich nur um eine Kleinigkeit handelt; gilt es aber eine in seinen Gedanken wichtige Angelegenheit, so ist er ein Held. Auf dieselbe Weise wird auch der Lappe bisweilen zu einer höchst hartnäckigen Anstrengung angefanert, verliert jedoch leicht die ruhige Besinnung, die seinen männlichen Bruder, den Finnen, selten verläßt. Die einwärtsgekehrte Seelenthätigkeit, die ruhige Meditation ist auch beiden gemeinsam, doch ist sie bei dem Lappen zwergerartig als bei dem Finnen. Ferner haben auch die Lappen ihr tüchtiges Theil des traurigen Naturells, welches die Finnen und den finnischen Stamm überhaupt charakterisirt; doch die tiefe Trauer, welche schonungslos an ihrem eignen Mark zehrt und zum finnischen Heroismus gerechnet worden ist, dürfte nicht zum lappischen Naturell gehören. Ueberhaupt scheint es, als wäre der Lappe der schwächere Bruder des Finnen oder als hätte er mehr von der Mutter, der Finne dagegen mehr von seinem Vater geerbt.

---

### Die Kanin-Samojeden.

Schon in Nesen sah ich schwerbelegte Samojeden sich durch die Gassen schleppen. Ich suchte einen und den andern unter ihnen zu vernüßigen, bei mir als Dolmetscher und Lehrmeister in den Dienst zu treten, sie nahmen jedoch mein Anerbieten ungern an und erfüllten ihre Pflicht auf eine solche Weise, daß ich bald genüßigt war sie alle zu verabschieden und mich nach einem 40 Werß von Nesen belegenen Dorfe Namens Somscha, wo zu der Zeit der eigentliche Aufenthalt der Samojeden sein sollte, zu begeben. Doch wollten meine Bemühungen auch nicht einmal dort durch irgend einen Erfolg gekrönt werden, denn eine allgemeine Leidenschaft zum Trinken war über das arme Volk gekommen. Ich nahm die nüchternste Person, die es in Somscha gab, in meinen Sold, aber auch diese war nach unserer Vorstellung ein Trunkenbold. Hierauf versuchte ich eine Samojedin mir zu Hilfe zu nehmen, aber auch diese konnte sich nicht einen einzigen Tag nüchtern erhalten. Darauf wandte ich mich an einen verarmten Bettler, der unnußig einen Kausch bezahlen konnte; auch mit diesem konnte nichts ausgerichtet werden, da sein träges Gemüth ihn nicht dazu kommen ließ an eine deutliche Antwort zu denken. Da es mir also nicht glückte in Gutem einen tauglichen Dolmetscher und Sprachlehrer zu erhalten, nahm ich endlich meine Zuflucht zu meinen ministeriellen Papieren, in der Hoffnung, daß es mir durch deren Hilfe besser bei meinem Vorhaben glücken

würde. Ich ließ demnach aus der Schenke stämmliche aussehende Samojeden zusammenrufen, theilte ihnen den Inhalt der Documente mit und forderte sie in Folge dessen auf, daß man mich mit einem nächsten, ordentlichen und vernünftigen Dolmetscher versehen möchte. Gehorsam und furchtsam wie die Samojeden sind, setzten sie sich sogleich zu Rath und ersahen zu meiner Hilfe einen an demselben Tage von Kanin Nos angelangten Samojeden aus, der für den nächsten und klügsten Mann auf der ganzen Kanin'schen Lundra galt. Er ward herbeigerufen und schein anfangs seine Pflicht zu thun, aber nach einer Beschäftigung von einigen Stunden langweilten ihn meine Fragen und er gab sich für krank aus. Er legte sich auf den Boden, hatte Schmerzen, schüttelte und klagte, froh zu meinen Füßen und bat um Erbarmen, bis ich durch seine Bitten ermüdet ihn in meinem Jorne zur Thür hinausstieß. Bald darauf sah ich den Mann betrunken auf dem Schnee unweit der Schenke liegen.

Er war jedoch nicht der einzige, der unter der Bürde des Kaufes niedergefunken war, sondern das ganze Schneefeld rings um den Tempel des Bacchus war von erschlagenen Helden und Heldinnen angefüllt. Sie lagen alle mit dem Gesicht zum Schnee gekehrt und wahren zur Hälfte überschneit. Grabesstille herrschte in diesem Kreise, aus der Schenke selbst aber hörte man den wildesten Lärm. Dessenungeachtet fielen keine Schlägereien vor, sondern alle waren herzentsfroh und verfühlich gestimmt. Ich sah ich halberauschte Personen männlichen Geschlechts aus der Schenke kommen und eine Kaffelanne in der Hand halten. Aus Furcht irgend etwas von dem Inhalt der Kanne zu vergießen, wanderten sie mit großer Vorsicht auf dem Schneefeld hin und her, betrachteten unterdessen jeden gefallenen Kameraden sehr genau und suchten augenscheinlich nach einer Gattin, einer Mutter, einer Braut oder irgend einem andern theuern Gegenstand. Sobald die beabsichtigte Entdeckung gemacht worden war, wurde die Kanne bis auf Weiteres auf dem Schnee bei Seite gesetzt und nun unternahm man es den Schlummernden in eine nach oben gekehrte Stellung zu bringen. Sobald dies bewerkstelligt worden war, nahm man wiederum die Kaffelanne in die Hand, setzte die Röhre der Kanne in den Mund des Lieblichen und ließ den lieblichen Branntweinsdunst in dessen Hals hinabdrinnen. Hierauf kehrte man den Patienten in seine frühere Stellung und unterließ es nicht sein Gesicht gut zu bedecken, da es sonst eine oder die andere Frostbeule hätte erhalten können.

Da ich nicht einmal in Comsha meine philologischen Studien ordentlich betreiben konnte, pflegte ich oft zum Zeitvertreib diese zärtlichen, liebevollen Scenen, die sich fast alle Tage wiederholten, zu betrachten. Inzwischen hielt ich mich meist in einem bei dem Dorfe belegenen Jette auf, welches von Bettel-Samojeden bewohnt wurde und nun mir im Nothfall als Studirzimmer dienen mußte. Hier konnte natürlicher Weise

nicht die Rede sein von genauen Beobachtungen im Bezug auf die Sprache, ich inswandelte jedoch von Zeit zu Zeit zum Zelt, da hier für mich, den Unfähiger, doch immer etwas zu holen war. Auf diesen Spaziergängen bestand ich einmal ein Abenteuer, welches mich leicht von meinen Besuhen im Zelte hätte abschrecken können, wenn ich nicht durch eine andere Ursache veranlaßt worden wäre dieselben einzustellen. Ich hatte mich eines Abends während meines Aufenthalts im Zelte bemüht einige samojedische Redensarten kennen zu lernen und gerade zum Vergnügen der Samo-jeden die Worte *tansor wumgona* (es ist Unwetter bei Gott) auszusprechen gesucht, als sich in der That ein schrecklicher Sturm vernehmen ließ. Das Zelt trachtete, der Schnee drang durch die Rippen und das Randloch ins Zelt, die Dreckkappe erlosch und die Samo-jeden zogen sich unter ihre Felle zurück. Ich, der ich kein Fell hatte, konnte nichts anders thun, als zur Thür hinaustrischen und meine Wanderung ins Dorf antreten. Die Entfernung war gar nicht groß, der heftige Sturm aber machte meinen Spaziergang sehr beschwerlich. Ohne auch die Winde auf einer samojedischen Tundra ausgesunden zu haben, wird wohl jeder erfahren haben, daß man bei Sturm und Unwetter schwer athmet, es schwer hat die Augen offen zu halten und gerade auf den Beinen zu stehen. Diese Unbequemlichkeiten veranlaßten mich von Zeit zu Zeit dem Winde den Rücken zuzukehren, um ein wenig athmen zu können, den Schnee von meinen Augen zu wischen und nach der übermäßigen Anstrengung auszuruhen. Aber während dieser Schwankungen wurde ich bald schwindlig und konnte um so weniger den richtigen Weg wiederfinden, als der Wind bald aus der einen, bald aus einer andern Gegend blies. Ich hatte kürzlich das Gedicht *Karawsin's* von dem im Schneegebirge tanzenen Zauberer gelesen und diese Phantasie trat nun lebhaft vor meine Seele, während ich gegen die Winde der Luft kämpfte und vergebens einen Lichtstrahl aus meiner Wohnung zu entdecken suchte. Ich glaubte bissen Wächten als Rand anheim gefallen zu sein und diese Phantasie ward noch mehr gesteigert, als ich bald darauf ein schweres Rauschen hart an meiner Seite zu vernehmen anfing. Hierdurch ließ ich mich jedoch nicht abschrecken, sondern beschloß eine genaue Untersuchung über dieses spukähnliche Phänomen vorzunehmen. Ich entdeckte bald, daß es ein Samojede war, der seine Kenntniere auf der Tundra ausruhen ließ, und gab mich ihm durch ein *Wohin?* zu erkennen. (Zur Ehre!), antwortete eine feste Stimme. Hierauf stellte ich mich dem Samo-jeden als reisenden Beamten vor und leitete mit ihm ein Gespräch ein, wobei ich unter andern ihn über die Anzahl der Kenntniere, die er vor seinen Schritten gespannt hätte, befragte. Meine Absicht bei dieser Frage war keine andere, als dem Samo-jeden auf eine höfliche Weise zu sagen: «Du fährst wohl mit so vielen Kenntniere, daß sie uns beide nach dem Dorfe bringen können. Der Samojede aber deutete mit seinem



orgwöhnlichen Gemüth meine Frage so, als hätte ich ein Gefährte nach seinen Thieren gehabt. Er fing deshalb an mich um Gnade und Ver Schonung zu bitten und fiel vor meinen Füßen auf die Knie. Meiner Seits versprach ich ihm nicht allein seine Kennthiere unangetastet zu lassen, sondern ihn auch mit einem Schnaps zu bewirthen, falls er mich ins Dorf bringen würde — ein Vorschlag, auf den der Samojede mit Freude einging. Bei der Rückkunft in meine Wohnung erfuhr ich, daß der Civil-Gouverneur von Archangel ganz kürzlich in Nesen angelangt war und daß ein Samojedischer Tadipe oder Zauberer seine Künste vor ihm zeigen sollte. Dieß war für mich ein Beweggrund in mein Hauptquartier nach Nesen zurückzukehren, denn ich hoffte mit Sicherheit zu der Vorstellung eingeladen zu werden. In dieser Hoffnung ward ich auch nicht getäuscht. Zwar donnerte der Tadipe in dem Zelt mit seiner Trommel und suchte das zukünftige Schicksal der Anwesenden zu erspähen, ich merkte jedoch bald, daß er seine Sache als Scherz behandelte und um den möglichst besten Preis sich aus der Affaire ziehen wollte. Als ich später unter vier Augen dem Tadipe meine Unzufriedenheit über die Art und Weise zu erkennen gab, mit welcher er bei der Ceremonie zu Werke gegangen war, versprach er mir ein weit besseres Probestück in seinem eignen Zelt auf der kanin'schen Lundra zu zeigen. Wir kamen überein, uns dort nach Verlauf einiger Tage zu treffen und machten uns beide dazu bereit, unsere Abreise von Nesen anzutreten.

#### Eine samojedische Hochzeit.

Durch die Einfalt meines neuen Lehrers ermüdet, ward ich gewaltig froh, als die Frau des Priesters mir eines Morgens den Vorschlag machte, in ihrer Gesellschaft auf eine samojedische Hochzeit zu fahren, welche ungefähr 30 Werst von der Kirche gefeiert wurde. Während sie sich reisefertig machte, rief ich unsere samojedischen Begleiter herein und ließ sie über den Hergang bei einer samojedischen Heirath Rechenschaft geben. Ihr Bericht lautet kurz zusammengefaßt etwa folgendermaßen: Wenn ein Samojede heirathen will, sieht er sich nach einem Freiwerber um und begibt sich mit diesem zu dem Wohnstz der Eltern des auserkornen Mädchens. Sind sie zum Zelte gekommen, so muß dem Herkommen nach der Freier draußen bei seinem Schlitten bleiben. Der Freiwerber begibt sich hinein, wendet sich an den Vater oder Vormund des Mädchens und trägt sein Anliegen vor. Ist die Antwort eine verneinende, so kehrt man sofort nach Hause zurück. Gibt aber der Vater seine Einwilligung, so fragt der Freiwerber wieder, wann die Hochzeit gefeiert werden soll. Noch weiß man nicht, ob es zu einer Hochzeit kommt, denn bei den Samojuden ist es der Brauch, daß der Freier etwas für das

Mädchen ihrem Vater bezahlen muß. Zuvor hat man von Seiten des Freiers den Werth der Braut taxirt und der Freiwerber ist davon unterrichtet. Wenn aber der Vater des Mädchens einen höhern Preis für seine Tochter verlangen sollte, so geht der Freiwerber zum Freier und berathschlagt mit ihm, ob man vielleicht ein oder zwei Rennthiere zulegen könne. So wird gehandelt, gebungen und geboten, bis die Sache auf die eine oder die andere Art abgemacht ist. Kommt man nicht über den Preis überein, so tritt der Freier nicht ins Zelt. Glückt es aber dem Freiwerber, den Handel abzuschließen, so führt er den Bräutigam hinein.

Nach der Verlobung besucht der Bräutigam die Braut nicht, sondern alle Angelegenheiten werden mittelst des Freiwerbers abgemacht. Kurz vor der Hochzeit begeben sich die Verwandten der Braut zum Bräutigam zu Gast. Nachdem man nach Herzenslust gegessen und getrunken hat, bindet der Freiwerber vier Rennthiere, zwei Ochsen und zwei Kühe der Reihe nach hinter einander, bedeckt die beiden vordern mit einem rothen Tuche, hängt eine Glocke an den Hals des vorgepannten Rennthiers, führt die Rennthiere dreimal um das Zelt herum und spannt sie dann vor den Schlitten des Bräutigams. Nun geht es zur Braut. Der Bräutigam fährt voran und der Freiwerber lenkt seine Rennthiere. Ist man angekommen, so fährt der Freiwerber dreimal um die Hochzeitstafel, bleibt hinter derselben stehen und läßt den Bräutigam dort in seinem Schlitten sitzen. Bei der Ankunft des Bräutigams wird ein Rennthier geschlachtet. Man leert ein Glas und beginnt die Mahlzeit; der Bräutigam darf jedoch nicht zugegen sein, sondern der Freiwerber bringt ihm Speise und Brantwein hinter das Zelt, wo er sitzt. Nachdem die Mahlzeit vorüber ist, wird der Bräutigam endlich durch den Freiwerber ins Zelt geführt. Hier sitzen auf der einen Seite des Herds die Verwandten des Bräutigams, auf der andern die der Braut. Der Bräutigam tritt zu den Angehörigen der Braut und setzt sich ihr zur Rechten. Der Freiwerber sitzt zu den Füßen der Braut und des Bräutigams. Nachdem jeder seinen geselligen Platz eingenommen hat, fängt der Wirth an, die Gäste mit Brantwein zu bewirthet. Das erste Glas reicht er mittelst des Freiwerbers dem Bräutigam. Dieser trinkt es zur Hälfte aus und gibt die andere Hälfte der Braut. Wenn alle Gäste mit einem oder mehreren Gläsern bewirthet sind, fängt man an, gekochtes Fleisch zu essen; das Herz wird dem Brautpaar gegeben. Nach der Mahlzeit hört alle Ceremonie auf; ein jeder trinkt so viel er vermag. Die Hochzeit endet mit Brantwein. Sollte aber der Brantwein auch am ersten Hochzeitstage ein Ende nehmen, so muß der Bräutigam doch auf jeden Fall bis an den folgenden Morgen dort bleiben. Darauf begibt man sich zu seinem Zelt. Die Braut liegt bedeckt in ihrem Schlitten; ihre Rennthiere werden von der Mutter des Bräutigams gelenkt. Sobald man

angekommen ist, führt die Schwiegermutter mit der Braut dreimal um das Zelt. Darauf wird die Decke der Braut abgenommen und die Schwiegermutter führt sie ins Zelt. Hier beginnt eine neue Hochzeitsbewirthung; es werden Krennhiere geschlachtet, Brauntwein vorgefetzt, man singt, kreiset, scherzt und schlägt sich.

Es war ein Act oder vielmehr eine Scene dieses romantischen Dramas, welche ich mit der Frau des Priesters anzuschauen fuhr. Bei unserer Ankunft zur Hochzeitsstube war die Handlung so weit vorgeschritten, daß alle schon gut bewirthet waren. Einige lagen bereits ohnmächtig auf dem Felde. Sie lagen dort mit entblößtem Haupte; dieses war in den Schnee gesunken und der Wind beschneite das Angesicht. Aber sieh! da kommt ein Ehemann, tannelt von der einen Leiche zur andern, erkennt seine Gattin, faßt sie beim Kopf, wendet sie mit dem Rücken gegen den Wind und legt sich darauf an ihre Seite, Nase gegen Nase. Dort geht ein anderer mit einer Kaffeekanne in der Hand, sucht seine Eheuerbe, findet sie und fängt an, Brauntwein ihr in den Hals zu gießen. Dort sitzt einer auf seinen Feind, gibt ihm einige hinterlistige Schläge und entfernt sich. Hier wird wieder ein armer Schlucker auf den Schützen gehoben, man bindet ihn auf denselben fest, nimmt seine Krennhierze ins Schlepptau und fährt seiner Wege. Während ich da stand und diese bacchantischen Ausstrime betrachtete, umschwärmte mich eine Menge halbberauschter Hochzeitsgäste. Jeder hatte etwas zu sagen oder zu fragen und alle machten Anspruch darauf, gehört zu werden. Außer Stand, auf einmal mit der ganzen Gesellschaft zu sprechen, wandte ich mich zu dem Nächsten. Da faßten mich die übrigen am Pelz, zogen an, mich zu ziehen und ein jeder an sich zu reißen. Ich that einen verzweifelten Ausfall und schlug mich glücklich durch den Kreis, eilte darauf, meinen Berfolgern zu entgehen, sah in einiger Entfernung eine Menge Mädchen und ging auf diese zu. Die Mädchen waren mit einem Spiel eignen Art beschäftigt. Sie hatten sich in zwei Gruppen vertheilt, sieben in jeder Gruppe und standen einander gegenüber. Man spielte Ball mit einer Mütze. Die Gruppe, welcher die Mütze zugeworfen wurde, wandte sich um und suchte dieselbe bestmöglichst zu verdecken. Darauf warfen sich diese sieben auf eine Höhe auf dem Schnee. Sodann kamen die sieben andern, fielen über die Gegenpartei her und begannen einen Streit um die Mütze. Zuerst balgte man sich auf dem Schnee, dann stand man auf und setzte den Streit fort, bis die Mütze gefunden war. Das Spiel ward mit einem solchen Eifer ausgeführt, daß man mich anfangs nicht bemerkte. Als aber meine Anwesenheit entdeckt war, ging es mit aller Eile weit hinaus auf die Tundra. Nun kehrte ich zum Zelt zurück; der Wirth kam mir auf dem Wege entgegen und lud mich auf eine Tasse Thee ein. Wir traten ins Zelt; es war groß, jedoch nicht rund oder pyramiden-

flüchtig, wie die Zelte der Samojeden gewöhnlich construirt sind, sondern länglich und aus zwei gewöhnlichen Zelten zusammengesetzt. Hier lagen und saßen neben einander Männer, Weiber, Greise, junge Mädchen. Unter der Zahl der zu Boden Gestreckten befand sich auch der Bräutigam. Ich setzte mich, um Thee zu trinken, zugleich mit dem Wirth und dem Freierwerber.

Nachdem der Thee getrunken war, befahl der Wirth, ein vorzügliches Rennthier zu schlachten. Ein gelinder Schlag mit dem Artrücken gegen die Stirn, streckte das Rennthier zu Boden. Darauf stach man ein Messer ins Herz und zog die Luftröhre heraus. Hierüber entstand unter der Menge ein heftiger Streit, der so endete, daß die nächsten Anwesenden des Bräutigams sich in die Kehle theilten und ein jeder auf der Stelle seinen Antheil verzehrte. Dem Rennthiere wurde die Haut abgezogen, der Bauch aufgeschnitten, das Ungenießbare fortgeworfen und das Thier auf den Rücken gelegt. Es bot den Anblick einer großen länglichen Schüssel dar, wo in einer ansehnlichen Blutmasse die Lunge, Leber und andere Leckerbissen schwammen. Der Wirth nahm mich bei der Hand, führte mich an die Seite des Rennthiers und bat mich, die Mahlzeit zu beginnen. So deutlich auch seine Meinung ausgesprochen wurde, war ich doch einsächtig genug, dieselbe nicht zu verstehen. Ich blieb deshalb ganz unthätig bei dem Schlachtopfer stehen. Unterdessen versammelten sich die Hochzeitsgäste um dasselbe, holten ihre langen Messer, schnitten sich Stücke von dem warmen, rauchenden Fleisch ab, tauchten das Fleischstück in das Blut, führten es mit der einen Hand zum Munde, kauten dann mit aufwärts gewandtem Gesicht und schnitten während des Kauens einen Theil des Stückes ab. Wiederum wurde das Stück ins Blut getaucht und so zum Munde geführt. Das Blut rann an den Mundwinkeln und an dem ausgestreckten Halse herab! Die Lunge und Leber wurden als Dessert verzehrt. Nachdem die widerliche Mahlzeit zu Ende war, bat ich, daß ein Stück Fleisch für mich und die Frau des Priesters gekocht werden möchte. Diese Bitte war jedoch überflüssig, denn im Zelte kochte bereits ein großer Kessel. Halb roh wurde das Fleisch aus dem Kessel genommen und auf einer großen Schüssel unter die vornehmsten Hochzeitsgäste vertheilt. Ich sollte mit dem Wirth und dem Freierwerber aus derselben Schüssel essen. Während der Mahlzeit sangen die Mädchen samojedische Lieder, die ihrem Inhalt nach schön waren, nach einer Melodie, welche der Froschmuschel ähnlich genug war. Der Gesang und die Mahlzeit wurden durch einen tragischen Auftritt unterbrochen. Durch die Thür guckte ein Samojede mit spitzigem Gesicht herein und bat mit einer freischendenden Stimme, an der Hochzeitsfrude Theil nehmen zu dürfen. Einige unter den Gästen baten den Mann näher zu treten und dieser gehorchte der Einladung. Dies geschah ohne Wissen des Wirths. Als dieser den ungebetenen Gast gewahr ward,

befahl er ihn hinauszwerfen. Viele bereitwillige Hände beeilten sich, den Befehl zu vollziehen; andere dagegen rüsteten sich zur Gegenwehr. Der Wirth und der Freiwerber geriethen einander in die Haare; ich ward aufs Jämmerlichste zwischen ihnen eingezwängt. Im Zeit war ein großer Tumult, man schrie, fluchte und prügelte sich, Grapen, Kaffeekannen, Fleischschüsseln, Rütten, alles ward umgestürzt. Das Spiel endigte endlich so, daß der Samojede hinausgetrieben wurde. Nachdem die Leute wieder zur Ruhe gekommen waren, erzählte mein Wirth, daß ein Schwarzer ihm neulich ein Schreiben gezeigt hätte, das von mir verfaßt und des Inhalts gewesen sein sollte, daß der Samojede in jedem Zelt für mich 20 Rubel Banco-Alt. erheben sollte. Die Wiberpenstigen sollten gefangen nach Archangel geschickt werden. Für diese niedrige Betrügerei wollte mein Wirth seinen arglistigen Bruder bestrafen und behauptete nun vor dem Heiligenbilde, daß der Betrüger nie mehr ungestrast in sein Zelt treten dürfe.

Nun wäre es wohl Zeit einige Worte von dem Bräutigam zu sprechen; doch von dem Bräutigam ist wenig mehr zu erzählen, als daß er während der ganzen Zeit, die ich der Hochzeit beiwohnte, betrunken bei der Zeltthür lag. Außer einem blutigen Gesicht bemerkte ich an ihm nichts Besonderes. Er hatte eine gewaltige Mallza, d. h. einen mit der Haarseite dem Körper zugewandten Rennthierpelz, der seiner Form nach einem Hemd ähnlich war. Die Mallza war weder mit einem glänzenden Ueberzug noch mit irgend einer zierlichen Hundsfellverdrämmung versehen. Dem Aussehen nach war der Bräutigam andern Samojeden ähnlich; er hatte breite Backenknochen, dicke Lippen, kleine Augen, eine niedrige Stirn und eine platte Nase, welche fast eine gerade Linie mit der Stirn bildete, große Nasenlöcher, pechschwarzes, dorstendähnliches Haar, einen spärlichen Bartwuchs, eine dunkle Haut mit mehreren Malen, die auch bei dem mongolischen Volke angetroffen werden. Die Braut war sehr jung, bei den Samojeden aber galt sie für eine wirkliche Schönheit. Ein kleines, rundes Gesicht, volle, rosenrothe Wangen und Lippen, eine weiße Stirn, schwarze Locken, kleine dunkle Augen sind Kennzeichen einer Schönheit von dem samojedischen Stamm. So wird in einem samojedischen Liebe eine Jungfrau wegen ihrer kleinen Augen, ihres breiten Gesichts und dessen Röthe, welche der Morgenröthe vor einem eindrehenden Unwetter gleicht, wegen ihrer geraden Nase und ihres auswärts gefehrten Ganges gepriesen. Auch ein anderes Ideal einer solchen Schönheit, welches noch zu der Zahl der Unverheiratheten gehörte, ließ sich auf der Hochzeit sehen, und es machte mir Vergnügen zu bemerken, wie alle Junggesellen sie nicht wie gewöhnlich auf die Nase, sondern auf ihre rothen Lippen küssen wollten. Etwas, was in hohem Grade zu der Armmuth einer jungen Samojedin beiträgt, ist ihre geschmackvolle Tracht, eine kurze Rennthierfelljacke, welche dicht anschließt, sich aber unten erwei-

tert und an den Knien mit einer reichlichen Verdrämmung von Hundefell endet. Der zurückgeschlagene Kragen derselben, welcher auf der vollen Brust angeklopft wird, ist den Augen ausgezeichnet angenehm. Die Waden werden von bunt zusammengeflochten Rennthierbeinlingen bedeckt. Diese Tracht an eine Wand zu hängen und mit anatomischer Genauigkeit ihre Tausende und aber Tausende von bunten Stücken zu untersuchen, hiesse seine Lachmuskeln allzusehr bloßstellen, für eine lebensfrische Samojedin ist sie aber eine sehr natürliche Zierde. Oder liegt vielleicht keine Natur darin, daß eine Jungfrau sich schent ihre geschmeidige Gestalt in das zottige Fell eines wilden Thiers zu kleiden? Dieses Fell kann sie zwar nicht vollkommen entbehren, aber sie formt es mindestens nach ihren geschmeidigen Gliedern und benäht es mit Roth und Gelb und Blau, damit man sie nicht für einen Hund, ein Rennthier, einen Wolf oder etwas dergleichen halten möge. Das wirklich Komische in dem Schmuck einer Samojedin sind ihre doppelten mit Band zusammengeflochten und mit Knöpfen oder andern Zierathen überdeckten Haarflechten, welche bisweilen bis auf die Fersen herabhängen. In dieser Nationaltracht zeigte sich auch die Braut an ihrem Hochzeitsfeste. Nur zwei Reihen kleiner Glasperlen über der Stirn machten sie unter den andern kenntlich. Uebrigens war sie nicht so betrunken wie ihre Spielgefährtinnen; an ihren amazonischen Spielen sah ich sie nie Theil nehmen. Unter den übrigen Mädchen und unter den Hochzeitsgästen überhaupt war es schwer einen einzigen zu entdecken, der auf seinem Gesicht nicht blutige Spuren von einem ausgefochtenen Streit trug. Besonders nahm die Kampflust gegen Abend zu. Wohin man seinen Blick nur richtete, sah man die Leute mit einander in den Haaren. Zuerst ward die buschige, schwarze Perrücke angegriffen, darauf schlug man sich gegenseitig mit den Fäusten und nicht selten griff man nach Schlagwerkzeugen. Der Streit fing ohne alle Veranlassung an. Wenn zwei Personen, auf einander stießen, flogen sie einander unwillkürlich in die Haare, ohne Unterschied des Alters und Geschlechts. Hier gab und verlangte man keinen Pardon, ein jeder schlug um sich, so gut er es vermochte. Der Besiegte blieb gewöhnlich auf dem Schnee liegen um sich zu erholen und der Sieger ging, um neue Heldenthaten zu vollführen. — Von diesem Schauspiel gesättigt, begaben wir uns nach dem Einbruch der Finsterniß auf die Heimfahrt.

#### Die syrischen Ehe-Brautgefänge.

Die Grundzüge in dem syrischen Nationalcharakter verrathen noch jetzt eine unverkennbare Verwandtschaft mit dem der Finnen und des ganzen finnischen Stammes, zu welchem die Syriäner gehören. Bedächtigkeit, Ernst und Geradheit, Gutmüthigkeit, Redlichkeit und Zu-

verlässigkeit sind die Eigenschaften, welche vorzugsweise auch den Syrjänen zugeschrieben werden, so wie auf der andern Seite Schlaugigkeit, Mißtrauen und Mißgunst als die ihnen vornehmlich angeborenen Fehler betrachtet werden. Unter den weniger schönen, obwohl nicht so sehr in dem Nationalcharakter als vielmehr in dem niedern Culturgrad des Volkes begründeten Eigenschaften der Syrjänen verdient noch erwähnt zu werden, daß der Mann das auf die Schultern des Weibes wälzt, was er selbst zu tragen verpflichtet wäre, und daß er seine Gattin sogar einer Sclavin gleich achtet. Die geringe Achtung des Syrjänen vor dem Weibe zeigt sich auch in dem gegenseitigen Verhältniß, in welches die Brant und der Bräutigam schon auf der Hochzeit selbst zu einander treten. Hier muß die Brant in Gegenwart aller Gäste ein Lied singen, in welchem sie den Bräutigam unter Thränen und Bücklingen bittet, daß er sich ihres wehrlosen Zustandes erbarmen und sie zur ehelichen Gemahlin nehmen möchte. Natürlicher Weise soll dadurch ausgedrückt werden, daß die Brant nicht zu stolz darauf sein müsse, daß der Mann um ihre Hand angehalten hat, sondern sich als seine unterthänige Dienerin anzusehen habe. Aus demselben Grunde muß auch die Brant nach der Trauung ihren Gemahl entkleiden. Bei einer syrjänischen Hochzeit kommen außerdem noch viele andere von der Unterdrückung und tiefen Erniedrigung des Weibes zeugende Gebräuche vor; doch statt ihrer will ich hier ein Paar Lieder mittheilen, die von der Brant und ihren Mitbesteriminen bei der Hochzeit gesungen werden \*).

1.

Nahm man mir den freien Willen,  
 Nahm man mir mein Herz voll Wärme,  
 Schlag mein junges Haupt in Banden,  
 Hielt man fest die goldnen Locken,  
 Führt' mich an den Fingerspitzen!  
 O, mein Vater, der mich aufzog,  
 Mutter, die du mich getragen,  
 Bruder, du, o muthiger Falke,  
 Und du Ueberfüllte Schwester,  
 Holber Oheim, gute Ruhme!  
 Habt es so gewollt, beschloffen,  
 Daß die Heimath ich verlasse.

---

\*) Das hier gebrauchte Metrum der finnischen Runen gehört nicht den syrjänischen Gesängen an, welche in einer Art rhythmischer Prosa abgefaßt sind.

Sing nun hin zum goldnen Tische,  
Nahm den Becher ich und füll' ihn,  
Reichte Wein dann allen Gästen,  
Sah da auf den ganzen Saufen  
Durch die goldnen Augenbrauen,  
Nicht doch sah ich meinen Bruder.  
Fort ist er, der gute Falke,  
Sitzt auf dem schwarzen Moore,  
An der Bucht des dunkeln Meeres,  
An des Urals hohen Felsen,  
Eile her, mein edler Bruder,  
Weißt du nicht, daß man mich schicket  
Fort von meiner goldnen Heimath?  
Komm, o komm, mein theurer Bruder,  
Den derselbe Schooß getragen,  
Komm und sieh mein baldig Scheiden.  
Wähl' der Heerde beste Krenthier',  
Sechs der schnellsten und der größten,  
Spann sie vor den festen Schlitten,  
Gürt sie mit den stärksten Riemen,  
Eile so mit Haß zur Heimath.  
Doch wenn hundertzwanzig Ströme,  
Wenn die Frühlingsfluthen schwellen,  
Sie den Weg dir sperren sollten,  
Heb' dem Schwan gleich dich zum Fluge  
Oder wie die leichte Gute.

Guter Vater, holde Mutter!  
War ich euch doch treu ergeben,  
Ward dem Sohn gleich aufgezogen;  
Weshalb wollt ihr fort nun treiben  
Die euch also tren gedient  
Zu den unbekanntn Eltern,  
Fremden Brüdern, fremden Schwestern?  
Müßt' hundertfach erscheinen,  
Müßt' tief mein Haupt dort beugen,  
Damit Freude ich dort fände.  
Doch wenn in der neuen Heimath  
Keine Freude für mich blühet,  
Will ich leben in Exil'rang  
Feuer Wonne, die ich fühlte  
Früher in dem Elternhause.



Guter Vater, du mein Leben,  
Sammle der Verwandtschaft Wurzeln,  
Gib ein Mahl ihr an dem Abend,  
Ihr ein frohes, muntres Gastmahl,  
Füll' den Tisch mit reichen Gaben.  
Mutter, die du mich erzogen!  
Decke du der Tische besten,  
Tu den Tisch aus Lederplanen,  
Häuf' darauf süße Speisen,  
Trank du von dem besten Stoffe.  
O mein Leben, Vater, Mutter!  
Ward dem Sohne gleich erzogen,  
Folgte nur dem guten Willen;  
Da ist nun der Tage letzte  
Und es naht die letzte Stunde,  
Wo noch gilt mein guter Wille,  
Wo ich meiner Lieb' gebiete,  
Als geehrte Jungfrau sihe.  
Alles schwindet, ach! der Armen,  
Alles mit dem heut'gen Tage,  
Alles bleibet bei den Eltern,  
Leb' nun wohl, du frohe Jugend!  
Muß die Heimath nun verlassen,  
Nun die Stelle, wo ich immer  
Gut und sorgenfrei mich nährte,  
Wo ich hübsche Kleider tragen,  
Ungeführt ich ruhen konnte.  
O du gute, milde Mutter!  
Weshalb wardst du überdrüssig  
Deiner Dienerin, der treuen?  
Habe ich zuviel an Nahrung  
Und zuviel verbraucht an Kleidern,  
Daß du mich so zeitig fortgabst?  
Mutter du, die mich erzogen!  
Laß mich armes Mädchen weinen  
Hundert Thränen augenblicklich,  
Da ich alles nun verlasse,  
Alle Freude bei den Eltern.  
O, ihr Freunde meiner Kindheit!  
Hegt nicht Jorn in eurem Herzen

Gegen mich, die ich nun scheide,  
Die mit frohem, heiterm Sinne  
Mit euch auf den Wiesen weilte.  
Alles, seht ihr, muß ich lassen  
In des Frühlings ersten Tagen,  
Nun, wo alle Bäche brausen,  
Wo die hohen Bäume stürzen  
Und die harten Steine bersten,  
Jepo, wo der Kummerfuchel,  
Wo der Frühlingsfuchel ruhet,  
Früh wohl singt der Kummerfuchel,  
Doch noch früher werd ich Arme  
In der neuen Heimath singen.

Lebt nun wohl, geliebte Eltern!  
Lebe wohl, du Jugendfreude!



### **Edele That eines schlichten russischen Arbeiters.**

Jede uneigennütige Handlung zu Nuß und Frommen unsers Nächsten, jeder Versuch ein Leben zu retten, verdient mit unauslöschlichen Tugenden in den Jahrbüchern der Menschheit aufgezeichnet zu werden. Diese einfache und echt christliche Menschenliebe blüht, Dank sei es dem Höchsten, reich und stark in der Brust des Russen und oft sehen wir rührende und erhabene Thaten durch dieses hohe, heilige Gefühl hervorgebracht. Wir wollen hier ein Beispiel edler Selbstverläugnung anführen das dieser Tage ein schlichter russischer Handwerker gegeben.

Wassili Sawrilow Marin, ein Bauer von den Reichs-Domänen aus dem Dorfe Jewsejewa im Roskowschen Kreise des Jaroslawschen Gouvernements, war etwa zehn Jahr lang Dachdecker gewesen und hatte, wie er selbst berichtet, immer gemeinschaftlich mit seinem Vater gearbeitet; darauf wurde er Kesselschmidt und bei der großen Fabrik Kolpino angestellt.

Im vorigen Jahre war er nach seiner Heimat gegangen um einige Verwandte zu sehen und machte sich Anfang März auf den Rückweg nach St. Petersburg. Bis Moskau war er mit seinen Cameraden — 10 Personen im Ganzen — auf Karren gekommen; von hier wollte er mit der Eisenbahn weiter reisen, versäumte aber den Zug und mußte in Moskau übernachten. Am andern Morgen den 11. März ging nur ein Waarenzug ab und so sah sich Marin gezwungen seine Abreise bis 3 Uhr Nachmittags zu verschleben.

„Wir Dorfleute, — so erzählt er, — sind von Haus aus neugierig und in Moskau war ich noch in meinem ganzen Leben nicht gewesen: da gingen wir denn hin und staunten nach Herzenslust, alle die Wunder der alten „weißgemauerten Stadt“ an. Wir traten in den Dom zur Himmelfahrt der Mutter Gottes (Успенский Соборъ) und knieten nieder vor den heiligen Reliquien; dann bestiegen wir den Glockenthurm Swan Weliki und machten uns endlich nach dem Sägermarkt auf den Weg. Hier hörten wir daß Feuer ausgebrochen sei: das große Theater stand in Flammen. Es war gerade Mittagszeit und so gingen wir den auch dahin um uns das Feuer anzusehen.

Als Marin dort ankam brannte schon das ganze Gebäude: von Innen ergriff die Flamme das Dach und schlug zu allen Fenstern heraus.

Während nun das Feuer immer weiter um sich griff, waren drei beim Theater angestellte Arbeiter aus einem Fenster der obersten Etage hinab auf's Dach gesprungen, und liefen hier lange hilflos hin und her; denn jeder Rettungsweg war abgeschnitten. Zwei von diesen Unglücklichen, in schrecklicher Verzweiflung, sprangen vom Dach hinab in die Tiefe: sie blieben auf der Stelle todt. Der dritte, halb erstickt von Rauch und vom Feuer verfolgt, blieb noch oben und flehte kläglich um Rettung.

Aber auch ihm schien der Tod gewiß. Keine Leiter reichte bis an's Dach des hohen Gebäudes und ihm blieb keine andere Wahl als in den Flammen umzukommen, oder gleich seinen Gefährten auf dem Straßenpflaster zerschmettert zu werden. Immer noch hoffte er aber auf den Beistand der Vorsehung und suchte Zuflucht an einer Stelle, von wo der Wind den Qualm und die Hitze wegwehte.

Marin, dessen Bruder und ihre Kameraden betrachteten stumm das entsetzliche Schauspiel.

„Ich schwieg“, erzählte Marin später, „aber das Herz hämmerte mir laut in der Brust: es verlangte stürmisch die Erlaubniß, einer Christenseele in Gefahr hilfretsch beizuspringen...“

— „Kameraden, rief er endlich, — wartet: ich gehe, — ich will den Mann retten!“

Schweigend und erstaunt sahen ihn die Gefährten an.

— „In Gottes Namen! sagten sie zuletzt. — Thu' es, — und du wirst ein gutes Werk vollbracht haben.“

Ohne einen Augenblick zu verlieren, fragte Marin bei der Behörde um die Erlaubniß an sich der Brandstätte nähern zu dürfen, um die Rettung des Unglücklichen zu versuchen, eine Erlaubniß, die ihm natürlich sogleich gewährt wurde. Er warf Schaafpelz und Mütze ab, übergab sie einem diensthabenden Unterofficier der Polizei und stand da im bloßen Hemde. Jetzt versah er sich mit einem Strick, hieß seinen Bruder ihm folgen und bestieg eine an die Mauer angelehnte Leiter, die aber lange nicht bis zum Dach reichte, obgleich sie aus zwei Absätzen oder Gliedern bestand. Auf der letzten Sprosse angelangt, wand er sich den Strick um die Hüften, bekreuzigte sich andächtig, umklammerte

Belletr. Bl. Vier Jahrg. 13

die zum Abfluß des Regenwassers eingerichtete Röhre und begann eilig und gewandt an dieser emporzuklimmen.

Unten stand lautlos das Volk und folgte mit den Augen jeder Bewegung des braven Landmanns. Hoch oben wüthete und prasselte die Flamme, krachend stürzten glühende Dachsparren nieder, und durch Feuer, Rauch und Lärm hindurch ertönte das Jammergeschrei des Unglücklichen.

Marin stieg höher und höher.

„Es war kalt und windig“, erzählte er, „und ich fühlte weder Kälte noch Wind: von dem Augenblick an, da ich den Entschluß gefaßt hatte eine Christenseele zu retten, brannte mein Herz sieberisch und ich glühte am ganzen Körper...“

Seine heißen Hände kleben am heißen Eisen der Röhre, aber Marin klimmt weiter und immer weiter.

„Die Röhre, an der ich mich hielt, knackte und dröhnte, und drohte bei jeder Bewegung die ich machte, zusammenzubrechen — gar zu fest war es nicht, das Wetterding!... Na, es scheint, der liebe Gott hatte es so beschlossen, und glücklich gelangte ich auf das Gefims: hier war es mir leichter und ich konnte festen Fuß fassen.“

Der auf der Leiter gebliebene Bruder Marins ließ jetzt durch den Strick eine Pfengabel zu ihm gelangen, und mit diesem Werkzeug reichte Marin das Seil dem Unglücklichen zu, den er zu retten bemüht war.

„Bind an, bind an, befestige den Strick an irgend etwas“, rief ihm jetzt Marin zu: „aber gib Acht, daß er auch fest hält!“

Der Mann oben wand das Seil um einen Haken am Giebel-dache des Gebäudes, Marin nahm es der Sicherheit wegen doppelt und hieß jetzt seinen Schützling herabsteigen, indem er ihm anempfahl, das Seil mit den Händen zu fassen und mit den Knien die Wasser-rinne festzuhalten.

Aus Allem dem sieht man, daß unser braver Arbeitsmann eben so viel Geistesgegenwart als Edelmut besaß.

Während sie so herabstiegen, Marin auf der Leiter und der Gerettete längst der Regenröhre zeigte sich bei dem unten versammelten Volke eine wunderbare, hohe, echt russische Erscheinung: Alle Häupter entblüßten sich und alle Hände bekreuzigten sich fromm und gläubig ein Zeichen des stummen Gebets, mit welchem alle Herzen die edele

That des einen und die Rettung des andern feierten. Diese schweigend vollbrachte Handbewegung war beredter als alle Worte und Sprachen.

Als Marin die Erde berührte war der aus den Flammen gerettete Arbeiter schon auf der Leiter und befand sich somit außer aller Gefahr.

„Kaum war ich unten, berichtet Marin, so trat ein Herr an mich heran, mit Mantel und Helm — wer er war, weiß ich nicht — und gab mir 25 Rbl. S.“

Alle Anwesenden umringten jetzt den russischen Biedermann und alle um die Wette reichten ihm ihre Spenden, der ein Zehn-Ropelenstück, dieser einen Silberrubel, ein dritter nur einige Ropelen — ein jeder nach seinen Mitteln und Vermögen brachte sein Scherflein.

„Dank, dank, das hast du gut gemacht, braver Mann, der du bist! schallte es von allen Seiten.“

„Wohin nun mein Geretteter hingerathen ist, fährt Marin fort — ist mir unbekannt, ist weiter auch nicht meine Sache; genug, er lebt Gott sei Dank! — Zu mir aber trat ein Herr Adjutant, gab mir ein Papier und schickte mich mit einem Schlitzen in die Kanzlei wo die ganze Sache umständlich niedergeschrieben wurde.“ Diese ganze Zeit über verlor Marin so wenig sein kaltes Blut, daß seine größte Sorge darin bestand, ja die Abfahrt der „Maschine“ nicht zu versäumen.

Um 3 Uhr saß er schon im Waggon und langte Freitag den 13. März in Kolpino an, wo er sich ohne Zeitverlust zu seinen früheren Dienstherrn Hrn. Flotow begab, der ihn, als einen guten Arbeiter, bereitwillig in seine Werkstätte aufnahm: dann bat er sich auf einen Tag Urlaub aus, um in St. Petersburg eine leibliche Tante zu besuchen, die auf Wassili-Dstrow einen Kramladen besaß. Schon wollte er nach abgestattetem Besuch wieder nach Kolpino zurückkehren, als er ganz unerwartet zu Sr. Excellenz dem Herrn Ober-Polizeimeister von St. Petersburg geladen wurde.

Die heldenmüthige That Marins war schon Sr. Majestät dem Kaiser hinterbracht worden und Hochdieselben hatten Allergnädigst den Wunsch geäußert den braven Mann zu sprechen.

Mit bebendem Herzen und von Ehrfurcht überströmender Seele trat der russische Bauer in den Ballast des russischen Kaisers. Nicht

einmal im Traume, geschweige denn in der Wirklichkeit hatte er zu hoffen gewagt, daß er, der Mann aus dem Volke, je das Glück haben würde, die geliebten Züge seines Monarchen so in der Nähe zu betrachten oder ein gnädiges, an ihn gerichtetes Wort von den Allerhöchsten Lippen zu vernehmen.

Se. Majestät der Kaiser geruhten Marin in Ihrem Cabinet zu empfangen und wandten Sich an denselben mit folgenden Worten:

„Ich danke dir für deine edle Handlung. Umarme dich und erzähle Mir wie Gott dir dabei geholfen.“

Einfach und schlicht berichtete Marin den Hergang der Sache.

Se. Majestät der Kaiser hörten ihn gnädig an und entließen ihn mit den Worten:

„Geh mit Gott, und wenn du es nöthig haben wirst, so komme gerade zu Mir, sobald du willst.“

Se. Majestät haben zu befehlen geruht Marin mit der Medaille „für Lebensrettung Verunglückender“ zu belohnen und ihm außerdem 150 Rbl. S. auszahlen lassen.

Mit unvergesslichen Zügen wird dieser Austritt für immer in Marins Herzen eingegraben bleiben und aus tiefster Seele wird jeder Russe in sein heißes Gebet einstimmen:

„Gott erhalte den Kaiser und schütze unser heiliges Rußland.“



## Der Sargmacher,

von

Muschkin.

(Aus dem Russisch:n.)

Täglich und stündlich erblicken wir Särge:  
Ergrauende Locken der alternden Welt!

Derzhawin.

Eden hatte man die letzten Habseckseiten des Sargmachers Adrian Prochorow auf den alten Leichenwagen geladen und zum vierten male begannen die zwei müden Mähren ihre lange Reise von der Wasmanaja Straße nach der Nikitinschen: dahin nämlich war der alte Handwerker eben im Begriff mit Sad und Pad überzusteuern. Er schloß selbst die Thüre seiner Wohnung ab und nagelte eigenhändig ein Brett an die Pforte, welches männiglich verkündigte, daß das Haus sowohl zu verkaufen als zu vermiethen sei — und machte sich dann zu Fuße auf den Weg nach der neuen Heimat.

Als er nun aber das gelbe Häuschen erblickte, dieses Häuschen, das ihm seine Einbildungskraft so oft und so verführerisch ausgemalt hatte, und das er endlich für eine ganz hübsche runde Summe gekauft, — da fühlte der alte Sargmacher — zu seinem großen Erstaunen — daß nicht frohe Gefühle sein Herz bewegten.

Seufzend überschritt er die Schwelle und als er in der neuen Wohnung all das wirre Treiben erblickte, das ein solches Ueberziehen mit sich bringt, da dachte er sehnsüchtig an den alten, ärmlichen aber gemüthlichen Winkel, in welchem er achtzehn Jahre seines Lebens zugebracht hatte, einen Tag wie den andern und wo alles so geregelt ging wie am Schnürchen. Dann aber ermannete er sich: er fing an, auf seine beiden Töchter zu schelten und auf die alte Magd, wegen ihrer Saumseligkeit; er griff selbst mit an und in Kurzem kam alles wieder in die gewohnte Ordnung: die Heiligenbilder hingen an ihrer Stelle, der Schrank mit Theetopf und Laffen stand in der Ecke; Bett und Sopha waren zurechtgerückt, und in Küche und Gastzimmer prangten die industriellen Erzeugnisse des Eigenthümers: Särge von allen Größen und allen Farben, Schränke mit breitkrämpigen Hüten, mit Trauermänteln und Kerzen. Ueber der Pforte wurde ein neues Schild angeschlagen, und dieses trug



unter einem panobackigen Amor mit umgekehrter Fackel folgende Inschrift: „Hier werden Särge verfertigt und neu beschlagen, einfache und gestrichene.“)

Nachdem alles dieses bewerkstelligt worden, zogen sich die Töchter in ihr Zimmer zurück; Adrian machte noch ein mal die Kunde durch seine neue Besizung und befahl dann, die Theemaschine aufzustellen.

Es ist unsern aufgeklärten Lesern nicht unbekannt, daß sowohl Shakespears als Walter Scott ihre Todtengräber als höchst muntere und spaßige Burschen geschilbert haben: vielleicht, um eben durch diesen Gegensatz desto stärker auf unsere Einbildungskraft zu wirken. Wir müssen der Wahrheit die Ehre geben und offen gestehen, daß der Charakter unseres Sargmachers seinem traurigen Gewerbe vollkommen entsprechend war. Adrian Prochorow war gewöhnlich finster und einsilbig, und wenn er ja sein Stillschweigen brach, so geschah es nur, um seine vielgeliebten Töchter zu schelten, wenn sie müßig zum Fenster hinausgafften, oder um doppelte und dreifache Preise von denjenigen zu verlangen, die sich in der unglücklichen Lage befanden, seine Kunstfertigkeit in Anspruch nehmen zu müssen. So saß denn unser Adrian am Fenster und schlürfte an seiner siebenten Tasse Thee, wie gewöhnlich, und, wie gewöhnlich, war er tief versenkt in tiefe und schmerzliche Betrachtungen.

Er dachte an den Platzregen, der ganz neuerlich den Leichenzug des seligen pensionirten Brigadiers hart am Schlagbaume des Kirchhofs ereilt: manche Mäntel hatten davon gelitten und waren zu eng geworden, viele Hüte hatten ganz die Form verloren. Man hoffte er freilich seinen Verlust bei der alten Kaufmannswittwe Trjuchina gut zu machen, die schon über ein Jahr am Tode lag: aber die Trjuchina stirbt im Nasgulkai-Stadtheil, und werden die Erben auch, trotz ihres Versprechens, nicht den weiten Weg von dort hierher scheuen, und am Ende sich an einen andern Sargmacher wenden?

Inmitten dieser verschiedenartigen Betrachtungen wurde er durch drei Schläge an die Thüre unterbrochen.

— Wer da? tief der Sargmacher.

Die Thüre öffnete sich und ein Mann trat herein, in welchem man auf den ersten Blick den deutschen Handwerker erkennen konnte, und der denn auch alsobald mit jovialem Gesichte und in jenem deutsch-russischen Dialekte, der noch heute den wahren Russen zum Lachen bringt, folgende geflügelte Worte begann:

— Verzeihen Sie, Herr Nachbar, entschuldigen Sie, wenn ich läre.. aber ich wünschte je eher, je lieber mit Ihnen bekannt zu werden. Ich bin Schuster, und heiße Gottlieb Schulz, und wohne hier grad gegenüber... hier in dem Häuschen gegenüber Ihren Fenstern. Morgen gedenke ich nun meine silberne Hochzeit zu feiern und lade hiemit Sie und

Ihre lieben Töchter feierlich ein, ein freundschaftliches Mittagessen bei mir einzunehmen.»

Die Einladung wurde sehr gütig aufgenommen.

Dann hat der Sargmacher seinen Gast, Platz zu nehmen und eine Tasse Thee zu trinken, und bald war, Dank sei es Gottlieb Schulzens vertraulichem Gemüthe, ein ganz freundschaftliches Gespräch im Gange.

— Na, wie geht es denn mit dem Geschäft, fragte Adrian.

— So so, la la, antwortete Schulz; ich kann im Grunde nicht klagen. Aber freilich, meine Waare ist nicht wie die eure: ein Lebender lebt zur Noth auch ohne Stiefel, für einen Todten aber ist ein Sarg ganz unumgänglich nothwendig.

— Wohl wahr, entgegnete darauf Adrian: aber wenn ein Lebender kein Paar Stiefel bezahlen kann... nun... dann muß er sich bequemen, barfuß einherzulaufen. So ein Todter nimmt aber zuweilen seinen Sarg, wenn er stirbt, auch ohne einen Kopfen dafür zu zahlen.

Auf diese Weise wurde das Gespräch noch eine geraume Zeit fortgesetzt: dann erhob sich der Schuster von seinem Sitze, wiederholte seine Einladung und nahm endlich von seinem neuen Freunde Abschied.

Tages darauf, Punkt zwölf Uhr Mittags, traten der Sargmacher und seine beiden Töchter aus der Thüre des neuen Hauses und machten sich auf den Weg. Im Gegensatz zu allen unsern neuern Schriftstellern, wollen wir weder Adrian Prochorow's russischen National-Kastan, noch den echt europäischen Puz Ukulina's und Dar'ja's beschreiben; indessen dürfen wir nicht verschweigen, daß beide jungen Mädchen ihre gelben Hüte aufgesetzt und rothe Schuhe angezogen hatten: eine Vorkehrung, die nur bei außerordentlichen und feierlichen Gelegenheiten getroffen wurde.

In der kleinen Wohnung des Schusters wimmelte es von Gästen, die größtentheils aus deutschen Handwerkern bestanden, begleitet von ihren theuren Ehehälften und bisweilen von ihren Altgefallen. Unter anderen war nur der Stadtwächter Budoschnit Jurko gegenwärtig, ein Flaneur von Geburt, der sich trotz der demüthigen Stellung, die er in der menschlichen Gesellschaft einnahm, die ganz absonderliche Gunst des Hausherrn zu erwerben gewußt hatte. Fünfundzwanzig Jahre schon versah er getreulich seinen Dienst, bis der große Brand im Jahre 1812, der die große Hauptstadt verzehrte, auch sein kleines gelbes Wachhäuschen zugleich mit verschlang. Kaum aber hatte sich der Feind zurückgezogen, als dieses auch sogleich wiedererstand, wie ein Phönix aus seiner Asche, dieses mal grau angestrichen, mit kleinen weißen Säulen dorischer Ordnung und alsobald sah man auch Jurko wieder davorstehen, im grauen Kittel und die getreue Hellebarde in der mannhafteu Rechten. Dem größten Theile der deutschen Handwerker, die in der Umgegend des Nikitinschen Thores wohnten, war er wohl bekannt, und manchen von ihnen

war es selbst schon begegnet, vom Sonntage auf den Montag in Furko's Wirthshäuschen zu übernachten. — Adrian ermangete nicht, so bald als möglich die Bekanntschaft dieses Mannes zu machen, dessen Hilfe in Anspruch zu nehmen man heute oder morgen so leicht in den Fall kommen konnte, und als es zu Tische ging, nahmen die beiden neuen Fremde neben einander Platz.

Schulz und seine Frau mit sammt ihrem siebenzehnjährigen Töchterchen Lottchen, saßen zwar auch am Tische: das hinderte sie aber durchaus nicht, zugleich die Gäste zu bedienen und der anwartenden Kechin von Zeit zu Zeit hülfreich an die Hand zu gehen.

Das Bier floß in Strömen! Furko aß für vier Personen und Adrian gab ihm nichts nach; seine Töchter dagegen zierten sich sehr; die Unterhaltung, in deutscher Sprache, wurde immer lauter und lauter, von Minute zu Minute.

Plötzlich erhob sich der Herr vom Hause und, die Aufmerksamkeit seiner Gäste in Anspruch nehmend, entorkte er eine Flasche, deren schlanker Hals dick mit Harz verpicht war.

— Auf das Wohl meiner guten Luise! rief er laut, und küßte zärtlich die brallen, frischen Wangen seiner vierzigjährigen Lebensgefährtin.

Der Pseudo-Champagner schäumte, und lärmend leerten alle Anwesenden ihre Gläser auf das Wohlsein der guten Luise.

— Auf das Wohl meiner theuern Gäste! rief abermals der Hausherr, indem er eine neue Flasche auforkte.

Und alle Gäste dankten und tranken abermals die gefüllten Gläser leer.

Jetzt jagte ein Toast den andern. Man trank auf das Wohl Roskau's und auf das Wohl von einem guten Duzend deutscher Städte und Städtchen, aus denen alle die verschiedenen Gäste stammten; man trank die Gesundheit eines jeden Gastes individualiter; man trank auf das Gedeihen aller Zünfte im Allgemeinen und trank nochmals auf das Wohlergehen jeder Zunft ins Besondere: man trank endlich auf das Wohl der Meister und auf das der Untermeister und zuletzt auf das der Obergefallen. Auch unser Adrian betrieb die Sache mit Lust und Liebe und wurde endlich so aufgeräumt, daß auch er einen gar spaßhaften Toast ausbrachte.

Mit einem male aber hob einer der Gäste, ein feister Bäcker, hoch sein Glas empor:

— Unsere Kundente sollen leben, rief er überlaut, — unsere Kunden, für die wir arbeiten und durch welche wir unser Brod verdienen!

Dieser Trinkspruch, wie alle vorhergegangenen, wurde fröhlich und einstimmig angenommen; alle singen an einander zu grüßen und sich gegenseitig zuzunicken: der Schneider dem Schuster, dieser wieder dem

Schneider, der Bäcker allen beiden zugleich, endlich alle Anwesenden in *corpore* dem Bäcker selbst u. s. w., u. s. w.

Mitten durch all diese Begrüßungen und Bücklinge hindurch rief aber Jurko, indem er sich zu seinem Nachbar wandte:

— Nun, alter Junge, was gibts denn? Ei, so trink du doch auch die Gesundheit deiner Kunden!

Es entstand ein allgemeines Gelächter — der Sargmacher aber hielt sich für höchlich beleidigt und zog die Augenbrauen zusammen. Uebrigens bemerkte niemand seine üble Laune und schon wurde zum Abendgottesdienst geläutet, als sich die Gesellschaft endlich vom Tische erhob.

Spät erst gingen die Gäste auseinander, mehr oder weniger höher gestimmt als gewöhnlich und theilweise benebelt. Der dicke Bäcker und ein Buchbinder, dessen Gesicht glänzte und glühte wie ein in rothen Maroquin gebundener Franzband, bugstirten Jurko bis zu seinem Wachthäuschen, eingedenk des alten Sprüchwortes: *hodie mihi, cras tibi*.

Als der Sargmacher zu Hause ankam, war er geradezu berauscht und außerdem bitterbisse.

— Na nu, raisonnirte er brummend vor sich hin, — na nu, was soll denn das wieder bedeuten? Ist mein Handwerk vielleicht nicht so ehrlich, wie die anderen? Ist es nicht vielmehr noch ehrenhafter? Ja, ja, lacht nur, lacht nur, ihr verwünschten Keger, ihr! Ist ein Sargmacher etwa ein Spasmacher zur Fastnachtszeit? Ja, ja, auch ich wollte euch einladen, um mein neues Haus einzurweihen — und ein schönes Fest hätte ich euch gegeben — alles vollauf!... Aber nein, nein! Daran wird jetzt nichts!... Nichts, aber auch gar nichts! Nein, halt euch was! — Euch brauche ich nicht: aber meine Kunden will ich einladen, meine Kunden!

— Pfui, pfui, alter Herr, sagte darauf die alte Magd, die ihm während dieser ganzen Tirade Stiefel und Strümpfe auszog. — Pfui, alter Herr, was schnackst du da für ungereimtes Zeug! Besinne dich doch und schlag ein Kreuz! Warum nicht gar! Todte und Leichen zur Einweihung der neuen Wohnung einzuladen! Pfui, wie schrecklich!

— Ja, und dennoch will ich sie einladen, und hol mich dieser und jener, wenn ichs nicht thue! — Ja, ja, meine Herrschaften, meine Wohlthäter, thuen Sie mir die Ehre an und schenken Sie mir Morgen Abend Ihren werthen Besuch! Alles, was mir der liebe Gott bescheert, steht Ihnen zu Diensten und wir wollen recht fröhlich sein, meine theuren Herrschaften!

Und mit diesen Worten begab sich der Sargmacher zu Bett, wo er einschlief und alsobald laut zu schnarchen begann.

Es war draußen noch dunkel, als Adrian geweckt wurde: ein reisender Bote war eben eiligst vom Verwalter der alten Kaufmannsrau

Erzählna gekommen, mit der lang erwarteten Nachricht, daß selbige soeben Todes verblühen sei. Für eine solche Neuigkeit händigte der Sargmacher dem Boten ein namhaftes Trinkgeld von 10 Kop. Silber ein, fuhr eilig in seine Kleider, nahm eine Droschke und verfügte sich nach Kasgulsai.

Die Leiche, gelb wie Wachs, an der aber noch keine Spuren der Verwesung zu merken waren, lag auf einem Tische, und rund herum drängten sich Verwandte, Nachbarn und Hausgenossen.

Alle Fenster waren geöffnet; düster brannten die Kerzen und halblaut sagte der Kirchendiener die herkömmlichen Gebete.

Adrian näherte sich dem Neffen der Verstorbenen, einem hoffnungsvollen Kaufmannsjüngling, im engen, modischen Ueberrock, und unterlegte ihm, daß der Sarg, die Decke, die Fackeln mit sammt allem Zubehör, in kürzester Zeit und zu billigsten Preisen zu seinen Befehlen ständen. Der junge Erbe dankte nachlässig und zerstreut und sagte, daß er durchaus nicht dinge wolle, daß es ihm auf das Geld nicht ankomme und daß er sich gänzlich auf die Ehrlichkeit des Sargmachers verlasse. Dieser schwur, wie gewöhnlich, hoch und theuer, daß er auch nicht einen Heller über den Preis nehmen wolle, wechselte einen viel sagenden Blick mit dem Berwalter und verließ das Haus, um die hunderterlei Beforgungen anzurichten, welche ein solches Ereigniß mit sich bringt.

So fuhr er den ganzen Tag hin und her, von der Kasgulsai-Straße nach dem Nikitinschen Thore und dann wieder zurück, bis er endlich Abends, als alles vollbracht war, seine Droschke entließ und sich zu Fuß auf den Heimweg machte. Bei der Himmelfahrts-Kirche rief ihn sein neuer Bekannter, der Stadtwächter Jurko an, und wünschte ihm, als er den Sargmacher erkannt, eine gute Nacht. Spät war es und schon näherte sich Adrian seiner Wohnung, als er plötzlich zu sehen glaubte, wie jemand auf seine Hausthür zuschritt, sie geräuschlos öffnete und durch dieselbe verschwand.

— Was soll das bedeuten? dachte der Sargmacher. — Wer verlangt jetzt noch nach mir? Sollte das nicht gar ein Dieb sein? Oder, am Ende, schleicht sich vielleicht ein Freier zu meinen Märrinnen? Das müssen wir doch untersuchen!

Und schon stand er im Begriff, Freund Jurko zu Hülfe zu rufen, als sich abermals jemand der Hausthüre näherte: kaum aber hatte dieser Jemand den Eigenthümer erblickt, als er stehen blieb und seinen dreieckigen Hut abnahm. Sein Gesicht schien Adrian bekannt und doch wußte er in der Eile nicht recht, wo er damit hin sollte.

— Sie suchen mich, mein Herr? sagte Adrian zum Fremden, indem er nach Althem schnappte. — Belieben Sie gütigst einzutreten.

— Nacht doch keine Umstände, alter Freund, antwortete höflich und

dumpf der Unbekannte: — geht nur voran und zeigt euren Gästen den Weg!

In der That hatte der Sargmacher auch weder Zeit noch Lust, viel Umstände zu machen; die Hausthüre stand offen; er stieg die Treppe hinauf und sein Gast folgte ihm. Jetzt aber kam es ihm vor, als ob er in den Zimmern viele Menschen auf und ab gehen höre.

Alle Wetter, dachte Adrian, das scheint nicht mit rechten Dingen zuzugehen!

Und er trat in die Stube... hier aber versagten ihm die Knie...

Das ganze Zimmer war voller Gäste, und alle diese Gäste waren Töbte, waren die Leichen längst Verstorbenen. Durch die Fensterscheiben fiel das blasse Mondlicht auf ihre gelblichen und bläulichen Gesichtszüge, ihre eingefallenen Backenknochen, ihre trüben, halbgedöfneten Augen und fleischlosen Nasen. — Mit Entsetzen erkannte Adrian in ihnen lauter Personen, deren Begräbniße zu besorgen er einst übernommen hatte, und in dem zuletzt eingetretenen Gaste jenen unlängst verstorbenen Brigadier, dessen Leichenzug durch den Platzregen gestört worden war.

Jetzt umringten alle Anwesenden, Herren und Damen, den Sargmacher und überschütteten ihn mit Complimenten und Begrüßungen; nur ein einziger, ein armer Teufel, der unlängst gratis beerdigt worden, stand still und demüthig in einer Ecke des Zimmers, und schämte sich des armseligen Gewandes, das seine Gebeine umhüllte. Alle andern dagegen waren sehr anständig ausgestaft: die Damen in Hauben und mit Bändern geschmückt; die Beauwen in Uniformen; die Kaufleute endlich angethan mit ihrem Feiertags-Kaстан.

— Siehst du, Prochorow, begann der Brigadier im Namen der ganzen ehrenwerthen Gesellschaft: — wir alle sind deiner Einladung gefolgt. Nur solche, für die es eine reine Unmöglichkeit war, zu kommen, sind daheim geblieben... aber selbst von diesen letztern hat einer seine Begierde dich zu besuchen nicht überwinden können...

Und während der Brigadier noch sprach, drängte sich ein kleines Skelett durch die Gäste und näherte sich mit freundlich grinsendem Todtengesichte dem Sargmacher: hellgrünes Tuch und rothe Borten, stellenweise auch alte Leinwand hing um das kleine Gerippe, und die dürren Beinchen klapperten in Stulpschneideln, wie zwei Keulchen im Apotheker-Mörser.

— O, Prochorow, alter Freund, sagte er zu Adrian, — erkennst du mich nicht wieder? Ginnerst du dich denn nicht mehr des alten Petr Petrowitsch Kuril'kin, des abgedankten Garde-Sergeanten, für den du im Jahre 1799 deinen ersten Sarg verfertigt hast? Und noch dazu hast du ihm einen Sarg von Fichtenholz für einen echt eichenen Sarg aufgebunden, du Schalk, du!

Und bei diesen Worten breitete das kleine Gerippe die mageren Arme aus, um den Sargmacher auf das freundschaftlichste zu umarmen: dieser aber nahm alle seine Kräfte zusammen, schrie laut auf und stieß es von sich. Der arme Petr Petrowitsch schwankte einen Augenblick, wankte, fiel um und zerfiel auch fogleich in Staub.

Ueber dieses ungeküm freundschaftliche Betragen entstand aber unter all den Gästen ein starkes und unheilverkündendes Gemurmel: alle nahmen Partei für ihren Kollegen, alle drangen mit Schimpfworten und Drohungen auf den Sargmacher ein, bis dieser, von all dem Geschrei und Getöse betäubt, sich ohnmächtig fühlte und kraftlos auf die in Staub zerfallenen Beine des Garde-Sergeanten niedersank.

Die Sonne stand schon am Himmel und beschien freundlich das Bett, auf welchem der Sargmacher ausgestreckt lag. Endlich schlug er die Augen auf und erblickte seine alte Magd, die die Kohlen in der Theemaschine anblies. Mit Entsetzen erinnerte er sich der Ereignisse des gestrigen Tages und die alte Trjuchina, der Brigadier und der Sergeant Kuril'kin standen wieder vor seiner Phantasie. Schweigend erwartete er, daß die Magd das Gespräch beginnen und ihm die Folgen der Schreckensnacht mittheilen sollte.

— Welch ein Langschläfer bist du aber heute, Adrian Prochorowitsch, sagte diese, indem sie ihm den Schlafrock hinreichte. Der Nachbar Schneider hat nach dir gefragt und auch der Budotschnif hat auf einen Augenblick angesprochen: aber du schließt so fest, daß wir dich nicht wecken wollten.

— Und von der verstorbenen Trjuchina aus hat man nicht hergeschickt?

— Der verstorbenen? Ist sie denn todt?

— Aber du alte Kärrin, haben wir denn nicht gestern zusammen ihr Begräbniß besorgt?

— Was sagst du denn da, alter Herr? Kappell's Väterchen, oder hast du noch den gestrigen Kausch nicht ausgeschlafen? Gestern hast du ja den ganzen Tag bei dem Deutschen jubiliert, kamst betrunken nach Hause, bist denn zu Bett gegangen und hast geschnarcht bis jetzt, wo man schon zum Mittagsgottesdienst abgeläutet hat.

— Ei, ei, sagte erfreut der Sargmacher, also so sieht es?

— Freilich sieht es so, antwortete die Magd.

— So... nun, denn gib schnell den Thee her und rufe meine Töchter.

## Die Loge im ersten Range,

von

Peter Medwedowski.

(Nordische Biene. 1837. N<sup>o</sup> 202. Aus dem Russischen.)

Es war im Winter 1835, als «Fenella» zum ersten mal über die Bühne von St. Petersburg ging und die Hauptstadt in nicht geringe Bewegung versetzte. In allen kleinen und großen, einfachen und glänzenden Gesellschaften der vornehmen Welt, wie des Mittelstandes, war nur die Rede von Fenella. Die Damen sangen: «O, schöner Augenblick; Mir winket hold das Glück!» Die Männer piffen: «Es wehen frische Morgenlüfte!» Es hielt schwer, außerordentlich schwer, ja, es schien fast unmöglich, Billets zu dieser Oper zu erlangen. Man betrachtete sie wie ein Kleinod; sie waren der Gegenstand der heißesten Wünsche, nicht selten des Neides. Die Glücklichen, denen es gelungen war, diese Vorstellung zu sehen, erzählten mit Stolz, mit einer Art Triumph, wie ihnen, auserlesen vor vielen Tausenden, das Glück gelächelt habe, sie schilderten mit Enthusiasmus Auber's reizende Musik, das vollkommene Spiel der Demoiselle Nowiżki, den unübertrefflichen Bolero, die glänzenden Costüme, die prächtigen Decorationen und endlich die täuschend ähnliche Eruption des Besw. Solche Erzählungen regten das unbefriedigte Publicum noch immer mehr auf, und eintige leidenschaftliche Verehrer Catterpe's waren sogar entschlossen, alles zu opfern, um Fenella nur einmal sehen zu können. Ein einziger Mann, vielleicht in ganz Petersburg, behielt mitten unter dieser Exaltation seine Kaltblütigkeit. Ein anderer Gegenstand beschäftigte ausschließlich seine Gedanken, seine Wünsche und seine Hoffnungen. — Es war ein junger Beamter im Departement der Finanzen, der Verlobte eines liebenswürdigen, hübschen Mädchens; was galt ihm jedes andere Vergnügen im Vergleich mit dem, seine Abende an der Seite seiner geliebten Kadeschda zu verbringen. Kadeschda war reizend und wenn sie neben einander am Piano saßen, und ihre zarten weißen Finger zerstreut auf dem Klaviere umherirrten, warf sie wohl manchen zärtlichen Blick auf ihren Verlobten. Auch war Kadeschda reich, ihr Vater hatte früher einen Theehandel gehabt, mit welchem er sich ein Vermögen von 200,000 Rubel und ein prächtiges Haus in dem schönsten Theile der Stadt erworben hatte, und das war keine Kleinigkeit. Vermögen schadet, wie man weiß, dem Glücke, welches man sich von



der Ehe verspricht, selten. Der Vormund und Onkel Kadesbda's hatte gewollt, daß sie eine vornehme Erziehung bekommen sollte, und es war daher kein Geld für diese gespart worden. Kadesbda war in der Pension der Madame M. erzogen worden, sie sprach französisch, und hatte von dem berühmtesten Musiklehrer ihren Unterricht erhalten. Ihr Vormund wünschte, daß sie einen Mann aus den höhern Ständen heirathen möchte. Man fand endlich einen Bräutigam, wie man ihn wünschte, und die Hochzeit wurde auf nächste Ostern festgesetzt. Die Tante Kadesbda's sagte alle Abend zu ihrem Mann: «Wenn er auch nicht reich ist, so ist er doch ein hübscher Mann, jung und Hochwohlgeboren und mit diesen Eigenschaften wird er es noch weit bringen. Und dabei ist er gar nicht stolz, obgleich er ein Edelmann ist, küßt er mir doch jeden Tag die Hand. Wir konnten keine bessere Wahl für unsre Kadesbda finden.» Fedor Petrowitsch hatte die gute Gewohnheit, immer der Meinung seiner Frau zu sein, er war daher mit allem einverstanden.

Bis drei Uhr in seinem Dienst beschäftigt, begab sich Kadesbda's Verlobter um diese Zeit zu seiner Braut. Es war an einem Donnerstage und er speiste zu Mittag bei Fedor Petrowitsch. Kaum nabte er sich dem Stadtviertel, worin dieser wohnte, als seine Züge sich erheiterten, und die Wolken des Unmuths, welche die Geschäftssorgen auf seine Stirn gewälzt, verschwanden; er athmete freier, und als nun seine angebetete Kadesbda mit ihrem bezaubernden Lächeln ihm entgegeneilte, war jede Spur des Trübnißs von seinem erheiterten Antlitze verschwunden.

— Höre, Alexander, sagte Kadesbda, während er ihr jählich die Hand küßte, — ich habe eine große Bitte an dich zu richten.

— Sage lieber, einen Befehl, reizende Kadesbda!

— Suche mir doch eine Loge zur Oper «Fenella» zu verschaffen. Ich habe gar zu große Lust, dieses gepriesene Tonwerk zu sehen und zu hören, von dem meine Cousine mir Wunderdinge erzählt hat — es muß etwas Ausgezeichnetes sein.

— Mit großem Vergnügen, erwiderte Alexander, indem er nochmals Kadesbda's Hand küßte, — dein Wunsch soll erfüllt werden.

— Aber ich möchte auch eine Loge im ersten Range haben; ich will nicht anders als in den ersten Rang gehen, fügte sie mit einer bedeutungsvollen Bewegung des Kopfes hinzu.

Kadesbda war etwas eitel.

— Wie du befehlst, meine unvergleichliche Kadesbda, entgegnete der Verlobte, entzückt, sich der Bellebten gefällig zeigen zu können.

Kaum graute der nächste Morgen, als er schon nach dem Opern-Theater eilte; aber leider waren alle Billets zur Sonnabendvorstellung schon verkauft.

Für den nächsten Montag — kein Billet.

Für den nächsten Sonnabend — dieselbe Antwort.

Kadeschda's Verlobter ließ kein Mittel unversucht, er bat, er bot Geld über Geld — alles umsonst. Man bot ihm endlich Billets zum zweiten Range an, allein diese anzunehmen wagte er nicht; Kadeschda hatte sehr bestimmt erklärt, sie würde sich nur im ersten Range zeigen.

So vergingen 8 Vorstellungen der Oper. Alexander war außer sich vor Aerger. Kadeschda ward übler Laune und fing an, mit ihm zu schwollen.

Man kündigte die neunte Vorstellung der gefeierten «Fenella» an. Alexander begab sich wieder nach dem Theater. Er trat ein, er fragte — keine Billets mehr! — Man stelle sich seine Verzweiflung vor; wüthend eilte er fort. In der Vorhalle begegnete er einem Manne in einem grauen Mantel und einer Wachstuchmütze.

— Wünschen Sie eine Loge zur Oper? redete er mit halblauter Stimme den Hoffnungslosen an.

— In welchem Range?

— Im ersten.

Ein Freudenstauer durchbebt Kadeschda's Verlobten.

— Was verlangen Sie für Ihre Billets?

— Hundert Rubel.

— Das ist ein übertriebener Preis, fünfmal mehr als der gewöhnliche.

— Mein Herr hat selbst hundert Rubel dafür gezahlt; Krankheit verhindert ihn, davon Gebrauch zu machen.

Alexander dachte einen Augenblick nach, biß sich auf die Lippen, drehte die Billets in seiner Hand hin und her und endigte damit, daß er die 100 Rubel bezahlte.

— Viel Geld, aber was war zu machen? sagte er sich, indem er sich freudig auf den Weg machte.

Mit triumphirender Miene hielt Alexander seiner Geliebten die Billets entgegen. Ein anmuthiges Lächeln und ein freundlicher Dank war ihre Antwort.

Kadeschda konnte den glücklichsten aller Tage kaum erwarten; zehn mal des Tages musterte sie sich vor dem Spiegel in ihrer neuen Robe, ihrer Ferronnière und mit ihren Ohrringen von Diamanten. — Arme Kadeschda!

Endlich erschien der ersehnte Tag. Kadeschda wollte durchaus nur von Monsieur Hellot coiffirt sein; da jedoch an demselben Tage Graf B—r einen Ball gab, war der Haarkünstler so mit Bestellungen überhäuft, daß er ihr nur die zehnte Stunde des Morgens widmen konnte. Billig brachte Kadeschda dieses Opfer, den ganzen Tag in Unbeweglichkeit zu verharren, um ihre Coiffüre nicht zu verlegen. Nach dem Mittagessen begab sie sich sogleich in ihr Toiletten-Cabinet, und verließ es erst um 7 Uhr wieder. Ihre Cousine, welche sie mit ihrem Manne ein-

geladen hatte, sie zu begleiten, harrte ihrer bereits im Wohnzimmer, als sie in der glänzendsten Toilette dort erschien. Es ist die höchste Zeit! sagte Alexander, als er den Damen in den Wagen half.

Nach Verlauf einiger Minuten hielt der Wagen vor dem Operntheater. Das Gedränge war groß, so oft diese außerordentlichen Vorstellungen stattfanden. Eine bedeutende Anzahl von Personen hatten keine Billets, und durften sich wohl auch nicht mit der Hoffnung schmeicheln, welche zu bekommen; allein sie waren schon zufrieden, die Theaterluft einathmen und die Ankommenden betrachten zu können. Nadeschda ging stolz durch die Menge. «Erlauben Sie — erlauben Sie», bat höflich Alexander, doch mit einer gewissen Protections-Miene, und machte ihr Platz, indem man ihn mit neidischen Blicken betrachtete.

Sie gelangten bis zum Logenschließer. — «Welche Nummer?» fragte dieser. — «Nummer 13», antwortete Alexander, während die Damen ihre Pelze ablegten.

Eine Loge ward geöffnet. Nadeschda trat mit ihren Verwandten ein und nahm Besitz von den besten Plätzen. Das Haus war prächtig erleuchtet. In den Logen glänzten die Frauen, geschmückt mit Diamanten, Federn und Blumen. Im Parterre bewegten sich unruhig die Männer und ein erwartungsvolles Gemurmel durchlief den weiten Raum. Eine Menge Vorgnotten richteten sich auf Nadeschda. Nichts fehlte zu ihrem Glücke.

Während dieser Zeit legte Alexander auf dem Corridor seinen Mantel ab, nahm aus seiner Brieftasche die Billets, und reichte sie dem Logenschließer. Er wollte nun auch in die Loge treten, als jener ihn zurückhielt.

— Erlauben Sie, mein Herr, ich kann Sie auf diese Billets nicht hereinlassen.

— Wie? Warum? rief Alexander erstaunt.

— Wo haben Sie diese Billets her? Die sind nicht gültig.

— Ich habe sie von einem Unbekannten gekauft.

— Dann haben Sie sehr unvorsichtig gehandelt, erwiederte der Logenschließer. — Sie hätten diesen Mann mit in das Verkaufsbüreau nehmen sollen. Er hat Sie betrogen.

Unregelmäßig, wie versteinert, blieb Alexander stehen. Eine Gesellschaft Herren und Damen, welche sich der Thüre der Loge näherten, riß ihn aus seiner Betäubung. «Nummer 13!» rief einer von ihnen. Der eilige Schauer, welcher den unglücklichen Alexander durchbedte, wich einer glühenden Hitze.

Den andern Morgen schickte man ihm seinen Verlobungsring zurück, und Nadeschda heirathete einen jungen Mann, welcher zur Vorstellung der «Genella» eine Loge im ersten Range verschafft hatte.

## Ein Eisenbahndrama.

von Dr. —j—.

Der letzte Apriltag des Jahres 1838, schon an und für sich ein ominöser Tag, sollte eine Katastrophe herbeiführen, in der ein Herz brach, wie es nie wieder in einem zärtlichen Mutterbusen schlagen wird. Hier ist die Geschichte, die ganz gewiß wahr ist, obgleich ich selbst Augenzeuge gewesen bin.

An diesem Tage also befand ich mich mit dem Dr. F. im Gebäude der Eisenbahn am Semenovschen Plage und sah der Abfahrt der zahlreichen Reisenden zu. Es ist ein eigenes Vergnügen, das Treiben und Drängen der Menschen auf der Gallerie zu betrachten, zumal, wenn die Glocke ertönt und die Conducteurs zur Eile auffordern. Das Suchen und Fragen der Ankommenden, die selbstzufriedene Ruhe der schon Einenden; hier Zweifel und ängstliche Neugier auf den Gesichtern, dort die Sicherheit der Erfahrung; die Locomotive überall im Auge wie im Munde; hier ein Lebehoch den Fortschritten der Cultur, dort gelegentlich ein Geschickchen von einem Eisenbahn-Malheur: ein babylonischer Wirrwarr der Worte, ein chaotisches Gemisch der Gefühle, — eine Gaartüchke für einen hungrigen Feuilletonisten.

— Hören Sie, Doctor, wer ist die ältliche Dame mit dem wunderhübschen Mädchen, die Sie eben begrüßen?

— Das ist Madame Kapfig, die Wittwe eines Speculanten, der es verstanden, aus ungenießbarem Brod ein schönes feineres Haus zu bauen und den ein Lazarethfieber aus der Verlegenheit zog, den Bauplan angeben zu müssen.

— So, ich verstehe. Und das hübsche Mädchen?

— Ist die einzige Tochter und Erbin dieses ungenießbaren Brodhauses.

— Ei, der Tausend, das wäre!

— Werfen Sie, um des Himmels Willen, nicht solche Blicke in jene Bank, wenn Sie nicht wollen, daß ich morgen meine Entlassung von der Familie habe.

— Wie so, Doctor?

— Madame Kapfig liebt ihre Tochter Marie und ihr Haus über Alles. Um sich nicht einst von diesem trennen zu müssen, bewacht sie jene mit der größten Aengstlichkeit. Kein heirathsfähiger Mann hat Zutritt zu ihr, und ich verdanke es in der That meiner Frau und meinen 8 Kin-

Belletr. Bl. Ater Jahrg.

15

bern, daß ich Hansarzt geworden bin. Sie hat der Tochter eine klösterliche Erziehung geben lassen, wohnt im Winter auf dem Lande, im Sommer in der Stadt, besucht und gibt nie Bälle und Gesellschaften und alles dies aus Furcht, daß sich ein Freier einfinde und Haus und Tochter die Eigenthümer wechseln.

— Diese Marie ist in der That eine liebliche Erscheinung, schlank, blühend, hübschängig, hübschmündig!

— Ach ja, hübschmündig, wenn es weiter nichts wäre, aber sie ist mündig, Freund, und das ist, was die Mutter und die jungen Herren zur Verzeihung bringt.

— Aber, lieber Doctor, sollte es denn nicht möglich sein. Wenn Sie jemand, ich will niemand nennen, einzuführen suchten, etwa als Lehrer, — ich bin sehr stark im Französischen.

— Unmöglich, Freund, und wahrscheinlich auch zu spät. Denn trotz der Verteidigungswerke der Mutter, wodurch Marie eine Festung ersten Ranges geworden ist, hat ein junger reitender Artillerist die Belagerung unternommen, und ich vermute, daß die Besagung nicht ganz zuverläßig ist.

— Wie so?

— Auf einem Begräbniß, dem Madame nicht ausweichen konnte, haben sich die beiden zuerst zu Gesichte bekommen. Statt Kanonenschüsse sind zwar nur Blicke gewechselt worden, aber der Artillerist scheint die schwache Seite der Festung recognoscirt zu haben und hat auf gut Glück hin die Tranchen eröffnet. So ist am Ende die Ruhestätte des Entschlafenen die Wiege seiner Liebe geworden. Ha, was sagen Sie zu diesem Bilde?

— Hol Sie der Fenster mit Ihren Bildern!

— Nun, trösten Sie sich. Glücklicher oder unglücklicher Weise bemerkte der Commandant, d. h. die Mutter, den Feind und überschüttete ihn mit einer solchen Ladung von Blind-Kartätschen und Vort-Granaten, daß der kühne Wagling sich schnell aus der Schußweite zurückzog. Seit der Zeit nun vermeidet die Alte jede Gelegenheit, die die freundlichen Feinde zusammenbringen könnte, denn davon hängt — doch, was seh ich! Wahrhaftig, da kommt er selbst!

Eben ertönte die Glocke zum zweiten mal. Ein junger, leider sehr hübscher Officier trat rasch in die Gallerie, nach seinem Billet das Coups suchend, in dem ihm ein Platz angezeigt war. O, grausames Schicksal, er öffnete die Bank, in der Madame Rasig mit ihrer Tochter saß. Der malitöse Doctor gibt mir einen Wink; wir treten näher.

— Was wollen Sie hier! fuhr Madame den Eintretenden an, auf dessen Gesichte sich freudige Ueberraschung malte. Marie war über und über roth geworden.

— Madame, ein glücklicher Zufall verschafft mir das Vergnügen.

— Unmöglich! hier ist kein Platz für Sie.

— Doch, Madame, das Billet weist mir einen Platz an zur Seite Ihrer lebenswürdigen Tochter.

— Unmöglich, sage ich Ihnen; ich muß Sie bitten, in eine andere Bank zu gehen, denn ich leide nicht, daß Sie...

— Sie verlangen, daß ich diese eben so seltene als glückliche Gelegenheit unbenutzt lassen soll?

— Genug! Sie bestehen also darauf?

— Allerdings, Madame.

— Gut, so werde ich mir einen anderen Platz aussuchen. Komm, Marie!

Mit diesen Worten springt Madame Kapsig auf und verläßt die Bank, um ihre Karten im Comptoir umzutauschen, in der Voraussetzung, daß Marie ihr folgt. Aber Marie fühlt sich sanft zurückgehalten, sie hat die Augen niedergeschlagen und zaudert. Da, o Himmel, da ertönt die Glocke zum letzten mal. Mutter, Mutter, eile, wenn du dein Kind retten willst! Der Zug setzt sich in Bewegung; mir stockt der Athem. Madame Kapsig erscheint auf der Schwelle, bleich vor Schrecken und zitternd vor Furcht. Sie stürzt auf die Bank los, die sich schon geschlossen hat hinter Marie und ihrem Gefährten. Sie will den Wagen, den ganzen Zug will sie aufhalten, doch der Doctor springt hinzu, um sie nicht in die Räder fallen zu lassen. Sie jammert nach ihrem Kinde und ihrem Hause und sinkt ohnmächtig dem Doctor in die Arme. Ich stehe da mit blutendem Herzen und sehe mit Reid und Ingrimm den Fliehenden nach.

Nach vierzehn Tagen erhielt der Doctor eine Einladung zur feierlichen Trauung des Fräuleins Marie Kapsig mit dem Artillerie-Lieutenant Kühn. Das Entsetzliche war geschehen!



## Champagner und Bier.

Eine moderne Mythe

von

J. Topelius.

(Aus dem Schwedischen.)

Es ist unglaublich, aber wahr: der Champagner und das Bier waren ehemals Menschen.

Der Champagner war Marquis, ein lustiger Mann, duellirte sich, machte den Damen den Hof, kurz, führte ein höchst abenteuerliches und poetisches Leben, zum großen Aerger aller nüchternen und ordnungsliebenden Mitbürger. Das Bier dagegen war ein Brauer in Åbo, war, wie ein gewisses Volk im Norden, «eine träge Natur, voll von Festigkeit» und brauste oft auf vor Born gegen den Magistrat, die Malzpreise, die Schenkwirtshinnen und andere ehrenwerthe Personen und Dinge. In einer solchen Stimmung war ihm eben so wenig beizukommen, als einem eifersüchtigen Spanier — übrigens war er handfest, ehrlich, nüchtern und von allen, die ihn kannten, geachtet.

Nun geschah es, daß der Marquis umkam, und das auf eine Weise, die seines tapfern Lebens würdig war, denn als sein Schiff von Seeräubern geentert wurde, sprengte er sich mit der ganzen Mannschaft in die Luft. Auch der Brauer kam ums Leben und das scheint so zugegangen zu sein, daß er an einem Wintertag sich auf dem Glatteis das Bein brach. Die Geschichte hat es nicht vermocht, dieses merkwürdige Ereigniß in dem Leben des Brauers aufzuhellen, sicher aber ist es, daß er nach seinem Tode vor Jupiters Thron geführt wurde, was auch mit dem Marquis geschah.

Jupiter, der Wolkenjammler, betrachtete beide Ankömmlinge mit scharfem olympischen Blick und ließ die Parzen über deren früheres Leben Auskunft geben. «Wohlan», sagte der Vater der Götter, als die Rechenschaft zu Ende war, «du, Marquis, und du, Brauer, ihr seid beide verkehrte und unbändige Gefellen auf der Erde gewesen; zur Strafe sollt ihr wiederum dahin zurückkehren und euer früheres Unwesen in Gestalt von Champagner und Bier fortsetzen — und nicht allein ihr, sondern alle eures Gelichters, welche hinführo von Charon über die Bogen des Styx geführt werden. Man wird euch einen Pflock in den

Hals treiben, um euren Uebermuth zu zähmen und in Millionen von Exemplaren, verkorkt, sollt ihr über die ganze Welt gehen, um Zeugniß zu geben von der Leichtfertigkeit eines poetischen Marquis und von der handfesten Ehrlichkeit eines Brausekopfs von Brauer.»

Sprach's. Und sofort sah man die beiden Schatten schäumend, brausend, zischend und fließend in dem Schaum zweier Getränke verschwinden, welche sich, über das ganze durstige Europa, ja sogar bis an die Enden der andern Welt ausbreiteten. Ach, es fehlte viel, daß die entferntesten Länder der Welt vor ihnen unbewohnt gewesen wäre. Sie war bevölkert von Brantwein, von dem lustigen Volk der Traube, von dem akademischen Punsch, von dem vornehmen Liqueur, von dem bureaukratischen Thoddy, von dem jungfräulichen Meth und hundert andern Irregeistern, die aus der Vermählung des Wassers mit dem fünften Element, dem Alkohol, entsprossen waren. Doch der Champagner und das Bier kämpften männiglich und eroberten Leute und Völker mit unglaublicher Eroberungsfucht und Siegesfreude.

Endlich wären sie ihrem Ziele — die Herrschaft über die ganze Welt zu gewinnen — nahe genug gekommen, wenn ihnen nicht bisweilen die Traube und der Brantwein, ihre Vasallen, noch eine empfindliche Niederlage beigebracht hätten. Doch je festeren Fuß ihre Macht faste, desto mehr begann ihr Reich gegenseitig zu wachsen und endlich geriethen sie in offenbare Fehde, auf ihrem ruhmreichsten Schlachtfeld, im Wirthshause.

Der Champagner hatte eine Zeit unbedingt das Uebergewicht, so daß er mit seinem zierlichen Silbertragen sowohl Arme als Reiche eroberte und eine unsinnige Lust entstand, dem Knallen seiner fliegenden Korken zuzuhören. Ja, diese Musik kam so allgemein in die Mode, daß nicht einmal der Synchronverein so viele Anhänger zählte und die Wirthshausbesitzer sich vergnügt die Hände rieben; denn mit dem Champagner bauten sich die Wirthe große Häuser — ewige Zeugnisse von der Thorheit und dem Uebermuth der Menschen und zeichneten diese Periode in der Geschichte als ein zweites silbernes Zeitalter der Menschheit auf.

Dies ging dem Bier zu Gemüthe, so daß es vor Zorn und Aerger überschäumte. Es baute sich eine Feste und zog aus dieser geharnischt gegen den Champagner zu Felde. Dieser dagegen stand mit allen Wirthshäusern und Küpern in einem Schutz- und Trugbündniß, und es kostete viele hitzige Kämpfe an Tischen und Tafeln, bis das Bier von den Tischen zu den Tafeln avancirte. Das Bier aber war ein Begriff, während der Champagner nur eine Thatsache, ein Schaum war, und darin lag das Geheimniß des Sieges des Biers. Endlich gewann das Bier ausgemachter Weise die Oberhand, so daß es nicht nur in den meisten Fällen das Schlachtfeld behauptete, sondern auch die meisten seiner Gefangenen in die Schaar seiner zuverlässigsten Kerntruppen einreichte. Die Wirthe und Krä-



ger aber riefen Ach und Weh, denn das silberne Zeitalter, wo der Knall eines Propfens mit dem Werth einer Tonne Korn bezahlt wurde, war nun für die meisten vorbei und es begann das kupferne Zeitalter — die Kriegscasse des Biers bestand ja aus lanter Kupfertopfen.

Sterbliche, die ihr diese merkwürdige Geschichte leset, freuet euch der Siege des Braners über den schäumenden Franzmann, denn der Braner ist unser Landsmann, ehrlich, treu und nur selten übermäßig aufbrausend. Ihr aber, die ihr mit dem Dichter den Champagner besingt und deshalb seine Blut liebet, seid sparsamer mit dem Enthusiasmus, der Wirthshäuser erdant — laßt euch nicht verleiten, das Wohl eurer Zukunft für das Trugbild des Franzmanns in seinem Silberglanz, hinter dem ein Kork steckt, wegzugeben.



## M u s t e r a n n o n c e ,

von

Dr. —j—.

Victor fuhr in seiner Erzählung fort :

Das Gefecht am Schamchor kennt ihr. Mit geringer Macht hatten wir unter unseres tapfern Generals, des Fürsten Nabatow Anführung, die bedeutendsten Streitkräfte der Perser zerstreut, hatten Redouten erkürrt, Kanonen und Gefangene genommen, und rückten nun über den Fluß, das dem Gefecht seinen Namen gab, auf Elisabethpol vor. Die Perser hatten in wilder Flucht ihr Heil gesucht und sich selbst nicht in Elisabethpol aufgehalten, so daß wir in dieser Stadt noch bedeutende Vorräthe von Munition und Provision fanden, welche uns, die wir vom Gilmarsche erschöpft waren, sehr zu statten kamen. Ich will euch nicht anshalten mit der Beschreibung des ceremoniellen und doch herzlichen Empfangs der Einwohner, die, ihre Geislichkeit an der Spitze, uns entgegenzogen und als ihre Befreier begrüßten. Daß unsre ganze Besatzung die gastfreundlichste Aufnahme in der Stadt fand, versteht sich von selbst; leider kann ich euch aber von dem Leben daselbst nichts mittheilen, denn mein Dienst bei den Vorposten gönnte mir nicht den geringsten Aufenthalt, so daß ich mich kaum der in Eile durchrittenen Straße erinnern kann. In einem kleinen, verlassenem oder geplünderten Dorfe, 2 Werste jenseits der Stadt, sollte ich Halt machen mit den Vorposten, und die wir frei waren vom augenblicklichen Dienst, freuten uns auf die Befreiung und die ersehnte Ruhe, denn wir waren total durchnäßt vom Septemberregen, und seit drei Tagen war kein Schlaf in unsre Augen und sehr, sehr wenig Nahrung über unsre Lippen gekommen. Daher machten wir es uns in den wenigen, hden Hütten so bequem wie möglich, die Dheemaschine arbeitete bald so lustig wie je eine im Felde, und ein warmer Punsch strömte neues Leben in unsre steifen Glieder. Der alte Amir, der, nachdem ich ihn aus den Händen eines wüthenden Madschur gerettet, nicht mehr aus meiner Nähe wich und, wie ich euch schon früher erzählte, uns als Führer und Spion manchen guten Dienst leistete, nahm natürlich Theil an unserm kleinen Mahle, das er mit manchen, theils unntern, theils lehrreichen Mittheilungen würzte. Als er aber unsre Vor-

berreitungen zum Nachtlager sah, so gut es nämlich die Umstände erlaubten, verlängerte sich sein Gesicht um ein bedeutendes, und auf meine Frage nach dem Grunde dieser bedenklichen Miene, sprach er mit Achselzucken: «Ihr seid im größten Irrthume, wenn ihr wäthnet, daß sich der Schlaf auf eure Augen senken wird, denn, so ihr hier zu verweilen denkt, erwartet euch eine unruhige, schmerzenvolle Nacht.» Unser Erstaunen bei diesen Worten ist schwer zu beschreiben; selbst den Tapfersten unter uns beschlich der Gedanke an einen möglichen Verrath. Wir drangen in Amir, sich deutlicher zu erklären. «So wißt denn», fuhr er fort, «daß diese Hütten nicht der raubsüchtigen Madschuren wegen verlassen stehen, sondern um eines weit schrecklicheren Feindes Willen, dem das Volk nur durch die Flucht entgehen kann. Seht her, kennt ihr dieses Thier?» Damit zeigte er auf einen kleinen Punkt an der Wand, den wir alsbald für eine große Wanze erkannten. Ein allgemeines Gelächter gab unsern Unglauben kund, und mehr als einer unter uns beillte sich, dem armen Amir darzutun, daß ermüdete russische Krieger sich dieses Ungeziefers wegen wahrlich nicht vom Schlafe würden abhalten lassen. Aber Amirs Gesicht blieb ernst und mit unerschütterlicher Ruhe entgegnete er: «Eure Unwissenheit kommt eurer Tapferkeit gleich. Diese Wanze ist nicht eine, wie ihr sie wohl in eurem Vaterlande haben widget, sondern die fürchterliche persische Wanze, weit größer und blutdürstiger, auf deren giftigen Biß Geschwulst und Entzündung erscheinen. Wo sie sich einmal einnistet, verjagt sie Thier und Mensch.» Der Ernst in Amirs Worten und die Bestätigung derselben von einem Kosaken, der diese Landplage kannte, verscheuchte bald alle Munterkeit, wir waren todesmüde und draußen heulte der Sturm und der Regen goß in Strömen vom Himmel. «O, Amir», riefen wir, «hilf uns, du treuer Rathgeber, wo finden wir ein Obdach, das uns die nöthige Ruhe gewährt?» Nach einigem Besinnen sprach Amir: «Ich will zur Stadt, gebt mir einen Kosaken mit, und mit Allahs Hülfe verschaffe ich euch eine ruhige Nacht, denn er, der den Ländern die Plagen sendet, verleiht den Menschen auch die Mittel, sich gegen sie zu wahren, und darin besteht die Weisheit, wie der Koran lehrt, solche Mittel zu erforschen.»

Amir war fortgeritten. Wir waren wenig erbaut durch seine letzten geheimnißvollen Worte; einige Ungläubige unter uns hielten die ganze Geschichte von den Wanzen für ein Märchen und streckten sich auf den Boden, um wenigstens den Versuch zu machen, einzuschlafen. Ich aber kannte Amir besser und hatte nie Gelegenheit gehabt, an der Wahrheit seiner Worte zu zweifeln. Ich hüllte mich in meinen Mantel und ging hinaus, die Posten zu visitiren. Als ich nach einem halbstündigen höchst beschwerlichen Gange zurückkam, war alles in der Hütte in Aufruhr. Die Schläfer schrieken und wälzten sich vor Schmerz am Boden; einige waren

fast nackt in den Regen gesprungen, um sich Linderung der geschwellenen Glieder zu verschaffen, andere waren unter Fluchen und Schimpfen beschäftigt, sich der fürchterlichen Gäfte zu entledigen, die sie im Schlafe überfallen und gepeinigt hatten. Der Cornet R. war so verschollen, daß ich ihn kaum noch erkennen konnte. Alle zogen es vor, im Regen und Sturm stehend die Nacht zuzubringen, als in jene Mördergrube zurückzukehren oder sich in eine andere zu wagen; alle warteten mit Ungeduld auf den treuen Amir, der nur zu wahr prophezeit hatte. Endlich erschien der Ersuchte; in unsern Jammerrienen mochte er seine Rechtfertigung lesen. «Seid getrost», sprach er, «ich bringe Hülfe. Kommt nur wieder herzu in die Stube, ich habe euch eine ruhige Nacht versprochen und Allah hat mir vergönnt, mein Versprechen zu erfüllen. In diesem Beutel bringe ich ein Pulver, das dies Ungeziefer in der kürzesten Zeit tödtet oder verschencht. An einigen Orten Persiens wachsen schwererlich vereint zwei Pflanzen, die getrocknet das größte Gift allem Ungeziefer sind, obgleich sie dem Menschen nichts schaden. Bei einem Freunde in Elisabethpol fand ich glücklicher Weise das Pulver, denn nicht allen hat Allah das Licht der Weisheit angezündet, und dem größten Theil des Volkes blieb die Wohlthat dieses Mittels unbekannt.» Amir ging uns voran, wir folgten mit Schauer und Unglauben. Er öffnete den Beutel und streute das Pulver auf den Boden und in die Ritzen und sprach mit der Ueberzeugung, welche Erfahrung und Weisheit geben: «Jetzt laßt uns der nöthigen Ruhe pflegen, denn seid versichert, kein Insect ist in einer Stunde noch innerhalb dieser Behausung.»

Er hatte Recht, der gute Amir. Die Müdigkeit besiegte bald die anfängliche Angst, und wir schliefen ungestört bis zum nächsten Morgen.

Und dieses unvergleichliche, wohlthätige Pflanzenpulver gegen alles Ungeziefer befindet sich jetzt in St. Petersburg und eine detaillirte Anzeige desselben wird nächstens diesen Blättern beigegeben werden. Laßt uns dem guten Amir danken.

## Das Herz mit seinen Kammern,

von L. Lsch.

(Aus dem Russischen.)

### 1. Die Wahrfagerin \*).

Ein junger Mann, ein angehender Schriftsteller, ging eine der schönsten Straßen der Hauptstadt entlang. Zwei hübsche Aufsätze von ihm, die in einer der gelesesten Zeitschriften bald nach einander erschienen, hatten ihm einen nicht zu verachtenden Ruf erworben. Aber jetzt wanderte er gedanken- und sorgenvoll über das breite Trottoir der Straße und ein gewisser Aerger malte sich deutlich auf seinen Zügen.

Gestern hatte nämlich die große Soirée bei der Fürstin \*\*\* stattgefunden.

Unser Held begann seine literairische Laufbahn bescheidenlich. Sein erster Aufsatz in der Zeitschrift, der großen Beifall fand, war nur mit zwei Gedankenstrichen unterzeichnet: —. —., bald aber errieth man den Verfasser. Ebenso verhielt es sich mit dem zweiten und jedermann beglückwünschte ihn. Manche gute Freunde suchten ihn zu bereben, seinen Namen der Welt nicht länger vorzuenthalten: er widerstand der Versuchung. Als er aber die höfliche Einladungscarte der Fürstin auf seinem Schreibtische liegen sah, da entschloß er sich, die vielbesprochenen zwei Gedankenstriche durch die Anfangsbuchstaben seines Namens, N. N., zu ersetzen. Dieses berechtigt auch uns, den jungen Mann hinführo unsern Lesern als Hrn. N. N. vorzustellen.

Jetzt, wie er gefesteten Haupts durch die Gassen schritt, rührte sein Aerger von dem immer und immer wiederkehrenden Gedanken her: wie soll ich es anfangen, um etwas recht Gutes zu schreiben, etwas Vortreffliches? und wenn auch nicht gerade etwas Vollkommenes, es doch wenigstens recht schnell zu schreiben? — Und diese Frage legte er sich vor, weil gestern, auf der berühmten Soirée der Fürstin so viele schöne Lippen mit holdem Lächeln zu ihm gesagt hatten: Nun, Herr N., werden Sie uns nicht bald wieder mit etwas eben so Hübschem beschenken?

Bis jetzt hatte er bei seinen Arbeiten noch nie an das liebe Publikum gedacht: er wartete geduldig ab, bis die Stunde der Begeisterung schlug und schrieb dann, wie sein Geschmaç, sein Herz und sein Verstand

---

\*) Библиотека для Чтения, Январь 1853. С. 81.

es ihm gerade eingaben. Jetzt aber glaubte er sich gebunden; er glaubte etwas schreiben zu müssen und, was das Schlimmste war, augenblicklich. Vorzüglich wurde aber sein Aerger durch alle die guten Lehren und Rathschläge erregt, die gestern gegeben worden, und die alle darauf hinausliefen: «Sie schreiben allertiebst, aber wählen Sie doch andere Gegenstände zu Ihren Arbeiten.»

Und da rieth ihm der eine das historische, der andere das didactische Fach an. Die Fürstin \*\*\* wies auf Eitenschilderungen aus der großen Welt hin, während die Baronin D., welche der Himmel mit einer zahlreichen Familie gesegnet, die Meinung äußerte, daß Kinderschriften und kleine moralische Erzählungen wohl die nützlichste Art von Literatur sei. Der sehr ehrenwerthe Herr N. empfahl ihm dringend an, ein statistisches Gedicht auszuarbeiten, und der gelehrte Herr Klumsdorf beschwor ihn die Kunstmattik in Verse und Reime zu bringen, in welchen er die neuesten Forschungen in dieser Wissenschaft erzählen könnte, und die Benennungen der aufgefundenen Münzen genau wiedergeben müßte. Endlich wurde das Schäfergedicht von der empfindsamen Fürstin Lina bis in den Himmel erhoben. — Der größte Theil der Gesellschaft indessen schien der Dichtkunst wenig geneigt und stimmte für Prosa, und jemand ließ sogar ein Wörtchen von phantastischen Erzählungen fallen. Mit einem Worte, ein jeder dachte nur an sich selbst und pries eben das an, was seinem Gaumen am meisten zusagte.

N. N. stand da, mitten in der Gesellschaft, ziemlich verblüfft ob all des guten Rathes und verneigte sich rechts und links mit dem höflichsten Lächeln. Fast alle kamen darin überein, daß seine Dichtungen zu melancholisch wären, man wünschte seiner Feder mehr Heiterkeit, damit er seine Leser zum Lachen und nicht zum Weinen bringe, und von allen Seiten schallte es laut: «Oh, nichts Nervenschütterndes, nichts Trauriges! *Voyons, quelque chose de plus riant!*»

Und somit ist es leicht erklärlich, warum N. N. auf seinem Spaziergange so trübselig ausah und sich immer und immer wieder fragte: «Mein Gott, was soll ich jetzt anfangen?»

— Du sollst mir einen Freundschaftsdienst leisten, sagte eine bekannte Stimme an seiner Seite.

Er blickte auf: der junge Siminski stand neben ihm und legte die Hand auf seine Schulter.

— Guten Tag, Siminski, guten Tag, du glücklicher Bräutigam, sagte N. N. mit ironischem Lächeln (um seiner heutigen Galle etwas Luft zu machen). — Nun, was brauchst du von mir?

— Oh, Freund, antwortete jener eilig, indem er in eine Kalesche stieg, die an der Straßenecke hielt: — ich habe ein wundervolles Abenteuer ausgedacht. Komm, laß uns fahren!

— Das muß wahr sein, du hast eine hübsche Equipage, bemerke unser Dichter, indem er ebenfalls einstieg und neben dem Freunde Platz nahm. — Aber wohin fahren wir denn eigentlich?

Siminski antwortete nur mit geheimnißvollem Lächeln, während die leichte Kalesche über das Pflaster hinanzuflegen schien.

— Höre, Freund, antworte, wenn man dich fragt; sage mir, wo du mich hinfährst, oder, wahrhaftig, ich sprünge hinaus und breche mir am Ende den Hals, was du dann zu verantworten haben würdest. Wo fährst du mich hin?

— Zu einer Wahrsagerin, mein Freund, zu einer Hexe!

— Du bist und bleibst unverbesserlich!

— Ja, versetzte Siminski mit zum Himmel gerichteten Augen und bewegter Stimme, — ich bin abergläubisch wie immer. Schon mit der Muttermilch habe ich diesen Aberglauben eingefogen. Später, in der Welt, habe ich freilich auch noch manches andere kennen gelernt. Nun.. und darauf folgte ein Seufzer und ein Lächeln, ein Tribut der Vergangenheit. — Uebrigens ist dir alles das genugsam bekannt, so daß du dich darüber nicht zu wundern brauchst.

— Ich wundre mich auch nicht, ich finde die Sache nur höchst abgeschmackt: am allermeisten aber, daß du mich zum Genossen dieser Thorheit ausersehen hast. Was in aller Welt soll ich bei deiner Hexe machen?

— Deshalb eben habe ich dich um diese Gefälligkeit als um einen wahren Freundesdienst gebeten. Danke, schilt mich: aber zu der Wahrsagerin zu fahren ist für mich eine eben so wichtige Sache, als etwa auf die Mensur zu treten. Siehst du, ich habe dich gleichsam zum Secundanten genommen. Du weißt, wie empfänglich ich für jeden Eindruck bin; meine überreizten Nerven...

— Ich weiß, ich weiß, ich vergaß es: freilich, eine heftige Nothwe spielt auf deinen zarten Wangen!

— Lache nur, du hast gut lachen!

Siminski stieß einen tiefen Seufzer aus. N. N. zuckte mit den Achseln.

— Hör mal, sagte er nach einem minutenlangen Stillstehen, mache dich wenigstens nicht ganz und gar lächerlich und befrage deine Hexe nicht eher über die Zukunft, bis du Gewißheit über ihre Zauberkräft erlangt hast.

— Recht gern, wie soll ich es aber anfangen, um darüber Gewißheit zu erhalten? Aber fühle nur, wie mein Herz pocht! Gewiß sind wir schon ganz nahe! Oh, ich glaube an diese Vorahnungen...

— Laß dir von ihr erst deine Vergangenheit erzählen und dann forsche meinetwegen so viel du willst nach deiner Zukunft: aber so je-

wandern ohne alle Beweise, aufs bloße Wort hin zu glauben, ist, gerade heraus gesagt, albern.

Jetzt hielt die Kalesche vor einem niedrigen, gelben Häuschen mit geschmizten rothangefrichenen Fensterladen. Siminski war gedankenvoll und aufgeregt; sein Begleiter lachte aus vollem Halse. Sie traten in ein kleines, freundliches Stübchen: auf dem Fensterbrett lag behaglich ausgestreckt ein großmächtiger grauer Kater, und daneben stand ein gläsernes Gefäß mit Wasser, in welchem ein grauer Frosch herumschwamm und bald zur Oberfläche aufstach, bald wieder auf den Grund niederfiel.

— Diese Umgebung, hob Siminski an, verkündet uns...

— Freilich, freilich... Da ist ja auch der Kater, das unumgängliche Attribut aller klassischen Hexen... nur ist er leider nicht schwarz sondern grau.

— Suchen die Herren vielleicht eine Wohnung? fragte jetzt die Fremde eine Frau, die eben zur Thüre hereintrat: sie war nicht mehr jung, sehr stark geschminkt und hatte eine Haube mit rosa Bändern auf dem Kopfe.

— Nein, sagte K. K., die Person die wir suchen sind, glaube ich, Sie selbst.

— Ich sehe den Herrn mit all meinem geringen Wissen vollkommen zu Diensten, versetzte die Bahrsagerin mit einer Verbeugung.

— Sagen Sie mir, begann Siminski mit ungewisser Stimme, — sagen Sie mir was mir widerfahren wird.

— Nein, unterbrach ihn K. K., sagen Sie zuerst was ihm schon widerfahren ist.

— Es ist schwer zu antworten, meine Herren, entgegnete die Zanberin, wenn Sie mich um zwei Sachen zugleich befragen.

— Nicht zugleich, sagte nachdrücklich und bestimmt, der Dichter. Fangen Sie damit an uns die Vergangenheit zu erzählen und dann propheteihen Sie uns die Zukunft.

— He, he, fragte spöttisch die Hexe, und du glaubst wohl daß ich das nicht vermag? Nicht wahr, he? Nicht nur Vergangenheit und Zukunft will ich ihm enthüllen, ich will ihm sogar sagen wie es in diesem Augenblick mit ihm steht.

Sie zog einen Schlüssel aus der Tasche und ging stolzen Schrittes auf einen in der Ecke des Zimmers stehenden Schrank zu, aus welchem sie höflich behutsam eine blecherne Dose herausnahm, in welcher sich ein Kamm und drei Spiele Karten befanden. Dieser Kamm gehörte übrigens keineswegs mit zu den Zaubergeräthschaften, die kostete Hexe hatte ihn nur hervorgefucht um sich damit vor einem kleinen, halbblinden Spiegel das Haar glanzstreicheln; dann ordnete sie ihre rosa Wandstiefeln und kehrte zu ihren Gästen zurück.



— Wem soll ich wahr sagen, fragte sie den jungen Schriftsteller, dir?

— Nein, meine theure, here für diesen Herrn da.

Und N. N. zeigte auf Siminski.

— Aha, rief die Zauberin schmunzelnd, also für den schwarzlockigen jungen Mann hier? Gut, gut! — Er ist hübsch, er ist schön, murmelte sie vor sich hin, wie im Selbstgespräch, und es schien als ob sie ihre Säfte gänzlich vergessen hätte: — die Haare ringeln sich um seinen Kopf und die Augen leuchten ihm wie die Sterne am Himmel — sie glänzen, sie funkeln, sie brennen, und haben schon gezündet in mehr als einem Herzen und Köpfchen. Seine Lippen so roth, und so weich wie Purpursammet, schwellen unter dem schwarzen Schnurbart hervor: ach wie so manches Mal haben sie schon von Liebe gesprochen und Liebe gefordert. Ach und manch Liebeswort ist schon zu deinen Ohren gebrungen, junger Herr, und manch zartes Bekändniß hat sie berauscht! — Schöner Jüngling, lege die Hand auf's Herz und schone fest und bestimmt mir in's Auge... hier sind drei Spiele Karten, wähle daraus, wähl' dir eins davon aus nach Belieben!

Siminski legte die rechte Hand auf sein Herz und drückte die linke auf eines der alten, abgenutzten Kartenspiele, die auf dem Tische lagen.

— Er hat das Spiel des Großvaters gewählt, rief laut die Wahrsagerin. Wahrhaftig, das Spiel des Großvaters!.. Nun, Gruß und Ehre gebührt dir von Rechtswegen, junger Mann, und jetzt will ich dir in Allem gehorchen. Was verlangst du von mir? Ich will dir die Gegenwart deuten und dein vergangenes Leben sollst du im Wasser schauen. Wäre aber deine Wahl auf ein anderes von diesen drei Spielen gefallen, und nicht auf das des Großvaters: kein Wort hättest du aus mir herausgebracht, wahrhaftig, kein Wort.

Hierauf warf sie einen Theil des Spiels in die Luft und wartete bis die letzte Karte wieder auf den Tisch herabgefallen war: diese war zufällig eine rothe.

— Und abermals Gruß und Glückwunsch, mein schöner Bräutigam rief sie wieder, indem sie sich mit fragenhaften Verbeugungen zu Siminski wandte; ha, ha, ihr seid Bräutigam, und ein glücklicher und geliebter Bräutigam dazu! Wozu jetzt noch mich befragen, mein feiner Herr! Hier ist auch ohne Hexerei schon alles in Nichtigkeit und in acht Tagen haben wir Hochzeit!

Siminski warf einen triumphirenden Blick auf seinen Freund, welcher inzwischen ziemlich nachdenkend geworden war und dem Treiben der Wahrsagerin mit ernstem Blicke zuschaute. Plötzlich aber fiel ihm seine frühere feste Ueberzeugung ein, wie thöricht das Ganze sei und er wiederholte:

— Zeige uns für's Erste nur die Vergangenheit, meine Liebe, zuerst die Vergangenheit.

— Dir brauche ich nicht zu gehorchen, entgegnete die Wahrsagerin barsch, aber ihm bin ich Gehorsam schuldig, dem schönen jungen Herrn, der aus den drei Kartenspielen das Spiel des Großvaters zu wählen verstand! Unsere Alten haben diese Karten gezeichnet und gedruckt und ihnen die geheime Kraft verliehen guten Menschen die Wahrheit zu verkünden, und solche, die einfältiglich an sie glauben und sie verehren, niemals zu täuschen... Wenn du es verlangst so will ich dir dein ganzes bisheriges Leben zeigen, — das heißt, nicht ich werde es dir zeigen, aber im Wasser wirst du es erblicken. Dieses Wasser habe ich am Abend vor Johanni aus einem neugegrabenen, noch unbenutzten Brunnen geschöpft und mit Farrenkrautblüthe destillirt. Das Wasser wird dir alles berichten... Järne ihm aber nicht, wenn es mehr spricht und das Mehr vielleicht bitter schmeckt.

Bei diesen Worten nahm die Zauberin aus dem schon oben erwähnten Schranke eine grüne Flasche, welche mit einer trüben Flüssigkeit angefüllt war. Sie goß diese in ein Glas und reichte Siminski ein kleines gläsernes trichterförmiges Röhrchen, welches sie ihm ans Auge halten hieß und ihm unverwandt auf das Wasser zu blicken befahl. Darauf verhing sie die Fenster, so daß bald überall ein eigenthümliches Halbdunkel herrschte und verließ das Zimmer.

— Hier ist auch für dich ein Röhrchen, wenn auch du es mit ansehen willst, sagte die Wahrsagerin, indem sie wieder eintrat und auch dem jungen Schriftsteller ein solches Instrument einhändigte; blickt nur beide hinein und ihr werdet beide etwas zu sehen bekommen: wenigstens wirst du nicht sagen, daß ich lüge, daß das Wasser lügt.

Sie schritt wieder zur Thür hinaus; die beiden Freunde blieben allein, setzten die gläsernen Trichter ans Auge und begannen unverwandt auf das Glas zu blicken.

Einige Minuten lang herrschte das tiefste Schweigen. Plötzlich erbleichte Siminski und erhob den Kopf.

— Siehst du etwas? fragte er flüsternd.

— Ja... ein ungeheures Herz.

— Das verkündet mir ja aber den Tod, auf jeden Fall einen baldigen Tod — am Aneurism zu sterben!

— Es ist ein poetischer Tod, bemerkte der Dichter.

— Laß, ich bitte dich, die Poesie! Ich stehe auf dem Sprunge zu heiraten, und hier droht mir der Tod, ja, wahrhaftig er droht mir offenbar! Eine angenehme Ueberraschung.

Die Sache fing an ernsthaft zu werden und Siminski's Gesichtszüge hatten sich gänzlich verändert; aber der Dichter lachte laut auf:

— Mein Himmel, rief er, halte dich denn doch lieber schon gleich für geforden und begraben! Und schämst du dich nicht, du hast nicht ein-

mal daran gedacht, mich zu deinem Leichenschmause einzuladen? Ja, bei dieser Gelegenheit hast du mich vergessen, aber als du olim, jenes famosse Drama zusammengearbeitet hattet und es dir an Zuschauern gebrauch, da wußtest du dich meiner wohl zu erinnern, du Dönerich! Hast du mich nicht gezwungen, die ganze lange Geschichte von Anfang bis zu Ende mit anzuhören?

Diese Erinnerungen verdoppelten die Heiterkeit und den Lachanfall unseres Schriftstellers, der dabei vergaß, wie erst am Abende vorher die wohlgemeinten Rathschläge seiner Leser ihn so gänzlich aus der Fassung gebracht hatten. Als er aber endlich bemerkte, daß Siminski nicht mehr ins Wasser Niße, sondern sehr bekürrt da stand, während sein schönes Gesicht einen sehr unschönen Ausdruck angenommen und das »christliche Roth« aus seinen Wangen gewichen, wurde er endlich ruhiger.

— Siminski, mein Junge, sagte er, sei munter! Dein Aneurismus so gut wie dein Drama sind beide schon alte Geschichten und längst überstanden. Du bist so aus dem Concept gekommen, daß du gänzlich vergessen hast, wie wir im Wasser nur deine Vergangenheit sehen: deine Zukunft soll uns ja erst später aus den Karten prophezeit werden.

— In der That, rief Siminski und schlug sich vor die Stirn, — das hatte ich rein vergessen und war ganz im Ernst erschrocken! Uebrigens glaube ich so leicht an alles, was mir ein Unglück verhängt, fuhr er fort und machte ein sentimentales Gesicht, wie gewöhnlich, wenn er etwas Eigenthümliches und Geheimnißvolles auszudrücken beabsichtigte.

Der Dichter fand nicht für gut, sich weiter nach den Ursachen dieses bereitwilligen Glaubens an alles mögliche und unmögliche Unglück zu erkundigen, sondern zuckte bloß die Achseln und lächelte.

Es war eine kleine Schwäche bei Siminski, daß er es gar sehr liebte, in seiner Person verschiedene Eigenthümlichkeiten und Excentricitäten zu entdecken: und wenn er dergleichen bei sich selbst nicht vorfand, so wußte er sehr geschickt sich mit fremden Federn zu schmücken, das heißt, sich fremde Bizarrieten anzueignen, so daß er bisweilen ein recht passables Original zu spielen verstand. Im allgemeinen beobachtete er in seinen Manieren, seiner Haltung, seinem Gange und in jeder Bewegung alle Regeln der Aesthetik; zuweilen nur, aber sehr selten und mehr des Contrastes wegen, erlaubte er sich einen schroffen, energischen Gestus, der dann eben dem Ganzen den Reiz der Originalität verleihen sollte. Zuweilen gerieth er sogar in Begeisterung, gewöhnlich war aber seine Stimmung nur sentimental, und aus dem Ton seiner Sprache klang bald eine bittere Ironie, bald eine schwerwichtige, feierliche Uebersetzung von der Wahrheit seiner Worte. Die Frauen nannten ihn reizend und die Männer sagten gleichgültig: »ja, er hat ein vortheilhaftes Aeußeres«. Sein Lobs war ein recht glückliches, und an ihm selbst war, im Grunde, auch

mehr Gutes als Böses. Die Hexe hatte den Nagel richtig auf den Kopf getroffen: die Hochzeit war auf die nächste Woche festgesetzt, seine Braut sterblich in ihn verliebt, die Partie eine äußerst vortheilhafte und er liebte seine Verlobte leidenschaftlich.

— Laß uns wieder hindblicken, sagte er in munterm Tone zum Freunde — und beide bückten sich wieder über das Glas.

Im Wasser sah man ein Herz, ein wirkliches menschliches Herz: an Gestalt glich es allen andern, an Beschaffenheit war es wenigstens vielen derselben ähnlich. Es war ein rosenrothes, durchsichtiges, warmes, weiches Herz, leicht empfänglich für alle Eindrücke; wie eine Blumentnospe stand es eben im Begriff sich zu entfalten und hatte noch keinen Lebenspfad erwählt: oben stand mit großen Buchstaben geschrieben: Siebenzehn Jahre. Es war glatt und frisch und zitterte freudig im Wasser, durchwärmt vom jugendlichen Feuer der Lebenslust, und obgleich es noch keine Reizung fühlte, schien es bereit, eine jede zu erfassen und in sich aufzunehmen und glähte im Vertrauen auf alle Freuden des Lebens, die ihm noch bevorstanden. Wenn aber erst Reizungen und Leidenschaften es berühren, dann werden sich auf der glatten Oberfläche dieses jungen Herzens kleine Abtheilungen zeigen; jedes Gefühl wird sein eigenes Reich haben, jeder neue Gegenstand seiner Zuneigung von einer besondern Abtheilung umschlossen sein; und jede von diesen Zwischenwänden, jede dieser Kammern wird die daranstoßende zu beeinträchtigen und zu verdrängen suchen: hier entsteht eine, dort stürzt eine andere zusammen; manche verschwinden für immer...

Eininsti blickte fortwährend in's Wasser und betrachtete aufmerksam sein Herz, wie es einst gewesen. Auf der rosenrothen Oberfläche zeigte sich eine erste Abtheilung, — und fast zu gleicher Zeit entstand daneben eine zweite. In der ersten Kammer saß eine Liebe, die sich auch in jedem andern menschlichen Herzen befindet, welche aber in einem so jugendlichen Alter sich gewöhnlich an den sichtbaren und materiellen Theil des geliebten Gegenstandes klammert, die Eigenliebe, die dann häufig höchst naiver Weise die künstlich geträufelten Locken des eigenen Kopfes, oder den Glanz des eigenen Auges, oder die feine Taille des eigenen, noch schwächlichen Körpers, zu bewundern und zu verehren bereit ist. Bei Eininsti, wie bei vielen andern jungen Leuten, hatte die erste Reizung, die sich in seiner Herzenskammer eingenistet, einen leichten, kaum bemerkbaren bräunlichen Streifen zum Gegenstande, der sich seit einiger Zeit auf seiner Oberlippe zu zeigen begann, und in welchem er seinen ersten, wahren, schönen, schwarzen Schurrbart begrüßte: und voll Ungebuld war er fortwährend damit beschäftigt ihn zu rasiren, zu pommadiren, zu pflegen und vorzüglich zu kränzein, wobei es oft geschah, daß von den ohnehin spärlich gewachsenen Härchen ihm noch einige zwischen den Fingern blieben. Und

wie stolz blickte er dann um sich, wenn seine Hand in der Entfernung diese gefeierte Stelle über der Oberlippe berührte! Die Herzkammer, welche der Schnurbartichatten einnahm, wurde immer größer und größer und zuletzt war der siebenzehnjährige Siminski dermaßen davon erfüllt, daß, wenn zufällig ein weiblicher Blick auf ihn fiel, er jedesmal erröthete und den Kopf senkte, in der festen Ueberzeugung, daß alle und jede ihn nur darum ansähen, um mit Muße seinen vielgeliebten Schnurbart betrachten und bewundern zu können. Wahrscheinlich hätte dieser Zustand auch noch lange fortgedauert, wenn nicht, wie gesagt, sich gleich daneben eine andere Kammer gebildet hätte, in welcher sich «der Walzer» einschlich, und die bald auf Kosten des Schnurbartwinkels zu wachsen begann. Walzer, Walzer! Welche Stürme zauberte dieses Wort vor sein Auge, welche Töne schmeichelte es an sein Ohr! Er kannte keine Müdigkeit, er überwand seine Schüchternheit und suchte allenthalben nach Einladungen zu Abendgesellschaften und Bällen. Wie hübsch und leicht er walzt und wie ihn alle mit den Augen verfolgen! Ja, es ist ausgemachte Thatsache: gegenwärtig beschäftigt sich die ganze Welt eben so sehr mit seinem Walzen, wie noch vor Kurzem mit seinem Schnurbarte in spo.

— Ich muß damals doch höchst komisch gewesen sein, sagte Siminski, indem er sich zum Dichter wandte, der noch immer mit herzlichem Lachen in das Glas guckte: eigentlich war er aber doch etwas bestürzt, daß sein Herz die Geheimnisse seiner Kammern und Verschläge so unbefangen in Gegenwart eines dritten aufdeckte, obschon dieser dritte ein vertrauter Freund war.

— Nicht im geringsten, antwortete R. R., ohne den Blick vom Wasser abzuwenden: Alles das ist sehr unterhaltend!

Aber schon hat die Zahl achtzehn die siebenzehn ersetzt, und der Walzer hat sich in eine Persönlichkeit aufgelöst: Walzen ist nicht mehr bloßes Walzen, ungreifbare Töne der Musik, ein sinnloses Drehen im Tanze; eine andere Kammer ist im Herzen entstanden, ein hübsches, frisches Gesichtchen wohnt darin, dem die blonden Locken über die weißen Schultern fallen, und diese Kammer vergrößert sich und nimmt zuletzt den Walzerwinkel in sich auf. Die goldigen Haare umfächeln Siminski's glühendes Antlitz und sein Arm schlingt sich um die schlanke, biegsame Taille des holden Kindes, im weißen, durchsichtigen Gaze-Kleide. Die Lichter des Balls funkeln in den blauen Augen und der kleine Fuß fliegt über das Parquet, das er kaum zu berühren scheint. Tanz jemand besser als sie? Oder tanzt Jemand auch nur halb so reizend!

Auch der Schummer nach durchtanzter Nacht bringt ihm holde Bilder vor die Sinne: aus dem Schaum des Walzers entsteht ein liebliches Wesen, mit denselben blonden, flatternden Locken, und bald nimmt

es einen bedeutenden Raum in dem jungen Herzen ein; von Ball zu Ball verfolgt er diese Erscheinung und jeden Abend kehrt er glücklicher nach Hause zurück.

Die Zeit fliegt und führt im Sturme so manches mit sich fort: schon steht die Zahl zwanzig, wo wir so eben erst achtzehn gelesen haben. Inzwischen haben sich so manche Kammern und Verschläge gebildet, und ist unter andern, auch das weite Gemach entstanden, in welchem der Ehrgeiz seinen Sitz aufschlägt, worin wieder eine Anzahl von kleineren Abtheilungen und Ecken abwechselnd erscheinen und verschwinden. In diese Lebensperiode fällt auch die Herrschaft einer lebhaften Brünette, deren geistreiche Unterhaltung Siminski's Interesse erweckte und ihn mächtig zu fesseln wußte.

Armes Herz, wie hat der dienstfertige und erfinderische Verstand in dir gehaust und wie viele Wände hat er in deinen Räumlichkeiten aufgebaut und wieder niedgerissen!

Doch auch die kleine Blondine guckt noch von Zeit zu Zeit aus ihrem Winkel hervor, denn sie und der Walzer leben noch immer, wenn auch ganz still in Siminski's Herzen; ihre Herrschaft ist nicht mehr so unumschränkt, ihre Macht ist gesunken, aber beide sind noch da: nur daß sie vermeiden mit der neuen Nebenbuhlerin, der oben erwähnten Brünette, in Collision zu kommen. Mit der einen fliegt Siminski durch den Ballsaal, mit der andern knüpft er ein geistreiches Gespräch an, und das freie Wort schimmert in pikanten Witz und glänzenden Redensarten. Er muß sich selbst bewundern, er nimmt einen zuversichtlichen Ton an und spielt den glücklichen Salon-Helden, der an Eroberungen gewöhnt ist.

Aber auch die Zahl zwanzig verschwindet, und an deren Stelle kommt ein und zwanzig, zwei und zwanzig und so weiter. Das Interesse der beiden beobachtenden Freunde stieg von Minute zu Minute, äußerte sich aber bei jedem von ihnen auf verschiedene Weise. Der Dichter war ganz ruhig, blickte aufmerksam in's Glas und lachte so oft es etwas zu lachen gab; Siminski hingegen wechselte jeden Augenblick die Farbe, fühlte Brustbellemmungen und Schwindel, und warf von Zeit zu Zeit verstoßene und misstrauische Blicke auf den an seiner Seite stehenden Gefährten. Er war bei der ganzen Sache nicht bloß unparteiischer Zuschauer, sondern zwischen dem Herzen, das in seiner Brust pochte, und diesem hier im Glase, das vor seinen Augen pulsrte, existirte eine unsichtbare, aber unmittelbare Verbindung: er litt unendlich. Jedesmal wenn letzteres zuckte, athmete, sich hob, sich freudig eröffnete oder schmerzlich und krampfhaft zusammenzog, je nach der Beschaffenheit der darin entstehenden Verschläge, jedesmal fühlte die Rückwirkung davon auch das Herz Siminski's, Siminski's des Bräutigams, des siebenundzwanzigjährigen Ei-

minski's, und alle diese Bewegungen und Verwandlungen verursachten ein krankhaftes Unbehagen.

Er war nervös und reizbar: wenigstens behauptete er es und indem er jedermann davon zu überzeugen suchte, glaubte er es am Ende selbst. Ueberhaupt hatte er eine Menge echt weiblicher Gewohnheiten und Launen angenommen, die ihm zuweilen wohl einen gewissen eigenthümlichen Reiz verliehen, ihn aber, zu anderen Zeiten, auch wieder vollkommen unaussehlich machten: seine empfängliche Natur hatte das ansteckende Gift bereitwillig eingesogen.

Pfötzlich sprang Siminski erschrocken zurück: ein glühender Funken war aus dem Glase herausgeschlagen, wirbelte an seinem Gesichte vorbei in die Höhe und verlor sich an der Zimmerdecke. Das Wasser kochte und brodelte, eine kleine, blaue Flamme schwebte darüber, schlüpfte dann ins Glas und umfaßte hier das Herz, indem sich rund herum ein rosenrother Schein verbreitete. Ha, wie es lustig flammt und flackert, das durchsichtige Herz, im rothigen Feuer!.. Aber jetzt ist es wieder platt und eben, und von all den vielen Kammern, die noch vor kurzem da waren, ist auch keine Spur mehr zu sehen: ein einziges und mächtiges Gefühl hat alles verwirrt, aber dieses eine Gefühl läßt sich wieder in tausend Brüche theilen.

Sei mir gegrüßt du dienstfertiges Herz, du reiches und verschwenderisches! Armer Mann, glücklicher Mann, der du ein so wohl organisiertes Ding in der linken Brust trägst! Heil dir, o Herz mit den vielen Zwischenwänden! Was würde entstanden sein, wenn diese Verschlänge nicht dagewesen und alle die neuen Bewohnerinnen so plötzlich eingezogen wären, angezogen von Siminski's bezaubernder Gestalt, oder wie die guten Freunde sagten: durch sein glückliches Aeußere?

Welches schreckliche Zusammentreffen wäre da erfolgt, welche furchtbare Katastrophen hätte das nach sich gezogen?

Wie hätten die unbändige Bursimjew, die Löwin des Tages, und die sanfte Confine Mabin'ka zu gleicher Zeit dasselbe Herz bewohnen können? Vor dieser hätte Siminski sich immerwährend der Tollheiten und Abenteuer schämen müssen, zu denen ihn die Löwin antrieb; und der letzteren hätte er für keinen Preis die schüchterne Zärtlichkeit eingestanden, die er für sein junges Bäschen fühlte. Nein, und tausendmal nein! ohne diese gesegneten Verschlänge die jedes Zusammentreffen und jede Berührung der beiden Nebenbuhlerinnen verhinderten, während sie einer jeden von ihnen einen gleichen Theil von dem rothigen Flammenschein zukommen ließen, wäre ein solches Zusammenleben eine reine Unmöglichkeit gewesen.

Der schöne Siminski hatte die Aufmerksamkeit der Löwin auf sich gezogen — und bald hatte sie ihn in den Strudel ihres Kreises gerissen, und in eine ununterbrochene Reihe von rasenden Volkss, ausgelassener Gesellschaften mit lauter Unterhaltung und noch lauterem Gelächter, und

in hohe und listig veranfaltete Preference-Partien verwickelt. Um diese Zeit fehlte nicht viel, daß die schwache Wand, welche die harmlose und heitere Baise umschloß, gänzlich verschwunden wäre. Seine ganze Zeit war der üppigen Bursuwjew gewidmet, während auf Rabin'ka's Theil kaum ein paar Minuten täglich kamen, und auch diese nur einzig aus dem Grunde, weil Siminski mit ihr unter einem Dache wohnte, indem er, als er vor kurzem in Staatsdienste trat, in das Haus seiner Tante gezogen war. Tagtäglich promenierte er mit der Edwin durch die schneebedeckten Straßen; gegen fünf Uhr trafen sie sich gewöhnlich bei festlichen Dinets und jeder Abend vereinigte sie wieder im Ballsaal oder am Spieltische: wo in aller Welt hätte er bei so gehäuften Beschäftigungen die Muße finden sollen einige Stunden zu Hause zuzubringen?

Seine ältern Verwandten fanden ein solches Leben höchst anstößig, redeten ihm ernstlich ins Gewissen und gaben laut ihr Mißvergnügen über die Bursuwjew zu erkennen. Auch Rabin'ka vereinigte zuweilen ihre sanfte Stimme mit diesen Vorwürfen, worauf Siminski jedesmal traurig und flehentlich bat, sie, nur sie wüßte Nachsicht mit ihm haben, und ihr in ziemlich verworrenen Reden zu erklären versuchte, wie sie allein an dem ganzen Uebel schuld sei.

Die verschiedenen Herzensabtheilungen begannen nach und nach ins Gleichgewicht zu kommen: das Gemach, worin die reizende Bursuwjew so unumschränkt und rücksichtslos geherrscht, wurde kleiner und schrumpfte immer mehr und mehr zusammen; aber dagegen entstand ein anderer, bis jetzt fast noch unmerklich kleiner Winkel, in welchem ein seltsames Wesen zu spuken anfing: eine Art von Menschendase, ein Gefühl der Unzufriedenheit mit sich selbst und mit allen andern Menschen.

Und es war hohe Zeit, daß die Sache zu Ende kam! Denn nachdem die Bursuwjew Siminski bewogen hatte, ihr zu Ehren tausend Thorheiten und dumme Streiche zu begehen, erklärte sie ihm eines schönen Morgens rund heraus, daß er ihr als Tänzer immer willkommen sein würde, im übrigen aber sei sie seiner herzlich überdrüssig.

O Rabin'ka, Rabin'ka! sanfte, liebende, lichte, ätherische Rabin'ka, mit der schlanken Taille und den goldenen Locken, die dich so ähnlich jenem mit dem Walzertraume verbundenen Traumbilde machen, welches er einst zu lieben geglaubt hatte, warum fängt deine Nacht erst jetzt zu wachen an, warum besessigen sich erst jetzt die Kamern, die dein Reich stützen? Aber auch das ist am Ende noch ein Glück!

Rabin'ka's niedliches Füßchen hatte bald den häßlichen Wurm des Menschenhafes zertriten, der sich unmittelbar nach dem Verschwinden der treulosen Bursuwjew eingenistet hatte; und mit diesem Hedenküß schenkte sie das von Wunden nach allen Richtungen durchzogene Herz der Welt, dem Leben und seinen Gefühlen wieder.



Aber was ist das? Schon wieder eine neue Zelle, und eine sonderbare Gestalt, wichtig und ernst, sieht man darin erscheinen, mit einem Buche auf dem Schoße, mit einer Brille auf der Nase und Lintenflecken am Kleide: es ist eine Schriftstellernde Dame, oder wenigstens gibt sie sich dafür in der Welt und hält sich selbst für eine solche, ein Curiosum, das eines nähern Studiums wohl werth und im höchsten Grade komisch ist. Sie liebt die Wissenschaft und die Kunst, und läßt mit eben dem Eifer ein Buch drucken, wie sie ein Gemälde für die Ausstellung entwerfen oder im Concerte eine Arie singen würde, wenn sie den Pinsel zu führen verstände oder die Natur sie mit einer schönen Stimme begabt hätte.

Uebrigens macht die Person in der neu entstandenen Kammer, mit der wir es gegenwärtig zu thun haben, eine Ausnahme von der Regel, sie ist unterhaltend und originell genug und nichts weniger als lächerlich. Es ist eine Dame von etwa fünf und dreißig Jahren, mit ins röthliche spielendem Haar; aber dieses wird von einer geschmackvollen Haube bedeckt und durch die Brillengläser bligen Kluge, geistreiche Augen. *Ac-din'ka* ist freilich hübsch, und *Siminski* liebt sie aufrichtig: aber zuweilen kann er sich bei ihr eines Ausflugs von Langerweile nicht erwehren, während die neue Erscheinung immer unterhaltend bleibt; bei ihr kann von keiner Langerweile die Rede sein; ihr *Witz* ist beißend, ihr Geist kühn, ihr Verstand richtig und tief. Selbst die feinen Linien des Gesichts verleihen ihr einen eigenthümlichen Reiz der Originalität.

Nur eins war für *Siminski* ein Räthsel geblieben: warum hatte sie ihn gefragt: «Gewiß sind auch Sie Dichter?»

*Siminski* wagte nicht nein zu sagen, indem er befürchtete, sich dadurch in ihrer Meinung völlig zu Grunde zu richten, und murmelte mit kaum vernehmbarer Stimme:

— Bisweilen wohl!...

— Und von diesem Augenblick quält und peinigt ihn die Sorge, etwas zu schreiben, zu drucken und herauszugeben.

Und dieser Zustand erinnert unsern Schriftsteller an seine eigene Lage und an die peinigenden Stunden, die er seit gestern Abend verlebt hat.

Neben der *Sappho* weilt im Herzen noch eine andere Dame, die ebenfalls nicht mehr ganz jung, trotzdem aber sehr hübsch ist; sie hat kurz geschnittenes Haar und ein griechisches Mützchen auf dem Kopfe; über ihre graue Blouse ist der glatte weiße Hemdtragen nachlässig zurückgeschlagen und getrocknete Pflanzen und *Papiros* liegen auf ihrem Arbeitstische zerstreut.

Und noch einmal, was würdest du anfangen, du leichtsinniges Herz, wenn die rettenden Berschäge nicht da wären? So aber leben die heitere

Rabin'ka, der majestätische Blaustrumpf, und die begeisterte Dame in der grauen Blouse, zwar getrennt, aber doch in der besten Eintracht und friedlichsten Nachbarschaft neben einander.

Und zu den Füßen der Dichterin bildet sich abermals ein Winkel; hier lauert einsam und abgeschlossen der literarische Ehrgeiz und brüht über zwei Hefen. Auf dem einen lieft man: «Türkische Balladen» — auf dem andern: «Die abgestorbene Seele, Drama in fünf Aufzügen» — und unter beiden Titeln ist mit großen Buchstaben Siminski's Name unterschrieben.

— Ei, rief unser Dichter, das sind ja alte Bekannte aus der ersten Zeit unserer Freundschaft. — Na, es ist wenigstens schön von dir, daß du die Dichterei bei Seite geworfen hast! Erinnerst du dich noch, wie wir des Abends zusammenkamen und die N. mit uns zu schmauchen pflegte? In die warst du doch wahrhaftig sterblich verliebt! Uebrigens ging es recht lustig her bei ihr: S. las seine Gedichte vor, D. theilte uns seine Feuilleton-Artikel mit...

Aber Siminski antwortete auf alles dieses keine Silbe und bezeugte nicht die geringste Neigung zum Lachen: er war krankhaft aufgeregt.

— Come l'adoro! sang eine bekannte Stimme im Glase.

Die Freunde warfen sich einen vielsagenden und fragenden Blick zu. Siminski war sehr bleich geworden, denn es war seine eigene Stimme, die er vom Flügel her, hinter einer eben eingetretenen Person, zu hören glaubte. Hierauf begann ein Duett, in dem eine Frauenstimme mit der feinigen zu verschmelzen schien.

Beide Freunde schauten unruhig im Zimmer umher, indem sie die Lösung dieses Räthfels suchten und einen Betrug argwohnten.

Die Sonne war indessen untergegangen und die Stube viel finsterner geworden, als sie bei ihrem Eintritt gewesen; der Kater hatte die Augen gedffnet und peitschte mit dem Schwanz die Fensterscheiben: sonst war alles still. Sie dückten sich wieder über das Glas, der Gesang fing wieder an und schmerzlich schallten aus dem Wasser die Worte einer Siminski wohlbekannten Romanze:

«Du sagtest mir: leb wohl, leb wohl!...»

Dann ließ sich ein leises Schluchzen hören.

— O, gestehen Sie mir, daß Sie mich nicht mehr lieben, rief eine weibliche Stimme: — sagen Sie mir, daß Sie im Begriff sind zu heirathen!...

Der Gesang verstummte.

— Das war das Mädchen aus der Provinz, rief der Dichter. — Armes Kind, ich bedauere sie von Herzen; diese hat dich wirklich geliebt! Siminski fuhr zusammen und kehrte sich auf einige Augenblicke ab...

Und nochmals ist im Herzen ein neues Gemach entstanden: in diesem tummelt sich ein unscheinbarer, aber unruhiger, geschäftiger, ununterruhender kleiner Kobold; es ist der Wunsch, eine vortheilhafte Heirath zu machen. Dieser Gedanke lebt und wächst und läßt dem Herzen keine Ruhe, und endlich verdrängt er sich in der Gestalt einer reizenden Braut, über deren Haupte, wie ein funkelnder Stern die Zahl: 200,000 Rubel Silber erglänzt.

Blendend schön ist diese Braut und blendend schön sind auch ihre zweimal hunderttausend Rubel! Wie lange ist es her, daß Siminski Radin'ka, der treulosen Radin'ka, die einen seiner vertrauesten Freunde geheirathet hatte, eine lange Epistel, und noch dazu eine Epistel in Versen zugeschiedt, in welcher er ihr die bittersten Vorwürfe darüber machte 1) daß sie noch so schöne Augen habe, 2) daß sie so viel tanze, 3) daß sie so häufig das Theater besuche, und 4) endlich, daß in ihre Loge, außer Siminski, noch andere anziehende und glänzende junge Leute Zutritt hätten; — ja, wie lange ist es her? Und jetzt, und jetzt?...

Jetzt lustwandelt auch er auf dem Lande, in den Gärten einer prachtvollen Villa; er führt seine reizende Braut am Arme und glaubt zugleich auch ihre reizenden zweimal hunderttausend an seinem Herzen zu fühlen. Im Garten befindet sich ein Teich; sie treten heran und sehen im Wasser eine Ente plätschern. Das erweckt in ihm die Erinnerung an das Landleben, an das heimliche Dorf, wo er aufgewachsen und er beginnt von seinem Gute zu sprechen; die schöne Braut unterdrückt ein leises Gähnen und die idyllische Beschreibung seines Jugendlebens interessiert sie nicht im geringsten; sie empfindet sogar einigen Widerwillen dafür und enthält sich nur mit großer Mühe, ihm ziemlich bestimmt zu erklären, daß sie alle Dörfer und jeden Aufenthalt daselbst bis in den Tod nicht leiden könne.

Welche Wahl blieb dem armen Siminski übrig? Ein unterwürfiges Versprechen oder ein entscheidender Bruch. Natürlich wählte er das erstere, denn ist es wohl menschenmöglich, mit einer solchen Braut zu brechen und kaltblütig einen Versschlag einzureißen, an dem man lange mit so viel Lust und Liebe gebaut hat, und hinter welchem eine so viel versprechende Ehe steckt?

Siminski seukte also den Kopf und schwieg.

Das Herz im Glase aber zuckte auf seltsame Weise zusammen, als wollte es noch einen letzten Blick zurückwerfen auf die ganze durchlebte Vergangenheit.

Jetzt, wo die Hoffnung auf eine vortheilhafte Heirath sich fast verwirklicht hatte, durchflog schnell wie ein Blitz, eine wehmüthige Erinnerung das arme Herz, ein Zurückdenken an alle die freundlichen Bilder, die einst darin gewohnt, eine Sehnsucht nach etwas Unbestimmtem, ein

Schmerz über die Trennung von all den vielgeliebten Gestalten, die es so lange in sich beherbergt hatte. Es brannte fieberisch, und schon lange glänzte es nicht mehr im Rosenlichte, sondern brannte in violettrothem Feuer.

Jetzt kam sie heran, die verhängnißvolle Stunde, die im Leben Siminski's die große und größte Umwälzung hervorbringen sollte: ein Krampf erfasste das nur noch schwach glimmende Herz; die Thüren der verschiedenen Verschläge, der Kammern und Winkel sprangen plötzlich auf, als ob eine unsichtbare Macht sie aus ihren Fugen gedrückt; die Bewohnerinnen alle stießen wirr auf einander, sahen sich, sprachen sich und bildeten einen unauflößlichen Knäuel. Da war die kindisch-naive Rabin'Ja und die Dame mit Buch und Brille; da war die Papiros-Dame und das Mädchen, das ihn so wahr und innig geliebt; da war endlich die schöne Braut, und da waren mit ihr ihre zweimal hunderttausend Rubel!

Die Braut blieb auf der Schwelle stehen und winkte triumphirend mit dem Taschentuche, während alle die andern händeringend das treulose Herz verließen und bald darauf verschwanden. Auch dieses Tuch, mit dem die schöne Braut winkte, war absonderlich: statt mit ihrem Namenszuge, war es mit der Zahl: 200,000 gemerkt, und diese Zauberzahl war als reiches Muster in der Stickerei ihres ganzen Kleides wiederzufinden. O, diese zweimal hunderttausend Rubel! Wie funkelt sie in den Diamanten, die sie im Haar trug! wie blitzen sie an den Bracelets, die ihre Arme umgaben! Sie glühten im Wasser des Glases und brannten tiefe Wunden auf das violettblaue Herz. Einzelne Flammenzungen, wie verlorene Irrlichter, schwirrten durch die Stube und kreisten über Siminski's Kopfe...

— Mir ist sehr unwohl, kispelte er, indem er dem Dichter in die Arme sank und untersehens das Glas umstieß.

Das vergossene Wasser stieg als Dampfwolke zur Decke empor, bildete eine ungeheure Seifenblase, in welcher sich gothische Thürme, Domfenster und Spitzwölbungen in allen Farben des Regenbogens zeigten — und zerplatzte dann mit dumpfem Schalle.

Siminski warf seine Börse auf den Tisch der Wahrsagerin und verließ eilig das Zimmer.

Unser Dichter saß nachdenklich in der Kalesche, die rasch durch die Straßen eilte: als sie sich seiner Wohnung näherten, sahen sich die beiden Freude an, und gleichmäßig schwebte ein gezwungenes Lächeln um ihren Lippen, dann drückte Siminski dem Dichter die Hand, und auf so eigenthümliche Weise, daß dieser sich veranlaßt fühlte, den Händedruck durch folgende Worte zu verdolmetschen:

— Ich bitte dich, über den heutigen Abend kein Wort!

R. R. nickte ihm zu und hob leicht die Achseln in die Höhe, was wiederum bedeuten sollte:

— Wie kannst du mir glauben!...

Uebrigens hatte Siminski durchaus nicht ganz Unrecht, dergleichen zu glauben und zu fürchten. Sein Freund R. R. war nämlich einigermaßen schwachhafter Natur, wie fast alle Literaten; aber, zu seiner Ehre sei es gesagt, er hat, so viel uns bekannt ist, niemals und gegen niemand über Siminski und sein vieldurchbautes Herz aus der Schule geplaudert.

## 2. Nach der Hochzeit.

Eine junge Dame, blendend weiß und zart und rosenroth an Lippen und Wangen, mit einem Grübchen am Kinn und feurigen Augen, mit blauem Hut, blauem Kleide und blauer Mantille, schlüpfte aus einem eleganten zweifarbigen Wagen und stieg die Treppe zum «Englischen Magazin» hinauf.

Dort befand sich R. R., aliter unser Dichter, aliter: — — (zwei Gedankenstriche), und war eben im Begriff, sich ein Paar Handschuhe auszuwählen; die junge Dame stand neben ihm, bemerkte ihn aber nicht und suchte nach einem Tischglöckchen für ihr Boudoir.

Endlich hatte sie eins gefunden, das ihrem Geschmack zusagte und während der fashionable Commis es in Papier wickelte, überließ ihr Auge zerstreut den Laden und die Leute, die sich eben dort befanden.

— Guten Tag, sagte sie zum Dichter und reichte ihm ihre kleine, von einem paille-farbenen Handschuh eng umschlossene Hand.

R. R. war erfreut und verlegen zu gleicher Zeit, dann betrachtete er aufmerksam ihren Anzug und fragte:

— Wo kommen Sie denn eben her, Sofja Wassil'jewna?

— Ich habe ein Paar Wisten gemacht — und die letzte namentlich war recht unterhaltend, ich traf die Leute nicht zu Hause... Aber davon ein andermal... Ich kam hier vorbei und ich liebe dieses Magazin... Sehen Sie einmal, fuhr sie fort und zeigte ihm das eben gekaufte Tischglöckchen, — ist das nicht hübsch?!

— Allerliebste! Man sieht auf den ersten Blick, daß Sie es ausgewählt haben!

— O, es ist eine Ueberraschung für Michel! Ja, sagte Sofja Wassil'jewna und senkte etwas die Stimme. — Gestern hätten wir fast einen kleinen Zank gehabt. Michel zerschlug von ungefähr die Schelle in meinem Boudoir und war darüber ganz erschrocken; ich kann mir gar nicht erklären, warum? Ich wurde ordentlich böse; gewöhnen Sie ihm doch seine abergläubischen Grillen ab!

— Das wird schwer halten : es sind eben die Frauen, die ihn so abergläubisch gemacht haben.

— O, nicht doch, glauben Sie ihm doch nicht ; die Damen sind an diesem Aberglauben ganz und gar unschuldig.

— Das wäre ! Michel ist aber doch ein sehr hübscher Junge ! Er hat ein so «vortheilhaftes Aeußere», setzte der Dichter beißend hinzu.

Соф'я Васил'евна erröthete und mußte zugleich lächeln.

Bei diesen Worten traten sie aus dem Magazin.

— Wir sind heute Abend in der Oper, sagte die junge Dame, und was gedenken Sie zu thun ?

— Ihr Mann hat mich aufgefordert, in Ihre Loge zu kommen ; wenn Sie mir also erlauben...

R. R. verneigte sich.

— Wirklich ? Nun, dann kommen Sie doch vor dem Theater zu uns und wir wollen zusammen hinfahren !... Aber vielleicht verlange ich von Ihnen ein zu großes Opfer ?

Darauf erfolgte natürlich eine zweite, tiefere Verbeugung und beide handelnden Personen trennten sich.

— Es ist doch ein charmantes kleines Frauchen, das mein guter Freund da hat, dachte R. R. auf dem Wege nach seiner Wohnung. — Wahrhaftig, er ist doch recht glücklich, dieser Siminski, sehr glücklich, außerordentlich glücklich. Und alles dieses wird einem Menschen zu Theil, dessen eigentliches Herz eine wahre wüste Einöde ist, und rings herum tausend Wände und Verschläge !

Dergleichen Betrachtungen sprachen nun eben nicht für einen ungemein hohen Grad von Zärtlichkeit in der Freundschaft, welche unser Dichter für Siminski empfand : wir müssen aber nicht vergessen, daß er diese Betrachtungen nur ganz leise und privatim anstellte ; ja, daß er sogar, als er die einsame Schwelle seiner bescheidenen Wohnung überschritt, einen leisen Seufzer ausstieß. Es steht zu vermuthen, daß sich seine Phantasie in diesem Augenblick das prachtvolle Hotel ausmalte, welches Siminski bewohnte, die kostbaren Möbel in den Sälen und endlich den glücklichen Freund selbst vergegenwärtigte, den unumschränkten Herrn und Besitzer aller dieser Herrlichkeiten.

Einem gegebenen Worte getreu, trat R. R. eine halbe Stunde vor Beginn der Oper in Siminski's Gesellschaft, immer.

— Du bist recht liebenswürdig, sagte der Herr vom Hause, indem er ihm die Hand entgegenstreckte und ein lautes Säbnen nur halb zu unterdrücken vermochte. — Meine Frau ist noch nicht fertig und wird wohl auch so bald noch nicht fertig sein. Stelle dir vor, wir kommen so eben vom Tisch.

— Lassen wir meine Liebenswürdigkeit dahingestellt, unterbrach ihn

der Dichter: — du aber scheinst mir im Begriff, auf deinem sammtnen Divan ein Mittagsschläfchen zu halten.

— Ach nein, ach nein, antwortete der andere: — ich hatte mich freilich ganz darauf eingerichtet, aber jetzt ist es schon wieder vorbei.

Und abermals gähnte er so gewaltig und laut, daß ihm die Thränen in die Augen traten.

— Ist dir die Tapete nicht aufgefallen, mit der ich den andern Salon habe ausschlagen lassen? Was für freundliche Farben, was für geschmackvolle Muster! Findest du nicht?

— Ausgezeichnet!... Aber, höre mal, du lebst hier wahrhaftig wie in einem Eldorado!

— Nun, nun, in einem Eldorado gerade nicht... aber es geht wohl, es lebt sich hier ganz comfortabel.

Und bei diesen Worten ließ Siminski einen halbzufriedigten Blick, voll stolzen Selbstbewußtseins durch das Zimmer schweifen.

— Aber, lieber Freund, fuhr er nach einer Pause fort, — einen Koch habe ich, das muß wahr sein, der ist was ausgezeichnetes! Was mir dieser Mensch für Dinners aufsticht! Heute, zum Beispiel, fühle ich wohl, daß ich des Guten fast zu viel gethan habe, eine solche Schlafsucht wandelt mich an!... Aber was war das auch für ein Essen!... Welche Zubereitung!...

Und er gähnte abermals.

— Du willst ja aber in die Oper fahren? fragte der Schriftsteller.

— Ja, wohl, ja, vielleicht, das heißt, vielleicht komme ich zum zweiten Act... und auch das eigentlich nur, weil ich es meiner Frau versprochen habe... Hör, du wirst doch so gefällig sein und sie jetzt statt meiner hinbegleiten?

— Mit dem größten Vergnügen. A propos, weißt du wohl, daß deine Frau sich über dich zu beklagen hat?

— Nun, was gibt es denn schon wieder?

— Sie sagt, du seist abergläubisch, sie sagt...

— Ach ja, ach ja, ich weiß schon, das ist die Geschichte mit dem Tischbildchen. Heute Morgen ganz früh ist das arme Kind ausgefahren und hat schnell ein neues gekauft. Nun, ich will es dir nur gestehen, die Kleine ist dermaßen in mich verliebt... Aber was hast du da zu lachen?

Der Schriftsteller wußte recht gut Bescheid, wie sehr und wie weit Sofja Wassil'jewna in ihren Mann verliebt war, und antwortete daher boshaft:

— Ich lache ja auch gar nicht, o bewahre! Wir sind ja hier nicht bei der Hexe!

— Die Hexe, die Hexe, murmelte der Hausherr. — Denke dir nur,

ihre albernes Glas Wasser mit dem abgeschmackten Herzen darin, schwebt mir seitdem immer vor Augen..

Hier wurde das Gespräch der beiden Freunde unterbrochen, indem so eben Sofja Wassiljewna in den Saal trat: blendend schön und blendend weiß, denn für diesen Abend hatte sie sich von Kopf bis zu den Füßen in Seide, Sammet Gaze und Spitzen von dieser Farbe gehüllt, wie sie am Morgen das Blau zu ihrer Liebfarbe erwählt zu haben schien. Der Dichter trat einen kleinen Schritt zurück, durch welchen wohlberechneten Gestus er seine freundige Ueberraschung und grenzenlose Bewunderung auszudrücken beabsichtigte; Siminski küßte seiner Frau die Hand, welche sie ihm auf die Schulter gelegt hatte.

Ich hätte das arme liebende Fräulein aus des Provinz, das im Wasserglase hinter der bewußten Wand mit Siminski jenes Duett gesungen, hätte sie jetzt seine schöne junge Frau erblickt, so wäre ihr sicherlich der naive Ausruf entschlüpft: Ja, jetzt begreife, jetzt verstehe ich alles! Es ist unmöglich sie nicht zu lieben.

Sofja Wassiljewna war wirklich bezaubernd.

— Nun, Michal, sagte sie, indem sie sich jählich über ihren Mann hinüberneigte, und du? und die Dyer?

— O, liebes Kind, ich, ich komme zum zweiten Aufzug. Unvorhergesehene Geschäfte... Und dann erwarte ich eben einen Herrn mit dem..

Sie trat einen Schritt zurück und sagte zum Dichter, indem ein reizendes Lächeln um ihre Lippen spielte:

— Glauben Sie ihm kein Wort, Geschäfte hat er gar nicht: aber seit einiger Zeit liebt er, sich etwas zu pflegen und bisweilen — ein Nachmittagsschläfchen zu machen.

Siminski fing an zu lachen.

— Sehen Sie wohl wie ich Sie durch und durch kenne, mein lieber Herr und Gemal, sagte seine Frau und drohte ihm scherzend mit dem Finger.

Schon nach weniger als zehn Minuten befand sich Siminski einsam und allein unter all den geschmücktesten Lehnstühlen und phantastischen Canapeusen seines Salon's, die, mit violettem Sammt überzogen, prunkend um ihn herstanden.

Alle diese Hausgeräthschaften zitterten im ungewissen Scheine der Lampen, deren Licht aus den Ecken, nur unbestimmt durch die mattgeschliffenen Gläser herüberschien: die gewundenen Lehnen, die krausgedrehtesten Stuhlbeine schienen ein gewisses Leben zu verspüren; bald schienen sie sich ihm zu nähern, bald sich gegenseitig ceremonielle Bewegungen zu machen.

Siminski lag schläfrig da, nachlässig gestützt auf die hohe, künstlich geschnitzte Lehne seines Sessels; der Kopf war ihm auf die Brust ge-



sanken, und seine Blicke irrten träumend durch die offene Thüre, im großen weiten, schwach erleuchteten Saale umher. Seine Augen schlossen sich ohne daß er es bemerkt hätte.

Aber ein wunderbares Bild schwebte vor seinem geistigen Gesichte: der großmächtige graue Kater saß auf dem Tische und blinzelte mit den Augen und wedelte mit dem Schweife: und glühende Funken schienen aus seinen Katzenaugen auf Siminski's eigene Angäpfe! hinüberzufliegen. Und das von seiner Frau am heutigen Morgen gekaufte Glöckchen, war kein Glöckchen mehr, sondern es verwandelte sich zum Glase, zu einem Glase mit Wasser und mitten drinn schwamm wieder ein Herz. Aus diesem Glase blinkte ein Kryallfaden, dehnte sich, verlängerte sich, vergrößerte und erweiterte sich, und drückte sich endlich als Trichter unwillkürlich an Siminski's Auge.

Und jetzt kann er es betrachten, das Herz: es ist nicht mehr roth, sondern dunkel violett gefärbt, und voller Abtheilungen.

Aber nein! man muß gegen jedermann gerecht sein: jetzt steht in dem armen Herzen nur eine einzige Umzäunung aufrecht; wie es denn wohl für einen soliden Mann geziemt. Diese einzige Verzäunung aber ist groß, ist ungeheuer.

Ehre dem, dem Ehre gebührt, und Ehre sei also auch unserer Sof'ja Wassil'jewna gezollt: denn sie ist es ja, die hinter der Abtheilung hervor, ihrem Manne schelmisch mit dem Köpfschen zunicht! Sie ist es im blauen Kleide von heute Morgen! Und jetzt erscheint sie wieder im weißen Gaze-Kleide: o wie es sich an sie anschmiegt, das leichte, durchsichtige Gewand, an ihre schönen, üppigen Formen; sie lockt ihn hin, sie zieht ihn in die Kammer des Herzens, die ihr zugehört. Aber jetzt, jetzt wo sie auf der Schwelle steht, fliegt plötzlich die Thüre auf, und ungeschlachte, mißgeformte Ungeheuer versperrten ihr den Weg und drängen sie zurück. Die rohen Krallen berühren sie, besudeln ihr hübsches, geschmackvolles Ballkleid, und krumme Finger mit langen Klauen weisen spottend auf sie hin.

Arme, arme Sof'ja Wassil'jewna! Und sie muß ihnen weichen aus dem Herzen ihres Gatten, sie, das weiß-azurblaue, nebelhafte, ätherische Wesen, muß fliehen vor diesen dunkelvioioletten Gespenstern, diesen materiellen, mißgehalteten Unholden. Nein, Siminski hat unrecht! Trotz seiner Liebe zu allen Comforts des Lebens, die sich in der schönen Wohnung, in den reichen Möbeln, im Halblichte der Marmorlampen ausdrückt, hätte er wohl seiner kleinen, hübschen Frau, einen stillen, heimlichen Raum in seinem Herzen zum ungetheilten Besitze vorbehalten können. Und noch einmal, arme Sof'ja Wassil'jewna!

Indessen gingen die Puritani glänzend in Scene; grazids sang die grazids Primadonna ihr schwachendes: Vien diletto in cielo — und die klangvolle Stimme stahl sich in alle Ohren und alle Herzen; dann

verschwand der Vorwitz des der Leidenschaft, der Glanz der schwarzen Augen schien zu erlöschen, und wie durch Thränen, mächtig und ergreifend, hauchte sie das schwermüthige Flehen hin: *lasciate mi morir!*...

Schüchtern und lieblosend blickte sie auf zum Puritaner, dann, wie ein erschrockenes Kind, sprang sie zurück, und immer rückwärts tretend, sprachen Reugier und dange Hoffnung in den Worten: *piangi, piangi!*? Sofja Bassil'jewna selbst war dem Weinen nahe.

— Nein, wiederholte zum zehnten mal der junge Kulezki, der schon längst in Sofja Bassil'jewna's Loge den Platz unfers Dichters eingenommen hatte, — nein meiner Meinung nach ist sie in der *alla du régiment* viel mehr an ihrem Platz, da ist sie herrlich! *La fille du régiment*, das ist ihre Rolle! Sie hat so viel schalkhaftes in ihrem Wesen!

Siminski aber sah in seinem Nachmittagschlummer weder den Dichter, noch den jungen Kulezki, noch die Puritaner, — er sah nicht einmal seine Frau! Zwei, drei Monate sind seit der Hochzeit vergangen und schon ist in seinem Herzen kein Gemach mehr für die arme Gattin. Es ist immer noch dasselbe hde Herz, und mitten in dieser großen Wüstenei, in dieser weiten Leere thront sein träges Ich, sein sichtsliches, sinnliches, handgreifliches, materielles Ich, benannt und betitelt Michail Petrowitsch Siminski! Es versinkt üppig und bequem im Sammet der Volkser, dieses positive und practische Ich, und es befindet sich ganz begaglich in der Gesellschaft der violetblauen Gespenster, die es umschwärmen.

Aber dort, in weiter Fernsicht, bildet sich dennoch wieder eine Kammer, die zusehends an Raum gewinnt: sollte vielleicht dort wieder das Weib sich befinden, die für ihn den Traum einer vortheilhaften Parthie verwirklicht, und dann der „süßen Gewohnheit“ aller der Bequemlichkeiten des alltäglichen Lebens hat weichen müssen? Oder herrscht dort nicht wenigstens noch die Leidenschaft, oder wenigstens Zuneigung zu dieser Frau, welche für eine Zeitlang durch die Liebe zum Luxus und Comfort verdrängt worden?

— Ach nein, ach nein. Es ist nicht die schöne glänzende Sofja Bassil'jewna; Eine mißgestalte Figur tritt dreist hinter dem Schirm hervor und schreitet zuversichtlich in den Saal herein.

— Was ist das? Wer ist das? Ist das der Schatten Batel's, der aus seinem Grabe aufsteigt?

— O nein, es war eine wichtige Person, die eben in's Zimmer trat, es war der hausbackne Mundkoch des Hrn. v. Siminski.

Zuerst Autodidact, dann von seinem Herrn zugefuzt, geschult, geprüft, geleitet und in die höheren Mysterien der Kunst eingeweiht, stand er jetzt da vor seinem Gebieter im classischen Costume der Röche seit Lucullus Zeiten, wie Talma im Dresses oder den Horatiern, in weißbaumwollener Müze, weißer Schürze, das breite Messer am Gurte.

In der Hand hielt er eine lange Note, auf welcher mit kühnen, gekauften Schriftzügen verzeichnet stand:

Programm des morgenden Dinérs:

Suppe à la tortue.

Pastetchen à la Djamdridi: ...

Dieses Papier überreichte er voll Selbstbewußtsein seinem Herrn.

Djamdridi? murmelte schmunzelnd und in halbwachem Träume Siminski. Djamdridi? Ich habe nie davon gehört? gewiß eine neue Entdeckung in der kulinarischen Welt! Es ist doch seltsam, daß ich noch gar nichts davon gehört habe! Sehr seltsam! — Aber, fügte er mit weicher und gefühlvoller Stimme hinzu, ich hatte eigentlich die Absicht zu Mittag ein pâté froid zu bestellen und. ....

Jetzt aber erschien wieder der graue Kater auf dem Tische, schnurrend und spinnend und funkenstäubend, und rieb sich an Siminski als wollte er sich von ihm ein Stück des in Rede stehenden pâté froid einschmeicheln. Er kam immer näher, wurde immer jubringlicher; er legte seinen Kopf an Siminski's Ohr, seine rosentrotze Schnauze an dessen Gesicht, er betastete mit seinen Pfoten Siminski's schwarze Locken, aus denen dann ebenso wie aus dem Fell des Zauberkaters elektrische Funken sprangen. Länger konnte es Siminski nicht aushalten.

— Fort, fort, rief er und sprang auf.

Bei dieser ungestümen Bewegung fiel das von Sofja Bassiljewna heute früh gekaufte Tischglöckchen, das sie auf dem Guéridon stehen gelassen, klingend zu Boden und zerbrach in Stücke. Siminski fuhr auf und richtete sich grad in die Höhe.

Eine weiße Gestalt stand an seiner Seite und legte ihm die Hand auf die Schulter.

— Ja, begann eben Siminski, — ja Freundchen, was die Djamdridi-Pastetchen anbelangt, so...

Jetzt aber erkannte er in der weißgekleideten Gestalt seine Frau, besann sich schnell und sagte freundlich:

— Ach, mein Engel, bist du es?

— Wie vortrefflich wurden heute die: «Puritaner» gegeben, sagte nachdenklich die Frau: — ihr Geist wie ihr Herz wogten noch immer auf den Wellen der Bellinischen Oper.

— Nein, wirklich? erwiderte zerkürrt Siminski.

Dann reichte er ihr höflich aber etwas mechanisch den Arm, um sie in den Nebensaal zu führen. Und eine lange, lange Zeit gingen sie so auf und ab, weiß und kalt, gemessen und halb im Schlafe, in Erwartung des Souper's. Ein Paar mal trat er dabei auf die Scherben des von ihm obermals zer Schlagenen Tischglöckchens; ein Paar mal unterdrückte sie mit Nähe ein leises Sähen.

Und so durchstrichen sie noch lange, hin und her und her und hin die weite Enklade ihrer Prunkgemächer still und schweigsam, jedes seinen eigenen Gedanken nachhängend oder einsilbig, zerstreut und gleichgültig auf die einsilbigen, zerstreuten und gleichgültigen Fragen des andern antwortend.

Sie, Sofja Wissi'jewna, dachte an die Puritaner, an die unglückliche, zärtlich liebende Elvira, er, Siminski, dachte an seinen seltsamen Traum, an den grauen Kater, vor allem dachte er aber am meisten an die Djambribi-Pastetchen und wie diese wohl schmecken möchten? Das ist zu entschuldigen und leicht zu erklären: er hatte noch nie Djambribi-Pastetchen gegessen.

## Skizzen aus Kaukasien.

Rutais \*).

Der Winter in Imeretien ist durch seinen warmen, in der That italienischen Charakter ausgezeichnet. In Rutais und dessen Umgebung blüht alles, während die benachbarten Berge Schnee deckt; der Boulevard ist schon von drei Uhr an (im Januar) von Spaziergängern in Oberröcken und Sommer-Paletots reichlich besucht; die Rosen blühen unter freiem Himmel; am 15. December sammelte ich auf einem Gange außerhalb der Stadt unter Krokussen und vielen anderen Feldblumen einen großen Strauß blühender, wohlriechender Azaleen; zu solchem Bunt gibt das dunkle Grün der kaukasischen Juniperus- und Laurus-Arten in Abwechslung mit dem immer grünen Epheu einen trefflichen Grund ab.

Rutais beginnt, inmitten einer reichen Natur, mit aller Kraft aufzuleben. Die Gebäude der Behörden und des Gymnasiums gereichen einem weiten Marktplatz zur Zierde; der Bau einer Reihe von Läden und Magazinen steht in Aussicht, vor dem Boulevard selbst soll eine griechische Cathedrale errichtet werden, schon steigen hier und da Fundamente aus der Erde auf, und zweifelsohne übertrifft das fröhliche Rutais bald Derbent nicht allein durch seine Naturschönheiten, sondern auch durch Bauten, durch seine Gesellschaft und seinen Comfort; zum Neujahr 1852 ward ein Klub eröffnet. Auf dem Gklar werden Steine zu den Trottoirs in der Stadt und an dem Wege bis zur schönen Brücke über den Rion gebrochen, daß man auch während der kothigen Jahreszeit unbeschmutzt fortkomme; der Boulevard wird zwischen uralten, ungeheuren Linden allmählig zu einem schattigen Haine, daß man sich bergen könne im Sommer vor der Sonne. Rutais steht eine herrliche Zukunft bevor: bald vielleicht draussen Dampfboote auf dem Rion, und ein lebhafter Handel erblüht in diesem gelegneten Winkel Imeretiens und zieht Arbeitskräfte und Capitalien heran.

Während an dem einen Ende Transkaukasiens Schwerter an einander schlagen, Flinten knallen und Kanonendonner erhält, singt in dem anderen Winkel ein friedlicher Imerete, über den Spaten gebückt, seinen fröhlichen Gesang; wilde Rebstocke winden sich um alte Eichen und bilden von einem Wipfel zum anderen eine herrliche Gaitlande;

\*) *Кавказъ*, 1852. № 5.

der Seidenwurm kriecht die Zweige heran, goldene Cocons spinnend; die erlassende Sonne spielt aber mit ihren Strahlen noch auf den schneeigen Bergspitzen. Im Herbst 1851 reisten hier zum zweitenmal die Kirichen und die Trauben.

### Nedut-Kale.

Ich kam nach Nedut-Kale, um auf einem Privat-Dampfboote über das schwarze Meer zu fahren. Die Urtheile über diesen Ort, welche ich bis hierzu geduldig angehört, lauteten sehr verschieden, die einen tadelten das Klima und die Theuerung, die anderen nannten Nedut-Kale ein zweites Venedig. Eine Stunde nach meiner Ankunft setzte ich mich in ein hübsches, kleines Boot und fuhr den Fluß hinab, um das Meer zu genießen, welches ich seit langer Zeit nicht gesehen. Es war ein herrlicher Tag, auf der einen Seite erheben sich und grenzen sich die kaukasischen Bergzüge ab und über ihnen der zweihöckerige schneebedeckte Elbrus, auf der anderen Seite die Kette der Baturischen Berge; der ganze übersichtbare Landstrich auf beiden Seiten ist bedeckt mit dem frischen Grün endloser Wälder; auf der Rhede schaukelten einige Schiffe, unter ihnen ein wohlgebauter eiserner Dampfer. Nachdem ich bis zu dem so berühmten, zur Zeit aber vollkommen ruhigen Fahrwasser gerudert worden, kehrte ich um und legte an dem Zoll-Landungsplaz an: ein schöner hölzerner Quai mit einer leicht gebauten Balustrade umfaßt denselben, an der Ecke steht das Haus des Zolldirectors, Marquisen hängen vor den Fenstern, auf diesen Grün und Blüthen, aus den Fenstern ertönt die Musik eines Flügels. In der Stadt traf ich zufällig auf eine kleine Plantage von Apfelsinen- und Citronenbäumen, etwa hundertundfünfzig derselben in vier Reihen gepflanzt; ein wohlcultivirter Boden, reichliches Begießen, sorgfältige Pflege dieser Fremdlinge überhaupt lassen diese aristokratischen Bäume unter dem Himmel Transkauasiens gedeihen. — Ob Nedut-Kale Venedig ähnelt — Gott weiß es; aber die stillen Wellen des Chopi mit den auf denselben sich schaukelnden türkischen Booten, den gleitenden Raisen, die Häuser am Ufer von origineller Bauart, die Bazare mit sich drängenden Orientalen der verschiedensten Stämme, alles dies hat eine scharf abgegränzte locale Färbung.



## Der wandernde Tisch.

Meine Ruhe ist hin,  
Mein Starrsein ist fort!  
Ich muß, — ich muß wandern  
Von Ort zu Ort!

Wohl hab ich gebietet  
Dem gastlichen Hans,  
Getragen die Schüsseln  
Bei manchem Schmans.

Der Walzer, die Polka,  
Sie g'ülgen nicht mehr,  
Drum muß ich schon selber  
Jetzt halten her.

Sie legen die Hände  
So zierlich mir auf,  
Und sprechen gar ernstig  
Von meinem Lauf.

Es streift der Finger  
Am Finger sanft hin,  
Es freut sich der Nachbar  
Der Nachbarin!

Wie hebt sich die Brust doch  
Und woget so sehr!  
Wie schlagen die Pulse  
Mehr noch und mehr!

Und hin ist die Ruhe,  
Mein Starrsein ist fort:  
Ich muß — ich muß wandern  
Von Ort zu Ort!

Den 30. April 1853.

Henry v. Arnold.

## Die drei Schulen der Musik.

Wohl dem, der das Citronenland  
Kennt seiner Kindheit Wiege:  
Denn pflückt er nicht mit leichter Hand  
Die Lorbeern seiner Siege?  
Zum Fenker schläft er die Harmonie,  
Und schafft aus dreien Accorden  
Die blüthenduftwirbelndste Melodie, —  
Bei der sich die Helden erworden!

Ja, selbst wer an der Seine Strand  
Boll flüchtgen Sinn's geboren,  
Der findet stets in jedem Land  
Das Glück, wie ausertoren:  
Er braucht ja nur den barocksten Gesang,  
In schroffstem Lichte und Schatten,  
Mit hüpfendem Rhythmus, mit schrillendem Klang  
Und großer Scenirung zu gatten!

Der Deutsche nur, nach seiner Art,  
Hat ernst die Kunst genommen;  
Drum muß er auf der Lebensfahrt  
Oft kümmerlich verkommen!  
Ob's mächtig und herrlich aus ihm auch erbebt,  
Wer würdigt des Schaffenden Streben?  
Die Todten — ei freilich! — die preist und erhebt,  
Wer ihrer kaum achtet im Leben!

Youry v. Arnold.





## Wer hätte das gedacht?

von Dr. —j—.

Die Boutique des Herrn Perigot und Comp. an der Ecke der rue St. Honoré und des Echelles war unlängst geöffnet und ein Ladendienter mit dem nöthigen Auskehren und Aufstramen beschäftigt. Es war an einem April-Morgen des Jahres 1811. Die elegante Glashüre wurde rasch geöffnet und auf den Ruf der Klingel trat Herr Perigot, noch im Schlafrock und Nachtmütze, aus dem anstoßenden Zimmer, höchst erkaunt über das frühe Erscheinen von Käufern in einer Zeit, wo es überhaupt mit dem Handel ziemlich flau ausah. Auch versprach das Aeußere der Käufer keineswegs eine Entschädigung für den kaltwerdenden Kaffee, und Herr Perigot war kalter Kaffee ein Gräuel. Es war daher nicht zu verwundern, daß Herr Perigot kaum die Mütze lüftete und die beiden Männer ziemlich barsch nach ihrem Verlangen fragte.

Einer von diesen, ein großer Mann mit militairischer Haltung, in einem braunen Oberrock, ließ eben den Arm seines Gefährten los und zog höflich grüßend den Hut, während der andere sich kaum die Mühe nahm, die Hand an den Hut zu bringen und sein bonjour sehr gleichgültig hervorstieß. Ueberhaupt gefiel Herrn Perigot dieser zweite ganz und gar nicht. Ein kleiner, etwas forpulerter Mann, dessen dunkelbrauner Oberrock bis an das fleischige Kinn zugeknöpft und so schlecht gemacht war, daß er auch jedem Schilderhause gepakt hätte; dabei ein niedriger Hut, dessen breite Krempe den oberen Theil des Gesichts beschattete, so daß das oben bezeichnete Kinn und der kleine, halb zugekniffene Mund eigentlich alles war, was der Fremde Herrn Perigot sehen ließ.

— Das müge mit schöne Kunden sein, dachte dieser. — Jacques Baptiste, sei auf der Hut, das sind Deutelschneider oder Espione.

— Ein nettes Magazin, begann der Kleine, indem er mit der Gerte durch die Luft hieb — und ziemlich gut versehen. Wie heißen Sie, mein Freund?

Herr Perigot, dem das «ziemlich gut» aus dem Munde dieses zweideutigen Individuums schlecht gefiel, entgegnete kurz: — Perigot, Freund aller ehrlichen Leute, obgleich in dieser Zeit etwas vorsichtig mit seiner Freundschaft.

Der Große biß sich in die Lippen, der Kleine lachte malitids. Herr Perigot gab seinem Ladendienere einen Wink, auf die verdächtigen Fremden Acht zu geben.

— Sie handeln mit Juwelen, wie ich sehe, fuhr der Kleine fort— das ist ein einträgliches Geschäft. Was kostet denn wohl dieser Schmuck da? Indem er so sagte, tippte er mit der Gerte auf die Scheibe vor ihm.

— Dieser Schmuck, mein Herr, ist nichts für Sie. Er kostet 10000 Francs. Suchen Sie Sich etwas wohlfeileres aus, wenn Sie überhaupt etwas kaufen wollen und Ihre Börse nicht zu Hause vergessen haben.

— Sie sind verdammt grob, mein Freund.

— Ich bin hier zu Hause und nicht Ihr Freund.

— Wäßigen Sie Sich, mein Herr, stel hier der Große ein, dem man den innern Aerger ansah: — Sie wissen nicht, wer wir sind, und behandeln uns wie gemeine Leute. Wenn wir nun im Dienste des Kaisers stünden?

Herrn Perigot war die Galle ins Blut gestiegen, denn sein Gesicht fing an zu glühen und heftig gestikulirend antwortete er: — Ei was, unser Kaiser hat nur höfliche Leute um sich, Leute, die in einer anständigen Boutique nicht den Hut auf dem Kopfe behalten und ihr Gesicht zu zeigen scheuen. Uebrigens kenne ich fast den ganzen Hof und verehere den Kaiser viel zu sehr, als daß ich zugeben sollte, daß sich allerlei Leute für seine Beamten ausgeben.

Der Große war nach diesen Worten ganz verblüfft, der Kleine aber lachte laut auf, indem er an seiner schwarzen Cravatte zapfte und mit der Gerte in der Luft herumsocht.

Diese Nonchalance verdross Herrn Perigot gewaltig, und um dem Dinge ein Ende zu machen, bat er die Herren kurz und gut, seine vier Bände zu räumen, welcher höflichen Aufforderung sie auch Folge leisteten.

Herr Perigot mußte noch zu seinem Verdruss sehen, wie der Kleine draußen immer noch lachte und mit der Gerte umhersocht, während sein Gefährte, offenbar übler gelaunt, ihm langsam nachfolgte. Am Mittag desselben Tages, als eben bei Tische Herr Perigot sein Abenteuer mit den beiden verdächtigen Leuten zum fünften mal erzählte, erhielt er aus den Tuilleries ein Paket mit folgenden Zellen:

«Mein Herr! Se. Majestät, der Kaiser, hat mir aufgetragen, den Schmuck, den derselbe heute früh bei Ihnen besah, zu kaufen. Die Summe von 10,000 Fr. finden Sie beifolgend.

Unterzeichnet: Der Großmarschall Duroc.»



## Betrachtungen und Erlebnisse eines neuen Feuilletonisten.

Nun, da die Tage heller und länger werden und viele unsichtbar gewesene zum Vorschein kommen, tritt auch ein neuer Feuilletonist hervor.

Als er (der Feuilletonist nämlich) am 15ten April dieses Jahres, Abends 8 Uhr, auf dem Wege nach Hause, zwischen dem großen und mittleren Prospect einer der Linien der Wassiljewischen Insel sich befand, vernahm er fernes Gänsegeschrei. Obgleich er erst unlängst gelesen hatte, daß man nicht auf Vogelgeschrei achten solle, konnte er sich doch nicht enthalten, still zu stehen und aufmerksam in der Luft umherzuschauen... Am heiteren Himmelsgewölbe war weit und breit nichts zu bemerken und schon wollte er unbefriedigt seinen Weg fortsetzen, als sich dasselbe Geschrei wiederholte und seinen Blicken ein im Dreieck oder vielmehr in Fadenform fliegender Zug wilder Gänse darstellte.

— Sieh doch, dachte er erfreut: — die «dummen» Gänse irren sich nicht: sie suchen den Norden auf, den ich sie oft im Herbst habe verlassen sehen!

Es machte auf ihn einen lebhaften und erfreulichen Eindruck, da er vom «Instinct» der Gänse so plötzlich überrascht und eines bessern belehrt wurde. Diese einfältigen Geschöpfe, die als Muster der Dummheit aufgestellt werden, irrten sich nicht; ohne Kompaß, ohne Karten zogen sie daher, unfehlbar ihr Ziel erreichend! Nicht genug, sie halfen sich gegenseitig und erleichtern sich die Reise. Es waren siebzehn, die nun gemeinschaftlich die Luft durchschnitten.

Diese Gedanken hoben und erbauten ihn...

Er setzte seinen Weg fort, und zu Hause angelangt, nahm er vor dem Fenster, welches nach einem Garten blickte, Platz.

— Dahin ist der Winter, dachte er: — abermals naht ein Sommer! wieder schmilzt in der wärmeren Luft und unter dem Strahle der höher und höher steigenden Sonne die kalte Schnee- und Eistrinde. Ja, wieder werden die enklaudten Bäume mit ihrem frischen, grünen Gewande bekleidet, Feld und Wiese in einen bunten Teppig verwandelt; die verlassen und einsamen Landhäuser werden sich bevölkern, und allenthalben neues Leben sich regen.

Dergleichen Gedanken beschäftigten ihn beim Thee, während er seine Cigarre rauchte. Darauf begann er in einem sehr dicken Buche zu lesen, wobei er oft seine Stellung veränderte und sich endlich ermüdet zur Ruhe begab.

So brachte er noch viele Abende zu bis er am 7ten Mai auch die ersten Schwälden erblickte. Der Abend dieses Tages glich den vorhergehenden und auch diesmal wurde die Ruhe endlich der Lectüre vorgezogen. Doch kaum war er eingeschlummert, als ein Geklirr und Geräusch, wie von zertrümmerten Scheiben, ihn wieder erweckte. Erschreckt und aufgeregt öffnete er die Augen, schloß sie jedoch sogleich wieder und öffnete sie dann abermals. Vor ihm, sein Bett umkreisend, standen mit weit ausgestreckten Hälften große weißgraue Bögel und blickten ernst auf ihn hin. Es waren Gänse. Alle schnatterten sie zugleich, und sonderbar, er verstand sie. Sie schwappten über das Prädicat «dumm», mit dem er sie neulich beehrt hatte, und ungehalten im höchsten Grade, überlegten sie, wie an ihm Rache zu nehmen sei. Endlich kamen sie überein, es ihm freizustellen, unter zweien Uebeln das Kleinste zu wählen, nämlich, entweder Abbitte zu thun, oder sich in einen Spaz verwandeln zu lassen. Natürlich kam es unserm Feuilletonisten nicht in den Sinn, in der Wahl zu schwanken, und lächelnd beehrte er das letztere. Da kreischten sie böhnisch auf, jede von ihnen zupfte sich eine graue Feder aus und warf sie ihm ins Gesicht. Sein Zorn entbrannte; drohend sprang er aus dem Bette, um nach einem im Winkel stehenden Stoc zu greifen, doch, o Schrecken! kaum hatte er sich von seinem Lager erhoben, so bemerkte er mit Grausen, daß aus ihm allerdings ein Sperling geworden. Vergebens war sein Betheuern, daß er sich lieber zu einem Widerruf verstehen wolle: auf und davon flogen seine Richter, und rietben ihm spöttisch, in Zukunft das Wort «dumm» mit mehr Ueberlegung zu gebrauchen.

Ihm wurde heiß und eng im Zimmer, er spürte ein Verlangen, sich im weiteren Raume zu bewegen und — flog aus dem zertrümmerten Fenster seinen Richtern nach. Als er sich in der frischen Luft befand, fühlte er kein sonderliches Vergnügen, sie, die hoch und weit waren, zu verfolgen und setzte sich bald auf einen Baum am großen Prospect, wo sogleich etwige Sperlinge in ein gewaltiges Bewillkommungs-Geschrei ausbrachen und sich neugierig erkundigten, von wannen er komme, und ob er gesonnen sei, sich ihrer Gesellschaft anzuschließen.

Er besaß noch Verstand genug, um sich nicht zu verrathen, und erzählte ihnen daher etwas recht grausiges von fernem Landen, aus denen er, verfolgt von einem Fekude des Sperlingesgeschlechts, durch viele und wunderfame Erlebnisse endlich den Krallen des ihn verfolgenden Sperbers entronnen sei, und nun hoffe, hier seine müden und erschöpften Glieder durch Ruhe und Speise härten zu können.

— So sei uns denn willkommen, armer Junge, sagte ein Sperling, — du wirst bei uns wie zu Hause sein; befreundete dich nur mit meiner Familie, die du hier auf den Zweigen vor dir siehst: es sind wackere, nicht aus der Art geschlagene Bursche, meine Jungen, und du kannst

Belletr. Bl. Vier Jahrg. 20

dir auch unter ihren Geschwistern eine Braut wählen; sie sind — es war dies mein ausdrücklicher Wille — noch lebig, und wohlherzogene, sitzsame Kinder, die gute Weibchen zu werden versprechen.

— Danke, danke für die Güte... aber ich bin hier noch so fremd, und... entgegnete er stotternd und warf verstoßen einen Blick auf die gelobten Jungfrauen, die ihn dreist anblickten, ohne dabei verlegen zu werden und die dunkeln brennenden Augen nicht niederschlugen.

— Du hast wohl daheim einen Schatz gelassen, und kannst ihn noch nicht vergessen? frug jener altklug von neuem. — Nun, es wird sich schon geben, sei nur getroßt und guten Muths; das verlorene wird sich schon ersetzen lassen.

Unser Feuilletonist war verwirrt und erschaut über die kluge Rede des alten Sperlings, und begann sich allmählig wegen seiner Verwandlung zu trösten. Er richtete seine Blicke auf den großen Prospect. Derselbe war sehr belebt. Diejenigen, die nach der Richtung zum Hafen gingen, trugen fast alle Victualien, besonders aber große Flaschen in Körben. Der alte Spatz bemerkte endlich, daß die Blicke des neuen Ankömmlings unverwandt auf das Treiben der Menschen gerichtet waren und frug ihn daher:

— In deiner Heimath hast du wohl nie so viel Menschen auf der Straße erblickt?

— Nein.

— Hier ist die Residenz, sagte stolz der Spatz. Nach einer Pause fuhr er fort: — du kannst hier täglich in einigen Straßen zu gewissen Stunden noch ein größeres Gedränge sehen... Wir sind daran gewöhnt und auf uns macht es keinen Eindruck.

— Aber was tragen sie denn in den Händen für große Gefäße? fragte unser Verzauberter listig.

— Das sind Flaschen, in denen ein gewisses Maß Flüssigkeit Raum hat. Dieselben werden gewöhnlich vor einem Fiertage leer in ein Magazin und gefüllt heim getragen, sagte der Spatz gleichgültig.

— Woher wißt ihr dies? fragte der Verzauberte erstaunt.

— Ich hatte schon oft Gelegenheit, dies zu beobachten; auch haben wir manchmal Ursache und Wirkung vor Augen, antwortete der Cicero an anspruchslos. — Ueberhaupt ist uns alles, was die Menschen treiben, bekannt. Wenn es der eine nicht sieht und hört, so sieht und hört es der andere, und sind wir satt und das Wetter schön, so halten wir Nachmittags regelmäßig große Versammlungen, in denen dann einander erzählt wird, was wir den Tag über gesehen und gehört; da wird niemand geschont: alle Begebenheiten werden vorgetragen und zum Besten gegeben, daß dem Vorübergehenden die Ohren gellen...

— Ist es möglich! rief der neue Ankömmling erstaunt aus, doch

sich fassend, begann er rasch zu erzählen, wie auch bei ihm zu Hause dergleichen vorkomme, es würde aber in den Versammlungen meist nur über gleichgültige Sachen, z. B. Witterungsbeobachtungen u. dergl. gesprochen, hauptsächlich fänden aber nur Gefangesübungen statt.

Der alte Spaz betrachtete den Ankömmling kopfschüttelnd und sagte dann, mitleidig die Achseln zuckend:

— Gefangesübungen!... Das müssen ja bei dir zu Hause wahre Einfaltspinsel sein! Dann fuhr er fort: — Bald kannst du einer unserer Unterhaltungen bewohnen: es versammelten sich heute bei mir einige meiner Brüder und Verwandten, die in verschiedenen Gegenden anässig sind. Siehst du, da fliegen schon einige herbei.

Bald darauf ward ein Strauch mit Sperlingen besetzt.

Unser Feuilletonist wurde eingeführt und vorgestellt.

Nicht allein auf den Straßen, nein, auch an den Thüren und Fenstern hatten sie gelauscht, und es gab keine Straße, kein Haus, das ihnen unbekannt war. Sie besaßen ein scharfes Auge, ein feines Gehör und hatten überall Lauscher und Aufpasser; dabei war ihre Art des Vortrages unendlich rascher und treffender, als die der Menschen, und das ist nicht zu verwundern, denn Uebung macht den Meister.

Allmählig fühlte sich der Verwandelte recht behaglich in ihrer Mitte und rasch entfielen die Stunden in ihrem Kreise.

— Am 17ten April, da die Sonne am höchsten stand, erzählte ein Sperling, — ward ich durch Kanonenschüsse darauf aufmerksam gemacht, daß der Verbindungsweg auf dem Wasser eröffnet werde. Ich flog ans Ufer der granitengefaßten Newa, um gleichfalls der Ceremonie, die nicht jeder zu sehen bekommt, beizuwohnen. Die Ufer waren schon mit einer großen Menge Zuschauer bedeckt. Unsere Newa schien mir betrübt zu sein, daß sie ihrer Decke beraubt war.

— Ich habe bemerkt, sagte ein anderer, daß sich das Wetter nach dem Eisgange gewöhnlich verändert; es wehen dann meist Nordwinde und verursachen eine unangenehme Kälte.

— Das ist eben nichts neues, sprach ein dritter. — Da weiß ich was Neueres. Am 20ten April flog ich von der Kalinkin-Brücke, wo ich wohne, nach Catharinenhof, um mich auf dem Lande umzusehen. Ich bemerkte dort eine schwarze Sprehe, eine graue Bachstelze und Enten. Mein Schwager, der dort lebt, erzählte mir, daß auf den Inseln dafelbst Schwäne, Gänse und Enten zu seinem nicht geringen Verdruss ihr Wesen treiben und Nachts durch den Spectakel, den sie machen, ihn in seiner Ruhe stören, was höchst unangenehm sei. Er wünscht nur, daß der Petri-Pauli-Tag bald herankäme, damit man ihnen den Spectakelgeist austriebe. Ferner machte er mich darauf aufmerksam, daß dieses Jahr an den Ellern-Bäumen die Zapfen nicht rund und fest, sondern lang und

lose herabhängen, was ein fruchtbares Jahr verspreche, in dem viel Korn, Erbsen und Kirscheln wachsen würden.

— Aber es ist den Erbsen schwer beizukommen, denn es steht ja immer ein Wächter mit der Ruthe dabei, sagte unser Berwünscher nach.

Auf diese Einwendung erfolgte allgemeines Gelächter.

Das Gespräch wurde bald allgemein und äußerst lebhaft geführt; hin und wieder zerstreute Gruppen sprachen von den verschiedensten Gegenständen. Unser Berwünscher näherte sich einer Gesellschaft, in welcher sein Beschärer das Wort führte, und frug :

— Lebt ihr hier, meine Geehrtesten, auch mit den andern Vögeln in gutem Einvernehmen ?

— Mit welchen ?

— Nun, mit den Sprehen, antwortete er aufs gerathewohl.

— Mit den Sprehen leben wir in Eintracht, denn wir hindern uns nicht einander in unserm Fortkommen.

— Aber mit den Bachstelzen ?

— Auch mit den Bachstelzen sind wir Freunde, denn sie kommen uns nicht zu nahe.

— Aber mit den Spottern, Rothkehlchen und überhaupt allen Singvögeln ?

— Wir leben mit denselben im besten Einvernehmen, obgleich viele derselben sich nur im Sommer zeigen.

— Was haltet ihr von den Vögeln, die sich nur im Sommer hier aufhalten ?

— Es sind Lustfreier, die kein Vaterland haben und leichtfertig sagen :

Überall sind wir zu Hause,

Überall sind wir bekant :

Nacht der Lenz im Norden Pause,

Ist im Süd mein Vaterland.

— Woher kennt ihr dies Lied ?

— Wir kennen noch andere.

— Erlaubt mir noch eine Frage : habt ihr denn gar keine Feinde unter den Zugvögeln ?

— Wir leben mit allen friedlich und alle haben bei uns Raum und Futter genug. Doch gibt es eine Art, der wir nicht sehr gewogen sind.

— Was sind dies für Vögel ?

— Es sind die Schwalben.

— Die Schwalben !

— Ja, die Schwalben.

— Aber diese Vögel thun ja niemandem etwas zu leide.

— Niemandem ? Reinst du ? Sind es nicht die Schwalben, die unverschämter Weise die besten Stellen an den Hausdächern in Beschlag

nehmen; had es nicht die Schwalben, die dreißig genug sind, vor den Fenstern ihre Nester anzukleffen, so daß wir nicht mehr auf dem Brette selbiger Fenster sitzen können! Sind es nicht die Schwalben, die über unsere Gegend schweben und dennoch immer wieder zu uns kommen? Sind es nicht die Schwalben, die ihre Nester im Herbst, wenn sie fort müssen, verlassen, um nachher, im Frühjahr, uns aus denselben mit Gewalt zu vertreiben, uns, die wir dieselben vor Fäulniß behüterten und manche Feder zur Ausbesserung hereinbrachten. Ohne an Bezahlung zu denken, ohne auch nur zu danken, nehmen sie von ihren, durch unsere Nähe in Stand gehaltenen Wohnungen Besitz.

Unserm Verjamberten flochte vor Verwunderung der Aßem. Er hatte die Schwalben immer loben und bemitleiden, die Sperlinge aber verachten gehört.

— Der alte ist verrückt, sagte ein kugelmäßiger Gelfschnabel: achte nicht auf seine überspannten Ideen. Ich lebe mit den Schwalben auf sehr freundschaftlichem Fuße und sie haben mir Wunderdinge von ihrer fernem schönen Heimath erzählt, wie da alles herrlicher sei, besonders die Erbsen, die dort immer mit Blüthen und Schoten prangen, und mich sehr bemitleidet, daß ich ihnen nicht folgen könne.

— Warum verlassen sie denn aber ihre so ferne, schöne und herrliche Heimath?

— Weil sie von den Kranichen mit Einladungen bestärmt werden ihnen zu folgen, antwortete, von Achtung gegen die Schwalben erfüllt der Gelfschnabel.

— Mit nichts, sagte ernst der alte Sperling: — das haben sie dir aufgebunden. Denke selbst darüber nach, wozu bedarf wohl ein Kranich ihrer?

— Ich habe keine Lust, mir durch Nachdenken den Kopf zu verwirren, sagte hochtrabend der Gelfschnabel, und wandte sich zu einigen jungen Sperlinginnen, die untereinander verflohen von den schönen Federn des Stieglitz, den sie im vorigen Herbst auf den Dächern gesehen und noch nicht vergessen hatten, flüßerten.

Der Sperling von der Kalinkin-Brücke erzählte ferner, daß am ersten Mai der erste öffentliche Spaziergang ins Freie, nach Catharinenhof, von den Bewohnern der Residenz zahlreich besucht worden sei.

— Am Mittage dieses Tages hagelte es, bemerkte eine Stimme aus der Versammlung.

— Es war auch sehr kühl, ließen sich mehrere Stimmen vernehmen.

— So haben also nun die Spaziergänge nach den öffentlichen Vergnügungsorten ihren Anfang genommen, und allenthalben wird Knist erschallen... Wie schön! rief der Gelfschnabel dazwischen und warf einen bedeutungsvollen Blick auf die Gruppe der jungen Sperlinginnen.



— Wer sind diese? fragte unser Bergambter seinen Beschuher, auf die Gruppe der Sperlinginnen hindsckend.

— Dies sind arme Waisen, die ihre Eltern im Winter verloren haben...

Hier wurde der alte Sperling von einem ihm sehr ähnlichen Freunde unterbrochen. Sie schienen sehr vertraut zu sein, und es begann sogleich eine lebhafteste Unterhaltung.

— Du lebst noch immer auf der Petersburger Seite? fragte ihn der Beschuher des Bergambters.

— Freilich.

— Birst du im Sommer, wie gewöhnlich, mit deiner Familie auf das Land übersiedeln?

— Darüber will ich eben mit dir reden.

— Sprich, ich höre.

— Ich will nach der Gegend vom Kowaja Derewnja zu einem Gärtner, der schöne Zuckererbfen geset hat, wie mir mein Sohn berichtet, übersiedeln und lade dich gleichfalls ein, mit deiner Familie bei Zeiten dahin zu kommen; ich denke, wir bringen dort recht gemütlich den Sommer zu.

— Werden dort für uns alle Erbsfen genug sein? wandte der alte Insel-Bewohner ein. — Du weißt, unsere Familien sind stark.

— An Erbsfen wird kein Mangel sein, dessen bin ich sicher; es ist jedoch die Mineralwasseranstalt in der Nähe, und da hat man denn sehr unruhige chinesische und andere Nächte. Dies macht mir Sorge und ich wollte daher deine Meinung zuvor wissen.

— Ja, es ist in der That unangenehm, daß dort so viel Feuerwerk gemacht wird. Ich kann immer noch nicht begreifen, was daran so lockendes ist: Feuerwerk, Illumination, Zigeuner, Ruffel, Rauch, Staub, dann wieder Feuerwerk, Illumination, Zigeuner, Ruffel, Rauch, Staub.

— Entschleest du dich überzusiedeln?

— Ist der Gemüsegarten sehr nahe bei der Wasseranstalt?

— Sehr nahe eben gerade nicht, wie mein Sohn berichtet. Er mag ungefähr eine Werst von derselben entfernt sein.

— Ich werde mich mit meiner Familie berathen, und dir morgen früh durch meinen ältesten Sohn meinen Entschluß mittheilen. Du weißt ja, über Nacht kommt guter Rath.

Auf diese Weise wurde die Unterhaltung noch eine geraume Zeit fortgesetzt; endlich trennten sich die Gäste, und alle begaben sich nach Hause und zur Ruhe. Dies that auch unser Feuilletonist, und da er nun am andern Morgen erwachte, siehe, da war sein Sperlingthum — ein Traum gewesen.

G e d i c h t e  
von Ludwig v. Helsen.

1.

Das größte Leid auf Erden ist,  
Wenn man den, so man liebt, vermisst.  
Altes Volkslied.

Des Mondes silberheller Schein,  
Stiehlt sich ins dunkle Kämmerlein,  
Weckt neues, schmerzliches Sehnen;  
Die Gule krächzet in der Näh,  
Es wird im Herzen mir so weh,  
Was sollen im Auge die Thränen?  
Ich singe ein Lieblein ganz leise,  
Die alte traurige Weise:  
«Das größte Leid auf Erden ist,  
Wenn man den, so man liebt, vermisst.»

Wohl steht manch' einsam Frauenbild  
Und schaut zum Mond, so hell und mild.  
Er trüflet gebrochene Herzen:  
Er sah sie frohlich in Liebe erglänzn,  
Er sah ihn kalt von dannen ziehn,  
Er kennt ihre Leiden und Schmerzen  
Und lauschet nun, wie sie leise singt,  
Das es schaurig hin durch die Stille dringt:  
«Das größte Leid auf Erden ist,  
Wenn man den, so man liebt, vermisst.»

Dort lehnt ein Jüngling überm Grab,  
Er schaut mit düstern Aug hinab,  
Sie trugen sein Mädchen hinaus.  
Mit starrem Wahnsinn in dem Blick  
Wirft er das bleiche Haupt zurück,  
Für ihn ist's Lieben nun aus;  
Er rennet hinein in die dunkle Nacht  
Und singet und weint, und singet und lacht:

«Das größte Leid auf Erden ist,  
Wenn man den, so man liebt, vermisst.

Warum ich weine heut und klage,  
Solch düstere Bilder im Herzen trage  
In stiller dunkler Nacht?  
Warum des Mondes Dämmerlicht  
Beleuchtet den Gram mit im Angesicht,  
Mir allein nicht Ruhe gebracht?  
Wer liebet, wird mich nicht fragen,  
Den andern will ich es sagen:  
«Das größte Leid auf Erden ist,  
Wenn man den, so man liebt, vermisst.»

2.

An mein Lieb.

Auf lichten Feuerschwingen  
Erhebe dich, mein Lieb,  
So lang noch eine Blume  
Im weiten Weltall blüht.

So lang noch eine Regung  
Im Menschenherzen lebt,  
Und wechselnd Schmerz und Borne  
Die Menschenruß durchbedt.

So lang noch Sonnenstrahlen  
Zur Erde ziehn hinab — —  
Bis daß die letzte Thräne  
Lohnt auf dem letzten Grab.

Auf lichten Feuerschwingen  
Erhebe dich, mein Lieb,  
Bis daß der letzte Funke  
Im Weltall ausgeglüht.

3.

Rose und Nachtigal.

Horch! die Nachtigal, sie singt so schmelzend,  
Athmet aus die lieblich reinsten Töne,

Wie sie flattert, liebedeif und klagend  
Um die kaum erblühte weiße Rose.

Und die Rose duftet süß und wonnig,  
Himmelshauch durchathmet ihre Nähe,  
Ach, wie trunken sprüht der arme Säng'er  
Seines Liebes Ton um ihren Liebreiz.

Doch ein zierliches beringtes Händlein  
Bricht die Rose, steckt sie an den Busen,  
Einsam flattert nun, gebroch'nen Herzens,  
Still die Nachtigal von Zweig zu Zweig.

Und sie seufzt die lezten Herzensstube:  
«Ahnt' ich doch in Sang und Dufte sterben,  
Du gebrochne, freud'nd mir entrisse,  
Mit dir sterben, meine weiße Rose!»

4.

Meer und Wald.

Am Meeresufer, hoch zu Ros',  
Wenn Thier und Welle sich bäumen,  
Fern vom alltäglichen Menschentros',  
Dort, Liebchen, mag ich säumen.

Und wenn ich zwing' des Thieres Muth  
Und schau über tausend Meilen,  
Wie dann mit der sterbenden Sonnengluth  
Meine Gedanken zu dir eilen!

Im stillen Walde, im dunkelen Grün,  
Unter traulich kispelnden Bäumen,  
Dort unter dem heiligen Keimen und Blühn,  
Wie mag ich so gern von dir träumen.

Doch nur Gedanken fliehen zu dir,  
Du weilst bei mir nur im Traume,  
Wir sind ja geschieden auf immerdar  
Vom kalten unendlichen Raume.

Nikolajew, den 17. September 1852.

## Schukowski's Denkmal in Poretsch.

Wir beehren uns, unsern Lesern eine Nachricht mitzutheilen, die für alle Verehrer des vereinigten Schukowski gewiß eine erfreuliche sein wird.

Etwa 130 Werst von Moskau, im moskowsischen Kreise, auf dem Gute Poretsch, das sowohl durch den Namen seines Besitzers, wie durch die Kunstschätze, die es zieren, einen europäischen Ruhm erworben, auf diesem Gute soll, unserm Schukowski zu Ehren, in kürzester Zeit ein Denkmal errichtet werden.

Graf Eszergel Ssemenowitsch Uwarow lebte mit dem verstorbenen Dichter in den freundschaftlichsten Verhältnissen und schon in ihrer Jugend bildeten sie, in Verbindung mit einigen andern Männern, deren Namen jetzt innig mit der Geschichte der Literatur unsers Vaterlandes verknüpft sind, einen literarischen Kreis, welcher den scherzhaften Namen «Arfamas» führte. Wenn einst eine geistreiche Feder sich mit der Geschichte unserer Literatur befassen sollte, so wird sie ohne Zweifel die tiefe Bedeutung jenes schbnwissenschaftlichen Zirkels zu würdigen wissen, in welchem talentvolle junge Männer, unter heiterm Scherz und ernsten Studien, ihre Gaben auf eine fruchtbringende Art auszubenten wußten und sich dadurch zu den verschiedenen Berufsweigen ihres bereinigten Wirkungskreises heilsam vorbereiteten. Karamsin legte einen hohen Werth auf die Meinung dieser Capacitäten, welche, obgleich sprudelnd in jugendlicher Lebenskraft, doch streng und ernst in ihrem Urtheile waren. Die letzten Theile seines großen historischen Werks pflegte er den Mitgliedern des «Arfamas» vorzulesen, ehe er sie veröffentlichte, und horchte aufmerksam auf die Bemerkungen und den guten Rath seiner Zuhörer und Bewunderer. In der That zeichnen sich die letzten Bände von Karamsin's Geschichte des russischen Reichs durch eine solche Fülle, Reife und Bediegenheit des Inhalts, durch eine so wohl angepasste Eigenthümlichkeit des Ausdrucks vor den vorhergehenden aus, daß man sie für das vollkommenste halten muß, was je unter seiner Feder hervorgegangen; und waren sie ohne Zweifel nicht ohne Vortheil der Begutachtung dieser Akademie unterworfen worden (wie Karamsin im Scherze die Gesellschaft nannte), in welcher Schukowski und Uwarow mit einander in Berührung kamen und sich gegenseitig kennen und schätzen lernten.

Zum ersten male in seinem Leben wurde Schukowski durch Herrn von Uwarow bei Hofe eingeführt, und in einem, dem Publicum bis jetzt noch unbekanntem Briefe beschreibt er den Eindruck, den dieses Ereigniß

auf ihn gemacht, das sich für seine ganze Laufbahn als so wichtig erweisen sollte. Er hatte damals das hohe Glück, dem jetzt regierenden Kaiser, so wie der in Gott ruhenden Kaiserin Maria Feodorowna und dem Großfürsten Michail Pawlowitsch vorgestellt zu werden, und man kann mit Wahrscheinlichkeit voraussetzen, daß diese Minute über sein künftiges Schicksal entschied und der Beweggrund zu jenem ehrenvollen Rufe gewesen, der ihm später zu Theil wurde.

Jetzt, wo für Schukowski schon die Nachwelt da ist und der Nachruhm an die Stelle der ihm von seinen Zeitgenossen gezeigten Bewunderung getreten, hat Graf Umarow den edlen Entschluß gefaßt, das Andenken des verstummen Dichters durch ein würdiges Denkmal zu ehren. Das Monument selbst wird gegenwärtig, nach dem Willen des Sinters, in Moskau ausgeführt unter der Leitung des Herrn A. P. Brilow; mehrere Künstler, unter denen wir auch Herrn Campioni nennen können, sind mit dieser Arbeit beschäftigt.

Im Juni oder Juli wird alles fertig sein und alsdann das Monument auf der für dasselbe bestimmten Stelle errichtet werden, im malerischen Poretisch, in dem herrlichen Garten, der das Haus des Grafen umgibt.

Diese anspruchlose und dennoch erhabene Feierlichkeit wird ohne Zweifel allenthalben ein Echo finden, wo sich nur irgend Theilnahme und Liebe findet für russische Bildung, russische Sprache, russische Dichter: vorzüglich aber interessirt sie Moskau selbst, denn nicht nur ist das Monument in dieser Stadt entstanden, sondern auch die Stelle, wo es errichtet werden soll, befindet sich, so zu sagen, fast unter ihren Mauern.

Wir werden nicht ermangeln, dem Publikum alle nähern Nachrichten mitzutheilen, die uns über das Denkmal selbst oder über die bevorstehende Enthüllung desselben zukommen sollten, so wie auch die Zeit angeben, wann diese Ceremonie stattfinden wird. Jetzt aber schließen wir damit, daß wir dem Gründer dieses Ehrenmals den herzlichsten Dank und aufrichtigsten Beifall seiner Mitbürger dafür zollen, daß er auch in seinen Musestunden, in otio, noch Mittel und Wege zu finden weiß, für Russlands Aufklärung und Bildung thätig zu sein. (Mosk. Pol. Blg.)

## Die Nacht des 18ten September.

Novelle von W. Wouljarjarski.

(Aus dem Russischen.)

### Erster Brief.

Die Gräfin Natal'ja S. an Sophie R.

Es ist schrecklich, Sophie! Ich kann es mir nicht vorstellen, meine Freundin, daß die Zeit der Correspondenz endlich beginnt, daß du meine Briefe erst nach einer Woche vernehmen, auf meine Klagen nicht früher als in vierzehn Tagen antworten wirst, und daß wir uns, Gott weiß wann, wiedersehen werden! Und diese Langeweile, dieses Leiden wird vom Doctor als eine Erholung gepriesen — welche enorme Täuschung! Denke dir, daß wir zwischen hohen Wänden wohnen, die, statt mit Eisen, mit Spinnweben überzogen sind; daß von der verräuchernten Decke ich weiß nicht, was für fabelhafte Götinnen auf uns herabschauen, von den Wänden die Portraits äußerst seltsamer Vorfahren uns anblicken, hinter den Thüren eine Unzahl alter Diener hervorsieht und vor den Fenstern — Birken und Ebereschén stehen. Mein Vater ist von allen diesem entzückt und ich weine fast... Und damit müssen wir uns sechs Monate ergötzen! C'est en devenir Folle! Aypropo, sage meiner guten Niß Thon, sie solle mir aus meinem Cabinet ja keine Sachen schicken, weder einen Hut, noch ein Kleid, sondern ein Sonnen-Nachtmützchen, Galoschen, und, wenn es angeht — zum Schutz gegen Bienen- und Mückenstiche — eine Maske; das ist alles, was ich in dieser unerträglichen Einde bedarf. Nach großen überstandenen Mühseligkeiten langten wir Sonnabend Abend hier an. Am Sonntage berief mein Vater direct aus der Kirche eine Legion Nachbarn und Nachbarinnen zu uns. Du wirst mir nicht glauben, ma chère! was das für Leute sind: die Fräulein tragen Handschuhe, an denen die Finger abgeschnitten sind. Vor Ermüdung und Langerweile schlief ich um 9 Uhr ein. Ich höre fast auf, den Vater zu lieben: er lacht und neckt mich, als wäre ich ein Kind. Im Schlafzimmer flog eine Fledermaus; im Kamine zirpte die ganze Nacht hindurch ein Heimgöckchen; ich schlief schlecht, erwachte in der allerverdräulichsten Laune und ging in den Garten. Die Lannen sind dort à la mal contents beschnitten; alte Weiber begannen mich zu umarmen und zu küssen. Darauf wurde mein Reitpferd vorgeführt, worüber ich mich bis zu Thränen

freute. Papa ist glücklicher als je; noch eine Woche — und ich fühle, daß wir uns im Ernste erzürnen. Welch unaussehlicher Egoismus von ihm! heißt mich Jelagin mit Storklupskoje vertauschen (ein niedlicher Name, nicht wahr? und ihn zu verändern jetzt nicht mehr möglich). Zum Abendessen wurden uns Karasuschen mit saurem Schmand gereicht, c'est très bon, ma chère; Papa aß für vier; er wird mauvais goars; jeden Augenblick erwarte ich, daß er einen Polewit anzieht; sogar seine Manieren verschlechtern sich; aber seine Reiseumäze... welche Reiseumäze! nein, ich entwende und verbrenne sie gewiß. Ich traure. Weiter zu schreiben fehlt mir die Kraft; ich bin aufgebracht, ich werde ihr eine Scene machen... dieser Reiseumäze. Lebe wohl, Sophie und beklage mich!

Wenn du Nadina siehst, so sage ihr, daß es uns wohlergeht. Schönes Wohlergehen!

### Zweiter Brief.

Da morgen Posttag ist und zur Stadt geschickt wird, konnte ich nicht umhin, dir zu schreiben. Denke dir, meine Freundin, daß Stadt hier eine Straße genannt wird, die mit kleinen schiefen Häusern eingefast ist, welche, aus Brettern aufgebaut, der Farbe von Safran und Erdbirnen ähneln; in den Buden liegen nebeneinander Pastillen, gelbe Seife und Lichte; neben der Thür strickt ein häßliches Weib, und vor ihr — schrecklich! in einem Troge die schmutzigsten Haringe und leere Pomadentöpfe untereinander. Papa verlangt, daß ich bei allen Bekannten Visiten mache; dabei beging ich die Thorheit, mein Lieblingskleid anzuziehen, und ich weiß nicht, wahrscheinlich hatten irgendwo auf dem Dwan, früher als ich, Bgel gefressen: kurz und gut, leb wohl, mein Kleid! Ich kündigte meinem Vater an, daß ich nicht mehr ausfahren würde, sondern vorzöge, mich in Storklupskoje einzuschließen. Uebrigens ist Storklupskoje recht nett; die Natur hat es mit einigen Reizen begabt, die, bei einer anderen Situation, einen großen Effect hervorbringen könnten. Einige Schritte vom Balkon fließt der Dnepr. Die ersten Tage meines Hierseins war das Wetter heiter, still, und ich überfah ihn; gestern aber erhob sich hinter dem Haine eine Wolke, die allmählig den Horizont bedeckte. Anfangs wehte ein sanfter Wind, der die Wipfel der Bäume nur leise bewegte; die Wolke erhob sich höher, die Sonne verschwand, der Wind wurde stärker und der Sturm begann laut zu heulen, so daß ich mich fürchtete. Als der Sturm endlich in Wirbelwind überging und hundertjährige Fichten sich tief herabneigten, da blickte ich unwillkürlich nach der Richtung des Flusses hin, und jetzt erst, ma chère, gesehnd ich mir innerlich, daß ich nicht ganz beschelden gewesen, indem ich ihn, meinen Nachbar, noch keines Besuches gewürdigt. Der Dnepr hatte



vollkommen Recht, sich zu ärgern: er war wahrhaft schüchtern; als ich mit Beden seine Wuth sah, war ich entzückt. Die Nrewa ist bezaubernd: ihre Wellen sind hell und durchsichtig; mitten im Sturme sind sie so zu sagen fließend, grazids, weder Furcht noch Schrecken einflößend; von dem äppigen Newanser, an den prächtigen Pallästen oder den anmuthigen Datschen vorüberfahrend, bemerkt man kaum das Bogen des Flusses; nicht so ist der Dnepr — dieser alte, historische Dnepr! Einige Minuten vor dem Sturme bemerkte ich ihn kaum hinter dem grünen Weidenlaube: da umschlich er vorsichtig, wie ein höflicher Greis, jedes Büschchen, jedes Gräschen; es schien, als weide er jeden Zusammenstoß seiner blauen Flut mit dem sandigen Ufer... Und derselbe Dnepr wuchs bei dem ersten Ausbrausen des Wirbelwindes, beim ersten Klagen des Sturmes, wurde grau und begann mit furchbarem Gebrüll die Erde zu zerreißen!... Wie gering schienen da die unzugänglichen Felsen, die kurz vorher so stolz auf ihn herabsahen! wie tief verneigte sich vor ihm der gigantische Wald, und mich, natürlich, bemerkte er garnicht! Um acht Uhr rief mich der Klang der Glocke zum Thee. (Bei uns klingelt man à propos de tout).

Den ganzen Abend saß ich mit Papa allein in seinem Cabinet; er las mir bis zum Nachessen Familienlegenden vor; die Zeit verging schnell: es war zugleich angenehm und furchterregend. Diese Traditionen sind so originell-merkwürdig, daß ich sie dir nicht in allen Details wiedergeben kann. Wir schöpften sie aus einem sehr alten Buche, welches in vergoldetem Leder eingebunden und mit kupfernen Verzierungen versehen, vom Vater in der Bibliothek seines Großvaters, dem früheren Eigenthümer von Ekorupskoje aufgefunden ward. Im Portrait ist der Großvater schielend abgebildet, aber, wahrscheinlich, war er es in der Wirklichkeit nicht. Du weißt gewiß, ma chère, daß unser Gouvernement vor alten Zeiten bald in Russlands, bald in Polens Besitze war, und, an der Gränze liegend, zum Schauplatz ununterbrochener Kriege diente. Es ist kein Winkel Erde, sagt Papa, auf welchem nicht Waffen und Menschenknochen zu finden wären; an Sagen von Schätzen ist kein Ende — ein im höchsten Grade interessantes Land! Die Familie der Grafen S. war ehemals polnisch, und die Legende bezieht sich auf die Epoche, in welcher unser erster Vorfahr die griechische Religion annahm. Siehst du, meine Freundin, in denselben Wänden, in welchen wir jetzt wohnen, hauste ehemals ein sehr reicher und sehr böser Pan. Die Gränzen seiner Besitzungen gingen weit über den Dnepr; die Wälder waren undurchdringlich; in denselben unterhielt er, unter dem Namen einer Gränzwache, geradezu Räuber und, die ewigen Unruhen benutzend, verübte er solche Verbrechen, an welche man sich in der jetzigen Zeit kaum entschließen kann zu glauben. In eben den Kellern, zum Beispiel,

in welchen bei uns die Aepfel aufbewahrt werden, erschallten vor Zelten, Nacht, die Klageböue der Eingekerkerten; auf dem Hofe wurden Strafen, Foltern, mit einem Worte, alle Arten von Schreckensthaten verübt. Der größere Theil seiner Opfer bestand aus Juden; in den Augen des Pans waren die Benennungen Jude und Schuldiger gleichbedeutend, und einen Juden plündern, zu Tode martern, vernichten — hatte gar nichts auf sich. Der Pan lachte, indem er die Juden Thränen vergießen sah, und gerieth in Wuth, wenn seine bildschöne Frau es wagte, das Loos der leidenden zu milbern; und denke dir, ma chère, er schlug sie sogar in Gegenwart seiner schwelgenden Gäste, und verursachte so ihren frühzeitigen Tod. Das einzige Wesen, mit dem er milder umging, war sein Sohn, ein schöner Jüngling, welcher in Warschau aufwuchs, wo die glänzende Jugend der damaligen Zeit erzogen wurde. Dieser junge Mann war sehr schön, gewandt, stattlich und verdröhte allen Mädchen in der Umgegend den Kopf. Neben seinen Gütern befand sich das Eigenthum eines, wenn auch nicht reichen, doch durch seine Dienste bekannten russischen Bojaren. Der Bojar hatte zwei Kinder: einen Sohn, welcher unter den moskauer Kriegsschaaren diente und eine Tochter, ein junges Mädchen von ungewöhnlicher Schönheit. Der alte Vater liebte beide leidenschaftlich, und während er vom Sohne getrennt war, hütete er die Tochter als seinen einzigen Trost, als einen Schatz, dessen Opfer der Staat nicht bedurfte. Die Kunde von der außergewöhnlichen Schönheit Frinens gelangte bald zu den Ohren des jungen Mannes, welcher schwur, alles anzuwenden, um zu ihrem Besitze zu gelangen. Weil sein Vater ihm zu allen Freveln Beistand leistete, so hätte er, zweifelsohne, zu dessen Hülfe Zuflucht genommen, um mit offener Gewalt die Tochter den Armen des Vaters zu entreißen; da aber ein solches Verfahren die Aufmerksamkeit der russischen Regierung auf sich ziehen konnte, so beschloß der Pan, den günstigen Augenblick abzuwarten, der auch nicht zögerte, zu erscheinen. Der polnische Zarewitsch Wladislaw wurde in Moskau als russischer Czar anerkannt, und zu derselben Zeit belagerte Sigismund Smolensk. Die Polen triumphierten. Du begreiffst, meine Freundin, daß ich die Geschichte im Fluge berähre, und daher sage ich nur, daß es unserm Vorfahr durch verschiedene Ränke gelang, seinen Nachbar, den Bojar, zu verläumdern und vom König Sigismund die Vollmacht zu erlangen, sich seiner zu bemächtigen und ihn dem Gericht der Polen zu überliefern. Sich gegen bewaffnete Macht zu vertheidigen, war unmöglich, und der Bojar wurde nicht nur ergriffen, sondern auch, wie im Handgemenge, ermordet. Seiner Tochter gelang es unterdessen, zu fliehen. Ihrer Spur wurde ein ganzer Schwarm Hunde nachgesandt, die eigens zu dergleichen Auffuchungen abgerichtet waren; die Bewegungen derselben lenkte der junge Mann. In einer dunkeln

Herbstnacht erreichten die wüthenden Thiere im Halbessdickicht den geheimen, bisher unbekanntem Eingang zu einer Höhle und blieben, unter furchtbarem Gebell die Erde aufscharrend, vor derselben stehen. Der Jüngling ritt heran, sprang vom Rosse, fand alsbald die Oeffnung der Höhle auf, welche das unglückliche Mädchen beschützen sollte, und die nur durch einen vorgeschobenen Stein in aller Eile verborgen war. Er ergriff das Schwert und wälzte den Block, der der Kraft bald wich, hinweg, aber statt des erwarteten Opfers erschien ein Einsiedler, der ihn mit dem Zeichen des Kreuzes im Namen Gottes beschwor, nicht weiter einzudringen. Die Antwort darauf war ein Schwertschlag. Der blutbefleckte Einsiedler richtete seine Hand schweigend auf den Mörder und in demselben Augenblick warf sich der zahllose Hundeschwarm mit Wuth auf seinen Gebieter. Gepeinnigt von allen Seiten, brach der junge Mann in ein solches Hüllengelächter aus, daß der Wald wiederhallte und die ganze Umgegend erbebt; die Thiere heulten; ja, in den Dörfern der Umgegend fingen sogar die Glocken von selbst an, geheult und traurig zu läuten. Was mit dem Einsiedler und der Bojaren-Tochter ferner geschah — ist unbekannt; doch die Legende berichtet weiter, daß gerade nach einem Jahre, um Mitternacht, der Wald in einer ungeheueren Strecke von demselben Gelächter erschallte und im Verlaufe einiger Minuten von dem Heulen der Hunde, dem Brüllen der Thiere und dem traurigen Tone der Glocken wiederhallte. Der alte Pan blieb tiefsinnig und begann zu beten; es verging noch ein Jahr — dieselbe Erscheinung. Der Vater des verunglückten Sohnes erbaute auf der Stelle des wunderbaren Ereignisses ein Kloster, nahm die rechtgläubige Religion an und wurde Mönch. Der nächste Anverwandte trat in den Besitz aller Reichthümer des Pans, und das Kloster existirt noch jetzt. Da hast du, ma chère, die Legende; sie ist schauerlich, aber noch schauerlicher ist es, daß alle Bewohner von Storlupskoje behaupten (und obwohl es schrecklich ist, möchte man es fast glauben), daß am 28sten September, gerade um Mitternacht, sogar aus unserem alten Hause das Lachen, Bellen, Heulen und Läuten dentlich zu vernehmen sei. Ich frug Papa, ob er diesen Erzählungen Glauben beizumesse und erwartete sein gewöhnliches Lächeln, zu meinem Erstannen aber blieb er nachdenklich, zuckte mit den Achseln und antwortete kein Wort.

Wie gefällt dir das? Was mich anlangt, so habe ich neben mein Bett zwei Kammermädchen postirt... Bis dahin, Adieu, Sophie, und schreibe mir, im Namen unserer Freundschaft, wie der Ball bei der Fürstin B... war und wer am meisten Furore machte. — Mein Gott, welche Langeweile bei uns l.. Aber der Dnepr ist sehr schön!

Dritter Brief.

Nein, schreibe mir nicht solche Briefe, meine liebe Sophie! Wenn ich sie lese, so wird mir mein jetziges Leben noch unerträglich. Du bist so glücklich in Pawlowsk und ich, ich Arme... Und noch fünf solcher Monate! und alles dieses der Gesundheit wegen, während man vor Langerweile sterben möchte! Du schreibst, daß ein gewisser St.roslawski sich auf den Weg macht hierher in unsere Nachbarschaft; aber wer ist denn dieser Unglückliche? und kann er wohl ein ordentlicher Mensch sein, da er sich vornimmt, Petersburg mit diesem abgelegenen Orte zu vertauschen? Wahrscheinlich ist er krank; übrigens schliesse ich aus deiner Beschreibung, daß unser künftiger Nachbar kein Garde-Officier ist — ein schlechter Trost! Papa wünscht mich zu einer von seinen weitläufigen Verwandten zu führen; es ist dort Jahrmart und, wie es den Anschein hat, ein Liebhabertheater. Vom ersten habe ich keinen Begriff, das letztere kann ich mir vorstellen. In diesen Tagen fahren wir hin. Diese ganze Zeit über war unsere einzige Zerstreuung der hiesige Isprawnik, ein vierzigjähriger pockennarbiger Mann mit einer goldenen Kette am Halse. Um zu meiner Genesung beizutragen, erfand er eine sehr langweilige Beschäftigung: wir angeln ganze Tage hindurch Fische und der Isprawnik spießt eigenhändig die lebenden Würmer an die Angel. Du kannst dir vorstellen, wie mir diese Art zu gefallen zuwider ist. Uebrigens bin ich überzeugt, daß ich mit der Zeit mit meinem jetzigen Aufenthalte auf dem Lande sehr zufrieden sein werde. In der Residenz hat man keinen Begriff vom Provinzleben: diese Welt gleicht unserer gewöhnlichen so wenig, daß, zufällig in sie versetzt, es unvorstellbar wäre, die Sitten und Gebräuche dieser unbekanntten Sphäre nicht zu studiren. Denke dir übrigens nicht, daß das für uns einförmige und langweilige Landleben nicht auch seine Poesie besäße, daß selbst in des Landmanns bescheidenster Lebensart nicht auch Reize aufzufinden wären. Ich bin an diese Poesie noch nicht gewöhnt, begreife und verstehe sie nicht und lausche zuweilen auf das entfernte Geräusch des Wassers, auf das Quaken der Frösche, auf das melancholische Lied des Vorübergehenden, und hauptsächlich — auf den Gesang der Nachtigal, nicht im Vogelbauer, nicht im engen Blumengarten, sondern im dunklen Dickicht des endlosen Haines. Ich gehe dir, ehèrs amio, daß in meinem Herzen etwas wunderbares, etwas neues, mit einem Worte etwas vorgeht, daß wir sogar bei der Masurka-Polka nicht empfinden... Ich wende mich wieder nach Skortupskoje. Je mehr ich mich mit dem Orte bekannt mache, desto mehr sühne ich mich mit meiner neuen Lebensart aus, und wiederhole, daß wenn du, Sophie, und noch zwei-drei interessante Menschen mir Gesellschaft leisteten, ich meinewegen einwilligte, ganze fünf Monate hier zu verweilen. Der Doctor

Belletr. Bl. 2ter Jahrg. 22

schreibt mir ein, mit Sonnenanfgang aufzustehen, viel zu spazieren, früh zu Mittag zu speisen und zeitig mich zur Ruhe zu begeben. Die schwüle Mittagshitze ist drückend, der Abend aber, wahrlich, zuweilen sehr lieblich. In einem der umliegenden Dörfer fand sich meine Amme, eine schlichte, gute Frau; sie weinte, als sie mich küßte. Bei der ersten Visite brachte sie mir ein Huhn, welches ich selbst füttere; bei der zweiten — noch ein Huhn; vorgekern ging ich zu Fuße zu ihr. Beim ersten Anblick brachte mich die Armut meiner Amme zur Verzweiflung, ich konnte es nicht begreifen, wie man mit zwei dunkeln Bauerhänden, in welchen weder Nadel noch Gefäße aus Fayence sind, zufrieden sein kann; ich schämte mich, nach der Ursache solcher Entbehrungen zu forschen; und denke dir, die Amme klagte nicht einmal über ihr Geschick, sondern fing im Gegentheil an, mit Stolz ihren Luxus und Ueberfluß zu rühmen, indem sie bei jedem Worte Papas Güte pries. Drei Stunden blieb ich bei dieser guten Frau, besah ihr Blumengärtchen, welches nicht größer als mein Cabinet ist, ihren Gemüsegarten, ihre Kälber, ihr Federvieh und — ihre Enkel, überhaupt die ganze Wirthschaft. Es erwies sich, daß unsere Landleute ein sehr glückliches Volk sind, und zum Beweise dieser Wahrheit bekannte mir die Amme ganz ernsthaft, daß jeder Baueremann, im Durchschnitt auf die Seele, zwei Pferde besäße. Je n'y comprends rien, aber einerlei... Nach Hause begleiteten mich die Mädchen des ganzen Dorfes; sie sangen so laut, und sangen solch abgeschmacktes Zeug, daß ich mich ihrer schämte. Das Costüm, besonders die Taille der hiesigen Mädchen ist nicht schön, das ist wahr; sie haben sich aber daran gewöhnt und daher Gott mit ihnen! Um für die mir zu Theil gewordene Aufnahme und den Gesang mich dankbar zu erweisen, wollte ich einige Schokolade, von denen ich so viel besitze, den Mädchen austheilen, aber Papa versicherte mir, daß dergleichen Geschenke nie vollkommen geschätzt würden, und befahl, statt dessen, eine ganze Woche hindurch die Dirnen zu keiner Arbeit zu verlangen. Diese Nachricht erweckte allgemeines Entzücken; der Gesang verwandelte sich in einen Schrei der Freude und zu den Helden gesellten sich Länze, welche keine Feder zu beschreiben vermag. Den Tag beschloffen wir in der Gesellschaft des Dorfgeistlichen, einer bisher gleichfalls mir noch unbekanntem Person. Er besitzt weder Pedantismus noch Eigentümel; er muß sehr liebevoll sein. Um zehn Uhr trennten wir uns. Da ich noch nicht schlafen wollte, las ich zum ersten mal einige Seiten in einem russischen Journal; mir fiel die Abtheilung der Kritik in die Augen: was für unangenehme Sachen sagen sich einander die russischen Autoren. Uebrigens sind einige Anmerkungen sehr witzig und ich lachte unwillkürlich.

Tags darauf.

In der Nacht war ein schreckliches Gewitter; der Hagel hat die

Fenster eingeschlagen, die Blumen im Garten vernichtet und das Korn auf den Feldern rathirt. Vater sagte mir, welches Korn am meisten gelitten und auf welche andere Sorte man nun alle Hoffnung setze; tout cela est du Groc pour moi, aber mir thun die armen Bauern leid! Bis zum Morgen verursachte der Regen, welcher auf das Dach strömte, mit dem entfernten Rollen des Gewitters ein Geräusch, das mich zum süßesten Schlaf einlullte. Die Sonne beleuchtete prachtvoll das traurige Bild der allgemeinen Verwüstung. Die Bäume waren stellenweise gebrochen, und die Wege und Stege durch den Regen von tiefen Furchen durchwühlt. Gegen Mittag erglänzte alles hell und freundlich und ich begab mich auf den Weg, den Dnepr anzuschauen: er war trübe und reisend. Auf seinem gelben Rachen trug er Theile von Gebäuden, Balken und eine Menge Gegenstände, die schwer zu unterscheiden waren. Auf alles dies machten in kleinen Booten kühne Fischer Jagd. In meiner Gegenwart schlug eins derselben um — und was denkst du wohl, meine Freundin, was die andern Fischer thaten, als sie ihren Kameraden ins Wasser fallen sahen? sie lachten, und statt ihm Hülfe zu leisten, hinderten sie sogar den Unglücklichen ans Land zu gelangen. Uebrigens lachte der im Wasser fast ertrunkene am meisten, indem er die lustige Gesellschaft besprangte und sich nicht einmal die Mühe nahm, die Kleider zu wechseln. Quels hommes! Papa versichert, daß die Uferbewohner des Dnepr wie Enten tauchen, und wenn zuweilen jemand ertrinkt, was übrigens fast nie vorkommt, so geschieht es vielleicht aus eigenem Verlangen. Unter andern will ich dir von einem sehr lustigen Vorfall erzählen, welcher, obgleich er sich nicht auf den Dnepr bezieht, dennoch sehr originell ist. In der vorigen Woche begab ich mich, als sich der Abend zu neigen begann, mit Papa zu Fuß auf die zur Stadt führende Heerstraße. Die Luft war frisch; es gab weniger Mücken, wie es schien. Das Ziel unseres Spazierganges war die Hoffnung, dem nach Briefen und Journalen abgesandten Diener zu begegnen. Kaum hatten wir uns eine Werst vom Dorfe entfernt, als wir aus einem Gebüsch einen ungewöhnlich lauten Gesang vernahmen; dieser Umstand hätte unsere Aufmerksamkeit nicht auf sich gelenkt, wäre es ein russisches Lied gewesen, es war aber eine französische Romanze. «Wer kann der Sänger sein?» fragte Papa neugierig, und mit einemmale wurde am Rande des Gebüsches ein Mann sichtbar, der vierzig Jahre alt zu sein schien, von bräunlicher Gesichtsfarbe und kleinem Wuchs war, dabei aber ein fröhliches, offenes Aussehen besaß; er hatte eine Uniform ohne Knöpfe an, einen Strohhut auf und einen gewürfelten Mantel um. «Salut mon propriétaire!» rief er, an Vater vorübergehend, der ihn natürlicherweise aufhielt und mit Fragen überschüttete: «von wo er komme, wohin er gehe und weshalb?» Der Herr im phantastischen Costüme war ein Franzose, ging zur Stadt «Win-

stb) und zwar in einer Angelegenheit, welche du wohl niemals errathen würdest. Ich will dich nicht quälen, ma chéro, und sage daher, was es für eine Angelegenheit war. Ein Verwandter des Fremden hat ihm ein Fäßchen Ducaten vermacht, welches von dem verstorbenen Freunde des verstorbenen Verwandten auf der Heerstraße von «Minsk» nach «Moskwa» vergraben ist; das Zeichen, an welcher Stelle dieses Fäßchen sich befindet, ist eine krumme Birke mit einem in derselben eingeschnittenen Kreuze. Papa konnte sich des Lachens nicht enthalten, während er die naive Erzählung des Franzosen anhörte, der sich endlich mit großer Mühe überzeugte, daß vom Jahre 1812 bis 1845 die Birke abgehauen und sogar der Platz schon von einer andern eingenommen sein könnte, der unzähligen Menge von Bäumen nicht zu erwähnen, welche sich auf dem Wege von Moskau nach «Minsk», was wahrscheinlich Minsk bedeuten sollte, befinden. Der enttäuschte Reisende blieb nicht lange in Gedanken versunken; nach einer Pause begann er selbst über sich zu lachen und bezeichnete seinen Verwandten mit solchen kowischen Namen, daß ich sie mir garnicht mehr ins Gedächtniß zurückrufen kann. Papa, der ihn demittelte, lud ihn auf einige Tage nach Skorinpskoje ein. Er sagte gern zu, und wir kehrten unserer drei von dem Spaziergange heim. Der Franzose heißt Joseph. Am andern Morgen fanden wir Joseph, mit einer Schaufel bewaffnet, im Garten; er hatte die Gärtner unter sein Commando genommen und, von niemanden dazu beauftragt, verfügte er über alle Arbeiten. Nachdem er mich, wie eine alte Bekannte begrüßt, fing er seine Projecte für die künftige Verbesserung des Blumengartens zu erklären an, und fuhr in seiner Arbeit, die Erde zu graben fort, ohne Unterlaß dazu singend. Mit dem Gärtner verständigte er sich theils in seiner Sprache, theils durch Pantomimen. Gut oder schlecht, man verstand ihn und gehorchte. Papa, der alles Fröhliche liebt, hörte Joseph in der Ausführung seiner Pläne nicht, sondern gab sich sogar das Versprechen, ihn keinesweges daran zu erinnern, daß er nur ein Gast sei, der weder das Recht noch die Ursache habe, in einem Orte, welcher ihm ganz fremd, so viel zu schalten. Die Mittagsstunde kam heran und Joseph bat um ein Glas Milch und ein Stückchen Brod; alles übrige, das ihm angeboten wurde, schlug er rundweg aus und behauptete, daß viel essen — eine schlechte Angewohnheit sei. Der Gast arbeitete im Garten bis tief in die Nacht hinein, trank ein zweites Glas Milch, schlief im Walde, unter freiem Himmel und bewaffnete mit Tagesandruch nicht nur sich, sondern auch alle seine Cameraden von neuem mit Schaufeln. Es ist nun bald eine Woche, seit Joseph bei uns lebt, und Papa hat sich so an ihn gewöhnt, daß er nicht im Stande ist, gleichgültig an die Möglichkeit einer Trennung von ihm zu denken. Dem Papse nach ist unser Freund ein Elssasser und von Profession ein Buchbinder. Es gibt

im Hause keine Berrichtung, an welcher er nicht Theil nähme; alle Diener haben ihn lieb gewonnen und ich verplaudere mit ihm mehrere Stunden hintereinander. Siehst du, was es heißt, auf dem Lande zu wohnen: jede Abgeschmacktheit beschäftigt, jedes neue Gesicht ist — ein Fund, den wir schätzen. Deine baldige Antwort werde ich als einen Beweis ansehen, daß dir meine Briefe nicht lässig geworden sind, und werde dir öfter schreiben.

#### Vierter Brief.

In diesem Augenblicke verlasse ich die Equipage, entsiegte ein ungeheuer dickes, von der Post erhaltenes Paket Briefe, suche die deinigen auf, lese sie nicht, sondern verschlinge sie gierig — und werde abermals wehmüthig gestimmt. Macht es dir, meine Freundin, Vergnügen, aller der Reize des petersburger Lebens zu gedenken, und gegen wen? gegen die armen Bewohner des R—schen Kreises! Sophe, du bist nicht großmüthig, und vor einem Monat hätte dein Schreiben mir viele Thränen gekostet; aber, leider! sind nun mein Verstand, meine Gefühle und sogar mein Herz so kalt und abgestumpft, daß selbst der Gram weder Klagen noch Seufzer mir entlockt; ich beginne, sehr einsichtsvoll auf die weltlichen Vergnügungen zu blicken, und — o Prosa! schätze die Gesundheit höher, als alle Freuden. Aus deinen Worten schliesse ich, daß unser künftiger Nachbar auf dich Eindruck gemacht hat; aber wird er wohl bald hier ankommen, dein Staroslawski, und wie konntest du dir nicht die Mühe nehmen, ihn näher zu beschreiben? Was erklären die Worte: «sehr hübsch, originell, interessant» u. s. w. und bei wem können ähnliche Epitheta nicht angebracht werden? Aus Langerweile habe ich mich bemüht, diesen Staroslawski mir vorzustellen, legte ihm die Eigenschaften aller meiner Bekannten bei — natürlich, der besseren — und dann, als ich mein Ideal beendete, fragte ich mich selbst, ob er mir wohl gefallen könnte? und immer antwortete die innere Stimme mit: nein! In der That, zugegeben, daß der junge Mann hübsch ist, so sind folglich seine Augen entweder blau oder schwarz, die Gesichtsfarbe ist blaß, das Haar schwarz, braun oder blond, die Nase römisch oder griechisch. Aber der Verstand? Von welcher Beschaffenheit kann der Verstand Staroslawskis sein? Ernsthaft — Langerweile; Spottfüchtig, boshaft — gewöhnlich; Salon-Verstand — vielleicht leer; nun, was denn für Verstand? frage ich. Die erste Zusammenkunft beschränkt sich, natürlich, auf eine Verneigung, zwei bis drei französischen Phrasen, scharfsinnige Antworten und die Beschreibung der letzten Petersburger Ereignisse, die Bälle, Spaziergänge &c. &c. Wird er mich aber umschwärmen? Natürlich, ja! Wenn nicht — wieder Langerweile. Ach-



men wie den interessantesten, b. h. den ersten Fall an: habe ich nicht bereits hundertmal alles, was der verleihte Staroslawski mir sagen wird, gehört? Sind seine künftigen Blicke den meinigen nicht schon begegnet? Sind nicht dergleichen Fälle von allen Romanciers unserer Zeit vorher berechnet worden? O Gott, wie beschränkt sind bei den Menschen die Mittel, zu gefallen, und wie übel, wie unüberlegt handeln sie, daß sie unser schönes Geschlecht nicht bis zum Augenblick der Vermählung in hohe, unzugängliche Erkerzimmer einschließen! Doch genug davon, und fahrt mit der Philosophie. Der M—sche Bezirk ist, glaube es mir, reicher an Neuheiten, als eure glänzende Welt, und du selbst, Sophie, hast mich, mein Journal fortzusetzen und ich — gehorche.

Unsere entfernte Auserwählte, Agapholeja Anastas'jewna Orjuskowaja, wird zu den reichsten und geachteten Damen der Umgegend gezählt. Sie ist eine beleibte, rothwangige Wittwe, begabt mit einer in eine Perrücke eingehüllten niedrigen Stirn, mit einer Warze auf dem linken Augenlide, mit weißer Augenbraue über dem rechten Auge und trägt an allen Fingern Ringe; sie hat vier Töchter, eben so viel beständig bei ihr gastirende Nachbarrinnen, eine große Anzahl Diensthöfen, schlechte Gemälde, und alles dies ist in einem langen hölzernen Gebäude mit zwei Flügeln und einem Belvedere untergebracht. Als wir uns dem Gute der Orjuskowskis näherten, berichtete man überall, wo wir anhielten, daß Agapholeja Anastas'jewna uns jeden Augenblick erwarte. Agapholeja Anastas'jewna selbst dagegen versicherte uns das Gegentheil und zeigte bei unserer unerwarteten Ankunft einen Schein von Verwunderung. Darin besteht die Politik auf dem Lande! Jemanden erwarten — wird im M—schen Bezirk fast für eine Erniedrigung gehalten. Meine sogenannten Cousinen könnten nicht übel sein; sie besitzen rosige Wangen; einige von ihnen sind blond, die andern brünett und alle haben allerliebste Augen und Zähne (ausgenommen die älteste); aber alle sind geziert und affectirt, so daß es wirklich lächerlich ist. Wozu alles dieses? ich begreife es nicht. Kein Wort sagen sie einfach; jede Kopfbewegung muß vorher einstudirt werden und die Ausrufungen nehmen kein Ende... Es ist ermüdend! Ich frug die Älteste, welche höchst sentimental ist, ob sie ranche?

— Ach! wie ist das möglich!

— Wie so?

— Sie scherzen, Cousine; nein, gewiß, Sie scherzen; mais c'est une horreur!

Zur Antwort auf diese Ausrufungen ranchte ich einen Papiros an. Die jüngeren Schwedern, welche, trotz ihres zwei- und dreißigjährigen Alters, in der Familie noch zu den Kindern gezählt werden, sind recht niedlich aber übermäßig behend und *naïf*. Sie erröthen auf Bestellung und machen aus der Unschuld eine Art von Geschäft; ihr Haar

ist kurz geschneitten und rauh frisiert; sie tragen kurze Kleider, die mit schwarzen Schuhen besetzt sind und haben korallene Kreuzchen am Halse hängen; sie gehen nie, sondern laufen. Die älteste, Antonine ist gelehrter als die andern; Literatur-Streitigkeiten werden von ihr entschieden; ihr Wort ist Befehl für die ganze Familie.

Im Verein mit ihr genießt dieselben Vorrechte im Hause und sogar in der Umgegend der einzige Sohn Agapholleja Anastas'jewna's — ein dreißigjähriger Bräutigam mit einem Milchgesicht, Kuper genannt, alias Kuprian Ssamitsch; Kuper oder Kuprian ist in seiner Art so merkwürdig, daß ich nicht umhin kann, über ihn einige Worte zu sagen. Fürs erste ist er bis zur Thorheit in sich verliebt. Leise, gedehnt und in ausgewählten Ausdrücken sprechend, lauscht mein Cousin mit Entzücken auf seine eigene Stimme, und es fehlt nur noch, daß er sich selbst applaudirt. Einige literarische Erzeugnisse, die nur in der Familie vorgelesen wurden, haben Kuper den Titel eines Poeten verschafft, und diesen Titel trägt er mit Selbstgefühl und Stolz. Seiner und Antoninens Meinung nach hat er eine ungewöhnliche Ähnlichkeit mit Byron, da er gleich dem berühmten Lord auf einem Beine hint und seine Nägel sehr selten beschneidet. Der junge Orjufowoki erschien lange nicht auf den Ruf der Mutter, welche erzählt, daß er, wie alle Poeten, zuweilen von einer schrecklichen Eposchondrie befallen werde und dann keine irdischen Triebe seiner allerersten, schöpferischen Seele zugänglich wären: dies ist Wort für Wort die Trabe Agapholleja Anastas'jewna's, welche sie wahrscheinlich aus den Worten des Sohnes erlernt hat: ein Schluß, den ich aus meinen später mit Kuper geführten Unterhaltungen gezogen habe. Du erinnerst dich, Sophie, meiner Gabe, jeden zu copiren, und daß ich einige Personen vollkommen darzustellen vermag; zur Zahl der letzteren gehört billig und gerecht unser junger Anverwandter. Nicht allein seine Stimme und Manieren achme ich nach, sondern habe auch mit seinen Phrasen zu sprechen gelernt. Dergleichen Redensarten wirst du wohl schwerlich in deinem Leben zu hören bekommen, wenn du dich nicht mit dem Poeten selbst bekannt machst. Meinen Blick, zum Beispiel, preisend, drückt er sich so aus: «Cousine! wie herrlich deraufschend ist ihr Blick, und wie harmonisch erschüttert er die Fieder des Herzens» Dabei erhebt er seine Angäpfel bis zu den obern Augenlidern, bedeckt die Stirn mit der Hand, schüttelt das Haupt und sinkt, gleichsam wie aus Erschöpfung, in den Lehnsstuhl. Dem Sohn anhörend, schaute Agapholleja Anastas'jewna mit einem feierlichen Lächeln auf mich, Antonine aber senkt und macht mit ihren Augen fast dasselbe Manöver wie ihr Bruder. Da hast du den Umriss der Familie, welche im R-schen Kreise als *commis il faut* gilt; und wie viele Opfer sind, wie man sagt, durch Kuper und Antonine in der jenseitigen Gegend des Dnepr unglücklich gemacht!

Für den Tag nach unserer Ankunft machte man Anordnungen zur Vorstellung: eine der Borrathskammern wurde zur Bühne umgeschaffen, die Decorationen bemalt, Gerüste für das Publicum erbaut und oft gelangten abgebrochene Laute der Musik und Worte der Bauderville-Couplets zu unseren Ohren, die abwechselnd von mehreren Töchtern Agapholleja Anastas'jewna's unzählige mal wiederholt wurden. Welche Stücke man zur Aufführung vorbereitete, blieb vor der Hand geheim; zur Vorstellung wurden eine große Anzahl von Gästen erwartet. Unter Bewirthung und Kartenspiel verging der Abend; einige Augenblicke vor dem Souper erschien eine Familie aus der Nachbarschaft, die nicht im mindesten interessant war und darauf ein alter Mann, mit silbernem Haupthaare; auf diese beschränkte sich, zum merklichen Mißvergnügen der Wirthin, unsere Gesellschaft. Vom Abendessen fanden wir spät nach Mitternacht auf; da ich zum Schlaf noch keine Neigung verspürte, schlug ich einen Spaziergang vor und reichte meinen Arm Kuper, der mich sehr sonderbar anblickte, sich aber beeilte, seine ziemlich unreinen Handschuhe anzuziehen und mir in den Garten zu folgen. Keine der Schwärzer äußerte den Wunsch, uns zu begleiten: die eine fürchtete sich vor der Feuchtigkeft, die andere vor Schlangen, die dritte ward von ewigen Flüssen geplagt; wir begaben uns also beide allein auf den Weg. Die Ursachen, welche von den Geschwistern des Poeten vorgeschützt wurden, waren eine ungegründeter als die andere, die Luft kaum bemerkbar kühl, Nebel und Feuchtigkeft gleichfalls nicht vorhanden und die Schlangen erstirten nur in der Einbildung der empfindsamen Antonine. Der Neumond verschwand bald hinter weißen, durchsichtigen Wolken, bald tauchte er wieder in dem dunkelblauen Himmel auf, und strahlte wie aus einem unendlichen Spiegel, im großen, hellen, mit Zweigen und Schilf gezierten und eingerahmten Teiche wieder; bisweilen ertönte das Plätschern des Wassers, verursacht durch die aus der Luft hineintauchenden wilden Gutes; dann schwieg auf einen Augenblick das nächtliche Concert der Ufer-Vögel und begann von neuem unter dem gemessenen und heßlichen Klappen der gußeisernen Tafel des Dorfwächters... Wir durchwandelten den Garten, überschritten den Damm und begannen den Hügel zu ersteigen. Zu beiden Seiten des Weges breiteten sich unabsehbare Ackerfelder aus, auf denen sich, Inseln gleich, stellenweise dunkle Baumgruppen absanderten; fern, am Horizont, erhob sich ein finsterner Wald. Ich fühlte, daß Kuper mir kaum bemerkbar die Hand drückte und sah ihn erschaut an; er hüftelte, rückte seine Mütze zurecht; wir gingen weiter.

— Sie sind, Cousine, ein höchst excentrisches Wesen, sagte mir der Poet, indem er senkte und meine Hand drückte.

— Mit Ihnen, Cousin, ist höchst unbequem zu gehen, antwortete ich in demselben Tone, meine Hand befreiend.

Er begann sich zu entschuldigen, versicherte, daß die Schönheit der Nacht und der Zauber meiner Gesellschaft ihn in eine bessere Welt versetzt hätten. Was mich anbelangte, so zog ich es vor, durchaus allein zu gehen und bemühte mich so viel wie möglich die von mir angenommene Distanz zwischen dem Poeten und mir zu bewahren. Ungefähr eine halbe Stunde hindurch vernahm ich die hohen Phrasen Kuper's, welche zum Glück keine Antwort erforderten, da sie sich nicht direct an mich wandten, sondern vorher in Eden, auf der Welt der Welten, auf den in der Unendlichkeit sich verlierenden Sternenmassen u. s. w. herumhüpften. Unterdessen erreichten wir den Gipfel des Hügels und ein neuer Gegenstand zog meine Aufmerksamkeit auf sich: vor uns, in der Ferne, zeigte sich ein weißlicher Punct, der einem, vom Monde beleuchteten steinernen Gebäude sehr ähnlich sah.

— Was schimmert dort so weiß? fragte ich Kuper, auf den Punct hindeutend.

— Dies ist das Kirchdorf Weršnewo oder das «Düßere Lager» \*).

— Eine sehr sonderbare Benennung! bemerkte ich.

— Den letztern Namen verdankt es, fuhr der Poet fort, — einem unglücklichen Ereignisse.

— Ist Ihnen dieses Ereigniß bekannt?

— Nein, nicht ganz, und dann kann auch nicht jeder Albernheit Glauben geschenkt werden, obgleich man übrigens nicht umhin kann, beizupflichten, daß bis zu dieser Stunde auf allen Nachkommen der Eigenthümer des Kirchdorfs der Stempel von etwas ungewöhnlichem haftet.

— Wem gehört denn das Kirchdorf jetzt?

— Einem sehr sonderbaren Wesen, antwortete nachlässig der Poet: — einem Menschen, der seiner intellectuellen Eigenschaften wegen unaussehlich ist, einem Menschen, der alle Poesie, welche vom Geschick in die Seelen der Auserwählten gepflanzt ist, verneint, der nicht einmal die fühlbarsten, die am leichtesten erreichbaren Vorzüge der poetischen Naturen anerkennt.

— Nun, wer ist denn endlich dieser Sonderling? rief ich ungeduldig aus.

— Ein gewisser Staroslawski.

Wir entfloß unwillkürlich ein Schrei.

— Er ist mein Freund, setzte Kuper hinzu.

Es ärgerte mich der Gedanke, daß Staroslawski, derselbe, von dem du mir schreibst — der Freund meines Verwandten sei; diese Kunde ver-

---

\*) Грустный Стань.

nichtete im Nu den ganzen Zauber; ich bemühte mich nicht einmal die genaue Erzählung der Mängel des künftigen Nachbarn bis zu Ende anzuhören und trat in der aller schlechtesten Stimmung den Rückweg an. Die letzte Hoffnung — wenigstens einen interessanten Menschen in dieser Ginde zu sehen — war vernichtet; das ist gerade zu furchtbar, es ist unanstößlich. Und wie viel gutes versprach mir die Benennung «Düsteres Lager» und deine Briefe! Der Freitreppe uns nähernd, begegneten wir in verschiedenen Theilen des Gartens den furchtsamen Cousinen, welche gleichsam wie aus der Erde hervortauchten; — jede von ihnen frug mich ironisch, ob wir weit gegangen wären, ob wir die Zeit angenehm verbracht hätten, und ob sich nichts ungewöhnliches ereignet habe; anfangs begriff ich nicht, worauf sich alle diese Fragen bezogen, aber die zweideutigen Worte Antoninens führten mich auf den rechten Weg: die Schwestern des Poeten fanden den Spaziergang mit ihrem bezaubernden Brüderröthen für unschädlich und gefährlich, in ihren Anspielungen drückte sich aber der Wunsch aus, mich fühlen zu lassen, daß ihren durchdringenden Augen der tödliche Eindruck, der durch den Poeten auf mein Herz gemacht war, nicht entgangen sei. Der ganzen Familie eine gute Nacht wünschend, bat ich, mir mein Zimmer anzuweisen, und, ich gesehe es, wurde unangenehm überrascht, als ich erfuhr, daß das mir bestimmte Zimmer das Schlafgemach der vier Schwestern mit allen ihren profaischen Attributen sei. Einige Kammermädchen stürzten von allen Seiten über uns her; vergebens bemühte ich mich, ihnen zu versichern, daß ich mich mit meiner eigenen Bedienung begnüge. Auf meine Bitten und Mahnungen nicht achtend, entkleideten sie mich fast mit Gewalt, und überschütteten mich mit Fragen, ob ich nicht dieses oder ob ich nicht jenes wünsche; endlich war die Nachtoilette beendet, und wir blieben unter zehn Augen, in den weichsten, ja, zu weichen Kissen versunken, weil das dicke Schnurgeflecht des Bettes gar zu deutlich dem ganzen Körper sich fühlbar machte. Ich entsinne mich nicht mehr, worüber wir eigentlich bis in die späte Nacht hinein plapperten. Ich gesehe es dir, ma chère, daß ich auf jede Art mich bemühte, das Gespräch auf Staroslawski zu leiten, und bemühte mich nur deswegen, glaube es mir, weil er dich interessirt. Nach langem Präludium gelang es mir endlich, das «Düsteres Lager» zu nennen.

— Ach, es ist das Eigenthum Staroslawski's! rief eine der ewig hüpfenden Cousinen aus.

— Und Sie kennen ihn? fragte ich gleichgültig.

— Ein wenig. Er fährt nirgends wo hin, und wie sich Kuper auch darum bemühte, sich ihm zu nähern, so gelang es ihm dennoch nicht.

Diese natve Antwort der Blondine beruhigte mich ein wenig: der Poet konnte sich einbilden, daß er mit Staroslawski befreundet sei; der

Anfang war gemacht und das Gespräch konnte ich fortsetzen, ohne das Erkennen oder den Argwohn der scharfsinnigen Mädchen zu erwecken. Dieselbe Blondine machte mir eine sehr dunkle Beschreibung von deinem Bekannten: ihrer Meinung nach ist Staroslawski entweder ein beschränkter oder schlecht erzogener junger Mann, der die Jagd der angenehmen Gesellschaft vorzieht; er kannte keine Entbehrungen, mußte alle seine Launen ausführen und endigte so, wie der größte Theil der ihm gleichenden endigen... Die Cousinen begegneten ihm auf den benachbarten Wegen, riefen ihn zu sich, er aber, allen Anstand vergessend, sagte ihnen ein, daß es bei ihnen langweilig sei, und von der Zeit an, es versteht sich von selbst, wandten sie ihm den Rücken, sobald sie seiner in der Ferne sichtbar wurden, und vernieden jedes Zusammentreffen mit ihm. Ich gehe es dir nochmals, meine Freundin, daß der gerechte Unwille der Schwestern auf Staroslawski mir bei weitem mehr Vergnügen verursachte als die Freundschaft des Poeten, und unter dem Einflusse des letzten Eindrucks schloß ich die Augen und öffnete sie vor dem unaussprechlichen Glanze der Sonne, welche bereits die Hälfte ihres gewöhnlichen Laufes erreicht hatte. Ich höre zu schreiben auf, weil ich müde bin und Papa mich spazieren ruft. Lebe wohl, mon ange, bis Morgen. Ich schreibe größtentheils des Morgens: das Gedächtniß malt dann das vergangene frischer und lebhafter.

Tags darauf.

Ich erwachte mit Kopfschmerzen; die Enge und allzugroße Aufmerksamkeit meiner Cousinen hatten mich abgemattet; heute ist jedoch die Vorstellung — und bei derselben nicht zugegen sein, wenn auch unter dem Vorwande zu sterben, würde für Stolz gehalten werden; es blieb nichts übrig, um zehn Uhr erschien ich im Empfangsaale. In den Gemächern ist es bekommen; die Sonne brennt; in der Luft ist nicht die kleinste Bewegung. Man schlug mir einen Spaziergang vor. Kuper krümmte den Arm und reichte mir denselben mit einer der Tiraden, welche ich Tags vorher schon gehört hatte. Es war unmöglich, den Spaziergang auszuschiagen: er hatte zum Zweck, die ganze Gesellschaft aus dem Hause zu entfernen; es war nothwendig, Stühle und Lehnstühle ins Theater oder in die Borrathskammer hinüber zu tragen. Gegen Mittag erschienen einige Gäste, die ich mir nicht genau anschaute; einer derselben — von miltleren Jahren, mit einem nichtslegendem Gesichte, setzte sich übrigens neben mir zu Tische und sprach ununterbrochen. Nachdem er mich ausgeforscht, ob ich nicht mit seinen Bekannten oder Verwandten bekannt oder verwandt sei, berührte er zufällig die Staroslawski's; natürlicherweise hielt ich ihn bei diesem Namen auf und das Gespräch wurde lebhaft. Ich kann es nicht leugnen, daß dein Staroslawski in der That kein ganz ge-

wöhnlicher Mensch sein muß. Orjukowski's Gast ist noch lange kein Poet und seine Erzählungen athmen nicht die mindeste Poesie, sie sind im Gegentheil einfach und tragen den Stempel der Wahrheit. Der Gast kannte genau den Vater Staroslawski's, alle Familienangelegenheiten desselben, einige Details aus seinem Leben, seine Angewohnheiten und seinen Character; mit einem Worte, von allem, was ich hörte, machte ich mir fast einen oberflächlichen Umriss meines künftigen Nachbarn und bin heute viel zufriedener mit ihm als gestern. Die Hauptursache meiner Ausöhnung besteht darin, daß er nicht mehr ganz jung ist: er soll über dreißig Jahr sein; dann muß er, nach den Worten des Nachbarn, einen festen und unbeugbaren Character haben, ohne große Anmaßung zu besitzen, und nicht im mindesten sich mit sich selbst beschäftigen. Sein Vermögen ist bedeutend; er ist nicht geizig; nicht sentimental, hegt keine Liebhaberei für Pferde und Klatschereien und war in niemand verliebt. Den letzten Punct führe ich übrigens nur nebenher an, alles andere aber zum Zweck — dich, meine Freundin, näher mit der Person, die dir, wie es scheint, zu gefallen anfängt, bekannt zu machen. Aber kehren wir zur Vorstellung zurück; ich werde mich bemühen, selbst den kleinsten Umstand nicht zu vergessen. Um acht Uhr regnete es und die Papier-Laternen, welche an den Bäumen hingen, erloschen; der Staub verwandelte sich in Schmutz und mit Hilfe vierstügender Droschken überfiedelte die ganze Gesellschaft in die Vorrathskammer; ich berührte im Vorübergehen mit der Hand die Droschke und nun ist's schon ein Tag her, daß, ungeachtet des Gebrauchs aller bekannten fleckenvertilgenden Mittel, der Geruch und die Farbe der Droschke von meiner Hand unzertrennlich sind. Die sogenannte Bühne war aus Brettern zusammengeklüfft, mit Kreide bezeichnet und grellen Farben bemalt und stellte zwei Mäusen mit Zirkel, Leiter und Dreieck dar; diese Mäusen hatten athletische Formen und nicht entfernt grazilöse Stellungen; zwei Tauben, die gerade in der Mitte des Vorhanges einen Kranz hielten, waren von der Größe der Berg-Adler. Die Bänke, welche nicht fest standen, waren gleichfalls mit etwas abfärbendem gelb gemacht. Mein Tischnachbar breitete sein Schnupftuch unter sich aus; ich that dasselbe; unserem Beispiel folgten Papa und viele andere Gäste. Das Orchester posirte sich hinter den Zuschauern und begann die Duvertüre nicht gleichzeitig; mehrere Instrumente verspäteten sich sogar bedeutend; einmal aber angefangen, hielt jeder für sich Tact, und achtete wenig auf das Klopfen und den Eifer des Kapellmeisters. Das musikalische Chaos wurde durch einen Pfiff, der hinter den Coullissen erschallte, unterbrochen — und der Vorhang rollte auf. Die ersten fünf Minuten vergingen unter allgemeiner Erwartung der Dinge, die da kommen sollten; auf der Bühne erschien niemand und mir wurde entseßlich unbehaglich zu Muth; im Parterre wurden schon abgebrochene Laute hörbar; die Zu-

schauer enthielten sich nur mit Nähe des Lachens; selbst Agapholleja Anastas'jewna erhob sich bereits von ihrem Sitze; ein abermaliger Pfiff hinter den Couliissen — und der Vorhang fiel, die eben erst unterbrochene Overtüre ertönte von neuem und mit verdoppelter Energie. Einige Zuschauer näherten sich der Bühne, flüsterten durch eine Spalte in der Thür mit den Acteurs und theilten jedem Zuschauer einzeln und unter Lächeln mit, daß Helena Saw'schna, d. h. eine der jüngeren Töchter, sich nicht hatte entschließen können, auf die Bühne zu treten, und in heftige Verwirrung gerathen sei. Da trat Agapholleja Anastas'jewna in ihre Rechte und, indem sie dem Parterre durch ein Zeichen zu verstehen gab, daß sie es auf sich nehme, alles beiseite abzumachen, rückte sie einen Stuhl zu der Erhöhung, überschritt die Reihe der angezündeten Kerzenenden und verschwand hinter den Couliissen. Zu unsern Ohren gelangten einige Ausdrücke, aus denen nicht schwer zu entnehmen war, daß Helene sich aufs Bestimmteste entschliesse, die Bühne zu betreten, was auch nicht verzog zu geschehen. Kaum hatte Agapholleja Anastas'jewna den untern Boden wieder betreten, so brachte auch schon ein abermals erschallender Pfiff die Musikanten zur Ruhe; der Kranz mit den Tauben erhob sich zur Decke und Helene erschien im nicht ganz neuen Officier-Rock, der nicht für sie genäht zu sein schien und, was am interessantesten war, mit von Thränen gerötheten Augen. Lautes Applaudissement empfing das Officiers-Mädchen, das anfangs erröthete, dann verwirrt einen Krüts machte und endlich hinter die Couliissen fortließ. Diesmal wurde Agapholleja Anastas'jewna im Ernste böse und ihr Stuhl befand sich schon wieder am Gerüst, als der Officier zurückkehrte, und mit den Händen schwenkend, wahrscheinlich komische Verse leise herflüsterte, jedoch so rasch, daß sie niemand besser als ich hörte; ich aber vernahm garnichts. «Lauter, lauter!» ertönte es aus dem seitwärts im Hintergrunde befindlichen Gebüsch, das übrigens mehr einer grünen Ananas glich, und die unglückliche Helene stockte und sah die Mutter mit lebendem Blick an und begann entschieden weinerlich ihre Rolle von neuem herzuschlucken. Nie habe ich eine Frau in so heftigem Zorne gesehen, wie Agapholleja Anastas'jewna: ihre Lippen bebten, die Augen leuchteten in furchtbarem Glanz; alle ihre Bewegungen athmeten Zorn; Papa aber und die andern gebrauchten alle Mittel, um die Mutter des armen Lenchen zu beruhigen und ermunthigten durch lauten Bravoruf die in der Officierstracht zum Tödlachen unbeholfene Debütantin. Vor der Zeit wahrscheinlich, erschien Kuper zur Hülfe, und alles ging in gehöriger Ordnung; der Poet hatte sich Augenbrauen aufgelegt, das Haupt mit einem Rosa-Pflaster bedeckt, welches eine Blase vorstellte, das Gesicht mit einigen schwarzen Linien kreuzweise durchsucht und sprach mit heiserer Stimme, was im Parterre, das nicht erwog, daß seine Rolle nicht komisch, sondern pathetisch sei, allgemeines Gelächter



erweckte. An einigen Stellen rang er in Anfällen der Verzweiflung die Hände und begann sogar zu weinen; in der Meinung des Publicum mußte er aber dennoch der Buffo bleiben, und Gelächter accompagnirte einmüthig jedes Wort, jede Bewegung meines unglücklichen Cousins. Das Stück endete bald; der Aeteur wurde herausgerufen, bis zum Himmel erhoben, die Fräulein aber von dem Gerüst auf den Händen herabgetragen und zu Agapholleja Anastas'jewna geführt, die sie alle abherzte und küßte, Lenchen aber ausschalt und ihr erlaubte, bis ans Ende der Vorstellung die Uniform anzubehalten. Zwischen dem ersten und zweiten Stück erschien Kuper auf der Bühne im dunklen, mit roth quadrirtem Zeuge gefütterten Mantel und bis über die Augen gerüchtem Hute. Das Gesicht und die Haltung des Poeten versprachen etwas außerordentliches. Festerlichen und pausirenden Trittes näherte er sich der Vorderbühne, blickte verächtlich auf's Publicum, schüttelte schweigend das Haupt, trat dann zurück, erhob die Hand und schrie plötzlich mit wilder Stimme auf: «Freunde, worüber scherzt ihr?» Kein Applaudissement, sondern ein Schrei, kein Lärm, sondern ein Gepolter ertönte in der Vorrathskammer, als Kuper schwieg; er seufzte tief auf, legte die Hand aufs Herz, seufzte wieder, verbeugte sich erhaben und entfernte sich rasch, indem er den Kopf mit beiden Händen erfaßte. Wie er mir in diesem Augenblicke traurig vorkam, kann ich dir, Sophie, nicht beschreiben. Mon Dieu! il est donc possible d'être bête a ce point! Auch die Zuschauer sind niedlich!... Danke dir... aber nein, du wirst es für Uebertreibung halten; ich betheure, ich setze nichts hinzu: einige weinten vor Rührung und küßten mit Begeisterung die Hände Agapholleja Anastas'jewna's!

Das letzte Stück war Kupers Erzeugniß; es bestand aus Versen, Tänzen, Gliederverrenkungen und einem lebenden Bilde; zum Schluß declamirte der Autor, zu Ehren der Mutter, Couplets, das übrige Personal wiederholte sie singend im Chor und sich verbeugend und verabschiedend, nahmen alle komische Stellungen an. Neues Gepolter und Geschrei im Parterre, neue «Bravo's» und — bis aufs äußerste ermüdet und schläfrig, eilte ich rasch ins Haus, entschuldigte mich bei allen und begab mich zu Bette. Non, on ne m'y prendra plus! Geschwind nach Eorlupsoje! auf lange, auf immer, wenn es angeht. Welch ein Glück, die Musik, die Verse, garnichts — weder zu sehen, noch zu hören! Je me sens brisée. Adieu, Sophie; bis zu einer interessanteren Epoche werde ich nicht schreiben.

Kuper hat um die Erlaubniß gebeten, uns zu besuchen; le moyen de refuser? Was kann es werden?

Fünfter Brief.

Mir sind eine Menge Abentheuer begegnet, von denen eins lächerlicher ist als das andere. Um mehr Material zu sammeln, habe ich dir länger als einen Monat nicht geschrieben. Zuerst dies: Staroslawski befindet sich in unserer Umgegend; wir haben uns nur einmal gesehen. Staroslawski ist origineller, als ich je einem begegnete; c'est un étroit à part; aber ein Tagebuch verlangt Consequenz; bewaffne dich also mit einem neuen Vorrath von Geduld und höre.

Der Augenblick der Trennung von den Gjukowski's, war mir eine wahre Feier. Meine Pflanzungen waren in meiner Abwesenheit gewachsen, die Blüthen hatten sich allenthalben vermehrt; «Lady Milford» hatte sich erholt; ich füttere sie jeden Morgen und reite sie alle zwei Tage einmal; es ist übrigens langweilig, allein zu reiten. Der aus Petersburg verschriebene Maschinist ist hier angelangt; er unternimmt es, am Dnepr eine Fabrik zu erbauen. Alle Abende bringen wir am Ufer des Flusses zu; eine Menge Menschen sind mit der Arbeit beschäftigt. Die Aussicht über dieselben hat man Joseph anvertraut und seine Thätigkeit ist fabelhaft: er schafft wirklich Wunder. Der Maschinist versichert mir, daß die Strömung des Dnepr durch einen Damm aufgehalten werden soll; ich weiß es selbst nicht, warum, aber ärgern würde es mich, gelänge die Ausführung dem ausländischen Ingenieur. Joseph nennt den Maschinisten «mon savant». Eine Woche war bereits seit unserer Rückkunft in Storkupskoje verstrichen, da erschienen eines Morgens in einer sehr schlechten Kalesche Kuper und Antonine. Der erstere hatte etwas erbsenfarbenedes, das mit schwarzen Schnüren benäht war, an; er war schon mit einem ganzen poetischen Werke über die Storkupskojer Sonne, die an unserem Horizonte viel schneller als andervwärts eilt, zu Stande gekommen, und diese Eile der Sonne schreibt mein Cousin der Eifersucht ihrer Strahlen gegen den Glanz meiner Augen bei. Nach langen Vorbereitungen entschloß sich endlich Antonine mich zu fragen, welchen Eindruck ihr Bruder auf mein Herz gemacht habe? Ich antwortete fast mit dem völli- gen Bekenntnisse einer Leidenschaft, brach aber dabei, nicht im Stande, mich dessen zu enthalten, in ein Gelächter aus; Antonine fühlte sich dadurch im Ernst beleidigt... Wenn ich meine holden Verwandten betrachte, kommen mir unwillkürlich die Worte eines petersburger Freundes meines Vaters in den Sinn, welcher einst behauptete, daß die Aufklärung nur dann wesentlichen Vortheil gewähre, wenn man sie vollkommen sich angeeignet habe... Kuper und Antonine bekräftigen diesen Schluß: ist nicht durch mangelhafte Bildung das Leben dieser beiden, mit gutem Herzen zur Welt gekommenen und auch vielleicht mit herrlichen Anlagen begabten Wesen verunstaltet? würde Kuper nicht als simpler

Kuprian glücklicher sein und Antonine als schlichtes Mädchen, in reinen und guten Sitten erzogen und in allem unumgänglich nöthigen und das Glück der Männer und Familien bildenden Kenntnissen unterrichtet? Und wäre Kupfer nicht an eine schlechte Uebersetzung Byron's und Antonine an Kupfer gerathen, so hätten beide den Pfad nicht verlassen, der ihnen von der Vorsehung angewiesen wurde. Doch Gott mit ihnen! Staroslawski ist interessanter; wenden wir uns daher zu ihm. Mein Bekanntwerden mit ihm ist so originell, daß sogar du, die du ihn kennst, dich wahrscheinlich über die Sonderbarkeit unseres neuen Nachbarn wundern wirst. Die Gewisheit, in ihm einen der allzubekanntesten Typen anzutreffen, stimmte mich sehr unvoretheilhaft und nicht zu Gunsten meines Bekannten: ich hatte mich vorbereitet, gegen ihn kalt, unzugänglich zu sein. In einer solchen Stimmung befand ich mich, als der Geistliche unserer Gemeinde eines Morgens bei uns mit der Bitte erschien, bei der Taufe seines vor kurzem zur Welt gekommenen Töchterleins zu erscheinen. Papa sagte für mich zu. Tags darauf, um elf Uhr, begaben wir uns in das Haus des Geistlichen. Einige Schritte von der Treppe begegneten uns zwei Reitpferde, die von einem Diener, der einfach aber ordentlich gekleidet war, geführt wurden. Der Diener grüßte uns sehr höflich, wir bemerkten aber kaum seinen Gruß, weil Papa und ich von der Schönheit dieser Reitpferde electrirt waren. Stelle dir, chère amie, meine Verzweiflung vor: Lady Milford ist im Vergleich gegen sie jämmerlich! «Wem gehören diese Vollkommenheiten?» riefen wir einstimmig aus, aber zum Fragen war es nun zu spät: sie waren schon weit fortgeführt, und sie umkehren zu lassen, schien uns unstatthaft; dazu gingen einige Schritte hinter uns Kupfer mit Antoninen Hand in Hand; der erstere rächte sich gegen mich mit einer zweitägigen tödlichen Kälte für ein Wort, das, wie er sagte, alle Regungen seines Herzens eingesehert habe. Papa, der seine schlechte Laune über den poetischen Verwandten lange verschwiegen hatte, gestand endlich, daß er die Gegenwart des Verwandten in Skorlupskoje für Lurus halte, und sprach von diesem Augenblicke nicht mehr mit ihm, sondern vermied sogar jede Begegnung; auch jetzt zog er es vor, wegen der herrlichen Noße jemand anders zu befragen. Auf der Treppe wurden wir vom Geistlichen, seinen drei erwachsenen Söhnen und den Gästen, die von den benachbarten Pfarrdörfern herbeigekommen waren, begrüßt.

Die Wohnung unseres Geistlichen besteht aus zwei, nicht sehr großen Zimmern; die Wände des ersten, oder des Empfangsaales, sind mit einer großen Anzahl Portraits in Rödnichsgewändern behängt; das zweite Zimmer dient als Schlafgemach, Heiligenbild-Zimmer und Bibliothek. Der Thür des ersten Zimmers gerade gegenüber, standen auf einem großen Tische eine Menge von Speisen, welche größtentheils aus Torten und gebratenen Vögeln bestanden.

— Wo ist ihre Gemahlin? fragte Papa den Hausherrn.

— Sie ist mit dem zukünftigen Gevatter spazieren gegangen, antwortete der Geistliche.

Im selben Moment traten Kuper und Antonine ins Zimmer.

Papa lobte die schwachste Lorte und hörte die Erzählung einer den Wirth betreffenden Angelegenheit an. Kuper beschränkte sein Frühstück auf ein kleines Stückchen Brod, das er mit solchen Gebärden, die nur jungen Mädchen eigen sind, verzehrte, seine Schwester aber tadelte alles und überschritt nicht einmal die Schwelle. So verging wenigstens eine halbe Stunde, als plötzlich Antonine ausrief: «Ach, Diffe Staroslawski!» und gleich nach dem Ausrufe in der Thür derjenige erschien, welchen ich schon so lange zu sehen wünschte und den ich nicht im entferntesten, im Hause des Vaters Kirill zu begegnen hoffte. Ich gestehe es, bei dem Namen Staroslawski wandte sich mein Kopf gleichsam unwillkürlich um, und das zur Hälfte ausgesprochene Wort erklang mir auf den Lippen. Das sich vielfach wiederholende Küssen der Frau des Geistlichen, die zugleich mit dem Gaste eintrat, hinderten mich daran, die Antwort Staroslawski's auf die gezielte Frage meiner Cousine zu vernehmen; zerstreut mit meiner künftigen Gevatterin sprechend, konnte ich nur im Fluge einige Worte erfassen, die von meinem Vater an den Gast gerichtet wurden, auf welche derselbe, wie es schien, sehr abgebrochen antwortete, was aber eigentlich — weiß ich nicht; da kam die Reihe an mich.

— Paul Nikolajewitsch Staroslawski, sagte Papa, den jungen Mann vorführend... d. h., wie soll ich's dir sagen, Sophie? jung, nicht jung, aber ein Mann von fünfunddreißig Jahren. Staroslawski blickte mich aufmerksam an und verbeugte sich schweigend; ich lispelte etwas vor mich hin und setzte mich auf meinen Platz; er entfernte sich.

Da hast du, chère amie, den ersten Eindruck, welchen dein Liebling auf mich gemacht — und derselbe trägt, wie man sagt, selten. Staroslawski ist kein ausgezeichnet schöner Mann, und dieser Umstand gereicht ihm, wenigstens, um mir zu gefallen, zum großen Vortheil. Ich weiß nicht woher, aber bei dem Worte «bel homme» stellt sich meine Einbildungskraft die Figur mit schwarzen Augen, Schnurbart, Locken und Badenbart vor, welcher wir auf allen petersburger Bällen begegnen. Du wirst errathen, von wem ich spreche; erinnere dich der süßlichen, mit Selbstzufriedenheit auf alle Damen und auf seine dicke goldene Uhrkette blickenden Physiognomie, der großen, in strohfarbene Handschuhe gepressten Hände, der Mour-Strümpfe und der lakirten Schuhe des Giganten; erinnere dich ferner der Insel Krestowski, des Pavillons, in welchem der schöne Mann während des Spazierganges prangte; erinnere dich des Widerwillens, den mir einst der bekändige Gast der

Belletr. Bl. Zier Jahrg.

24

bedeibten Fürstin E. einflößte — und du wirst begreifen, wie ich mich fürchtete, in Staroslawski eine Schönheit dieser Art anzutreffen; zum Glück aber ist er weder brünett und groß, noch geglättet und hat, wie es scheint, blaue Augen; in dieser Hinsicht beruhigte ich mich und wandte meine Aufmerksamkeit auf seine Hände, Füße und alle seine Bewegungen: Hände und Füße waren klein, die Bewegungen aber — un-  
gezwungen; der Frak, von unbestimmter Farbe, war bis zur Hälfte zugeknöpft; das Halstuch à la batisto écrus und die tadellose Weiße der feinsten Wäsche stimmten mich zum Vortheil unseres künftigen Nachbarn.

Im Frak ist Staroslawski bezaubernd und ungezwungen. Wie schade, daß die Männer überhaupt in uns die Gabe nicht argwöhnern, ihre Eigenschaften nicht nur aus ihren ersten Worten, sondern auch aus den kleinsten Attributen der Toilette, der Frisur ihres Haars, dem Umbinden des Halstuchs und dergleichen Geringsüßigkeiten zu errathen! Wie schade, daß viele von ihnen ihr Lächeln vor dem Spiegel einstudiren, den Bewegungen des Körpers aber diejenige Geschmeidigkeit und Gracie sich zu geben bemühen, welche, statt zu gefallen, unnatürlich und widerlich erscheint! Wie oft ärgerte es mich, daß verständige und angenehme Dinge Lippen entflohen, die von einem gefärbten Schnurbart beschattet wurden, oder aus einem Kopfe kamen, den ein zugeschnürtes Halstuch künftete. Demselben Eindruck üben auf mich ein Frak ohne Falten, enge Ärmel, zu gerade Haltung, unbewegliche Hände, metallene Hemdknöpfe, Brustnadel mit ungeheueren Perlen, Berloquen, sorgfältig eingebrannte Locken, starke Wohlgerüche, zurückgeschlagene, lange Manschetten, das halbe Gesicht bedeckende Kragen, und tausend andere Kleinigkeiten aus, weil sie unwillkürlich ins Auge fallen. Nichts dergleichen nahm ich an Staroslawski wahr, und athmete auf. Sein Wiedersehen mit Kuper beschränkte sich auf einen Händedruck und ein Paar Worte, welche das gewöhnliche Verhältnis zweier Personen, die lange Zeit getrennt, aber nicht vertraut mit einander waren, kundthaten. An Staroslawski ist weder Nachlässigkeit noch jenes zweideutige Lächeln, mit denen man gewöhnlich der begegneten Person seine Vorzüglichkeit anzudeuten sich bemüht, bemerkbar. Indem er Kuper vorher ansprechen ließ, erwog der Gast wahrscheinlich, daß die Begrüßung, welche er meiner Cousine im Vorbeigehen gemacht, nicht genügend sei, und näherte sich daher nochmals Antoninen, während er dessen ungeachtet Kuper keineswegs den Rücken zuwendete und sagte ihr etwas, dem Anschein nach nicht lächerliches, sondern sehr angenehmes; ich schloß dies aus dem Lächeln meiner Cousine, einem Lächeln, das nicht spöttisch, wohl aber von Anstand erfüllt war; eine diesem ähnliche Erscheinung wiederholte sich auf dem Angesichte unserer Verwandtin nicht oft. In diesem Moment wurde das Taufbecken hereingetragen. Die Eltern der neugeborenen entfernten sich aus dem Zimmer und überließen es einem der benachbarten Geislichen das Ge-

remoniell zu vollziehen, und einer alten Frau, über alles in ihrer Abwesenheit zu verfügen. Die alte Frau näherte sich mir mit einer tiefen Verbeugung und der Bitte, die Ceremonie zu beginnen.

— Aber wer ist denn der Gevatter, fragte ich aufstehend.

— Der Pathe wird Paul Nikolajewitsch sein, antwortete die Alte, auf Staroslawski deutend, der in diesem Augenblicke mit Papa sprach. Seinen Namen hörend, wendete er sich um; die Alte wiederholte Verbeugung und Bitte, welche aber diesmal nicht an mich, sondern Staroslawski gerichtet wurde. Alle standen von ihren Sigen auf. Papa führte mich zum Taufbecken und entfernte sich; eine Frau trug das Kind herein und stellte sich mit demselben, um die Ceremonie zu beginnen, links neben mir hin. Alle erwarteten, daß Staroslawski seinen Platz einnehmen werde, er aber rührte sich nicht und fuhr fort, mit dem Eheleue völliger Gleichgültigkeit, auf alle zu blicken.

— Paul Nikolajewitsch, es ist Zeit zu beginnen, sagte endlich der Geistliche: — wir sind bereit.

Nach dieser Anrede blickte uns Staroslawski erschaut an. Ruper übernahm es, meinem künftigen Gevatter zu erklären, worin die Sache bestehe, und denke dir unser aller Erstaunen, statt sich wegen seiner Bestimmtheit, die uns so lange auf ihn hatte warten lassen, zu entschuldigen, erklärte Staroslawski bestimmt, daß er weder die Absicht gehabt habe, die neugeborne aus der Taufe zu heben, sondern sich sogar das Versprechen gegeben, bei niemand und nie Pathe zu sein. Der Ton, in welchem er dies sagte, mißfiel mir dergestalt, daß ich fast Lust zum Weinen bekam und willens war, aus dem Zimmer zu laufen; aber Papa, der mich wahrscheinlich aus dieser unangenehmen Lage zu befreien wünschte, bot sich selbst zum Stellvertreter Staroslawski's an — und ich stand bei der Neugeborenen mit Vater zu Gevatter. Es ist wohl unnöthig, hinzuzufügen, daß ich die übrige Zeit, die wir im Hause des Geistlichen blieben, jeder Gelegenheit auswich, mit dem unhöflichen Nachbar zu sprechen, was Ruper seinen läppischen Einbildungen wiedergab. Bis sechs Uhr dauerte die Bewirthung, welche schwer auszuschlagen war, ununterbrochen fort: denn inständig und beharrlich baten die Wirthe, bald den Saft mit Honig und bald den Honig mit Gurken, bald die Hausfeigen und bald den Mohn in Honig zu versuchen. Ma chère, du hast gar keinen Begriff vom Dessert auf dem Lande. Die Hauptaufgabe der Wirthe besteht darin, daß alles, was gereicht wird, süß sei, um's übrige kümmern sie sich nicht. Obgleich ich wünschte, wenn auch nur Antoninen und Ruper zum Aerger, recht viel zu essen, ich konnte unmöglich, während Papa und Staroslawski, wie es den Anschein hatte, in Geschmacklosigkeit sich zu übertreffen suchen, indem sie ungezwungen und viel von allem auf ihre Keller häuften und die Kunst der Frau des Geistlichen rühmten, welche

nicht aufhörte, sich vor diesen beiden zu verneigen und zu danken. Das letzte Tractament bestand in Liqueur, der von der Frau, welche das Kind gehalten, den Gästen präsentirt wurde. Alle, ohne Ausnahme, legten auf ihren Teller verschiedene Münzen. Ich wollte den Liqueur ausschlagen, Papa gab mir jedoch durch ein Zeichen zu verstehen, daß es nicht angehe, und in der Eile verschluckte ich beinahe ein ganzes Spitzglas voll. Um sieben Uhr nahmen wir von den Birthen Abschied, und verließen in Begleitung der ganzen Gesellschaft das Haus. Mein Vater lud Staroslawski ein, den Abend bei uns zu verbringen; er reichte mir den Arm und der erste Gegenstand unserer Unterhaltung warst du, Sophie! Seine Meinung von dir und vielen unserer Bekannten drückte Staroslawski so scharf und positiv, dabei aber so richtig aus, daß ich unwillkürlich ganz befangen wurde; jedes von ihm ausgesprochene Wort war eine Beurtheilung und zwar eine vollkommen gerechte Beurtheilung; hauptsächlich ward ich dadurch betroffen, daß Staroslawski sich nicht im geringsten bemühte, seine Sprache mit jenem galligen Scharfsinn auszuschnürcn, welcher nicht selten die ernstbatesten Gegenstände in Spott verwandelt: über alles waren seine Folgerungen streng und unparteiisch. Ich hörte ihn eine ganze Stunde an, und vernahm nicht eine Schmeichelei, nicht ein Compliment, nicht eine Süßigkeit und, was am bemerkenswerthesten war, nicht eine Zweideutigkeit; und das ist viel, sehr viel! Ich übernehme es nicht, die Einzelheiten des Abends zu berichten und schließe den Brief mit dem letzten Stückchen meines Favoriten; dieser Ausfall bestärkte mich in dem Gedanken, daß unser neuer Nachbar — das alleroriginellste Wesen ist, dem ich je begegnet bin. Nachdem wir bis Mitternacht am Tischtisch gefessen hatten, erhoben wir uns endlich, und als der Gast seinen Hut aufgesucht, näherte er sich uns, um Abschied zu nehmen. Mein Vater bat ihn, seine Nachbarn nicht zu vergessen, Kupier las eine Abschieds-Tirade aus einem Drama ab; ich wiederholte die Einladung meines Vaters und es blieb nur noch Antonine, die sich, wahrscheinlich absichtlich, der Thür genähert hatte. Kaum wandte sich Staroslawski zu ihr, als meine Cousine ihm mit dem Finger drohte und halblaut, aber so, daß es alle hören konnten, verkündete, daß sie die Ursache errathen habe, welche ihn veranlaßt, dem Vergnügen, mein Müßiggatter zu sein, zu entsagen.

Staroslawski hatte ganz ernstlich im Sinne, an Antonine vorüberzugehen, sie aber versperrte ihm den Weg und begann laut zu lachen, so daß wir unwillkürlich auf sie aufmerksam wurden.

— Also habe ich es errathen, also ist es so? rief meine Cousine lachend und blieb vor der Thür stehen. Staroslawski lachte nicht und sah sie vollkommen ernsthaft an. Du begreiffst, chère amie, daß es nicht anging, an allem diesen keinen Antheil zu nehmen. Antonine forderte

so ungewöhnlich die ganze Gesellschaft auf, sich ihr zu nähern und zu fragen, worin die Sache bestehe, daß Papa, obgleich er einen faden Scherz von Seiten unserer Verwandten vorhersah, sich dennoch zu lächeln und ins Gespräch einzumischen zwang. Antonine wünschte dieses nur.

— Mon oncle, ich bin willens, Ihnen das Geheimniß Mlle Staroslawski's anzuvertrauen, weil dieses Geheimniß mir angehört; ich habe es errathen, sagte meine Cousine: — ich weiß aber nicht, ob Mlle Staroslawski darin einwilligt.

— Ein errathenes Geheimniß muß, meiner Meinung nach, heiliger als alle anderen sein, antwortete mein Vater.

— Aber es betrifft Sie, mon oncle, oder, vielmehr, meine Cousine Nathalie, rief Antonine aus.

Als Papa meinen Namen hörte, gerieth er sichtlich in Verlegenheit, ich aber konnte darauf durchaus keine Erwiderung finden und näherte mich den Redenden. Antonine triumphirte; ihre Augen verriethen so viel Bosheit, daß man nicht umhin konnte, es wahrzunehmen; Staroslawski allein behielt seine unerschütterliche Kaltblütigkeit und erklärte, weder seine Stimme noch seine Haltung ändernd, daß er sein Geheimniß nicht länger zu bewahren wünsche, da es von Antoninen errathen sei, und wenn sie es wünsche, daß der Gegenstand ihres Gesprächs allen bekannt würde, so erkläre er, daß er zum Geistlichen in der Absicht hingefahren sei, um bei Neugeborenen Gevatter zu sehn, sich aber plötzlich daran erinnert habe, daß denjenigen, welche dieses Sacrament mit einander vollziehen, nicht gestattet sei, sich zu vermählen, und daher auf die Ehre, mein Gevatter zu sein, verzichtet habe.

Die Antwort Staroslawski's anfangs nicht fassend, sah ich fortwährend alle neugierig an; als mir aber der eigentliche Sinn der wenigen Worte verständlich wurde, da überflog mein Gesicht, du kannst es dir denken, Sophie, eine Purpurröthe; ich war schon im Begriff, aus dem Zimmer zu laufen, Staroslawski kam aber dieser Bewegung zuvor und sich nähernd, sagte er mir etwas, das du nicht im Stande bist, zu errathen. Er sagte mir das hier wörtlich folgende:

— Gräfin, Ihre Cousine hat mich zu einem Geständniß aufgefordert, welches vielen eine Unverschämtheit oder ein Zeichen schlechter Erziehung scheinen könnte. Als ich der Ehre entsagte, Ihr Gevatter zu sein, handelte ich aus einem innern Antriebe, den zu erklären ich nicht vermag. Mir schien, daß ich durch dieses Verfahren das erste Hinderniß beseitigte und den ersten Schritt zu meinem Glück that. Die Erlaubniß, sie öfter zu sehn, werde ich für ein Recht schätzen, diese Hoffnung zu hegen.

Staroslawski verneigte sich und verließ das Zimmer, es jeden von uns überlassend, seinem Gesichte den Ausdruck zu verleihen, den er für geziemend finden würde.



- Aber das ist ja eine wirkliche Erklärung! rief Antonine aus.
- Streben nach Außergewöhnlichem! sprach Kuper.

Ich blieke auf den Vater; er lächelte, war aber, wie es schien, weder erzürnt noch erstaunt. Wie gefällt dir der Streich deines Favoriten, chère Sophie, und mit welchen Augen räthst du mir, den Menschen anzublicken, welcher in den Paar Stunden, die er mit mir zusammen gewesen, schon das Hinderniß zum Gelingen eines etwas, das übrigens sehr begreiflich ist, beseitigt, und es sogar in Gegenwart von Fremden eingeseht? Allerliebste!... Scherz bei Seite, ich schauere vor der zweiten Begegnung und kann es nicht errathen, wie sich Staroslawski dann gegen mich benehmen wird. Ich gehe zu Bett, fühle aber, daß ich nicht schlafen werde. Aber, Sophie, dein Staroslawski ist außerordentlich originell!

Tags darauf.

Die Sonne stand schon hoch am unbewölkten Himmel, als ich die Augen schloß; kaum hatte sich aber meiner der Schlaf bemächtigt, als die Stimme Antoninens gerade unter meinem Fenster ertönte und ich, entweder freiwillig oder gezwungen, aufstehen mußte. Sie versicherte, daß sie nie so fest geschlafen habe, als diese Nacht, ihre Augen verriethen jedoch das Gegentheil und ich bürgte dafür, daß meine holde Cousine kein Auge geschlossen hatte. Wir verplauderten zwei ganze Stunden über Nebensachen; sie wollte durchaus, daß ich zuerst von Staroslawski zu sprechen anfangen sollte, ich aber mochte den Wunsch meiner Cousine nicht erfüllen — und der Morgen währte eine Ewigkeit. Wie gewöhnlich, versammelten wir uns alle um elf Uhr zum Thee. Kuper erschien mit einem ponceaufarbenen Halstuche und quadrirten baumwollenen Strümpfen à la laitière. Papa war in der besten Laune; er richtete sogar an Kuper einige Fragen und scherzte mit Antonine. Nach dem Thee begaben wir uns an das Ufer des Dnepr. Die Erarbeiten waren bedeutend vorgeückt; der ausländische Maschinist klügelte; Papa glaubt ihm in allem; der Dnepr aber und Joseph lächeln nur eben nicht geradezu ungläubig: die Bewegungen beider sind rasch und unakhsalsam. Man erklärte mir das Ziel und den Plan der Arbeiten. Siehst du, Sophie, der Maschinist hat Vater vorgeschlagen, durch einen Damm das Wasser im Flusse zu heben und durch die Kraft des Wassers eine große Säge-Anstalt und mehrere Mühlen in Bewegung zu bringen; alle Bauten erheben sich gleichzeitig mit dem Aufwurf und nach einem Monat wird alles fertig sein. Der Maschinist verspricht goldene Berge, und Gott gebe, daß seine Worte in Erfüllung gehen. Ich würde bereitwillig die blinde Zuversicht Papas theilen, weiß aber nicht, warum Josephs Blicke und Physiognomie mir unwillkürlichen Zweifel einflößen. Joseph liebt den Dnepr leidenschaftlich, und obgleich er in den Momenten seiner Entzückung ihm die brolligsten

Scheltnamen, wie: *le vieux scélérat*, oder *vieux monstre*, gibt, so klingen doch diese Benennungen in seinem Munde fast zärtlich. Da er nicht Gelegenheit hat, oft in seiner Muttersprache zu reden, so verschaffte er sich irgendwo ein ungefaltetes, ungeschwänztes Hündchen, das er in kurzer Zeit an sich gewöhnt und dressirt hat, hinter ihm her die Pfeife, ein Bündelchen mit Brod, Schaufel oder dergleichen zu tragen und zu bellen, wenn man es anruft; er pflegt es «Lendchen» zu nennen. Was übrigens die Benennungen anbetrifft, so hat unser Franzose niemanden übergangen und alle ohne Ausnahme nach seiner Art umbenannt, und zwar, wie folgt: Vater nennt er «mon général», mich «ma chatelaine», Kuper — «mon Adonis», Antonine — «la demoiselle aux yeux de tulipe», den Maschinisten — «le savant», den Gärtner aber und die andern Leute — «le vulgaire»; auf diese Namen muß ihm ein jeder Rede stehen! Den unzähligen Talenten Josephs hat sich noch die Kenntniß der Medizin angeeignet; seine Heilmittel erlangt er überall, und die Herstellung eines unserer Nachbarn von einer langwierigen Krankheit, hat dem neuen Arzt allgemeines und unbegrenztes Zutrauen verschafft. Genug übrigens von Joseph. Ich setze das Journal fort.

Wom Spaziergange zurückgekehrt, befahl Vater die Kalesche anzuspannen.

— Wohin? fragten wir mit einer Stimme.

— Zu Staroslawski, antwortete Papa. Antonine sah mich ausdrucksvoll an; ich erröthete. Wie albern!

Der Rest des Tages verstrich unaussehlich langweilig. Antonine sang falsch und Kuper kimperte mit einem Finger «grace». Ich lag ohne Umstände bis zum Abend auf dem Divan, «La guerre de Nizam» durchblättern: wie lieblich ist Mery und wie herrlich sein Sir Edward! Erinnert wirklich auf dem Erdball ein Winkel, wo die Männer Gelegenheit haben, die Blumen zu den Füßen ihrer geliebten Frauen mit dem Blute der Tiger zu tränken? Kuper versichert, daß er irgendwo, ich glaube in Rshew, einer Kaufmannsfrau begegnet sei, welche auffallend der Urinde geähnelt habe, woraus er schließt, daß die an sich häßliche Tochter des Nabobs nur deswegen gefallen habe, weil sie Brillant-Schachte besessen. Kuper beneidete sogar Mery, und fand sein Erzeugniß geschmacklos und schwach. Papa kehrte spät heim und sprach von Staroslawski kein Wort. Wie es scheint, werden Morgen unsere Gäste Eskorupskoje verlassen. Welches Glück! Es versteht sich, daß weder ich noch Papa sie zurückhalten werden. Schon wieder ist es Nacht... wieder Schwermuth und Schlaflosigkeit — wahrscheinlich von den Tagesanstrengungen.

Apropos, weißt du, daß das Profil Staroslawski's, es versteht sich von selbst, en *laid*, an Konstantin N. erinnert. Ich ward von dieser

Ähnlichkeit gleich beim ersten Blick betroffen und konnte mich lange nicht entsinnen, wem er ähnlich sei.

### Sechster Brief.

Fünfzehn Tage später.

Wenn ich keinen Brief, chère Sophie, nicht erhalten, würde ich, versteht sich, fünfzehn Tage nicht pausirt und meine tägliche Neugier über die Ereignisse, die, wenn sie auch nicht ganz interessant sind, so doch gewiß zuweilen deinen Lippen ein Lächeln entlockten, fortgesetzt haben. Die Frage aber, die du an mich so unerwartet gerichtet hast, versetzt mich in die Nothwendigkeit, das um mir Vorgehende genauer zu beobachten, wenn auch nicht eben jedes Wort, das ich höre, auf die Wage zu legen. Die mir von dir auferlegte Pflicht könnte meine Kräfte übersteigen, wenn nicht Staroslawski unser Held wäre. Zu meinem Glücke aber wirkt dieser Mensch so durchgreifend, daß die umständliche Herabzählung seiner Handlungen dir als beste Antwort dienen wird. Stelle sie zusammen, wie du es verstehst und schliese daraus, was du willst; ich nehme weder das eine noch das andere auf mich. Du kennst den Eindruck, welchen die erste Begegnung unseres Nachbarn, im Hause des Geistlichen auf mich machte; das Aeußere und die Manieren Staroslawski's lassen ihn als einen Mann von gutem Ton erscheinen; die Erklärung der Ursache aber, welche ihn veranlaßte, mit mir nicht Gevatter zu stehen, überschreitet, wie du gesehen wirst, den gewöhnlichen Hergang der Sachen, und mußte uns daher sonderbar erscheinen. Ich verheimliche es nicht, daß ich seiner zweiten Begegnung mit einer gewissen Unruhe entgegen sah, und nicht im Stande war voraus zu schließen, in welchem Verhältnisse Staroslawski zu mir stehen werde, und welchen Ausdruck ich meinem Gesichte bei dem Zusammentreffen mit ihm geben solle. Ich schrieb dir schon, daß Papa seine Bistite erwiedert und von ihm zurückkehrend, vom Nachbar kein Wort sprach. Als Kuper und Antonine sich verabschiedeten, blieben wir allein. Die ersten drei Tage unseres Alleinseins verstrichen langweilig genug; die nichts weniger als unterhaltende Gesellschaft unserer Verwandten füllte gleichsam die Lücken der unendlich langen Sommertage. Papa gab sich mit ganzer Seele seinen Beschäftigungen hin; ich gab mir Mühe, mich mit seinem Enthusiasmus zu befeelen; aber auch der Dnepr verlor in meinen Augen einen Theil seiner Reize: wir sehen uns zu oft. Joseph wiederholt sich! seine Thätigkeit ist beispiellos, aber Gott mit ihm! Die Spaziergänge auf denselben Wegen und Stegen gleichen sich einander empfindend, und zu lesen, immer zu lesen — ist den Augen schädlich, so sagt der Doctor. Es blieb nur noch übrig, Farben,

Meißfeder und Pinsel hervorzuholen, ein Glas Wasser zu verlangen und zu malen — eine schlechte Auskunft, wenn die Hand es nicht wagen durfte, die von meinem Lehrer vorgeschriebene Gränze zu überschreiten! Bergkneimicht, Rosen und Lulpen waren mir so zuwider geworden, daß ich ein Herz faßte; und mich dabei eben nicht einschließend, eine Landschaft entwarf. So lange sich das Kind meiner Phantasie noch unendlich auf dem Papiere abzeichnete, und die Meißfeder dem Pinsel nicht wich, war ich mit mir beinahe zufrieden; aber kaum ging es an die Farben, kaum erschienen an den Stellen, wo Felsen, Himmel, Bäume und Wellen hinbestimmt waren, einige bunten Flecken, als die Bergweilung sich meiner bemächtigte und die Hand, den Pinsel unwillkürlich fallen ließ. In demselben Augenblicke erschallten hinter mir Schritte; ich sah mich um — Staroslawski! Mein Nachwerk vor ihm zu verbergen, war unmöglich. Um das Maß des Unglücks zu füllen hatte ich das Papier auf ein ungeheueres Brett geklebt, und der Gast konnte nicht umhin, nachdem er mich begrüßt hatte, seine Aufmerksamkeit auf die Flecken zu richten. Wie wäre es, wenn er genug *marvais genre* ist, um mein Talent zu loben! dachte ich, und die Furcht davor erfüllte mich dermaßen, daß ich den Gast nicht im mindesten hinderte, meine Landschaft anzuschauen, während ich erwartungsvoll dastand. Er sagte kein Wort, rückte einen Sessel heran und setzte sich nieder, ich aber sammelte mich und lächelte.

— Sie werden diese Zeichnung nie enden, sagte Staroslawski und zählte ohne Umstände alle Mängel des Umrisses auf, nahm einen Pinsel und vollführte mit einigen kühnen Zügen gerade das, was ich wünschte, aber nicht zu machen verstand.

— Sie zeichnen herrlich, Herr Staroslawski, bemerkte ich, den raschen Fortschritten der Zeichnung folgend.

— Ja, so ziemlich, antwortete er, das Auge nicht vom Papier wendend.

Es verging keine Viertelstunde, da nahm eine niedliche Landschaft die Stelle meiner Flecken ein, und der Gast überreichte sie mir, indem er dabei einige Regeln erklärte, mit denen mein Lehrer wahrscheinlich vergessen hatte, seine Schülerin bekannt zu machen. Von der Malerei ging das Gespräch auf andere Gegenstände über. Staroslawski theilte mir einige Neuigkeiten, die er in den Journalen, welche wir nicht erhalten, gelesen hatte, mit, trug mir diese Journale an — und zwei Stunden enteilten mir so schnell, daß Pappas Rückkunft, d. h. die Zeit des Mittagessens, mich früher als gewöhnlich überraschte. Bis zum Abend machte uns der Gast vergessen, daß er kein alter Bekannter sei, und von ihm Abschied nehmend, baten wir, das heißt ich und Vater, einstimmig unsern Nachbar, so oft wie möglich uns zu besuchen. Ich weiß nicht weshalb, aber in der Abwesenheit Staroslawski's sprach Papa von ihm kein Wort;

dieser Umstand setzte mich um so mehr in Erstaunen, da Vater die Angewohnheit hatte, alle, die wir im Hause empfingen, einer strengen Analyse zu unterwerfen.

Am andern Morgen waren die Journale auf meinem Tische und bei denselben befand sich ein Billet; es enthielt ein Verzeichniß der von Staroslawski mit der letzten Post erhaltenen Bücher und Notizen, begleitet mit dem Anerbieten, aus denselben dasjenige zu wählen, was ich wünsche — und das war alles; nicht eine Schmeichelei, nicht eine gezierte Phrase. Dein Lieblich, Sophie, ist durchaus ein sehr ordentlicher Mensch, und ich antwortete ihm sehr gewogen und nahm seinen Vorschlag mit Dank an. Es verging noch ein Tag, und Punct ein Uhr Nachmittags, erschien der Gast vor mir mit eben derselben Miene, die zugleich Treuherzigkeit und Ungezwungenheit, verbunden mit ernster Heiterkeit, wie auch das letzte mal, ausdrückte. Ich reichte ihm unwillkürlich die Hand, erröthete sogar, wie mich denkt, ein wenig, er aber richtete darauf, es versteht sich von selbst, nicht im mindesten seine Aufmerksamkeit, legte den Hut ab und nahm, gerade so wie voriges mal, neben mir Platz.

— Sie lasen? fragte mich Staroslawski.

Ich antwortete bejahend.

— Wenn Sie lasen und darin nicht fortfahren, so heißt das meinetwegen die Beschäftigung unterbrechen; diese Gene, eines täglichen Ganges wegen, stört die Ordnung und versetzt mich in die Nothwendigkeit, seltener zu erscheinen.

— Wenn dem so ist, so wollen wir zusammen lesen, antwortete ich lachend.

Der Gast nahm schweigend mein Buch, fragte, wo ich stehen geblieben sei und — das Lesen wurde zwei Stunden fortgesetzt; die Ankunft Papas endete unsere Beschäftigung, und den Abend brachten wir am Ufer des Dnepr zu. Staroslawski erschütterte Vaters Zutrauen zum Maschinenisten, indem er sehr einleuchtend bewies, daß die Meinung Josephs gegründet, und das Unternehmen nicht ausgeführt werden könne.

Papa machte ein schiefes Gesicht, senkte tief auf, konnte sich aber nicht entschließen, das Fortsetzen der Arbeiten aufzugeben; um eilf Uhr trennten wir uns abermals von unserm Nachbar. Wir waren gerade im Garten, als ein Groom dem Gaste das uns schon bekannte schöne Ross vorführte; es war unmöglich, dasselbe nicht zu streicheln und zu loben. Staroslawski machte mir das Anerbieten, auf demselben zu reiten und bürgte für die Sanftmuth seines Lieblichen; ich lehnte dieses Anerbieten ab, willigte jedoch ein, bei der nächsten Lustpartie seine Dame zu sein. Er verneigte sich und schwang sich in den Sattel; eine neue Angst bemächtigte sich meiner: ich fürchtete, daß er davongallopiren würde — er ritt aber im Schritt fort, und ich und Papa gingen nach Hause.

Nir bleibt noch übrig, die Details der letzten Zusammenkunft mitzutheilen und mit denselben meinen Brief zu schließen, der, wie ich befürchte, dir ermüdend vorkommen wird. Es verstrichen noch dreimal vierundzwanzig Stunden und, früher als gewöhnlich, fuhr bei uns ein Tillbury vor; aus demselben stieg unser Nachbar; hinter ihm wurde ein Groom sichtbar, der die Zügel des Rosses hielt. Das Wetter war heiter, die Luft aber kühl und zu einem Spazierritt konnte der Tag nicht besser gewählt werden. Staroslawski war immer noch im Frack, nur der Schnitt war anders; ich bemerkte dies deswegen, weil ich aus der eigenthümlichen Angewohnheit, immer etwas zu besorgen — einen Rock zu erblicken fürchtete. Papa trank noch die letzte Tasse Thee, als der Gast eintrat.

— Ich träge Ihnen einen langen Spazierritt an, sagte er, sich zu mir wendend: — namentlich, nach dem «Düßern Lager».

Ich blickte Papa an: er schwieg; der Gast erwartete eine Antwort, eine Erwiderung war nöthig; ich dachte, oder, richtiger, beschränkte mich, ohne nachzudenken, auf die Bemerkung:

— Wird es nicht weit sein?

— Sehn Werth, entgegnete Staroslawski: — wir haben jedoch einen Tillbury, der Weg ist eben und um Mitternacht sind wir zurück.

Wollte ich sagen, daß ich in Staroslawski's Vorschlag nicht einwilligen wünschte, müßte ich die Unwahrheit sprechen; dazu bewies mir Papas hartnäckiges Schweigen und Lächeln, daß er sich völlig auf die Klugheit meiner Antwort verlasse. Ich dachte abermals nach und willigte ein. Nenne meinen Schritt wie du willst, chère amie, ich bin bereit, meine Beurtheilung in dem ersten deiner Briefe zu lesen. Wie dem auch sei, eine halbe Stunde darauf ritten wir im gemessenen Galop den zaubernden Weg entlang, der sich durch einen dunkeln Wald schlängelte; der Groom mit dem Tillbury folgte nahe hinter uns... Erlaube mir, meine Freundin, auf einen Augenblick die Erzählung zu unterbrechen, um dir den Beweggrund meines Verfahrens zu erklären. In den Sitten der englischen Aristokratie ist es angenommen, daß junge Damen allein, in Begleitung fremder, natürlich genau bekannter Herren, Spazierritte unternehmen, und der Edelsinn dieser Gefährten dient als treue Bürge für die Sicherheit unseres Geschlechts. Die Aristokratie des M—schen Bezirks wird freilich der Meinung der Engländer nicht beistimmen, was geht aber das mich an? Und sich eines unschuldigen Vergnügens berauben, aus Furcht, Antonine damit zu ärgern, ist gewiß nicht der Mühe werth. Zum Glück begegnete uns auf dem ganzen Wege von Skorlupskoje bis zum «Düßern Lager» nicht ein Rock, nicht ein Reflektkleid und von meinem leichtfertigen Benehmen erfährt niemand etwas. *No sois donc pas prude, chère amie*, und lies, ich fahre fort.

Wir verplauderten die ganze Zeit, die wir auf dem Wege zubrachten und waren unbemerkt vor der gothischen Pforte des geräumigen Hofes, der mit Bäumen und Gesträuchern bewachsen war, angelahgt.

Das «Düstere Lager» rechtfertigte vollkommen und auf den ersten Blick seine Benennung: es ist finstler, drohend aber höchst malerisch. Die hohen, von der Zeit geschwärzten Mauern des weißläufigen Gebäudes erheben sich an die alten Bauten, mit denen das Genie Kasrelli's Petersburg beschenkte. Leiche dehnen sich nach allen Seiten hin aus; die Kirche mit ihren vielen Kuppeln blickt hinter hundertjährigen Fichten hervor; die ganze Ufab'da (das herrschaftliche Haus mit allen Nebengebäuden und dem Dorfe) ist von einem finstleren Walde eingerahmt und dieser Wald hat, wie es scheint, kein Ende.

Vor der Treppe stiegen wir ab. Staroslawski gab mir am Eingange den Arm. Öffnete selbst die schwere Thür und führte mich in eine geräumige Vorhalle. Nicht ein Diener kam uns entgegen — ein Umstand, welcher den Herrn, der aus meiner Hand Reitgerte und Hut empfing, dem Anscheine nach, nicht im mindesten in Erstaunen setzte. Im ersten Augenblick machte die unerwartete Leere des prächtigen Aufenthaltes Staroslawski's einen sonderbaren Eindruck auf meine Sinne. Wir durchschritten schweigend die finstlere, obgleich von beiden Seiten mit Fenstern versehene Vorhalle, deren Decke nach alter Art mit Freskomalereien verziert war; der Empfangssaal und die übrigen Gemächer gaben der Vorhalle weder im finstleren Ansehen, Alterthümlichkeit noch strengem, und dabei für die damalige Zeit dennoch gewählten Geschmack, etwas nach. Weiße Bänke mit Vergoldung, beschlagen mit hellrothem Luche, und dergleichen Tische waren längs den Wänden symmetrisch aufgestellt; geschmückte Divans und Sessel verschönerten den ersten Empfangssaal; im zweiten Gemache waren vergoldete Möbel, das dritte war von türkischen Divans, die mit Leppichen beschlagen waren, eingefast. Die Gemälde und andern Gegenstände hatte ich nicht Zeit, zu betrachten, weil, ich gestehe es, ich großes Verlangen hatte, die Terrasse, an deren Fuße, tief im Grunde, der Dnepr vorüberströmt, zu besteigen. Gigantische Pappeln und Fichten waren in Gruppen regelmäßig auf einer großen Fläche zerstreut; an allem waren Spuren von Willen, Gedanken und Mühen sichtbar; die Natur selbst hatte hier, wie es schien, irgend einem Menschen seine Rechte abgetreten; wann jedoch, und wie viel Jahrhunderte seit der Zeit verfloßen sind, nahm ich mir vor, Staroslawski zu fragen. Er selbst war finstler, wie sein «Düsteres Lager», und dies Finstlere fand beiden gut. Ich bat den Wirth, mich mit dem Hause, dem Garten und der Umgegend näher bekannt zu machen.

— Das Haus wird in Ihnen Schwermuth erwecken, antwortete

Staroslawski: — der Garten erfüllt nicht mehr, und die Umgegend ist von Erinnerungen erfüllt, die fast noch trauriger sind, als selbst das Haus.

— Als Sie aber zum Ziel unseres Spazierrits das «Düßere Lager» wählten, hatten Sie da nicht die Absicht, mit demselben vor mir zu coquettiren, Monsieur Staroslawski? bemerkte ich lachend.

— Zu coquettiren, gewiß nicht; wohl aber Ihnen meine Usab'da anzutragen.

— Mir das «Düßere Lager» anzutragen?

— Ihnen. Was finden Sie darin so sonderbares?

— Ich begreife nicht.

— Dank werde ich es Ihnen erklären.

— Das ist sehr merkwürdig, antwortete ich etwas verwirrt.

— Vor der Erklärung aber sagen Sie mir aufrichtig, Natal'ja Nikolajewna, fuhr Staroslawski fort: — mit welchen Augen betrachten Sie den Ehestand? Geben Sie die Möglichkeit eines Glückes ohne Leidenschaft zu, und ziehen Sie einer wahnsinnigen Liebe, die, auf Sympathie begründete, beständige Einigkeit der Gatten vor? Endlich, unter welcher von diesen beiden Bedingungen ist, Ihrer Ansicht nach, das Glück wahrscheinlicher?

— Ich denke, bei der letzteren, antwortete ich, und errieth noch immer nicht, womit Staroslawski enden würde.

— Wenn dem so ist, warum wird denn das «Düßere Lager» Ihnen nicht angehören?

— Wie, mir?

— Freilich, Ihnen, Natal'ja Nikolajewna. Da ich keine Hoffnung habe, Ihnen eine Leidenschaft oder Liebe einzusäßen, gebe ich der Sympathie Raum.

— Sie sind zu bescheiden, Monsieur Staroslawski.

— Nein, fuhr er ruhig fort: — die Ehe ist aber eine ernste Sache, und auf die Möglichkeit hoffend..

— Sie glauben an eine Möglichkeit? fragte ich lachend.

— Warum denn nicht? Ich sage, daß ich nicht hoffe, Ihnen Liebe einzusäßen, dennoch aber in mir die Anwesenheit derjenigen Eigenschaften, welche das Glück einer Gefährtin ausmachen können, nicht verleugne.

— Monsieur Staroslawski, unterbrach ich ihn, immer noch im scherzenden Tone: — stimmen Sie mir bei, daß unser Gespräch eine sehr sonderbare Wendung nimmt.

— Und diese Wendung, gefällt sie Ihnen nicht?

— Ich begreife nicht den eigentlichen Sinn.

— Er ist sehr erhellend.

— Der Sinn?

— Wir sprechen von der Möglichkeit, einander einst anzugehören.



— Das heißt, Sie, Monsieur Staroslawski, sprechen davon; das ist nicht einerlei...

— Schade, weil ich auf diesen Antrag meine Zukunft gründe.

— Aber, ums Himmels Willen, rief ich fast Ärgerlich aus: — machen Sie nicht, daß ich Ihr «Düsteres Lager» sehr langweilig finde und die profaischen Alleen von Eskorlupskoje vermisse: dort waren Sie viel artiger.

— Hören Sie, Natal'ja Nikolajewna, sagte Staroslawski, und sein Antlitz nahm einen ernsten Ausdruck an: — Sie sind jung, das Leben ist in Ihren Augen eine lange Reihe von Feiertagen, die Sie nicht positiv beglücken können, das ist wahr, jedoch...

— Ich langweile mich oft, Monsieur Staroslawski...

— Wie man sich auf Bällen langweilt. Die Jugend vergeht und die unendlich lange Reihe von Stunden steht auf der Wache, die bei weitem nicht Feiertagen gleichen. Ich bin den ersten derselben begegnet und durch sie auf finstere Gedanken gekommen. Die Einsamkeit ist, wie dieser Garten, traurig und ohne Blüten, wie dieses Haus, wie alles, was mich hier im «Düsteren Lager» umgibt.

— Aber Sie sind noch so jung?

— Nicht sehr: sechsunddreißig Jahre.

— Aber die Erinnerungen aller Reize der Vergangenheit?

— Der Vergangenheit? wiederholte Staroslawski mit einem bitteren Lächeln und, nachdem er einige Minuten geschwiegen, erhob er sich langsam von seinem Sitze und reichte mir die Hand. — Hören Sie, sagte er mit einer Traurigkeit, an die ich nicht mehr zu denken vermag: — schenken Sie meinen Erinnerungen eine Stunde.

— Mit Vergnügen, antwortete ich, ebenfalls aufstehend. Wir stiegen die Terrasse herab und wandelten schweigend einen verwachsenen Steg entlang, der zur Kirche führte. Wir blieben vor der alten steinernen Kapelle stehen und Staroslawski benachrichtigte mich, daß sich in seiner Familie der Gebrauch erhalten, die Särge der Verstorbenen nicht zur Erde zu bestatten, sondern in einem unterirdischen Gewölbe aufzustellen, und öffnete darauf, ohne meine Antwort abzuwarten, die eiserne Thür, welche mit Geräusch und einem gewissen metallenen Sichthnen aufging. Die feuchte Luft der Kapelle strömte mir ins Gesicht, ich war willens, dem Besuche des Todeshafens der Staroslawskischen Familie zu entsagen, ihn aber zu unterlassen, war nicht schicklich und wir traten ein.

Der Thür gegenüber war eine Art von Ikonostas (eine mit Heiligenbildern verzierte Scheidewand zwischen dem Altar und dem Schiffe) welcher aus Heiligenbildern der Familie bestand; links, in der Ecke, ging eine Treppe nach unten; diese Treppe war dunkel. Staroslawski ergriff eins der grünen Lichte, welche in hohen silbernen Armleuchtern brannten,

und, mir seinen Arm reichend, begann er, mich behutsam die kalten Stufen der Treppe hinabzuführen. Ich zitterte am ganzen Körper; die Füße wollten mich nicht tragen, der Kopf schwindelte, aber ein fester Arm unterstützte mich. Dieser Arm war kälter als die Stufen, kälter als die Grabesluft; das Angesicht meines Begleiters kann ich mir aber noch jetzt nicht mit kaltem Blute ins Gedächtniß zurückerufen — so bleich war es. Eine zweite eiserne Thür öffnete sich; noch ein Schritt — und wir befanden uns beide im Kreise schwarzer, länglicher Särge; auf jeden derselben erglänzten kupferne Tafeln mit schwarzen Inschriften.

— Sie frieren? fragte Staroslawski.

— Ein wenig, entgegnete ich mit unsicherer Stimme. Ich schämte mich einzugehen, daß nicht Kälte, sondern Bangigkeit sich meiner gänzlich bemächtigt hatte. Ich weiß nicht, errieth Staroslawski den eigentlichen Grund meines Zitterns oder nicht; wenigstens sah er aus, als errathe er ihn nicht, und blieb, mich an der ersten Reihe der Särge vorüberführend, bei zwei, die von den übrigen etwas absondert standen, und noch ganz erhalten waren, stehen. Einer derselben war sehr groß, der andere kleiner.

— Hier ruht die Asche meiner Eltern, sagte er, auf die beiden Särge deutend: mein Vater war ein ehrlicher Mann und meine Mutter eine gute Frau. Vielleicht hätten sie lange und glücklich gelebt...

— Wenn was? rief ich aus.

Ihre Geschichte ist mit der meinen zu eng verbunden, antwortete Staroslawski: beide in diesem Augenblicke zu erzählen ist unmöglich; schieben wir es also bis zum Abend auf.

— Wir verneigten uns vor den Särgen der Eltern und gingen weiter. Er fuhr fort, mich mit seinen Ahnen bekannt zu machen, indem er von einem Sarge zum andern ging. Wir brachten in ihrer Gesellschaft ungefähr noch eine halbe Stunde zu und traten endlich zu meinem nicht geringen Vergnügen aus der Kapelle. Ich athmete frei auf, als die eiserne Thür sich hinter uns schloß und die frische Luft mir meine Heiterkeit wiedergab.

— Und Sie sind oft hier, Monsieur Staroslawski? fragte ich ihn, indem ich mich bemühte, ein Gespräch, welches seine Bekenntnisse hervorgerufen konnte, wieder anzuknüpfen.

— Jedesmal, wenn mir schwer und traurig um's Herz wird.

— Aber die gegenwärtige Langeweile eingestehen, ist nicht artig.

— Ich sagte Trauer, aber in diesem Augenblicke verdanke ich meine Stimmung in der That Ihnen... Sie wollten mich nicht verstehen...

— Erneuerung des Scherzes?!

— Nein, nicht des Scherzes, sondern des allerernstesten Gespräches, dessen Ende Sie aus Freundschaft zu mir hätten anhören müssen.

Das Wort «Freundschaft» von Staroslawski, so lange wir mit ein-

ander bekannt waren, zum ersten male ausgesprochen, machte auf mich einen sonderbaren und zugleich angenehmen Eindruck. Uebrigens konnte ich dieses Gefühl in keinem Falle verleugnen, weil ich den bezaubernden Eigenschaften dieses Mannes volle Berechtigung widerfahren lassen mußte. Ich gesehe noch mehr: die Freundschaft Staroslawski's schmeichelte meiner Eigenliebe; und so antwortete ich ihm denn, ohne mich lange zu bestimmen, daß ich bereit sei, ihn mit derjenigen Theilnahme anzuhören, die dem Gefühle, im Namen dessen er meine Aufmerksamkeit fordere, vollkommen würdig sei. Staroslawski drückte mir kräftig die Hand, lächelte, und machte, mich aufmerksam anblickend, mir noch einen Vorschlag, aber einen Vorschlag, den gewiß kein sechsunddreißigjähriger Mann einem zwanzigjährigen Mädchen gemacht hätte. Wäre mir von einem anderen, statt von Staroslawski, dieser Vorschlag gemacht worden — ich stände nicht dafür, oder besser, ich weiß nicht, wie ich geantwortet hätte; aber hier ist der Vorschlag:

— Natal'ja Nikolajewna, um dasjenige, was ich Ihnen zu erzählen wünsche, mit Geduld anzuhören, ist die Theilnahme einer Freundin nicht genug; ich traue Ihrer Freundschaft nicht, sagte Staroslawski. — Sie geben die Möglichkeit zu, glücklich zu sein, indem Sie nicht mit der Liebe Ihres Mannes lieben... Sie sagten dies, nicht wahr? Schenken Sie mir daher wenige Stunden eines solchen Glückes, und sehen Sie, so lange Sie Sich im «Düstem Lager» befinden, auf dasselbe und auf alles, was zu demselben gehrt, als auf Ihr Eigenthum...

— Sie aber, Monsieur Staroslawski, mit welchen Augen werden Sie im Verlaufe dieser Zeit auf mich sehen? rief ich ganz natw aus.

— Ich werde für diese Zeit in Ihnen meine Frau erblicken, freiwillig eine Frau, die in ihren Mann nicht verliebt ist, wohl aber schon allein durch das Recht, sie zu lieben, ihn alles verlorene Glück wieder zurückgibt. Ich verlange das unmöglichkeitliche, ich weiß es, aber bedenken Sie, Natal'ja Nikolajewna, daß eine abschlägige Antwort nicht die Eigenliebe, sondern das Herz beleidigt. (Er wurde in diesem Augenblicke ein wenig schrecklich, ma chère!)

— Je vous écoute, Paul! sagte ich lachend und bis über die Ohren erröthend. Was da in Staroslawski vorging, weiß ich nicht; das Unerwartete meiner Antwort, vielleicht aber auch das Bergnügen, eine solche Antwort zu vernehmen, machte, daß das Glück, wie man sagt, aus seinem ganzen Wesen zurückstrahlte: die Augen funkelten, das Gesicht wurde von einer lebhaften Röthe überströmt; er wollte, wie es schien, etwas erwidern, sagte aber kein Wort, und wozu war es auch nöthig? Ich verstand den Blick und bereute meine Antwort nicht. Dieser Blick war berechtter als Worte... Sophie, begeh' uns Himmels willen nicht den unverzeihlichen Fehler, mich der Coquetterie anzuklagen; nein! Staroslaw-

ski hatte Recht: das Weib, die seine Frau wird, kann glücklich sein; es scheint übrigens, er sagte... Aber weg mit dem Nachsinnen.

Wir setzten unseren Spaziergang schweigend fort, folgten aber nicht dem Stege, welcher zur Kirche führte, sondern einem andern Wege, der hundertmal malerischer war; an demselben sich hinschlängelnd, lief vom Berge ein rauschender Bach herab; an einigen Stellen breitete er sich aus, an anderen hielt er gleichsam an, kürzte in Kasladen herab, sprudelte empor und setzte schäumend seinen Weg in der Richtung zum Dnepr fort.

— Wie lieblich ist dieser Theil des Gartens! brachte ich endlich hervor; ich spendete dieses Lob aber nur deshalb, um das Schweigen zu unterbrechen, das wahrscheinlich Staroslawski eben so lästig als mir wurde.

— Ja, Katalie, antwortete er ernst: — im allgemeinen ist der Garten nicht übel, er ist aber vernachlässigt.

Das Wort «Katalie» machte mich abermals erröthen, aber mein Staroslawski sah zur Seite und ging weiter. Die Landschaft wechselte mit unglaublicher Schnelligkeit; ich begann einige mal die Ausschüßen zu loben und dies nicht mehr im Eherze. Staroslawski schlen mein Entzücken zu theilen, und nach ziemlich langem Spaziergange näherten wir uns den Treibhäusern; sie waren in besserer Ordnung, als alles, was sie umgab. Staroslawski klopfte an die Thür, worauf jemand in einem bunten Halbfrack erschien.

— Das ist unser Obergärtner, Herr Wirtg, sagte Staroslawski.

Ich antwortete mit einem Lächeln auf die Verbeugung unseres Gärtners, der, wie es schien, ein gemüthlicher Deutscher war.

— Theilen Sie ihm, Katalie, alles mit, was Sie im Garten gemacht zu sehen wünschen: für die pünctliche Erfüllung alles dessen, was Sie befehlen werden, bürgte ich, setzte Staroslawski in ernstem Tone hinzu.

Was hättest du, chère amie, an meiner Stelle gethan? Mein Gott, was gäbe ich nicht dafür, deine Antwort zu vernehmen! Was frage ich übrigens? Die Rolle der Frau übernehmend, hättest du wohl dem Glücke entsagen können, den verwilderten Garten des «Düßern Lagers» in einen bezaubernden, entzückenden Feenaufenthalt umzuwandeln, der an einen Winkel von Pawlowsk erinnern könnte. Ich that dies. Meine Befehle strömten auf Herrn Wirtg mit der Schnelligkeit des hüpfenden Gießkachs ein, der seinerseits auch nicht vergessen wurde, und an den gleichfalls die Reihe kam. An zwei Stellen sollten in aller kürzester Frist zwei Inseln mit einer großen Menge Blumen und mit hängenden Brücken erscheinen, u. s. w., u. s. w. Wo könnte ich alles nochmals wiederholen? Wie den neuen Plan, der, wenn auch im Fluge, dennoch aber vom Glücke geschaffen, wiedergeben? Jo sais tolle, chère amie, nicht wahr? Aber was

ist zu thun? er wollte es, dein Staroslawski, ich aber, du weißt es, war immer zum Wahnsinn geneigt, und die Großmutter starb daran. Um vier Uhr war ich schon so müde geworden und hatte solchen Appetit bekommen, daß ich selbst aus Mittagsmahl erinnerte. Das Essen war äußerst schmackhaft; ich aß wie eine Pensionairin: den Kaffee aber brachte man uns auf die Terrasse.

— Sie wünschen gewiß zu ruhen — Ihr Gemach ist bereit, sagte Staroslawski aufstehend.

— Das ist aber doch etwas zu arg! Wie denn, mein Gemach? rief ich in einem solchen Tone und mit einem so einfältigen Ausdruck im Gesichte aus, daß Staroslawski sich des Lachens nicht enthalten konnte.

— Freilich, Ihr Gemach, Katalie, und ich werde Sie selbst in dasselbe geleiten.

Er nahm mich aufs unbefangenste bei der Hand und führte mich hinter sich her; meine Kuglerde war aber so groß, daß ich nicht den geringsten Widerstand leistete, sondern, wie es scheint, Staroslawski vorbeilegte, nicht ging, sondern voranlief... Hier bleibt aber die Feder stehen, weil die Tinte zu schwarz und zu schmutzig ist, um mein sogenanntes Gemach zu beschreiben. Nimm, Sophie, das allerniedlichste Röbchen, welches übrigens nur allein die Phantasie zu schaffen vermag, aber, ums Himmels willen, kein goldenes, oder auch nur vergoldetes, sondern aus vieux saxe; stelle in dasselbe das schönste Bouquet Blumen, und, wenn du es vermagst, richte dir in demselben ein *reduit* ein. Von allem andern werde ich nicht sprechen; wie es mir vorkommt, habe ich dieses alles im Traume gesehen und ob in der Wirklichkeit ein ähnliches *reduit* existirt, behaupte ich nicht... Glaubst du mir, meine Freundin, daß ich diesen Brief vor der Absendung zerreißen würde, wenn mich jemand zwingen würde, ihn nochmals zu durchlesen. Lies du ihn, mir bleibt nur übrig, dir die sonderbare Geschichte Staroslawski's, die er selbst mir auf der Terrasse unseres Hauses (ich nenne das Haus unser, weil ich im Augenblicke der Erzählung das «Düstere Lager» nicht sein, sondern unser, und alle Unglücksfälle Staroslawski's unsere Unglücksfälle nannte) erzählte, mitzutheilen. Vernimm also.

Ich beginne damit, daß die Legende, welche von meinem Vater und mir im alten Buche gelesen wurde, keine Fabel, sondern eine Thatsache ist, und mein Vorfahr, der reiche polnische Pan, in der Wirklichkeit der ärgste Feind des Vorfahren Staroslawski's, jenes russischen Bojaren war. Der Raubversuch des schönen Mädchens, der Tochter des Bojaren, durch den Sohn des Pan geschah auf derselben Stelle, wo sich jetzt das Haus des «Düstern Lagers» befindet, und den Graben im Walde, wo die zu vermutende Höhle sich befand, nebst dem Kloster, versprach mir Staroslawski zu zeigen; diese Gegenstände befinden sich in gleicher Entfernung

von den uns angehörenden Wohnhäusern. Was die Erscheinung anbelangt, die sich alljährig in der Nacht der Ermordung des Einfielers wiederholte, so sagte er mir, daß er diese Erscheinisse selbst nicht geseht, da er sich jedesmal zu dieser Zeit wie absichtlich außerhalb des «Düstem Lagers» befunden habe, daß aber der Glaube daran auch jetzt noch unter dem Volke vorhanden sei... Nicht wahr, ma chère, ist es nicht schrecklich?

Die Geschichte der Vorfahren Staroslawski's war interessant, aber lang, gehen wir daher zu ihrem jetzigen Repräsentanten über, dessen Geschichte viel unterhaltender ist. Ich gebe dir die Erzählung in denselben Ausdrücken, in welchen sie mir mitgetheilt wurde, wieder.

Das Glück der Eltern Staroslawski's ward durch Vorhersagungen vergiftet, die mit solcher Genauigkeit eintrafen, daß eine derartige Erfüllung in der That schwer dem Zufalle zugeschrieben werden kann. Aber fort mit den Unterbrechungen, höre meiner Erzählung zu:

«Einem meiner Vorfahren, ich weiß nicht, in welcher Epoche», begann Staroslawski, — «ward geweihsagt, daß die Ehe aller der ältesten Glieder des herabgehenden Stammes mit mehr oder weniger ungewöhnlichen Erscheinungen verknüpft sein werde. Die Vorhersagung ging, wie am ersten, so auch an allen darauf folgenden ohne Ausnahme in Erfüllung. Uebergehen wir die längst vergessenen Ur-Eltern und beginnen wir beim Großvater. Zur Zeit der Regierung Catharinens kämpfte er gegen die Türken, und, nachdem er mit einem türkischen Pascha sein herrliches Ross gegen eine schöne Griechin vertauscht, führte er sie nach Russland und heirathete sie trotz dem Verwandten-Grimme aller übrigen Staroslawski's. Das älteste seiner Kinder war mein Vater, das zweite — mein Dunkel, der fünf Jahre jünger als mein Vater war.

«Beide dienten nicht lange, und zu gleicher Zeit den Abschied nehmend, beschloffen sie das elterliche Erbe zu theilen und im «Düstem Lager» sich anzusiedeln. Das Regiment, in welchem sie dienten, stand in Polen. Auf dem Heimwege fanden sie in einem der polnischen Gränzorte keine Pferde und blieben dort zur Nacht. Ein langer Abend stand ihnen bevor. «Es ist hier bei uns eine Wahrsagerin», sagte der jüdische Factor. — «Prächtig!» riefen die jungen Leute aus, befahlen, daß man ihnen den Aufenthalt der Hexe bezeichne und begaben sich zu ihr. In einer halbzerfallenen, schmutzigen und niedrigen Hütte, angefüllt mit allen Gegenständen, die zur Verwirrung der in damaliger Zeit noch abergläubischen Gemüther dienen konnten, fanden sie ein häßliches Weib mit einer Kape, einem Hahne und einem zahmen Habicht. Der Jude nannte die Gasse und versprach im Namen derselben ein gutes Geschenk für gute Kunde.

— «Gieb für die schlechte, so werd dir eine Nachricht zu Theil, antwortete sie, sich zum Dunkel wendend. Mein Vater versuchte es, den Bra-

der von den weiteren Erklärungen der Wahrsagerin loszumachen, aber seine Mühe war vergebens, und dem Dunkel wurde der Tod am Hochzeitstage seines ältern Bruders, d. h. meines Vaters verkündigt.

— Du lägst, Alte! Da ich niemals heirathen werde, rief mein Vater aus, warf einige Ducaten auf den Tisch und öffnete die Thüre, um die verhängnißvolle Hütte zu verlassen. Zum Unglück aber konnte die Alte noch einige Worte hinzufügen, welche fürchterlich auf das ganze Leben meiner Eltern rückwirkten:

— Und wenn du auch nicht heirathest, so wirst du deinen Bruder dennoch nicht retten; und hüte dich vor dem Donnerstag.

Die darauf folgenden drei Tage wurden von den Brüdern auf dem Wege zugebracht. Die Verkündigungen der Wahrsagerin wiederholend, lachten beide, und mein Vater schwor, zur völligen Beruhigung meines Dunkels, den er aufrichtig liebte, daß er überhaupt einen Widerwillen gegen die Frauen hege und gewiß, ohne alle Vorhersagungen, nie sich entschlossen hätte, wenn auch die erste Schönheit auf Erden, zu heirathen. Der Dunkel dagegen spähte über den vermeintlichen Widerwillen meines Vaters, über dessen Aberglauben und gab seinerseits sein Ehrenwort meinem Vater, daß, wenn es ihm jemals schiene, als vermeide es sein Bruder, in den Ehestand zu treten, er sich bestimmt erschließen würde. Damit endeten die Debatten und der Streit wegen der Alten erneuerte sich lange Zeit nicht mehr zwischen den Brüdern. Es verflossen drei Jahre; das Leben lächelte beiden. An einem Wintertage erhielten die Brüder eine Hochzeits-Einladung: die Nachbarn verheiratheten ihre Tochter an einen ziemlich reichen, aber schon bejahrten Edelmann. Die Braut war schwermüthig, blaß und nachdenkend; der Bräutigam wurde zum nächsten Morgen, d. h. zur eigentlichen Hochzeits-Ceremonie, erwartet. Nachdem man bis in die Nacht hinein gelangt, zerstreuten sich alle in die Schlafgemächer. Den Vater und den Dunkel brachte man im Hause selbst unter, die anderen wie es sich gerade fügte und alle legten sich zur Ruhe. Am andern Morgen lenkte der Dunkel das Gespräch mit meinem Vater auf die Braut und frug ihn unter andern, ob sie ihm wohl gefiele.

— Zu einer andern Zeit hätte ich vielleicht (mein) gesagt, antwortete mein Vater lachend: — aber heute vermählt sie sich, und es sind daher keine Ursachen vorhanden, meine eigentliche Meinung zu verhehlen: das Mädchen ist lieblich, verständig, bescheiden und wenn du sie heirathetest, würde ich mir zu einer allerliebsten Schwester Glück wünschen...

— Und du sagst alles das im Ernste? fragte der Dunkel.

— Freilich, ganz im Ernste!

— In diesem Falle, fuhr der Dunkel fort: — heirathet sie nicht der Bräutigam, auch ich nicht, sondern derjenige, welcher ihr eine aufrichtige Liebe eingeblöht hat.

— Aber wer ist denn dieser Glückliche? rief mein Vater: — und wie konntest du in die Herzens-Geheimnisse der Braut dringen?

— Ganz einfach, antwortete der Onkel: — in dieser Nacht vernahm ich wider meinen Willen das Schluchzen des unglücklichen Mädchens, so wie auch die Bekändnisse, welche sie ihrer Mutter machte, die mit ihr vereint Thränen vergoß, aber nicht die geringste Macht besitz, ihre Tochter von dem unbegreiflichen Willen ihres Vaters zu befreien; der Gegenstand aber der Liebe der Braut bist du...

«Das Erschaunen meines Vaters beraubte ihn auf eine Weile der Fähigkeit zu sprechen; diesen Umstand bemerkt der Onkel und wiederholte seinen Eid, sich augenblicklich zu erschießen, wenn mein Vater nicht sogleich sich bestimmen würde, um die Hand der fremden Braut bei ihren Eltern zu werden.

— Glaubst du wirklich, sagte er: — daß die abgeschmackten Erzählungen einer alten dummen Frau mir, wenn auch nur auf einen Augenblick, als eine ernsthafte Sache erscheinen würden? Und wie einfältig das Weib auch war, so konnte sie doch errathen, da sie ihr Geschäft schon lange Jahre getrieben, daß eine Erfahrung, wie wir sie befaßen, nicht durch ein einfaches Versprechen von Glück, sondern durch etwas neues, schlagendes, wartend zu machen wäre. Da hast du den Donnerstag, den Tod, und alles andere. Entsagst du aber der Braut, so geht die Vorhersagung nur zur Hälfte in Erfüllung, dafür bürgte ich... zu sterben aber habe ich wahrlich keine Lust.

«Am demselben Morgen ward mein Vater mit der Tochter des Nachbarn getraut und an demselben Morgen verschwand, von niemand bemerkt, der Onkel aus dem Hause und kehrte, schwer getroffen von der Angst des ersten Bräutigams, dem er auf dem Wege begegnete und zum Zweikampf auf Leben und Tod herausgefordert hatte, ins Haus zurück.

«Der Onkel nannte im Verschneiden die Alte und fügte noch einige unverständliche Worte, von denen das letzte «Donnerstag» war, hinzu.

«Dieser Tag wurde meinen armen Eltern verhängnißvoll... Den Tod des Onkels schrieben sie sich zu, beweinten ihn tagtäglich und erwarteten jeden Donnerstag in der Woche mit Furcht und Beden. Alle Versuche, sie von der Unwahrheit der Vorhersagung zu überzeugen, blieben fruchtlos, und nach Verlauf einiger Monate gestellte sich zu der beständigen und schrecklichen Erwartung unbekannter Unglücksfälle eine neue; meine Mutter fühlte sich guter Hoffnung; der im ersten Augenblicke erfremte Vater erinnerte sich aber dessen ungeachtet des Donnerstags und begann für die Stunde meiner Geburt zu fürchten; dieses mal war seine Furcht unbegründet, und mein Erscheinen in der Welt hatte keine schlechte Folgen für die Mutter: sie genas, gewann mich leidenschaftlich lieb und begann allmählig, wenn auch nicht die Alte ganz zu vergessen, doch selte-



ner von ihr zu sprechen. Im Aufstehen seiner Frau schien auch der Vater glücklicher zu sein; mit dem Beginn des Frühlings aber lockte die Sonne meine Mutter in die scharfe Luft auf den Balcon und gegen Abend stellten sich bei ihr Husten und Fieber ein. Der Stadtarzt verschrieb eine Medizin und fuhr weg; eine Woche darauf zuckte derselbe Arzt die Achseln, und nach zwei Wochen kündete er an, daß die Kranke keinen Tag, d. h. nicht bis zum Freitage, leben werde... Es traf ein! Am Donnerstage hörte sie auf zu sein... Diesen Schlag hielt der Verstand meines Vaters nicht aus. In den ersten vier Monaten lachte er laut und schrecklich. Ich war damals noch ein Kind, aber seine Diener bebten, wenn sie sich dieses Lachens erinnerten. Die darauf folgenden Monate kam er allmählig zu sich und begaun endlich zu schluchzen; die Diener dankten Gott für diese Thränen und weinten vor Freude. Es verging ein Jahr, und am Tage der Gedächtnissfeier der Verstorbenen, als der Geistliche ihren Namen aussprach, da zerriß beim Aussprechen desselben etwas in der Brust meines Vaters; er faßte ans Herz und lächelte zum ersten mal nicht mehr wie ein Wahnsinniger. Dieses Lächeln war das letzte, und am Freitage, d. h. am folgenden Tage, spielte ich mit den glänzenden Franzen des Goldstoffes, der den entseelten Körper meines Vaters bedeckte. Derselben Diener erinnern sich des Lächelns, das seine bläulichen Lippen umschwebte und um seine Augen leblos und unbeweglich spielte. Mit diesem Lächeln erwiderte er vielleicht den Gruß meiner Mutter jenseits des Grabes... Zur Erziehung wurde ich mit meiner Amme ins Haus meines Großvaters gebracht; derselbe nahm auch das «Düstere Lager» und das ganze Vermögen in Verwaltung. Am meisten beschäftigte sich mit mir meine Großmutter, eine ehrwürdige Matrone, die mir heimlich Confect zusetzte und bitterlich weinte, wenn ich auf ihre Frage, wo Papa und Mama wären? mit den Fingern zur Spitze des unserm «Düstem Lager» angehörenden Glockenthurmes, der zwischen dem Walde hervorblickte, hinwies. Der Thränen halber wurde sie vom Großvater ausgescholten, der sie ein weinerliches Weib, mich aber verzärtelt nannte und nur dann liebte, wenn er in seinem Hause Gäste hatte.

«Zwei Jahre alt, mußte ich den Gästen mit allen Umständen erzählen, wie die alte Here vorhergesagt, daß der Onkel am Tage der Hochzeit meines Vaters sterben würde, wie dem Vater und der Mutter jeder Donnerstag Furcht und Schrecken eingejagt, und wie der Onkel vom Bräutigam erschossen wurde und die andern starben. Während dieser auswendig gelernten Erzählung streichelte der Großvater mir gewöhnlich das Haar, nannte mich einen braven Jungen und kneipte mir die Wangen, indem er meine kindische Erzählung mit allerlei Redensarten ergänzte. Viel später erst begriff ich die ganze Unsicherheit eines solchen Geplap-

pers und weigerte mich einst hartnäckig, aus den Unglücksfällen meiner Eltern eine Art Fabel zur Unterhaltung der Nachbarn zu machen; um diese Zeit war ich sechs Jahre alt. Der Großvater schaute mich verwundert an, stampfte mit dem Fuße, schrie mich an und befahl mir, zu erzählen; ich schwieg und büßte für meinen Ungehorsam durch eine Strafe... meine ganze Jugend verwandelte sich in eine Reihe physischer und moralischer Leiden. Zehn Jahre alt beweinte ich den Tod der guten Großmutter, deren Stelle im Hause eine böse Haushälterin einnahm. Als ich dreizehn Jahre alt war, begann man mich im Lesen zu unterrichten — im funfzehnten aber erfuhr ich, daß das Erbe meines Vaters zum Verkauf bestimmt sei; der Großvater hatte das Vermögen zerrüthet, was er konnte, verkauft und der Vormundschaft entsagt. Ich entsinne mich, daß um diese Zeit oft von den Wahlen im Gouvernement gesprochen wurde, und der Großvater sich ärgerte, weshalb aber und über wen — weiß ich nicht. An einem Morgen kam plötzlich ein prächtiger Wagen zu uns in den Hof gefahren; aus dem Wagen stieg ein Herr und eine halbe Stunde darauf wurde ich ins Cabinet des Großvaters gerufen. Doch wohl nicht deshalb, um dem Angekommenen von der Alten und deren Vorherfagungen zu erzählen? dachte ich, und begab mich in der festen Ueberzeugung, für den neuen Ungehorsam abermals bestraft zu werden, dahin. Ich hatte mich geirrt, und die Ursache des Befehls erwies sich als meinen Erwartungen gänzlich entgegengesetzt. Der Großvater stellte mich einem Herrn von edlem Aussehen vor, der mich leutselig an die Hand nahm und neben sich sitzen hieß. Er blickte mich aufmerksam an, so daß ich ganz verlegen wurde; dieser Blick drang mir gerade ins Herz; ich bewegte mich unruhig auf dem Stuhle, und wagte nicht, meine Augen weder zum Großvater noch zum Gast zu erheben. Der Großvater war ernster als gewöhnlich. «Worin hat man ihm Unterricht ertheilt?» fragte endlich der Herr, sich zum Großvater wendend. — «In allem», antwortete derselbe abgedroschen. Der Gast richtete sich mit derselben Frage an mich; ich schwieg; ich schämte mich, es einzugestehen, daß all mein Wissen sich auf russisch Lesen und die vier Species beschränkte.

— Sie fahren mit mir, setzte der Gast aufstehend hinzu und vor dem Großvater sich nicht einmal verneigend, verließ er eilig das Cabinet, indem er mich vorher hinaus schob. Der Großvater wollte mich noch einige Zeit auf dem Gute zurückhalten, indem er sich mit der Unmöglichkeit entschuldigte, mich auf der Stelle mit allem nöthigen zur Abreise versehen zu können, der Herr hob mich aber in seinen Wagen, setzte sich neben mich, schloß die Thür und rief dem Kutscher ein «vorwärts!» zu.

Kann hatten wir uns einige Schritte vom Hause des Großvaters entfernt, als der Herr abermals meine Hand ergriff und mich lebdevoll über mein voriges Leben, über meine Lehrer und über alles mich be-

treffende befragte; dann ermahnte er mich, allen Fleiß aufzubieten, um die meinem Alter unumgänglich nöthigen Kenntnisse zu erlangen; er versicherte mich seiner Theilnahme und der Bereitwilligkeit, mir in allem möglich zu sein, ermunthigte mich und gewann meine Zuneigung in dem Grade, daß gegen Abend, als wir zur Gouvernementsstadt, von deren Dasein ich im Hause des Großvaters kaum etwas gehört hatte, anlangten, der leutselige Herr mir ganz wie mein nächster Verwandter vorkam. In kurzer Zeit war ich völlig umgewandelt, und die Theilnahme meines Wohlthäters erweckte in mir, wie zu ihm, so auch zu allen meinen neuen Lehrern, eine große Zuneigung. Meinen unerfahrenen Augen stellte sich eine neue Welt dar, neue Bedürfnisse erzeugten sich in meiner Seele, und das Lernen ermüdete nicht, sondern wurde mir zur unumgänglichen Nothwendigkeit. Mir wurde ein helles, reinliches Zimmer in dem prächtigen Hause meines Wohlthäters zur Verfügung gestellt; jede Stunde des Tages erhielt ihre Bedeutung, und des Abends wechselten Wissenschaften mit Tanz, Fechten und Vorlesen ab. Erst in der Folge begriff ich, welchem Umfande ich mein jetziges Wohlergehen zu danken hatte. Man erklärte mir, daß der Adel des Gouvernements meinen Wohlthäter zu seinem Marschall erwählt hatte, und daß sein Verfahren gegen mich eine der Handlungen war, welche seinen Ruf als edler und wohlthätiger Mann begründeten. So lebte ich im Hause des neuen Adelsmarschalls, der seine Familie in der Residenz zurückgelassen hatte und drei volle Jahre der wie er sagte, ernsten und heiligen Erfüllung dieser ihm auferlegten Pflichten opferte. Diese drei glücklichen Jahre enteilten mir wie ein Tag und als siebenzehnjähriger Jüngling umarmte ich zum letzten male meinen Wohlthäter, der gleich mir Thränen vergoß. Wir trennten uns; er verließ die Gegend, die ihn verehrte, ich aber ließ mich in dasselbe Regiment einschreiben, in welchem ehemals mein Vater und mein Onkel gedient hatten und begab mich, um keine Zeit zu versäumen, nach Polen. In diesen drei Jahren waren, wie in mir selbst, so auch in allem was mich betraf, viele Veränderungen vorgegangen. Es erwies sich, daß meine vom Großvater ruinirte Habe nicht verkauft, sondern durch die Anordnungen desselben Marschalls wieder in Stand gesetzt und die früher gemachten Schulden jetzt durch die Einnahme getilgt wurden. Mein Wohlthäter wählte mir aus dem Kreise der Gbelleute einen Curator und verpflichtete mich beim Abschiede mit meinem Ehrenworte, bis zu meiner Mündigkeit mich selbst um die Verwaltung meines Erbes nicht zu kümmern, sondern mich mit der von ihm im Regimente zum Verbräuche bestimmten Summe zu begnügen; hauptsächlich aber — bei der Erinnerung an die Vergangenheit, seinen Namen nie auszusprechen. Diesen Eid habe ich heilig gehalten und sogar, als wir uns später trafen, mich nicht in seine Arme gekürzt, und nur mit einer bößlichen Verbeugung den gleich-

gültigen Gruß eines Mannes erwiedert, der dem Anschein nach das von ihm gestiftete Gute vergessen hatte.

«Neunzehn Jahre alt, wurde ich Officier, das Regiment aber nach Rußland verlegt. Ich nenne das Gouvernement nicht: es ist Ihnen gleichgültig... Ich langweilte mich. Meine Untergebenen lagerten in zwei kleinen Dörfern, die der Wittve eines Edelmanns gehörten, welche ziemlich geziert französisch sprach und im Empfangszimmer, inmitten einer großen Gesellschaft, einzuschlummern pflegte, den Geiz aber bis zur Vollendung gebracht hatte. Wahrscheinlich erzog diese Gutsbesitzerin ihre beiden Töchter aus Deconomie irgendwo außer dem Hause; wenn sie aber von ihnen sprach, zerfloß sie in Thränen der Rührung und erhob die Mädchen bis zum Himmel. An Sonntagen erhielt auch ich unter der Zahl meiner Kameraden eine Einladung zur Mittagstafel, erschien aber gewöhnlich allein. So verging der Herbst, so verging der Winter. In den ersten Frühlingstagen rüstete sich die Wittve zur Reise nach ihren Töchtern, und die Dörferchen verloren mit ihr die letzte Zerstreuung. Da die Briefe an meinen Wohltäter nicht beantwortet wurden, hörte ich meinerseits auf, an ihn zu schreiben.

Mit dem Eintritt der ersten heiteren Maitage und der Abreise der Wittve zu ihren Töchtern, begann meine Lage noch unerträglicher zu werden. Zu den benachbarten Edelleuten fuhr ich nicht; jede andere Gesellschaft, die sich außer dem Kreise meiner Kameraden befand, fürchtete ich über alle Maßen. Die Gegenwart von Damen schreckte mich dergestalt, daß bei ihrem Erscheinen mir alles Blut ins Gesicht stieg, ich bis über die Ohren erröthete und aus dem Zimmer lief. Wie oft habe ich mich der Unterhaltung meiner Kameraden mit dem schönen Geschlechte erinnert, der ganzen Abgeschmacktheit ihrer Schmeicheleien und der Ungezwungenheit des Lächelns, das diese Schmeicheleien erwiederte. Ich stellte mir die Frage, weshalb ich so streng gegen mich selbst, und was mich abhalte, eben solche Ungereimtheiten zu sagen? An das aufmunternde Lächeln der Damen zu zweifeln, hatte ich kein Recht, weil mein Aeußeres an Anmuth dem meiner Kameraden nichts nachgab und dazu die französische Sprache mir einen großen Vorrang vor ihnen gab. Es kam mir sogar zuweilen vor, daß die Gemahlin unseres Doctors, eine fünf- und dreißigjährige Coquette, zu mir sich öfter als zu andern wandte. Die Gegenwart der Frau Doctorin zu vermeiden, wie ich andere Damen mied, war aber unmöglich, obgleich ich auch die andern nur aus einem nicht zu bestimmenden Gefühle, das keinesweges einer Gleichgültigkeit zum schönen Geschlechte gleich, mied.

«In solcher Stimmung fand mich die Einladung der zurückgekehrten Guts herrin, bei ihr zu Mittag zu speisen. Das Billetdoux übergab der Diener meinem Dienerschaft, indem er mit keiner Silbe andeutete, ob je-

mand anderes bei der Gutsbesitzerin sei, oder ob die Gesellschaft sich wieder auf die Wirthin, den alten Geschäftsführer, der ein Edelmann war, eine alte Dame, einen alten Anverwandten, zwei kleine Mädchen, Kinder irgend jemandes aus der Nachbarschaft und mich beschränken werde. Ich ließ mein Pferd satteln und ritt ins Pfarrdorf, zur Edelfrau. Aber, o Schrecken! Im ersten Zimmer stieß mir ein neues Gesichtchen, und zwar ein allerliebstes auf. Es war von sehr jugendlichem und frischem Aussehen; ein junges sechszehnjähriges, sich hin und her drehendes Mädchen machte einen so tiefen Knix, daß ihr Kleid, welches sich dabei mit Lust füllte, die Fischbeinreife bemerken ließ. Da sie einen Officier erblickte, entfloß ihrem Mündchen ein Schrei; ich erstarrte und lief vorwärts. Im Empfangssaale befand sich neben der Hausfrau ein zweites bezauberndes Gesichtchen, welches ein wenig älter als das erste zu sein schien; ich verbeugte mich ungeschickt, blickte hinter mich und begann schon ein Fenster zu suchen, aus dem ich mit Freude gesprungen wäre, die Fenster waren aber geschlossen und die Gutsbesitzerin empfahl mich ihrer ältesten Tochter. Ich senkte, zerbrach den Schirm an meiner Nütze und nahm stumm wie ein Fisch in einem Sessel Platz. Erst nach der Suppe entschloß ich mich zu reden und wandte mich mit einer Frage an eine von den Töchtern meiner alten Bekannten. Ich entsinne mich, daß ich den Teich lobte, der aus der Thüre, welche zum Balcon führte, zu sehen war.

— Angeln Sie gern Fische? fragte die Tochter der Hausfrau.

— O ja, sehr gern, antwortete ich, ergriff mit beiden Händen die Serviette und war schon im Begriff, sie statt des Schnupstuches zum Gesicht zu führen.

«Das war der Anfang meiner Bekanntschaft mit den neuen Personen. Nach dem Essen lief die jüngere hüpfend nach Angeln; die Mutter legte sich schlafen, ich aber blieb mit der ältesten Tochter allein.

«Ich übergehe die erste Zeit und schreite zur neuen Epoche — zur Epoche der moralischen Umwandlung, welche in mir vorging», fuhr Staroslawski fort: — «diesen Zwischenraum beschränkte ich nur auf einen Monat, d. h. auf den Mai.

«Im Juni hörten die Einladungen zur Tafel als unnötig gänzlich auf: ich brachte alle Tage bei der Edelfrau zu und kehrte nicht selten nach Mitternacht erst zurück. Alle meine Gedanken waren auf einen Gegenstand concentrirt, meine ganze Zukunft beschränkte sich auf eine Hoffnung; mit einem Worte, wenn irgend jemals, auf irgend einem Punkte der Erde ein Gefühl erstirte, welches von den Dichtern reine, uneigennützigte Liebe genannt wird, so war es gewiß das Gefühl, welches mir die Ältere Tochter der Edelfrau einflößte.»

— Beschreiben Sie mir den Gegenstand ihrer Leidenschaft mit größtmöglicher Genauigkeit, sagte ich, Staroslawski unterbrechend. Ich machte

diese Frage deshalb, weil ich sehr begierig war zu wissen, was ungefähr nöthig sei, um... aber es ist eine Uebereilheit... eine Nebenache...

— Wie es Ihnen beliebt, antwortete Staroslawski. Und hier ist es, das Portrait seiner ersten Liebe, seiner ersten Leidenschaft... Notez, ma chère!

Zuerst ihr Name... aber was liegt am Namen? wenden wir uns zum Aeußeren: mittelmäßiger Wuchs, neunzehnjähriges Alter; Händchen und Füße bezaubernd, die Gesichtszüge nicht regelmäßig, die Nase groß, vielleicht zu groß, aber solche Augen, wie sie Staroslawski nicht mehr angetroffen hat; das Lächeln bewundernswürdig; eine mädchenhafte Weiße der Haut; das Haar, obgleich es nicht schwarz, erinnerte an die Flechten der Frauen Frascati's; in allen Bewegungen eine gewisse Verzärtelung, Nachlässigkeit, in der Stimme aber eine ganze Welt von Harmonie. Der Gegenstand Staroslawski's Leidenschaft glich, seinen Worten nach zu urtheilen, uns gewöhnlichen Geschöpfen nicht, sondern zeichnete sich durch etwas nicht zu Erfaschendes, sogar dem Begriff der Frau unzugängliches, aus; sie war weder ein Kind noch eine Frau, nicht ein Genius des Guten, nicht ein Geist der Finsterniß, sondern eine herrliche Mischung von allem bezaubernden, entzückenden u. s. w., m. s. w.

«Wenn ich mich des Abends von ihr trennte», erzählte Staroslawski weiter: «trug ich in meinem Herzen Hoffnung, Freude und Seligkeit mit mir fort; wenn ich aber am andern Morgen wieder zu ihr zurückkehrte, verschwanden alle diese Eindrücke, die mein Herz erfüllten, wie das Licht des Tages, wenn die Sonne sich neigt, und die Kälte der Schönen goß in dasselbe Herz einen Ocean der Verzweiflung aus. «Aber vermag wohl dieses Wesen mich zu lieben?» fragte ich mich selbst: «und ist es endlich im Stande, irgend jemanden zu lieben, oder ist seine Bestimmung eine andere?» Und dabei schweifte mein Verstand bis zu den Wolken und suchte ähnliche Wesen bei den Bewohnern der Sterne.»

Indem er solche Dinge erzählte, blickte Staroslawski übrigens auch auf andere Stellen hin, die dunkler als die Bewohner des Sternereiches waren... Aufmerksam und... ich verheimliche es nicht vor dir, indem ich mit einem nicht ganz angenehmen Gefühl die rührende Erzählung der ersten Liebe meines Gatten für diesen Tag anhörte, suchte ich in seinen Augen den Ausdruck zu erfassen, nach welchem man gewöhnlich auf die Stärke des Eindrucks schließt, den die Erzählung auf dem Erzählenden selbst ausübt. Ich suchte es zu errathen, ob er für seine erste Liebe noch schwärmte, oder ob er sie verabscheue, ob er nicht über sich selbst und über seine Vergangenheit sich lustig mache, um durch Selbstaufopferung die Verirrung des unerfahrenen Herzens zu büßen, oder war vielleicht sein Eingeständniß eine Berechnung? Indem er der Unbescheidenheit des leidenschaftslosen Augenzeugen seiner früheren Liebe zuvorzukommen wünschte,

bereitete der 36jährige Staroslawski den Verstand der Dame aus der großen Welt vor, der kurzweiligen Erzählung seiner ersten Liebe zuzuhören, und die Dame würde dem Verräther gewiß so geantwortet haben: «Ich kenne diese Erzählung: Staroslawski selbst erzählte sie mir; Staroslawski lachte über sich selbst; und indem er sich verurtheilte, rechtfertigte er nicht da eben durch dies seine Vergangenheit?» Aber die Augen des Erzählers schienen sich durch sein Sprechen nicht zu befehlen; indem ich ihm zuhörte, kam es mir vor, als wenn ich in einem Buche las, und zwar aufmerksam las.

— Also Sie liebten Ihre junge Gelbin sehr? fragte ich: — und dieses Gefühl in Ihnen war nicht unüberlegt, nicht blind, wie bei jungen Leuten, welche die erste Erlaubniß zu lieben benutzen?...

— Nein, antwortete Staroslawski: — nicht blind und unüberlegt, weil meine Liebe in ihrem ganzen Wesen einen Wiederhall fand. Gesah es, daß ich in ihrer Gegenwart mich im Lesen eines Schriftstellers hinreißen ließ, augenblicklich spiegelte sich meine Begeisterung in ihrer Seele wieder. Gleichmäßig wirkten auf uns eine und dieselbe Bereinigung der Laute, eine und dieselbe Harmonie und welche Bemerkungen es auch waren, selten erwiesen sie sich nicht als vollkommen ähnlich; mit einem Worte, wir blickten, wie es schien, auf das Leben, auf die Welt, auf die Menschen und auf alles mit denselben Augen, athmeten mit einer Brust und waren so glücklich, daß der Gedanke ans Heirathen mir garnicht in den Sinn kam. Konnten wir nicht, abgerechnet eine sehr kleine Unterbrechung, ganze Tage, entfernt von allen, unter vier Augen zubringen? Gab ich ihr nicht die zärtlichsten Namen, welche nirgends anzutreffen sind? Lächelte sie mir nicht zu beim Geständnisse meiner ewigen, unveränderlichen Liebe?... Ich verehrte über alles Chopin; seine von mir ausgeführten Piecen hätten den Componisten selbst wahnsinnig gemacht; wahrscheinlich fühlte sie dieselben gleich tief, ich aber... ich verging ganz in Gefühl. Und wie viel Schätze in einem Wesen!

«Der Herbst kam heran; es begann zu regnen; die Blumen welkten und die Edelfrau erklältete sich; es ward beschlossen, sich zum Winter nach Moskau zu begeben. Ich weinte, die jüngste Tochter weinte: ich that ihr leid; es gab übrigens Augenblicke, in welchen das schöne Kind bei dem Gedanken an die bevorstehenden Bälle, an Theater, Wiedersehen ihrer Freundinnen von der Pension aus und an die Schlittenfahrten vor Freude hüpfte. An ihr war alles ungezwungen und lieblich; sie wußte es, daß ich ihre Schwester liebte; und dies war ihr Ursache genug, um mich zu lieben. Die ältere Schwester besaß ganz die Zuneigung der jüngeren.

«Es fiel Schnee; Kisten und Kisten wurden vollgepackt und mit denselben eine Fuhr, eine Kibitke und ein Schlitten beladen; es wurde

nach der *Sitte* unserer Vorfahren durch ein Dankgebet die Reise vorher eingeweiht; man speiste um zehn Uhr Morgens zu Mittag; zog warme Ueberkleider an, setzte sich warme Mützen auf, ruhte noch einen Augenblick in den Sesseln, nahm dann von mir, von dem Gesinde Abschied und fort fuhren sie! Lange stand ich mit entblühtem Haupte stumm auf der Treppe. Als ich ins Dörfchen, wo meine Mannschaft stand, heimkehrte, fühlte ich gegen Abend am ganzen Körper einen Schauer, am folgenden Tage aber bekam ich ein hitziges Fieber; ich lag einen ganzen Monat danieder — es kamen keine Briefe... Die Kräfte kehrten zurück. Ich schrieb selbst einen sehr langen Brief: er wurde mit Liebe beantwortet; ich schrieb noch und erhielt wieder eine Antwort; kurz, in meinem Archive war einst ein Paßten Briefe aufbewahrt, von denen der eine jätlicher als der andere war.

«Aber kürzen wir die Erzählung ab (sagte Staroslawski, wie es schien, die Ungebuld, mit der ich ihn zuhörte, bemerkend). Mit der Rückkehr des Frühlings kehrte auch die Edelfrau auf ihre Besingung zurück; auch ihre Töchter waren mit ihr erschienen; mit ihnen kehrte auch mein Glück zurück. Die älteste streckte mir lächelnd eine Hand entgegen, die jüngere beide; in ihren Augen strahlte mehr Freude. Das war sehr natürlich: hatte sie es wohl nöthig, das zu verbergen was in ihrem Herzen vorging?

«Moskau hatte die Gesundheit des Gegenstandes meiner Leidenschaft zerrütert: sie hatte ausfahren, tanzen, sich beliebt machen müssen, während ihr garnicht danach zu Ruthe war. Die arme war blaß und mager geworden. Die Aerzte verordneten ihr Spaziergänge des Morgens in aller Frühe, Milch und Bäder. Ich stand mit der Sonne zugleich auf und wandelte mit meiner Geliebten allein umher.

«Mein Curator benachrichtigte mich, daß mein Großvater mich zu sich berufe: ich antwortete dem Curator. Die Krankheit meiner Geliebten nahm zu, die Edelfrau aber schlief: sie schlief den ganzen Morgen, den ganzen Nachmittag, die ganze Nacht — wer vermochte da wohl meine Stelle bei der Patientin zu vertreten und aus wessen Händen hätte sie wohl die widerlichen Mixturen eingenommen, wenn nicht aus den meinen?

«Einst kam es mir in den Sinn, die Kranke durch eine Jagdpartie auf wilde Enten zu zerstreuen. Ein Boot brachte uns auf eins der Inselchen des Sees, welcher der Edelfrau angehörte. Den Ruderern befahl ich, die Enten zu uns zu treiben, und blieb mit meiner Kranken allein. Wir plauderten bis in die Nacht hinein. Die Enten setzten sich schwarmweise ganz nah bei der Insel ins Wasser; ich aber hatte die Flinten vergessen und was auch die Wildaufstreiber von dem Nichtschleßen denken mochten, uns war sehr wohl: wir dachten zum ersten male über die Zukunft nach. Sie gedachte mit Entzücken der Umgegend Neval's, der küß-



len Seebäder, der Spaziergänge längs dem sandigen Meeresufer. Die Mutter hatte ihren Edktern versprochen, sie bei vortheilhaftem Verlaufe des Getraides nach irgend einem Badeorte zu führen.

«Wie wenig ist doch nöthig, um diesem Wesen eine Glückseligkeit zu bereiten, dachte ich, indem ich ihrer Schwärmerei von der Fahrt nach Neval entzückt zuhörte: — aber Palermo mit seinen schlanken Palmen, aber Sorrento mit seinem blauen Meerbusen; aber das wundervolle Neapel, aber Chamounix mit seinem unendlichen Teppich wohlriechender Blumen, aber das herrliche Venedig, aber am Ende auch noch das «Düffere Lager»!... Wie süß wird nach Verlauf eines langen und glücklichen Lebens- Frühlings mit ihr in seinen heimischen Mauern ungestört der Abend zu erwarten sein!... Konnte ich ihr aber wohl zu der Zeit, als das ganze, von Schulden belastete väterliche Erbe kaum dem öffentlichen Verlaufe entgangen war, ihr meine Pläne entdecken? Sie war so jung und liebte mich so sehr! Ich war auf die Erwartung angewiesen, und ist es nicht des Glückes Gipfel, liebend und hoffend zu erwarten?

«Wieder begann der Winter und mit dem Erscheinen desselben wurden neue Vorbereitungen zur Abreise getroffen. Diesmal gerieth ich in Verzweiflung. Tausendmal des Tages griff ich zur Feder, konnte aber nichts schreiben — keine Worte, keine Ausdrücke finden. Wir hatten mit einander in so nahem Seelenbunde gestanden, daß leere Phrasen mir nicht mehr genügen konnten. Ihr von meiner Liebe zu schreiben... warum sollte ich es? war sie derselben nicht gewiß? Sollte ich von der Vergangenheit schreiben? Die Vergangenheit blieb uns unvergesslich! Ende Januar wurde ich in Dienstangelegenheiten entsendet. Ich eilte mit Windeschnelle nach Moskau. Mein Herz war bereit zu zerspringen, als ich von dem Verbeugungs-Berge (Поклонная гора) herab die goldenen Kuppeln der Cathedral-Kirchen erblickte; aber die Freude tödtet nicht: ich blieb gesund und frisch. Nachdem ich mich in einem Gasthause umgekleidet, jagte ich zu ihr hin. Es war Abend. Das Haus finden, bei der Auf- fahrt klingeln, zu fragen, ob sie gesund sei, ob sie zu Hause und in das Empfangszimmer stürzen — alles dies war das Werk eines Augenblicks. Die jüngere Schwester lief mir mit einem Freudenschrei entgegen; in ihren schönen Neuglein erglänzten sogar ein Paar Thränen; ich hätte diese Neuglein küssen mögen. Die Säle aber waren mit Gästen gefüllt: auf dem Haupte der Mutter wehte eine Feder, ihre Schultern und Arme waren entblößt. Ich war unvernünftigt zu einem Ball gekommen. Ich vergaß meine angeborene Blödigkeit, achtete auf niemand, suchte sie mit den Augen überall, erblickte sie aber nicht. «Sie kleidet sich an», küßte mir ihre Schwester zu: «man hat es ihr gesagt... sie bereilt sich»... Es vergehen fünf Minuten, eine halbe, eine ganze Stunde wie eine Unendlichkeit! Endlich ist sie da! Im weißen Kleide, mit einem Bou-

quet weißer Camellien — und wie schön ist sie! Die Gäste begrüßen sie, sie verbeugt sich vor denselben, sie verbeugt sich auch vor mir... Aber konnte es wohl anders sein? Und mit welchem Rechte wäre ich zu ihren Füßen gesunken, da im Hause ein Ball war, und gehörte die Dame vom Hause nicht den Gästen an? Das Gastzimmer ist kein Eiland auf einem See!

— Wie freue ich mich, Sie wiederzusehen! sagt mir die Mutter fast ins Ohr: — Sie hätten schon längst zu uns, nach Moskau, kommen sollen; es ist bei uns so fröhlich. Tanzen Sie?

— Nein... ja... übrigens, freilich, ja... und alles, was Sie wünschen... murmelte ich vor mich hin, der Mutter zur Antwort, welche sich zu den andern Gästen wandte.

«Die ersten Accorde einer Quadrille erschallten; die jüngere Tochter engagierte mich. Ich bin sehr erfreut! Aber sie? Ich wollte lieber mit ihr...

— Die Schwester ist auf den ganzen Abend engagirt.

— Das ist ja entsetzlich! aber es ist nichts zu machen...

«Noch drei Stunden und die Gäste fahren nach Hause, und dann... Aber, mein Gott, wie schön ist doch das Leben, wie schön die reine Liebe!»

— Haben Sie jemals geliebt? fragte mich Staroslawski, seine Erzählung unerwartet unterbrechend.

— Fahren Sie fort, antwortete ich zerstreut. Fast beleidigte mich seine Frage in diesem Augenblicke... Und was geht es ihn an, ma chère, ob ich geliebt habe? Nicht wahr, diese Frage war nicht am rechten Orte?

«Der Abend endete; in der Morgendämmerung waren die Gäste schon im Begriff ihre Hüte aufzusuchen... ich triumphirte! Die jüngere Tochter stand neben mir; wir lachten, aber nur mein Lachen war ungezwungen; ihre Lippen bewegten sich kaum, die Augen aber wollten weinen — so schien es mir wenigstens. Plötzlich erscheint an der Thür ein Diener: er trägt in seinen Händen einen silbernen Präsentirteller mit Champagner-Pokalen. Weshalb das? Uebrigens wunderte nur ich allein mich. Die andern Gäste umringten den Diener, und die Pokale ergreifend, wandten sie sich zu jemanden. Ich blicke hin: die Hansfrau verbeugt sich... es verbeugt sich auch noch eine dritte Person — ein bejahrter Mann mit einem weißen Luche um den Hals...

«Aber worüber wundere ich mich denn eigentlich?... Das war ja der Bräutigam der ältern Tochter, und an diesem Abende wurde die Gesundheit der Verlobten getrunken, die Gäste wußten es schon vorher, und wunderten sich nicht darüber... ich erfuhr es... und verließ nach einer Stunde Moskau...

— Und Sie verachten Ihre Geliebte nicht, Monsieur Staroslawski? rief ich außer mir vor Unwillen aus.

— Verachten? wiederholte er scherzhaft. — Weshalb denn? Es erwies sich, daß der Bräutigam ein Haus und zwar mit Kaufläden, dann noch außerdem ein Gut und einige Anteile an verschiedene Pächten besaß — also ein vorthellhafter Bräutigam war. Die Mutter berebete ihre Tochter, sich zum Besten der jüngeren Schwester zu opfern, welche, nach den Worten der Mutter, die Gegenwart der ältern hindere, eine Partie zu machen. Sie durchweinte eine ganze Nacht und opferte sich so zu sagen zum Heil ihrer Schwester. Nach drei Jahren traf ich sie in Moskau wieder (setzte Staroslawski ruhig hinzu); sie schien mir mit ihrem Gesichte sehr zufrieden. Was ich für leidenschaftliche Liebe zu mir gehalten, war nichts weiter als der Wunsch, ihrer Mutter, mit Hilfe der ungewöhnlichen Fähigkeit, die sie besaß, sich allen Charakteren anzupassen, durch eine rasche Heirath einen Gefallen zu erweisen. Ich, z. B. liebte Chopin, sie spielte seine Stücke unübertrefflich. Ihr Ehemann besitzt eine Leidenschaft für russische Literatur und Apfelbäume: seine junge Gemahlin ist von den Erzeugnissen der ersteren hingerissen und pflanzt die der letzteren. Die erste Zeit meiner Entzauderung kam mir freilich schwer und unerträglich vor; ich fand aber nach vernünftiger Ueberlegung, daß ich beinahe selbst Schuld war.. Aber genug, sagte Staroslawski aufstehend: die Sonne ist untergegangen, Ihre Geduld zu mißbrauchen, finde ich mich nicht berechtigt..

— Aber Ihre Erzählung ist noch nicht beendet, rief ich aus: es fehlt derselben die moralische Schlussfolgerung.

— Ich habe an diese nicht einmal gedacht! antwortete Staroslawski lachend.

— Wenn Sie wollen, denke ich sie mir hinzu.

— Sie werden mich sehr verpflichten.

— Gut. Es irrt sich derjenige, welcher den Frauen das Gefühl einer wahrhaftigen, uneigennütigen und gänzlichen Aufopferungsfähigkeit absprechen will.

— Ich begreife nicht, bemerkte Staroslawski: — wie Sie alles dies aus meiner Erzählung folgern.

— Ich hoffe Recht zu haben.

— Erklären Sie Sich, um Gottes Willen.

— Haben Sie die Legende vergessen?

— Ich begreife noch immer nicht.

— Sonderbar!

— Aber was hat denn das Verfahren eines jungen Mädchens mit der Legende gemein?

— Sie konnte und durfte nicht anders handeln.

— Es wäre schrecklich, wenn Ihre Worte kein Scherz find...

— Wenn sie davon überzeugt war, daß die Liebe zu ihr mit der

Zeit Ihr Unglück ausmachen würde, mußte sie sich da nicht, um dieses Unglück zu vermeiden, einem andern, der vielleicht, wie man sagt, weniger anziehend, aber doch wahrscheinlich ein ordentlicher Mensch war, hingeben?

— Wie so, mein Unglück? rief Staroslawski lebhaft aus.

— Freilich das Ihrige.

— Aber meine Leidenschaft zu ihr, meine unbegrenzte Leidenschaft?

— Wohin hätte sie geführt, diese unbegrenzte Leidenschaft?

— In einem dauernden, vielleicht ewigen Glück.

— Es was für das arme Mädchen unumöglich: Sie konnten sie nicht betrachten.

— Ich... ich!

— Sie, Sie, der älteste des Geschlechtes. Was wäre in Ihrer Vermählung mit der Tochter der Gutbesitzerin außerordentliches gewesen?... Die Legende hätte es Ihnen nicht gestattet.

— Sie lachen über mich, sagte Staroslawski, fast gekränkt durch meine anhaltende Mystification: — übrigens bin ich so eigenliebend, daß ich meine Ueberzeugung nicht verheimlichen werde: ich glaube an Legenden!

— Auch die fürchterliche Erscheinung der September-Nacht nicht ausgenommen? fragte ich lächelnd.

— Ja, auch diese nicht ausgenommen.

— Enttäuschen Sie sich: sie wird nicht stattfinden, diese Erscheinung!

— Eine neue Mystification!

— Nein; aber mußte sie denn nicht, nach der Bereinigung zweier feindlicher Geschlechter aufhören? bemerkte ich, indem ich fortwährend lachte.

— Das heißt, unseres mit dem Ihrigen, vermittelt einer Heirat? fügte Staroslawski hinzu.

— Sie vergessen die Rolle des Ehemanns und geben mir dadurch ein Recht zur Scheidung.

— Ich bin bereit, Gräfin, Ihnen die Freiheit zu geben, aber unter einer Bedingung.

— Unter welcher?

— Sie erlassen mir meine Rechte auf Sie am achtundzwanzigsten September feierlich zurück.

— Das heißt, bei der Wiederholung der Schrecknisse, an welche Sie so natw glauben. Ich bins zufrieden und zwar von Herzen, antwortete ich Staroslawski, ihm die Hand darauf gebend, welche er küßte — übrigens, ma chère, zum erstenmale.

Ich konnte mich noch lange nicht des Lachens enthalten, wenn ich meinen zukünftigen Gemahl anblickte — so belustigend schien mir der höchst komische Aberglaube eines so klugen Mannes, wie Staroslawski.

Belletr. Bl. Ater Jahrg.

Wie dem auch sei, so war der im «Düßern Lager» vollbrachte Tag denn doch ein sehr angenehmer und zugleich äußerst poetischer.

Derselbe Lillburi führte uns in einigen Minuten aus dem «Düßern Lager» nach Skorlupskoje. Auf dem Wege schlug mir Staroslawski vor, in der Nähe derselben Stelle, wo, nach den Ueberlieferungen, das blutige Drama mit dem Einsiedler und dem jungen Pan vorgegangen war, anzuhalten; mir wurde aber so bange, ma chère, daß ich aller Poesie der Ueberlieferungen entsagte, den Lauf des Pferdes zu beschleunigen bat, und dies um so mehr, da auf dem Wege, hinter uns, sich etwas sehr großes zeigte. Selbst Staroslawski, der meine Versicherungen anfangs für panischen Schrecken hielt, verlor sich im Enträthseln dieses Gegenstandes, als er denselben erblickte. Wie, wenn es ein Bär wäre? Welch ein Schreck, ma chère! Gegen Mitternacht erreichten wir den Prospect von Skorlupskoje — und bei der Wendung desselben begegnete uns Papa. Ich gestehe dir, daß ich einen Auspuzer erwartete, aber alles endete, wie es nicht besser kommen konnte: Papa bezeugte nicht die geringste Unzufriedenheit, er war im Gegentheil sehr lebenswürdig und fragte, nach seinem ihm eigenthümlichen Zartsein, nicht einmal, was aus so lange im «Düßern Lager» aufgehalten habe.

An der Treppe verabschiedete sich Staroslawski und begab sich auf den Rückweg, ich aber und Vater traten ins Haus. Im Verlauf des ganzen Abendessens sprachen wir vom Dnepr. Obwohl ich von der Wirtschaft keinen Begriff habe, so muß ich doch glauben, daß die von Vater unternommenen Arbeiten sehr wichtig sind, da sie seinen Kopf ganz eingenommen haben. Den größten Theil unserer Zeit verbringen wir in Gesellschaft des Gelehrten, wie Joseph den Maschinisten nennt. Ich kann dir jedoch keine umständlichen Nachrichten von Vaters Unternehmen geben: alles dies ist meinen schwachen Begriffen nicht ganz erreichbar. Wie es scheint hat man den Vorsatz gefaßt, den Dnepr so hoch zu heben, daß sich Skorlupskoje in eine Halbinsel verwandelt, das Wasser aber wird gezwungen, durch seine Kraft Bretter zu sägen, Mehl zu mahlen, Nägel zu machen, ja, sogar Zwirn und Leinwand oder etwas von der Art zu fabriciren... Denke dir, daß man ungeheurere Stämme deshalb in die Erde rammt, damit das Wasser zum Stehen komme und Bauten von großem Umfange sind schon fast beendet. Mir aber hat man das Tractement der Arbeiter an den Feiertagen auferlegt, was ich mit um so größerem Vergnügen ausübe, da jede neue Unterhaltung, die ich erdenke, von den guten Bauern mit ungelünstelter Dankbarkeit aufgenommen wird. Die Hauptunterhaltung besteht aber in den Reigen (хоровозъ), zu welchen alle Weiber und Mädchen der Umgegend sich versammeln. In den ersten Tagen konnte ich es nicht begreifen, wie dieser Rationaltanz auch nur angenehm erscheinen könne, und wie es irgend möglich sei, sich

an den Händen fassend, den ganzen Abend hindurch zu gehen, und dabei einander kein Wort zu sagen; nun aber wundert mich dies alles schon nicht mehr und ich bin überzeugt, daß mit der Einfachheit der Sitten nur ungestörteste Vergnügungen, die ihrer Eigenschaften wegen der Natur am nächsten stehen, übereinstimmen können.

Trève do philosophie, meine Freundin! ich bin schrecklich müde geworden und wiederhole, daß ich meine Briefe nicht durchlesen werde... Ich habe Langeweile! Das Wetter verschlechtert sich; lebe wohl, du schöner Sommer! Wo wir den Winter sein werden — weiß ich nicht. Einen sonderbaren Einfluß übt das Landleben auf die weibliche Natur aus! Glaubst du es mir, daß wenn mich in diesem Augenblicke jemand fragen würde, ob ich Lust hätte, nach der Residenz zu fahren, ich ebenso antworten würde: ich weiß es nicht, ich weiß es nicht! Lebe wohl; ich fürche mich, mehr zu sagen.

---

### Siebenter Brief.

Es ist beschlossen, meine Freundin, bis der erste Schnee fällt, bleiben wir auf dem Lande. Ich bin in Verzweiflung, da ich noch nie dem Winter inmitten von Wäldern begegnet bin und nicht einmal einen Begriff habe von der sogenannten sterbenden Natur.

Wenn ich deine Briefe aus der Residenz mit den meinen vom Lande vergleiche, fange ich an zu denken, daß du die deinen entweder absichtlich abkürzest oder unser abgelegener Ort mehr Gegenstände zur Beschreibung darbietet, obgleich ich diesen Augenblick zur Feder greife und nicht weiß, womit ich beginnen soll. Aber triumphire noch nicht, denke auch nicht, daß nun über nichts mehr zu schreiben wäre; im Gegentheil, es fehlt nicht an Gegenständen zum erzählen. Erstens der zweite Besuch unserer poetischen Verwandten mit allen Mitgliedern der iheneren Familie Agapholleja Ananas'jewna's Grjukowski, sie selbst nicht ausgeschlossen. Zweitens sind die ihrer Ankunft vorhergegangenen Ereignisse, in ihrer Art, äußerst originell; dann... dann... Ich beginne aber mit den Ereignissen der Ordnung nach. Am Tage nach meiner Lustpartie ins «Düstere Lager», sprengte zu uns ein Abgesandter von den Grjukowski's mit einem Briefe, der an meinen Vater adressirt war. Stelle dir unser Erkennen vor, ohders amio: Agapholleja Anastas'jewna benachrichtigte uns in den allerderweisendsten Ausdrücken von einer unbegreiflichen Krankheit Rupers und bat Papa, ihr ohne Verzug Joseph zu schicken, indem sie als Postscript hinzufügte, daß die zärtliche Mutter nur in Joseph allein alle ihre Hoffnung setze.

— Sie ist verrückt geworden! rief Papa aus und ließ den Boten rufen. Aus den Worten des letztern schlossen wir, daß Ruper in der

Nacht auf sehr sonderbare Weise erkrankt sei. Der Diener Grjunowost's drückte sich folgendermaßen aus: «er ritt irgendwo hin; auf die Fragen der alten Herrin: wo er gewesen und wohin er geritten, habe der junge Herr nicht zu antworten beliebt, er müsse aber weit geritten sein, da das Pferd ganz abgemattet gewesen, und endlich habe der junge Herr seiner Mutter gesagt: «Schicken Sie mich dem französischen Doctor, welcher in Storusposoje wohnt, andere Aerzte aber will ich nicht», worauf er denn auch abgesandt und nach Joseph geschickt sei. Bei der meinem Vater eigenen Gutmüthigkeit, war er schon bereit, sogleich sich selbst zu den Grjunowost's zu begeben; ich weiß aber nicht, weshalb ich es wünschte, daß Papa nicht hinfahre. Ich war innerlich davon überzeugt, daß die Krankheit Kupers nichts weniger als eine ernsthafte sei und berebete Vater, zu Hause zu bleiben. Wir rüsteten Joseph aus und versahen ihn mit allen Arzneien, die sich im Hause vorfanden. Als wir uns am andern Tage einer Gruppe in der Nähe des Dnepr arbeitender Bauern näherten, wunderten wir uns sehr, unter denselben Joseph zu erblicken. «Schon zurückgekehrt?» fragte ihn Papa; Joseph machte mit der Hand ein abwehrendes Zeichen, wendete sich ab und fuhr in seiner Arbeit fort. Auf seinem gutmüthigen Gesichte spiegelte sich ein tiefer Unwille ab. Papa ging weiter, ich aber war neugierig und näherte mich dem Franzosen, um ihn mit Fragen zu überhäufen. «Allons donc, ma chatolaine, ne vous faites pas du chagrin a propos de ce farceur d'Adonis; je n'en voudrais pas pour soigner mon chien ne vous déplaie non seulement...» Bei diesen Worten schwieg Joseph fast zornig und hörte nicht auf, die Achseln zu zucken und den Kopf zu schütteln. Mit seiner lakonischen Antwort nicht zufrieden, bat ich Papa, seine ganze Nacht über ihn in die Wagschale zu legen; auch dies Mittel hatte jedoch keinen bessern Erfolg, und alles, was uns von ihm zu erfahren glückte, war, daß Kuper gesund sei. Wir speisten allein, am Nachmittag aber kam Staroslawsti. Der Abend verstrich schnell und angenehm; der Gegenstand des Gesprächs war der Kaukasus; unser Nachbar hatte mehrere Jahre daselbst zugebracht und mit verschiedenen Detachements höchst merkwürdige Streifzüge gemacht. Staroslawsti besitzt eine ungewöhnliche Rednergabe; seine Erzählung ist lebendig und nicht im geringsten ermüdend, was man so selten antrifft; außerdem ist er, ohne es zu übertreiben, bescheiden und weicht sehr geschickt jeder Gelegenheit, von sich selbst zu sprechen, aus dem Wege. Nach der Erzählung vom Kaukasus berührte das Gespräch viele Personen, welche Papa einst kannte, und für die er sich sehr interessirt. Zu meinem Vergnügen erfuhr ich an diesem Abende, daß Papa sogar die Verwandten Staroslawsti's, und besonders den Großvater, von welchem mir Staroslawsti im «Düsteren Lager» erzählte, kannte. Ich vergaß die, chère amie, zu sagen, daß dieser Großvater allen Reichthum, den er

während der Verwaltung von Staroslawski's Gütern erworben, ihm auch wieder vermacht hat. Wie soll man da nicht einstimmen, daß das Schicksal zuweilen der unparteiischste Richter ist?

Diesmal blieb der Nachbar bei uns zum Abendessen und kehrte später als gewöhnlich heim.

Als ich mich in mein Gemach begab, begegnete ich Joseph. Er machte eine Bewegung, die ein geheimes Vorhaben durchschauen ließ. Joseph wollte sich vor mir verbergen und gerieth sichtlich in Verlegenheit, als ich ihm zuwortkam und den Weg versperrte. (*Je voudrais dire deux mots au général*), brachte er hervor, indem er sich demühte, mir auszuweichen. Ich war sehr schläfrig und entließ den Unglücklichen schnell. Erst am andern Morgen beim Theetisch erfuhr ich von Papa, an welcher sonderbaren Krankheit unser lieber Verwandter lit und welche Hilfe seine Mutter vom französischen Doctor erwartete. Dem Doctor wurde für die Vermittelung zwischen dem verliebten Poeten und meinem Herzen eine Belohnung angeboten; erkrankt war der Poet aber vor Aerger, daß er mich im Tillybury mit Staroslawski hatte fahren sehen, welcher auf der Rückfahrt vom «Lüßern Lager» ihn im Gebüsch bemerkte und wahrscheinlich erkannt hatte, und dem Groom etwas ins Ohr flüsterte; der Groom ließ dem Kenner die Zügel und würde den Poeten gewiß ohne Verzug eingeholt haben, wenn der letztere nicht die Flucht ergriffen hätte. Ich glaube es nicht, daß Staroslawski das Resultat des nächtlichen Wettrennens seines Groom bekannt ist, Joseph aber hatte von den Dienern der Orjutowski's in Erfahrung gebracht, daß der junge Herr in einen schrecklichen Sumpf gerathen sei, aus welchem ihn bei der Morgenröthe der Förster Staroslawski's gezogen hatte. Von mir will ich nicht sprechen; du kennst mich, *ma chère*; aber Papa, der so selten lachelt, lachte bis zu Thränen, während er mir Josephs Erzählung mittheilte, von welchem der Poet übrigens das Versprechen genommen, ihn nicht zu verrathen und das Ereigniß geheim zu halten.

Ich hoffte wenigstens, daß das erste Scheitern seine jarten Gefühle für mich abgekühlt habe, und daß wir des Vergnügens, ihn bald in Eskorlupskoje zu sehen, verlustig geben würden; der Poet aber dachte anders, und — o Unglück! kaum standen wir vom Theetisch auf, als die bekannte Kalesche mit fürchterlichem Gerassel bei uns vorfuhr, dergleichen noch eine Equipage und noch eine — ein Zeichen, daß die ganze Familie angekommen sei. Wie es nun gewöhnlich zugeht: anfangs Ausrufe, dann geräuschvolles Durcheinanderreden, Kisse, Liebeslungen und das Mittagsmal in voller Geschäftigkeit, mit allen Unordnungen und mislingenden Zuorkommenheiten... Nein, meine Freundin, auch das Landleben hat sehr viel unangenehmes; eine Nachbarschaft wie diese ist hinlänglich, um in die Residenz, ja, sogar bis ans Ende der Welt zu



enteilen. Ich weiß nicht, war es ein Borurtheil, oder war es die letzte Thorheit Kupers und seiner Mama, aber diesmal kamen mir, wie Antonine, so auch Kuper selbst noch fader, noch unausstehlicher vor; ich gab mir das Wort, mich ihretwegen nicht im geringsten zu geniren, wenn dies auch zu einem gänzlichen Bruche führen sollte.

— Mon cousin, ich richte mich an Sie mit einer Bitte, sagte Agapholleja Anastas'jewna, sich zu Papa wendend: — mein von weitem angekommener Kesse bittet Sie um die Erlaubniß, einige Zeit auf Ihren Besitzungen zu jagen. Er ist ein sehr lieber Mensch und der Freund meines Kupers, er war Militär, nahm aber wegen häuslicher Angelegenheiten seinen Abschied und siedelte sich auf dem Lande an. Er hat zweihundert Bauern, fügte Agapholleja Anastas'jewna hinzu, indem sie einen Seitenblick auf mich warf.

Natürlich antwortete Papa, daß es ihn sehr freue; ich aber konnte mich nicht enthalten, die Gäste absichtlich zu reizen und bemerkte Papa, daß Staroslawoff das Recht zugestanden sei, allein in unseren Wäldern zu jagen und daß folglich nur er allein das Recht habe, es andern zu gestatten... Man mußte selbst sehen, welchen Eindruck meine Worte, nicht allein auf die Alte, nicht allein auf Kuper und Antonine, sondern auch auf die jüngeren Glieder der Familie ausübten.

Mais qu'est ce que c'est vraiment que ce Staroslavsky? zischte die eine. — Mais c'est un trouble-fête que cet homme! sagte Gesichter schneidend die andere. — Kuper biß sich unterdessen in die Lippen und wechselte mit Antoninen, die vor Wuth bleich geworden an ihrem Halsstuche zupfte, listige Blicke. Indem er mir verstoßen mit dem Finger drohte, beruhigte Vater die Gesellschaft und versicherte, daß Staroslawoff sich ohne allen Zweifel ein Vergnügen daraus machen werde, der Zahl der übrigen Jäger anzugehören, und auch wahrscheinlich seine Felder anbieten werde...

— Und die Moräste gleichfalls, setzte ich hinzu, indem ich den Poeten, in dessen Gesicht eine Röthe aufloderte, anblickte.

— Aber Gräfin, mein Sohn schließt ja nicht! unterbrach mich Agapholleja Anastas'jewna in beißendem Tone.

— Aus einer Flinte, Kamachen, wollen Sie sagen; aber aus einer Pistole nicht ganz übel, glauben Sie es mir! rief Kuper.

Ich weiß nicht, womit dies Gespräch, das für mich eine drohende Richtung zu nehmen begann, geendet hätte, Papa aber mischte sich in dasselbe und alle nahmen wieder ein ruhiges Aeußere an; bei allen, natürlich mich und Papa ausgenommen, verbarg sich der Groll im tiefsten Herzensgrunde.

Am Abend schlug ich, um der Schwermuth zu entgehen, einen Spaziergang vor und mußte mit Widerwillen Kupers Arm annehmen. Au-

fangs war das Gespräch allgemein. Dieselben Madrigale, dieselbe blumige Sprache — dasselbe, was schon zu Anfang unserer Bekanntschaft gesagt war; die Gesellschaft trennte sich aber allmählig von uns, und ich hatte mich nicht geirrt, als ich endlich etwas neues zu vernehmen erwartete.

— Gräfin, sagte der Poet feierlich (merke es dir, ma chère, daß mein Titel zum ersten mal an die Stelle des zärtlichen *ma cousine* trat): — ich habe alles vorausgesehen, und es würde mir betrübend sein zu glauben, daß Sie sich irren, wenn auch nicht in meinem Herzen so doch in meinem Verstande...

Ich blickte Kuper an und erwartete die Fortsetzung seiner Rede: die Einleitung versprach viel Ergötzliches; die Fortsetzung ließ nicht lange auf sich warten.

— Es gibt Sympathien, Gräfin, deren Ausgang den ästhetischen Eigenschaften der Seele des Menschen eine andere Ueberzeugung, eine andere Richtung geben, fuhr der Poet, sich begeisternd, fort: — und am Scheidewege des Lebens verwandelt sich der Mensch oft in einen Bienenwicht; weshalb aber, sagen Sie doch? Der Poet schloß Athem, mir aber kam der Sumpf in den Sinn, und um nicht hell aufzulachen, erkünstelte ich ein Hüffeln.

— Sie lachen? sprach Kuper gekehrt: — Ihr Gehör hat sich an das verzweifelte Wehklagen tief Gerührter gewöhnt, und es ist demselben das Lallen des Kindes und das Brüllen des Tigers gleich; dieses Gehör ist verfeinert durch den flammenden Athem der Schmelzelei, durch vorbereitete Phrasen, durch partielle Versicherungen, durch...

— Sagen Sie mir, *mon cousin*, unterbrach ich ihn: — wie ist Ihr Verwandter, der bei uns zu jagen wünscht?

— Welch ein rascher Uebergang, *Cousine*!

— Aber mich dünkte, daß Sie geendet hatten...

— Während ich kein Wort gesagt...

— In diesem Falle bin ich ganz Ohr.

— Kein *Cousine*, schon ist es zu spät! Mein Verwandter aber, oder, besser, mein mir sehr wenig ähnlicher Freund... In ihm ist alles Materialismus, er sieht mit einem gewissen trockenen Blick auf die Kleinlichkeiten des Lebens! übrigens vermag er zu fühlen und die Ehre zu begreifen.

— Aber was ist er denn?

— Ein Husar, ein Reiter, eine ehrliche Haut, ein Lebemann!

— Wie — ein Lebemann?

— Das ist ein trivialer Ausdruck, es ist wahr, aber es zeigt eine Leidenschaft zu den antastbaren, aber nicht geistigen Vergnügungen der Welt. In diesem Augenblicke fühle ich in mir die Nothwendigkeit, einen Freund zu besitzen, ein Wesen, auf das ich mich zuverlässlich verlassen

kann, das mir nicht untreu wird, mich nicht verräth, sondern rächt, natürlich dann erst, wenn mein Arm nicht mehr die Kraft besitzen wird, um Rache zu nehmen — theils übrigens auch für meine Person!

— Rache nehmen? an wem Rache nehmen? frug ich, indem ich fortfuhr, den Poeten nicht zu verstehen.

— An wem, an wem? wiederholte Kuper mit selbstzufriedenem, stolz sein sollenden Lächeln: — An dem, Gräfin, welcher sich vom Blute der Herzen nährt, welcher seine Lage nach den Siegen über unerfahrene, über verblendete durch seine Arglist zählt... kurz, an dem, der eigenmächtig sich zwischen ihn und sein Glück, zugleich aber auch zwischen mich und mein Glück stellte.

Nach diesem allen begriff ich, daß der Poet Lust hatte, seinen Nebenbuhler, seinen Bösewicht zu nennen, welchen auch du, wie ich es vermuthete, erkannt hast; ich nahm mir jedoch vor, den Dichter zu quälen.

— Aber, mon cousin, welche Weise zu jagen zieht Ihr Verwandter vor? fragte ich mit dem Anscheine völliger Gleichgültigkeit.

— Ich weiß es nicht, Gräfin, und interessire mich, aufrichtig gestanden, für diese Art Beschäftigung wenig.

— Ich dagegen erwarte die Ankunft Ihres Verwandten mit Ungeduld, und verspreche mir von derselben sehr viel Vergnügen; erstens, anhaltende Spazierritte...

— Und Fahrten im Tillbury... setzte der Poet listig hinzu.

— Auch Fahrten im Tillbury, wiederholte ich, als verstände ich Kupers Ironie nicht: — aber nicht in dem meinigen, der ist schrecklich un bequem, sondern im Tillbury Staroslawski's, wenn er nur so liebenswürdig ist und ihn mir anbietet.

— O, für Staroslawski bürgte ich! Freilich, Gräfin, ist er so liebenswürdig, und macht mit Ihnen keine Ausnahme.

— Ich verstehe nicht, mon cousin.

— Gräfin, ich wollte sagen, daß ich unsern Nachbar für höchlich in einem so hohen Grade halte, daß er auch für Sie das thun wird, was er für andere that.

— Das heißt, seinen Tillbury nicht abschlagen?

— Er wird auch selbst sogar, während langer Spazierfahrten, der Begleiter sein, setzte der Poet beifend hinzu.

Anfangs konnte ich garnicht begreifen, worauf sich das zweideutige Lächeln Kupers bezog, und was er außerordentliches in der ganz gewöhnlichen Artigkeit eines Mannes von gutem Tone, der seine Equipage und seine Gesellschaft während einer Spazierfahrt anträgt, finde; nachher erst kam es mir in den Sinn, daß der Poet wohl meine Eifersucht auf seine Schwester Antonine, die wahrscheinlich beides mehrmals benützt hatte, zu erwecken beabsichtige; da ich aber die kleinen Peinigungen meines

Cousin verlängern wollte, bemerkte ich, daß ich nicht Willens sei, andere in dem Vergnügen zu hindern, in Staroslawski's Lillbury zu fahren, und denselben nur dann benutzen würde, wenn Antonine den Sattel vorziehe.

— Antonine! rief der Poet aus: — meine Schwester im Lillbury Staroslawski's! welcher Gedanke!

— Aber ich setze voraus, daß es nicht das erstmal geschehe, antwortete ich in demselben Tone. Ich begann mich zu ärgern.

— Und Sie konnten denken, Gräfin, daß meine Schwester sich dergleichen erlauben würde? erwiderte Kuper mit steigendem Unwillen.

Zu meiner Schande brachte mich diese einfältige Frage gänzlich um meine Geduld und ich machte den Poeten sehr ernsthaft auf die ganze Unschicklichkeit seiner Anmerkung aufmerksam. Es schien mir, daß meine Handlungsweise für Antonine nicht unschicklich sein könne. Der Poet wurde verlegen, haumelte etwas unverständliches und entschuldigte sich damit, daß er von meiner Spazierfahrt mit Staroslawski nichts gewußt, sonst wäre seinen Lippen gewiß kein unbescheidenes Wort darüber entschlüpft. Fast hätte ich den Sumpf in Erinnerung gebracht, aber mir that der arme Eifersüchtige leid und ich begnügte mich mit seiner Verlegenheit.

Schweigend holten wir die übrige Gesellschaft ein, und indem ich Kuper für seinen gekrümmten Arm dankte, bot ich den meinen der jugendlich blühenden Helene an; der Poet aber vereinigte sich mit Antoninen und ich bin fest davon überzeugt, daß der Gegenstand ihrer angelegentlichen Zwiesprache meine Wenigkeit oder vielleicht auch Staroslawski war.

Helene stellt, ihrer ältesten Schwester gegenüber, einen ganz verschiedenen Typus dar. Dieser Typus, ma chère, ist dir gewiß in deinem ganzen Leben noch nicht vorgekommen, weil er sich überhaupt nur auf dem Lande und in den Provinzen, die von der Residenz weit entfernt sind, ausbilden kann. Helene weiß von nichts; mit einem Schrei kindlicher Freude wirft sie sich auf Kornblümchen, reißt sie ab, küßt sie, steckt sie ans Kleid, steckt sie ins Haar und geht nicht, sondern hüpfst von einem Gegenstande zum andern. Für Helene verschreibt die Mutter das mit Illuminirten Bildern verzierte Journal des Enfants. Wenn sie in der Ferne eine Kuh, einen Ziegenbock oder einen Hund gewahr wird, wirft sich das zweiundzwanzigjährige Mädchen mit Geschrei bedend an die Brust der Mutter und küßt ihr aufs zärtlichste die Hände; eine Kuh nennt sie Kübchen, die Mutter aber Mamaschen oder Mamaschenka. Helene erzählte mir mit Entzücken, daß bei ihnen auf dem Gute ihr Bräuderchen, das heißt Kuper, ein kleines Gärtchen angelegt, durch dasselbe ein kleines Flüsschen geleitet und ein kleines Bänkchen hineingestellt habe und daß sie sich anfangs sehr gefürchtet, allein in dieses Gärtchen zu gehen, weil aus dem Gärtchen der Kirchhof zu sehen sei, dann aber habe

sie sich allmählig daran gewöhnt, allein in das Gärtchen zu gehen, des Nachts werde sie aber für nichts in der Welt in dasselbe gehen, um so mehr, da Mamaschenta sich vor Dieben fürchte, welche, wie man sagt, sehr böse seien und mit jungen Mädchen sehr schlecht verfahren. Da hast du, à pou près, mein Gespräch mit Helene, die schüchtern wie eine Gazelle, aber hundertmal massiver als eine solche ist. In der Erziehungsart der jungen Mädchen in der Familie Agapholleja Anastas'jewna's würde ich nur eins zu ändern anrathen, namentlich: den Schnitt der engen Kleider, welche den vollen Formen nicht entsprechen, und hauptsächlich zu kurz sind, da, ma chère, die Füße der Mädchen nichts weibliches haben. Füge den nicht zu umfassenden Füßen noch sandfarbene Halbstiefel hinzu — und du erhältst das sehr unangenehme Ganze.

Statt des Thees wurde an diesem Abende von den Mädchen eine ungläubliche Quantität saurer Milch und Gurken mit Honig (ein die noch unbekannter Leckerbissen) verzehrt, nach der Milch aber nahm mich Antonine bei der Hand und küßerte mir ins Ohr, daß sie mich ansehe, ihr Bett in mein Gemach versetzen zu lassen und daß sie, Antonine, mir, ihrer Freundin, ihrer Vergötterten, etwas außerordentlich interessantes mitzutheilen habe. Es versteht sich von selbst, daß ich den Wunsch der meine Person vergötternden Cousine sogleich erfüllte, den ganzen Abend jedem tête-à-tête mit dem Poeten auswich und inmitten der jüngeren Schwestern dasaß und ihnen Bildchen zeigte, welche ich erklären mußte — so unerfahren sind in allem die jugendlichen Töchter Agapholleja Anastas'jewna's! Beim Erblicken der St. Paulskirche fragte Helene natürlich zuerst, wo die St. Paulskirche sei, dann aber äußerte sie schreiend den Wunsch, in der St. Paulskirche zu sein; beim Anschauen von PAYSAGEN der Schweiz äußerte Helene den Wunsch, in der Schweiz zu sein, u. s. w. Antonine hörte diese Zeit über Kuper zu, welcher mit ihr leise sprach und zeichnete lächelnd mit der Feder ein männliches Profil. Agapholleja Anastas'jewna erzählte Papa von ihrem langwierigen Prozeß mit einem Fürsten, und den armen Vater, dafür bürgte ich, langweilte gewiß sehr. So verging der unendlich lange Abend und um eilf Uhr wurde der Nachtmisch angekündigt. Bei jeder anderen Gelegenheit hätte ich für das Ende des Tages das Geschick gepriesen, aber ich erinnerte mich der bevorstehenden vertraulichen Unterredung mit meiner Freundin Antonine, und wurde misanthischer als vorher gestimmt. Denke nicht, ma chère, daß unsere Abendmahlzeiten auf dem Lande in irgend einer Hinsicht eueren petersburgern ähnlich sind — nein, meine Freundin, in der Provinz ist der Abendtisch die präcise Wiederholung des Mittagessens: er beginnt mit der Suppe, nach welcher eine Reihe von Fleisch- und Fisch-Gerichten, und einige ontremets folgen, die mit der sogenannten Lorte (морожвое) beschloffen werden. Papa, der alle

Sitten des Ortes zu beobachten wünschte, hatte mir streng befohlen, bei den Orskowski's genau darauf zu merken, womit die Gäste bewirthet werden und dieselbe Ordnung ist auch bei uns eingeführt. Die blauen Gläser, welche gewöhnlich nach dem Mittagessen herumgereicht werden, sind ganz aus dem Programm der unumgänglich nöthigen Gegenstände geschlossen; auf diese Art von Bedürfnis sieht man bei uns sehr ungewogen, und nennt es eine Unreinlichkeit, ja, sogar eine Grobthuererei; doch ich weiß nicht, warum! Im Moment des Auseinandergehens versuchte es Kuper, mir einen nächtlichen Spaziergang in der Art, wie ich dir einmal schrieb, anzutragen, ich schlug ihn aber entschieden aus — j'en ai assez; er verließ mit einem aufgeblasenen Gesicht das Zimmer, ich aber, nachdem ich vorher alle Damen einzeln in ihre Schlafgemächer geleitet, begab mich mit Antoninen in das meine. Ich erbat von meiner Cousine eine halbe Stunde Zeit, schloß mich in mein Cabinet ein, und verwandte diese Zeit, um mit dir, chère amie, zu sprechen. Mein Gott! warum hast du nicht den glücklichen Gedanken, zu uns nach Etorslupskoje, wenn auch nur auf einige Tage, zu kommen? Gewiß, thue es: du würdest viel lachen.

Meine Chronik, chère Sophie, setze ich ohne Vorrede fort, denn ich befürchte einige Einzelheiten, die nothwendig sind, zu vergessen. Unsere vertrauliche nächtliche Unterredung mit Antonine — da hast du sie, höre! (Ich könnte sie mit einem Worte beendigen, aber erlaube mir, dir sie in allen Einzelheiten mitzutheilen. Sei so gut, und bewahre meine Briefe auf und einß, wenn wir sie zusammen durchlesen, werden wir beide lachen) Antonine bat, daß ich mich niederlege, sie selbst aber warf sich eine Art Jacke um und setzte sich zu meinen Füßen nieder. Die Cousine trägt Wäsche aus Hausleinwand; nach ihren Worten kommt sie sehr billig zu stehen; Gott mit ihr, mag sie die Hausleinwand tragen, sie ist aber sehr unschön! Also, ich bereitete mich vor, zu hören und fürchtete nur dabei einzuschlafen; es geschah aber das Gegentheil: ich schlief gar nicht. Die Einleitung der vertraulichen Unterredung bildete die Frage: «ob mein Herz frei sei?»

- Es ist ganz frei, antwortete ich.
- Nicht möglich.
- Woher denn?
- Daher, weil es nicht möglich ist.
- Gewiß, es ist frei.
- Ich aber sage, daß dies durchaus nicht möglich sein kann.
- Aber, mein Gott, woher denn?
- Daher, weil ich es weiß.
- Was?
- Ich weiß, Katalie, daß Sie lieben, und zwar einen Menschen

lieben, der Ihrer nicht würdig ist, einen, der über die weiblichen Schwächen lacht, auf Sie jedoch mit den Augen eines Dampfers blickt, einen unmoralischen Menschen, kurz — Staroslawski. Es wird eine Zeit kommen, in welcher Sie dieses Wesen näher kennen lernen werden, und Gott gebe, daß diese Erfahrung Ihnen nicht theuer zu stehen komme.

— Aber beruhigen Sie Sich, Antonine, ich bin ganz gleichgültig gegen Ihr Ungeheuer; ich kenne ihn kaum.

— Sie sprechen die Unwahrheit, Sie thun geheim.

— Nicht im mindesten.

— Sie verhehlen es! schrie die Cousine, erhob meine Hand pressend: — es ist ihm bereits gelungen, Ihren Verstand zu unterjochen, Ihre Willenskraft, Ihr Herz...

— Welch ein Hirngespinnst!

— Nein, Katalie, keine Chimäre, sondern die Wahrheit; und wenn Sie wüßten... Aber lassen wir fürs erste Staroslawski: es gibt Umstände, es gibt Gegenstände, die mir näher am Herzen liegen, und von denselben, mein Engel, will ich mit Ihnen reden. Hören Sie, Cousine, sagen Sie aufrichtig: kann ein wahrhaftes, uneigennütziges Gefühl Sie rühren, sind Sie im Stande, die wirkliche Liebe zu schätzen?

— Ohne Zweifel, antwortete ich, mich auf eine Declaration Kuper's durch Antoninen's Mund gefaßt machend.

— Was würde ich für die Ueberzeugung geben, daß Ihre Worte Wahrheit sind!...

— Glauben Sie mir, Antonine, daß meine Haupteigenschaft — Aufrichtigkeit ist, und besonders in den Fällen, wo es die Umstände erheischen.

— Wenn dem so ist, so lebe ich wieder auf, es erwacht in mir die Hoffnung und, Cousine, ich beginne Sie noch mehr zu lieben, rief Antonine aus, indem sie mich zu küssen begann. — Ach, wenn Sie es wüßten, welchem neuen Leben Sie mein Herz erschließen!

— Aber Sie haben noch nicht geendet? bemerkte ich, indem ich die freundschaftlichen Ergießungen Antoninens befürchtete.

— O, was nun noch zu sagen übrig bleibt, ist im Vergleich mit dem schon gesagten gering; und wenn Sie Sich für frei erklären, wenn Ihr Herz das wahrhafte Gefühl zu schätzen weiß — dann ist alles beendet!

— Aber...

— Nein, nein, Cousine! Sie wissen es selbst, Sie sind viel zu verständig; wir verstehen einander. Ach, wie bin ich glücklich!

— Alles dies ist sehr schön, Antonine; aber verstanden wir einander wirklich?

— Ich hoffe es.

- Ich nicht.
- Ich glaube das nicht.
- Vergebens, da ich, aufrichtig gestanden, nichts verstehe.
- Wirklich?
- Wirklich.

— Gut, in diesem Falle, Cousine, werde ich mich erklären; aber wenn ich bemerke, daß Sie mich anhören und meine Aufrichtigkeit mit Verschlossenheit erwidern, das sage ich voraus, dann höre ich ganz auf, Sie zu lieben; zwischen uns darf es keine Geheimnisse geben... Wir sind nicht lange mit einander bekannt, es ist wahr, Katalie; ist jedoch eine lange Bekanntschaft dazu nöthig, um über die Leute ein richtiges Urtheil zu fällen?

— Dann...

— Folglich hat Ihnen schon die Vernunft gesagt: «Antonine ist wahnsinnig, zerrütet; ihr ganzes Leben ist eine Anhäufung nicht sich verwirklichender Phantasien, ein regenbogenfarbiges Bouquet von Ideen, Blumen einer andern Welt... sie ist zu hoch für die Erde, ihre Bestimmung ist der Raum — das Eden der Geister u. s. w.» Sie haben ja dies alles von der armen Antonine bereits gesagt, und Sie haben Recht, Katalie: Antonine ist so; sie weiß es, weiß auch, daß den Drang ihrer Seele nicht Menschen füllen können, daß die lobenden Triebe und des Herzens Hunger nicht Menschen sättigen können... aber mag es in Erfüllung gehen! fort mit der Unglücklichen, und gehen wir zu anderen, vielleicht würdigeren über.

— Gehen wir über, ma cousine...

— Ja, ja! gehen wir über! wiederholte Antonine mit triumphirendem Lächeln, durch das ein Paar verdorbener Zähne sichtbar wurden: — sind wir nicht zur Erreichung des hohen Zieles des Geschöpfes bestimmt? ja, wollen wir wenigstens die Gefährten bei der Zielerreichung anderer sein, gehen wir über, gehen wir über...

Höre, Sophie, gesetzt, daß unsere ländlichen Vergnügungen nicht im Stande wären, dich in unsere Gegend zu verlocken; du aber, findest du nicht, die alles komische liebt, in der That, daß Antonine allein, abgesehen von allem andern, es werth ist, sogleich anspannen zu lassen, einen zweiwöchentlichen Urlaub zu nehmen und mir zu Hülfe zu eilen? Antonine ist ja etwas wunderprachtvolles! Es ist traurig, kein Talent zu besitzen, um dies Wesen, das zur Erreichung des höchsten Zieles bestimmt ist, würdig zu malen, diese Gefährtin fremder Zielerreichung, mit ihrem Seelenbrenne, mit ihrem Hunger, den nicht Menschen sättigen können, mit ihrer dünnen Haarflechte, die mit einem Zwirnsfaden zusammengebunden ist, mit ihrer rauhen, groben Bassstimme und diesem himmlischen



Blicke... Aber höre... Wir gingen zu denen über; welchen die Glückseligkeit erreichbar ist.

— Ich habe nicht lange gelebt, fuhr Antonine fort: — aber alle meine Tage gruben sich mir durch neue Ueberzeugungen ein; schon in der frühesten Jugend begriff ich (d. h. Antonine), daß die Leidenschaften der Menschen von Materialismus unterjocht sind, daß in den schwachen Geschöpfen (d. h. in uns und Antoninen noch immer) nicht der hohe, seltsame Genuß, sondern etwas erniedrigendes gesucht wird. Bei diesem einen Gedanken ergießt sich all mein Blut zu meinem Herzen und es überflutet von Galle und Verzweiflung. Noch ein Kind, frug ich mich selbst (d. h. immer Antonine), wo soll man sie denn suchen, diese Wesen, von denen uns die Selbsterkenntniß zufließt? wo ist das gesegnete Land, das Land der Auserwählten? sie existiren aber... sie müssen existiren!... In einem solchen qualvollen Kampfe mit mir selbst, brachte ich einige Jahre zu (nach meiner Rechnung so gegen zehn Jahre) und gelangte endlich zum Ziele...

— Wie, Cousine, Sie haben ein solches Wesen gefunden? fragte ich, innerlich Antoninens halber erfreut.

— Ja, ich fand es, antwortete sie geheimnißvoll und erhaben: — ich fand den Auserwählten...

— Wie sind Sie dann glücklich, ma cousine! rief ich unwillkürlich aus, und hob auf die Schultern der Glücklichen die herabgefallene Jacke.

— Glücklich, glücklich! sprach Antonine: auf wie lange aber?

— Warum denn nicht auf lange?

— Warum?... darum, weil von Oben ihm ein anderer Weg bestimmt ist, weil mit einer andern Quelle sein Leben sich vereinen soll, und mit diesem allen ein anderes Wesen, ein anderes Weib sich laden soll — so ist die Bestimmung, und ich beuge mich vor derselben!

— Und, Antonine, Sie beneiden dieses andere Wesen nicht?

— Mein Engel, Sie denken nicht so, antwortete die Cousine, das Haupt schüttelnd.

— Ich bin aber nicht Sie und zu meiner Schande könnten weder mein Verstand noch mein Herz solche Kraft besitzen, um so viele Vollkommenheiten zu schätzen.

— Aber wer hindert Sie denn?

— An was?

— Sich vorzubereiten.

— Zu was aber?

— Zu einem höheren Leben, zur Welt der geistigen Poesie...

— Bin ich es auch wohl werth?

— Sie, Sie! Natalie?

Bei diesem Ausrufe begannen sich die Augen des privilegirten We-  
sens zu entzünden, aus dem Munde desselben aber, so schien es mir,  
wollte schon der Antrag von Kupers Herz und Hand herauspringen.  
Der Augenblick dazu war mir aber zu ungelegen; dann berechnete ich,  
daß eine abschlägige Antwort die privilegirte in eine Raze verwandeln  
konnte, und nach der Verwandlung der Gefährtin zur Erreichung einer  
unsichtbaren Welt, wäre es wohl nicht ganz sicher gewesen, mit ihr unter  
vier Augen zu bleiben. Warum sollte ich überdies das Vergnügen, wel-  
ches in keinem Falle wiederkehren konnte, nicht verlängern? Indem ich  
so dachte, schob ich die Entwicklung hinaus, gab mir das Wort, meine in-  
tellectuellen Kräfte an ihr zu messen und brachte sehr gewandt das Ge-  
spräch auf Staroslawski.

Worauf konnte die Antipathie der Brjurowski's gegen unsern Nach-  
bar begründet sein? Und weshalb würde seiner in so schlechter Laune ge-  
dacht, warum Staroslawski ein Ungeheuer, ein unmoralischer Mensch ge-  
nannt, ein Wesen, das seine Tage, wie sich der Poet ausdrückte, nach  
den Triumpfen über die Unerfahrenheit zähle, und, was mich am meisten  
interessirte, der niemanden, sowohl seinen Lillbury als auch seine Gesellschaft  
verfage? War eine solche Aeußerung in der That auf die Gleichgültig-  
keit Staroslawski's gegen die hohen geistigen Eigenschaften des auserwähl-  
ten Geschwisterpaares begründet? Aber die Rache?... Die Rache Kupers  
war mir bereits entfallen, insbesondere aber der Verwandte, der Lebe-  
mann, welcher zur Hülfe Kupers bald erscheinen sollte. Ueberdies nahm  
ich mir vor, aus Antoninens Herzen näheres zu entlocken; um jedoch  
mein Vorhaben von Erfolg gekrönt zu sehen, war es nothwendig, die  
sanfte Cousine in der vollen Hoffnung zu lassen, daß ihr das Vorhaben,  
zu dem sie so poetisch-trenlos schritt, ihr gewiß gelinge. Du siehst, ma  
chère, daß die Gabe, sich bereit auszudrücken, ansteckend ist...

Kaum war der Name Staroslawski von mir ausgesprochen, als  
der Ausdruck in Antoninens Zügen sich gänzlich veränderte: ihre Augen-  
brauen zogen sich zusammen, das himmlische Lächeln verschwand gänzlich,  
der Mund aber verzog sich und wurde schief.

— Glauben Sie, Cousine, sagte sie, die zusammengepreßte Hand  
zum Nasenrücken führend: — daß jedesmal, wenn dieser Name mir zu  
Gehör kommt, ein Schauer mich durchrieselt.

— Woher denn?

— Woher, woher!... Sie haben Staroslawski noch nicht enträth-  
selt, Sie haben keine Gelegenheit gehabt, ihn näher kennen zu lernen...

— Sie aber, Cousine?

— Ich! Wer stand denn mit ihm in näherer Verbindung?

— Wirklich?

— Ich hoffe es.

— Haben Sie die Güte, chère Antonine, erzählen Sie mir: ich bin begierig, das alles zu erfahren. Uebrigens ist es vielleicht schon spät und Sie möchten gern einschlafen!

— Ich? ich möchte einschlafen? Wie schlecht urtheilen Sie von mir, meine Freundin. Ich einschlafen? Aber fragen Sie, ob ich je schlafe und ob mir materielle Ruhe zugänglich sei?...

Ich erschrack heftig über die neue Einleitung des ewig wachenden Wesens auf dem Pfade zum Himmel, von dem sie ungerne zur Erde herabstieg und, indem ich ihr nicht Zeit ließ, ihre Fittige in Schwung zu setzen, unterbrach ich Antonine mit der Frage, wann sie sich eigentlich mit dem Nachbar befreundet habe?

— Vor einigen Jahren, antwortete die Cousine: — wir verloren Papascha in Tambow, und ganz vereinsamt, siedelten wir auf das hiesige Gut über, welches Mamascha angeht. Von Kummer vernichtet, trug Mamascha die ganze Last der Wirthschaft, Kuper aber anferlegte sich die heilige Pflicht unserer Erziehung. Staroslawski befand sich um diese Zeit im Kaukasus und besuchte nur selten sein «Düsteres Lager» — widerlich daher, weil ich mich desselben nicht gleichgültig erinnern kann.

— Waren Sie in demselben?

— Nein, doch gleichviel; nach der Beschreibung kann ich mir vorstellen, was es ist!...

— Später, Cousine...

— Später, sehr natürlich, zogen wir Erkundigungen ein, wer in der Nachbarschaft wohne; man nannte uns viele, unter denselben auch ihn. Darauf begann ein Geschäftsführer oder Aufseher, mit einem Worte, jemand mit Mamascha einen Streit wegen eines Landstrichs; denken Sie sich, er klagte sogar über Mamascha in der Stadt, und zu uns kamen verschiedene Beamte mit Papieren gefahren — es war höchst unangenehm! Mamascha entschloß sich, selbst an Staroslawski zu schreiben, erklärte ihm haarklein die ganze Sache und bat ihn sehr lebenswürdig, den Streit beizulegen. Wie denken Sie wohl, ma cousine, daß Staroslawski verfuhr? Es ist wahr, seine Antwort war sehr höflich und bezaubernd geschrieben, und so viel ich mich entsinnen kann, stellte er Mamascha alle seine Drangerien mit Blumen und Früchten zur Verfügung, freilich nur deswegen, weil er sie selbst nicht benutzen konnte; der Streit jedoch währte fort, und am Ende mußten wir sogar seine Bauern bezahlen... Damit begannen unsere feindschaftlichen Beziehungen. Staroslawski erscheint einst plötzlich; er war auf Urlaub. Alles vergangene vergeßend, nahm Mamascha ihn sehr lebenswürdig auf; wir waren damals noch Kinder; ich kann mich sogar nicht mehr entsinnen, wie alt ich damals war (sie war über zwanzig Jahre). Auf den ersten Blick kam er uns natürlich wie ein ziemlich ordentlicher Mensch vor, übrigens — wie

der größere Theil der jungen Leute... Nachdem er einige Stunden bei uns verweilt, fuhr er weg, den folgenden Tag jedoch stattete ihm Kuper eine Begegnung ab. Es verfloß eine Woche; wieder, ma chère, begab sich Kuper zu ihm, und labete ihn zu uns ein. Staroslawski erschien; in immer noch sehr liebenswürdigem Tone machte Mamascha dem Nachbar Vorwürfe wegen seiner seltenen Besuche; der Gast berief sich auf die Furcht, mit seinem öfteren Kommen zu belästigen; Mamascha jedoch bestand darauf, schickte Kuper fast täglich ins (Düßere Lager) und so wurde denn zuletzt Staroslawski bei uns ein beständiger Gast. Was nun ferner geschah, fügte Antonine hinzu, — weiß ich nicht, ma cousine, ob ich sagen soll... ich bin so befangen... aber Staroslawski ist dennoch ein schlechter Mensch, ein unmoralischer Mensch!

— Nein, Antonine, ich bitte Sie darum, erzählen Sie alles, — alles, ohne die geringste Ausnahme, ohne das mindeste auszulassen! rief ich aus, indem ich Antonine, die, wie du wohl begreift, auf der für mich interessantesten Stelle stehen blieb, dabei fast küßte und umarmte. Man sah es ihr übrigens an, daß auch sie große Lust hatte, fortzufahren.

— Ach, Cousine, wie gesagt! flüßerte Antonine, verschämt ihren Blick senkend: — es ist so, daß ich, wirklich...

Diesmal nahm ich sie entschlossen in meine Arme, und sie fuhr fort:

— Mamascha schien es und Kuper ebenfalls (ich selbst war fast noch ein Kind) daß Staroslawski gegen mich nicht gleichgültig sei...

— Also das war es, bemerkte ich.

— Ach, mein Engel, eine schreckliche Zeit war es, eine sehr schreckliche Zeit! jedoch, Gott mit ihm! ein tiefer Seufzer Antonines unterbrach auf einen Augenblick die Erzählung, ihre Augen wurden feucht, und abermals den Blick senkend fuhr sie fort: — Seine Leidenschaft zu mir wuchs in kurzer Zeit so heran, daß, nachdem er sich einmal verrathen hatte, er sich mir nicht mehr näherte und mit mir nicht mehr sprach.

— Aber, dieses erste mal, worin bestand es, Antonine?

— Wirklich, ich weiß nicht, wie ich es sagen soll.

— Ich bitte darum, Cousine...

— Ach, mein Gott, es ist so verwirrend!

— Chère Antonine, sind wir denn nicht Freundinnen?

— Ja, ja! Freundschaft, alles bist du auf Erden! Du bist ein Theilchen der himmlischen Seligkeit! in deinem Namen etwas versagen, würde ein Uebermaß des Verbrechens sein! sprach Antonine mit Enthousiasmus, und die verborgensten Geheimnisse entleerten ihren vertrockneten Lippen in folgenden Ausdrücken: — Sie entreisen mir mein Geheimniß, verurtheilen Sie mich nicht, Cousine, sondern bemitleiden, bemitleiden Sie die Unglückliche, weil die Unglückliche dies Ungeheuer ebenfalls liebte und sich gleichfalls verrieth. Einß, beim Abendessen (es war bei der drit-

Belletr. Bl. Ater Jahrg.

ten Bitte Staroslawoff's), saß er neben mir; Kamascha, die als eine zärtliche Mutter der Entwicklung unserer Leidenschaft mit wachsamem Augen folgte, wandte sich an ihn mit der Frage: «weshalb er sich noch keine Lebensgefährtin erwählt, und ob er denn in der Zahl der ihm begnadeten Mädchen noch keine seiner würdig gefunden habe...» Staroslawoff lächelte und antwortete unserer Kamascha, daß er der Hoffnung für immer entsagt, jemals in der Ehe glücklich zu sein. «Woher denn das?» fragten Kamascha und Kuper einstimmig. «Deshalb», antwortete er, «weil das Mädchen, welches ich liebte und deren Begehrte ich gewiß war, mir einen andern vorzog...» Ich muß es Ihnen, chdros cousins, sagen, daß ich gerade an diesem Morgen ein wenig mit dem jungen Feldmesser, den Kamascha aus irgend einer Ursache verschwiegen, coquetirt hatte. Bei der Antwort Staroslawoff's wurde es vor meinen Augen dunkel, mein Herz bedrückte, dann rief ich, krampfhaft seine Hand erfassend, aus: «glauben Sie es nicht!» und sank schluchzend und halbtodt auf den Sessel... Durch Reibungen wurde ich ins Leben zurückgerufen und ins Bett getragen; man sandte nach dem Arzt, er aber... er erschien bei uns fast gar nicht mehr.

Antonine senkte ihren Kopf auf die Brust und richtete ihren Blick unbeweglich auf mich; ich aber, ich wandte mein Gesicht auf das Kissen und ersüßte fast — solche Anstrengung kostete es mich, mein Lachen zu unterdrücken: arme Antonine!

— Die anderen Schrecknisse wird Ihnen Kuper berichten; ich habe dazu nicht die Kraft... ich kann es nicht, sagte die Cousine, erhob sich rasch und brachte ihr Haar in Unordnung, um effectvoller zu erscheinen: — die ferneren Handlungen dieses Menschen haben uns die Augen geöffnet, das Gefühl aber, welches in meiner Brust aufgeleimt war, in tiefe Verachtung umgewandelt.

— Schrecklich! unmenschlich! sprach ich zur Antwort auf Antoninens Tirade, indem ich mich bemühte, ihren Ton nachzuahmen; diesen beiden Ausrufen fügte ich noch einige andere hinzu, die nicht minder ausdrucksvoll und kräftig waren, in der Hoffnung, die erbitterte Antonine dadurch zur ferneren Aufrichtigkeit zu bewegen; meine Cousine blieb jedoch, trotz aller meiner Bemühungen, unerschütterlich und stumm.

Darin also bestehen die Anklagen gegen den armen Staroslawoff, dieses unmoralische Wesen, welcher es gewagt hatte, seine Bauern gegen die Ungerechtigkeit Agapholleja Anastos'jewna's in Schutz zu nehmen, einen Theil seines Eigenthums ihr zur Bempung anzutragen, nicht jedesmal auf ihre Einladung zu erscheinen und, was am schlimmsten war, gefühllos bei Antoninens Herzenskrankheit, deren Anzeichen sich so unverkennbar zeigten, zu bleiben. Ich bin davon überzeugt, daß die übrigen

Schrecknisse, die fürs erste noch ein Geheimniß blieben, mir in demselben Stile mißgeheilt und denselben Eindruck auf mich machen werden.

Die Sonne stand bereits hoch am Horizonte, als die schlaflose Antonine sich auf ihr Lager warf und — fünf Minuten darauf, in einem todtenähnlichen Schlafe Vergessenheit fand. Ich laschte noch lange innerlich und wiederholte mir alle Ausdrücke meiner Cousine, um sie dir am andern Morgen zu beschreiben.

Noch möchte ich wissen, welche Rolle bei alle diesem der Jäger-Berwandte spielen wird, und für welche neue Schreckensthat die Rache des Verwandten und Kupers Staroslawski treffen soll. Seit der letzten Ankunft der Orjutowski's bin ich mit ihnen zufriedener; ihre Aufrichtigkeit hat mich wenigstens mit neuen Materialien zum Briefe versehen, den ich nicht versiegele, bevor ich nicht noch etwas vom hoffärtigen Kuper erfahre.

Apròpos, chère Sophie, gewähre mir die Freundschaft, und schreibe, ob du an Außergewöhnliches glaubst? Ich erinnere mich, daß einst, als wir darüber mit einander nachsannen, du behauptetest, die Geschichte des Cagliostro und St. Germain sei keine Erfindung, sondern Thatsache, und es sei sogar unüberlegt, das zu verwerfen, was der Verstand nicht zu fassen vermag. Erwinnere dich also, meine Freundin, daß, wenn deine Meinung gegründetere als die meine ist, daß, wenn du die Existenz des Unerklärlichen zugiebst, um einen Monat, in der schrecklichen Nacht der Tradition, das Ereigniß sich erneut und ich die Gattin Staroslawski's werde. Ich stelle mir deine Verwunderung, zugleich aber auch meine eigene vor, weil, aufrichtig gesagt, der Gedanke, ihn zu heirathen, nie im Ernste mir in den Sinn gekommen war.

Er ist liebenswürdig — es ist wahr; Papa schätzt und ehrt ihn und geht mit ihm wie mit einem Verwandten um, aber folgt wohl aus alle dem, daß Staroslawski seine erste Liebe vergessen habe und sich mit einem mittelmäßigen Glücke — eine immer fröhliche und gänzlich leidenschaftslose Gattin zu besitzen — begnügen werde? In der That, um ihn für Antonine und alle Schrecknisse zu strafen, sollte die Erscheinung sich wiederholen, und dann würde ich ihm unsere Verabredung selbst ins Gedächtniß zurückerufen. Je me représente la grimace, que fera mon amie la tendre Antonine à sa future voisine madame Staroslavsky; bedeutet man es jedoch... wie schlecht wir aber alle sind!... Bis morgen...

Tags darauf.

Wenn dir meine heutige Nachschrift weniger kurzweilig erscheinen sollte, so beschuldige mich nicht deshalb, daß ich, chère Sophie, nicht mehr scherge, im Gegentheil aber eine solche Schwermuth empfinde, wie ich schon lange nicht empfand. Vielleicht hat die, mit meiner närrischen

Confine schlaflos zugebrachte Nacht meine Nerven zerrüttet, oder es kann auch sein, daß alles inhaltslose, was ich sehe, höre und verrichte, meine Seele mit Schwermuth, Epleen, Hypochondrie — suchte dir zu meiner Geisteszerrüttung welchen Ausdruck du willst — angeweiht hat. Ich verheimliche es nicht vor dir, daß selbst der Briefwechsel zu ermüdem wird und mich nicht mehr zersireut. Nein, es ist alles eitel und die höchste Zeit, nach Petersburg zu kommen! Auf dem Lande kann man nur mit Hülfe der Einbildungskraft leben — es giebt keine Wirklichkeit; die Blumen, Seufzer, Erwartungen, innere Erkenntniß der Gefühle und den übrigen Unsinn überlasse ich Antonine mit ihrem Kuper. Der letztere brachte mich heute, durch einen Austritt aus dem Dethello fast aus der Fassung: der Schwur wurde von ihm feierlich ausgesprochen, durch alle erdenkliche Mittel sich das Leben zu nehmen, im Falle ich mit der Zeit seinen Antrag, den er mir zu machen willens sei, auszu schlagen sollte, wenn er nach der Theilung mit Mamaſcha seinen Antheil — ein Gut, auf dem an 200 Seelen sich befinden — erhalten werde. Es ist sehr angenehm, wenn man zuweilen lacht, oft und anhaltend zu lachen wird jedoch unerträglich, langweilig! Auch Antoninens Heiß, der zu meiner Schande von mir so eifrig gepriesene Staroslawski ist allerliebste! Ich kann dir eine so läppische und anhaltende Täuschung nicht vergeben; nun merke ich erst, was Einsamkeit, ein abgelegener Ort und die den Frauen angeborene Neigung, in den allergeöhnlichsten Geschöpfen etwas höheres, außergewöhnlicheres zu suchen, auf sich haben. Und dachte ich mir wohl, als ich die gestrigen Seiten endete, daß, nicht später als heute, ich diese hinzufügen würde, welche den gestrigen so gänzlich entgegengesetzt sind? In der ersten Aufwallung des Aergers und der innern Scham hätte ich beinahe mein Sendschreiben in Stücke zerrissen; nachher erwog ich aber, daß jede Erzählung hauptsächlich durch ihre Gegensätze gefalle, ich fahre daher, sei dessen versichert, vollkommen kaltblütig fort.

Im Hause schliefen noch alle, als ich flüchtig gekleidet in den Garten trat. Die Sonne blickte an diesem Morgen trübe und traurig herab... Den September finde ich überhaupt sehr prosaisch. Wo ist das frische Grün, das wir im Mai beliebängelten, geblieben? Selbst die Luft hat ihren aromatischen, balsamischen Duft verloren; kurz: die Natur sah herbstmäßig, verweltend aus. In der Allee begegnete ich Joseph.

— Was macht der Dnepr? fragte ich ihn, um etwas zu sagen.

— Ma foi! à ce qu'il paraît, le vieux se moque du savant! mam'zelle, antwortete der Franzose und begann mir das thrichte des Unternehmens, die offenbare Unwissenheit des Maschinisten und das allzugroße Zutrauen meines Vaters zu erklären und sprach mit einer solchen Bestimmtheit, daß mir bange wurde. Sollte wirklich die Nähe so vieler Arbeiter in Folge der Großthuererei eines Charlatans zu nichte gehen?

Vor allen würde mir Papa, der in der That dem «Gelehrten» blindlings glaubt, leid thun. Als ich Josephs Fahrt zu Kuper berührte, suchte der Franzose die Achseln und lief nach dem Hause fort. Der Blodenschall erinnerte an den Thee und die ganze Gesellschaft, Antouine ausgenommen, die das Bett nicht verlassen und sich mit Migräne entschuldigt hatte, war schon im Speisesaale versammelt.

Kuper war im hellblauen, mit Sammet ausgeschlagenen Röckchen. Nachdem ich die Damen geküßt, nahm ich vor der Theemaschine Platz und die Theedewirthung dehnte sich über eine Stunde aus. Welche Pein! — «Kann man nicht, Herzchen, auf Ihrem Pferde reiten?» küßerte mir Helene ins Ohr. Wie sollte ich's abschlagen? Meine arme Lady Milford! Natürlich stellte ich sie, mit Verzweiflung im Herzen, zu ihrer Verfügung, die jüngeren Grijukowski's begannen mit einem solchen Freudengeschrei zu hüpfen, daß ich unwillkürlich lachen mußte.

Neuer Lärm erhob sich, es wurden die Kammermädchen zusammengerufen, meine ganze Garderobe durchkibbert und alles, was auch nur im entferntesten dem Schmitte nach einer Amazonen-Tracht glich, mußte sich auf die vollen Formien der Cousinen aufspannen. Natürlicherweise rissen die Haken aus, die Nähte trennten, die Stoffe plagten, und nach Verlauf von zwei angstvollen Stunden traten die blau gewordenen Amazonen in Begleitung der ganzen Gesellschaft auf die Parabterrasse, wo Lady Milford ihre, ich möchte sagen, peinliche Lage fühlend, sie mit unruhigen Blicken erwartete. Neuer Streit: wer soll zuerst den Sattel besteigen; alle schreien, alle fürchten sich; Helene stürzt auf Kuper, die jüngere auf mich und Helene; es erhebt sich ein Winseln, Pipen, Lachen, Weinen und ein solches Durcheinandergewirr, daß mir noch jetzt der Kopf davon saust. Mit großer Mühe beredete man endlich Helene, und das bedende zwei- undzwanzigjährige Kind erhob den Fuß. Wie viel Mühe kostete es mir, ihr verständlich zu machen, daß, wenn sie das Pferd bei der Mähne ergreife, sie demselben nicht den geringsten Schmerz verursache. Aber nein, Helene ergreife den Sattel und riß ihn durch ihre Schwere auf die Seite. Lange noch hätten die Unentschlossenheit Helenens und die Aufmunterungen der Zuschauer gewährt, wenn der ungefähr vierzig Jahr alte Diener Agapholleja Anastas'jewna's, ein finsterrer, jedoch stinker und entschlossener Mensch, nicht die Geduld verloren, sich schweigend der Amazone genähert und sie bei beiden Füßen, wie ein Kind erfassend, mit Gewalt aufs Pferd gesetzt hätte. Er vollzog das so rasch und unerwartet, daß wir noch nicht zur Besinnung kamen, als die scheu gewordene Lady Milford auch schon ihre Last unter den possirlichstern Sprüngen zu schleudern begann; Kuper, der die Zügel hielt, erschrockt dergestalt, daß er dieselben dem Schicksale überließ. Die ihrerseits in Furcht gerathene Helene stieß einen



durchdringenden Schrei aus, dem sich die Stimmen der ganzen Familie anschlossen, so daß in Folge davon nicht nur das ganze Dienpersonal, sondern auch eine große Anzahl in der Nähe arbeitender Bauern zusammenliefen. Der Austritt konnte nicht komischer sein: man stürzte von allen Seiten aufs Pferd; jeder hielt es für seine Pflicht, von Helenens Attributen etwas zu erfassen, und in aller Händen blieb ein Theilchen ihres Kostüms; die Amazone selbst saß jedoch in Josephs Arme, der sie, in Begleitung eines sich bedeutend vermehrenden Publicums, mit Triumph ins Haus trug. Hiermit endete, zum großen Vergnügen der Lady Milford, die gewiß so bald nicht wieder jemand von den Brjnkowski's zu sehen bekommt, die Lustpartie. Helene zwang sich zu lächeln, sie reichte allen, die ihr Bett umringten, die Hand und versicherte, daß alles nichts sei; Agapholleja Anastas'jewna drang aber durchaus darauf, daß Helene mit Spiritus eingeliebt werde — und man rieb Helene so lange mit Spiritus ein, bis sie eine röthliche Farbe bekam. Papa schalt mich wegen dieses verunglückten Spaziertrübes aus; bedente jedoch selbst chère Sophie, konnte ich wohl das Pferd versagen, da man es sich von mir erbat? und dieselben Brjnkowski's hätten mich im Falle der Verweigerung als eine Egoistin verschrien.

Als sich alle wieder beruhigt und die letzte Tochter aus dem Gemach Helenens kam, sich auf den Fußspitzen der Mutter näherte und ihr zum letzten mal (*«cela n'est rien?»*) zuflüßerte, forderte ich Kuper auf, im Garten spazieren zu gehen und wir begaben uns allein in denselben. Ich werde dir nicht die Ausdrücke des Poeten, nicht alle Einzelheiten des Spazierganges mittheilen, sondern einfach sagen, daß ich aus den Worten Kupers erfuhr, Staroslawski sei nicht im entferntesten ein außerordentliches Wesen, sondern, ebenso wie der größere Theil der alltäglichen Leute hege auch er in seinem Herzen zärtliche Gefühle und zwar für die Tochter einer Bürgersfrau. Ferner erfuhr ich, daß der Gegenstand seiner Zärtlichkeit dem Verwandten des Poeten, demselben Herrn, dem Kuper einen Lebemann nennt, eine Leidenschaft eingestößt habe. Wer die Geliebte des Nachbarn ist, weiß Kuper nicht; das Vorhaben des Verwandten — Staroslawski zu fordern, weshalb der Lebemann unter dem Vorwande zu sagen, in unsere Gegend komme, ist ihm jedoch bekannt; *et voilà le revers de la médaille!* Nicht wahr, alles dies ist sehr neu? War hier etwas, um sich deshalb das Dasein zu erschweren, und gab es hier etwas, der Mühe werth, lange Briefe zu fällen, die wir natürlich mit einander nicht mehr durchlesen werden? Genug, es ist einmal geschehen. Nein, monsieur Staroslavsky, Ihre Stunde hat geschlagen; und wenn ein guter Genius Sie mit dem Gefühle, welches in diesem Augenblicke, schon bei Ihrem Namen, mein ganzes Innere durchstößt, bekannt machte, würden Sie alle Wege, alle Stege, die Ihr *«Düßeres Lager»* mit Storkupoloje

verbinden, aufwählen lassen, Ihr aristokratischer Fuß würde nie wieder den benachbarten Boden berühren!

Uebrigens, welche Thorheit! und was geht es mich an? Es ist schade, daß du nicht hören kannst, wie laut ich in diesem Augenblicke, sowohl über Staroslawski, als auch über mich und auch ein wenig über dich, chère amie, lache! Trefflich ist er, dein Favorit! Ein in der That herrlicher Typus ordentlicher Leute! Und sind es dergleichen Personen werth, daß Legenden ihr Leben schmücken, die Wälder aber in geheimnißvollen Nächten von höllischem Gelächter erschüttert werden? Ueber solche Leute lacht man schließlich weg... Adieu. Ich bin ermüdet.

### Achter Brief.

Nach Verlauf von zwei Wochen.

Ich wette, chère Sophie, daß du die Bitte nicht erräthst, mit welcher sich Papa an dich wendet. Obwohl es mich sehr gelästet, dich zu peinigen, so darf man angenehmes dennoch nicht aufschreiben und carmina, befehl daher sogleich nach Empfang dieses Briefes unserem Haushofmeister, zu unserer Ankunft im Hause alles bereit zu halten; das bedeutet, daß in Storslupskoje Veränderungen vorgefallen und wir zum ersten October in Petersburg sein werden.

Damit müßte ich eigentlich meinen Brief schließen; aber wer bürgt dafür, daß nicht tausend freundschaftliche Vorwürfe sich aus deinem lieblichen Munde über mein Haupt ausgießen. Würde nicht die unbedrückte Reugier der Freundin alle diese Veränderungen nicht existirende Ursachen, als z. B. meiner Verzweiflung, der Leidenschaft zu Staroslawski, vielleicht sogar zu Kupfer, der Eifersucht u. s. w., u. s. w. zuschreiben? Beruhige dich also, ma chère, wie der Kopf, so ist auch das Herz bei mir in normalem Zustande; ich bin froh und glücklich, obwohl noch etwas schwach nach der Krankheit, die mich zehn Tage aus dem Hause entfernte und von Arzneien zu leben zwang; aber auch ohne Erfahrung war es unmöglich, von den Vergnügungen, die der Familie der Orjukowski's überall folgen, nicht krank zu werden. Nach reiflicher Ueberlegung (und glaube mir, ich überlege sehr reiflich) fand ich, daß es Sünde wäre, nachdem ich schon so viel von unserem Leben in der Provinz geschrieben, nicht bis ans Ende fortzufahren, um so mehr, da, wie früher, an Material kein Mangel ist; auch verwandeln sich sogar die traurigen Gegenstände mit der Zeit in angenehme Erinnerungen. Résignons nous donc et poursuivons!

Als ich dir das letzte Schreiben sandte, fiel es mir ein, krank zu werden, und zwar sogleich; wo aber die Mittel hernehmen? Im Freien

ist eine unerträgliche Hitze, das Wasser warm, und zum Unglück haben überdies noch die täglichen Bäder im eisigen Quellwasser meinen Körper an die Kälte gewöhnt; es blieb folglich nichts weiter übrig als unmäßige Bewegung und Gefrorenes.

Indem ich die Ausführung dieses einsichtsvollen Entschlusses keinen Augenblick aufschob, bestellte ich mir um 6 Uhr Gefrorenes, um vier Uhr aber lief ich mit Helene Hand in Hand zuerst im Garten, dann auf dem Felde umher, um sechs aß ich verkohlen das Eis, um neun verspürte ich den ersten Anfall von Fieber mit Husten, um zwölf aber wurden Eilboten zur Stadt nach dem Doctor entsandt und mein Phantastren erschreckte sowohl Papa wie die Gäste ungemein.

Siehst du, chère amie, an Papa hatte ich garnicht gedacht, und dies kann ich mir nicht vergeben. Denke dir, daß der Arme bei dieser Gelegenheit mehr als ich abnahm. Der Doctor erklärte, daß ich eine Brustentzündung habe und mir wurde zur Aber gelassen. Die Cousinen — sie sind übrigens sehr gutherzig, hierin muß ich ihnen Berechtigung widerfahren lassen — durchwachten ganze Nächte an meinem Krankenlager, und obwohl ich sie sehr bat, sich zu beruhigen, so willfährten sie mir hierin nicht und waren um mich gleich und ohne Unterschied mit den Kammermädchen beschäftigt. Kuper bat mehrmals um Zutritt in mein Gemach, man ließ aber den armen Poeten nicht ein; es blieb ihm nur übrig, seine Verzweiflung den Blumen, die vor meinem Fenster wuchsen, anzuvertrauen. Am sechsten Tage war die Gefahr vorüber. Ja, ma chère, ich war dem Tode sehr nahe — siehst du, wozu die Thorheit verleiten kann! Also am sechsten Tage benachrichtigte Papa mich, daß Staroslawski mehrmals des Tages selbst und durch einen Abgesandten sich nach meinem Befinden erkundige. Diese Theilnahme brachte mich um meine Geduld — und auch das war albern! Nichts konnte dieser ganz gewöhnlichen Zuorkommenheit eines Nachbarn natürlicher sein; diesmal verursachte jedoch meine Schwäche und Nervenzerrüttung, daß ich kalt aller Antwort todtbleich wurde. Papa bemerkte diese Blässe, schwieg jedoch und spricht bis zu diesem Augenblicke den Namen Staroslawski nicht mehr aus. Die Orzulowski's sind noch bei uns; ihr Aunderwandter ist mit seiner Jagd vor einigen Tagen auf ihrem Gute angelangt, und wird morgen bei uns erscheinen.

Es wäre interessant zu wissen, ob er dem Gegenstande seiner Rache begegnet ist, wahrscheinlich wohl nicht, da beide leben und unverletzt sind. Es scheint, daß Staroslawski gestern spät am Abend hier gewesen; heute wurde mir zum ersten mal erlaubt, in die freie Luft zu gehen — welche undeschreibliche Seligkeit, sie nach langer Fast einzunehmen! In diesen funfzehn Tagen ist übrigens in der Natur eine große Veränderung vorgegangen: wie viel gelbe Blätter! wie leer und öde die Felder! wie

ist alles traurig und verlassen! Es ist Zeit, nach Hause, d. h. nach Petersburg zu fahren! Ich muß dir mittheilen, wie und weshalb unsere schnelle Abreise von Storkhusstoje beschlossen wurde. Bei meinem ersten Spaziergange wünschte Papa selbst mein Begleiter zu sein. Dank sei dem Geschick, die Cousinen fürchteten, ihren Teint zu verderben, denn die Sonne brannte noch, und alle Gäste blieben in den Gemächern. Papa frag, ob ich mich stark genug fühle, um mit ihm über dies und jenes zu sprechen. Diese Frage erschreckte mich anfangs, ich überwand jedoch meine augenblickliche Aufregung und erwiderte, daß ich mich vollkommen gesund fühle und mit Vergnügen ihn anzuhören bereit sei.

— Ich bemerkte, sagte Papa, — daß du das Landleben überdrüssig zu werden beginnst... und zwar seit einiger Zeit, setzte er in so sonderbarem Tone hinzu, daß mich abermalige Fieberhitze überfiel.

— Aber warum denn seit einiger Zeit, Papa? fragte ich mit unsicherer Stimme.

— Mir wenigstens schien es so. Ich konnte mich irren, eben so, wie z. B. jetzt, da es mir scheint, daß dich friert.

— Ein wenig.

— Kehren wir um.

— Ach, nein; es wird vorübergehen.

— Desto besser; das Gespräch aber kann auf ein anderes mal verschoben werden.

— Nein, nein! rief ich aus und erbat mir von Papa, daß er so gleich fortjähre. Ich hasse jeden Verzög; um so unangenehmer war für mich das Aufschieben eines Gesprächs, das ich dennoch ein wenig fürchtete.

— Aber ich habe dir weiter nichts mitzutheilen als eine Bemerkung, die ich schon gemacht, fuhr Papa fort. — Mir selbst ist das Leben auf dem Lande nicht nach dem Sinn, mit dem Eintritt des Herbstes aber und des schlechten Wetters erinnert man sich unwillkürlich des Klubs und der Freunde; kurz — fahren wir, wenn du willst, nach Petersburg.

— Ihre Arbeiten aber, Papa?

— In einer Woche sind alle beendet und ich bin dann frei.

— So fahren wir also, antwortete ich.

— Aber du wünschst es? wirklich?

— Freilich, Papa.

— Und ohne alles Leidwesen?

Er blickte mich nochmals aufmerksam an; ich erröthete von neuem bis über die Ohren, und wie ungelegen, kannst du dir nicht vorstellen! Darauf begann ich mich zu rechtfertigen und schwagte vielen Unsinn zusammen; Papa wollte mich durchaus nicht anhören, und sagt, daß er das ernste Zwiegespräch auf morgen früh verschlebe, indem er versicherte, heute sei noch nicht die Zeit dazu. Ich bin begierig zu erfahren, was er Belletr Bl.. 2ter Jahrg.

ernste Rücksprache nennt, und welchem Grunde er die Veränderung meiner Züge zuschreibt, die natürlich nichts anderes, als ein Ueberbleibsel von Schwäche nach einer wenn auch nicht anhaltenden, doch ziemlich gefährlichen Krankheit war. Im Verlauf des ganzen Abends verfärbte sich Kupers Antlitz öfter als das meine; ich that als ob ich nichts bemerkte, verabschiedete mich von allen, und begab mich um neun Uhr in mein Gemach. Den Brief werde ich morgen fortsetzen.

Tags darauf.

Wiele Neugierden, chers amis, und sehr interessante. Der Tag war reich an außerordentlichen Vorfällen. Meine Genesung schreitet mit Riesenschritten vorwärts, und mit derselben hat sich auch meine gute Laune wieder eingefunden; ich fange an natürlicher zu lachen.. Aber, Himmel, wie viel neues! Wann werden wir Frauen aufhören, Kinder zu sein! Höre! Am Morgen sandte Papa zu mir, erkundigte sich nach meiner Gesundheit und ließ anfragen, ob ich ihn in meinem Zimmer empfangen könne. Einen Augenblick darauf trat er ein; das ernste Gespräch begann.

— Katalie, sagte Papa, meine beiden Hände erfassend: — kannst du wohl ohne eine der Gesundheit schädliche Aufregung und Unruhe mit mir über Gegenstände sprechen, die mich persönlich betreffen?

— Freilich kann ich es, Papa, antwortete ich, durch die Unfähigkeit, daß die Sache ihn betreffe, gänzlich beruhigt.

— Merci. Ich werde dich nicht lange peinigen. Siehst du, worin die Sache besteht. Du bist verständig genug, um aufs Leben nicht wie auf einen Picknik, sondern wie auf eine ernste Sache zu blicken. Mich von dir trennen will und kann ich nicht; dich aber glücklich und wohl untergebracht zu sehen — wünsche ich von ganzem Herzen. Es bieten sich zwei Partien dar. Der erste hat sich mir erklärt und eine abschlägige Antwort erhalten; dieser erste ist unser Unverwandter, Kuper.

— Wer ist aber der zweite? fragte ich, abermals über und über erröthend.

— Der zweite ist nicht schwer zu errathen — es ist Staroslawski. Aber worüber erröthest du? Er hat mir bis jetzt von seinen Absichten kein Sterbenswörtchen geäußert; in meinen Jahren ist es jedoch schwer, sich zu irren, und ich bin dessen gewiß, daß du Staroslawski gefällst.

— Ich verachte diesen Menschen, rief ich entrüftet aus.

— Dieser Ausdruck ist zu stark, das Gefühl aber könntest du mit nichts rechtfertigen, bemerkte mein Vater kaltblütig.

— Und Sie wissen es nicht, Papa, bis zu welchem Grade er niedrig ist?

— Im Gegentheil kenne ich ihn von seinem Kindesalter an und

lasse diesem jungen Manne vollkommene Gerechtigkeit widerfahren: er ist edel, gut und im Stande, seine Gattin glücklich zu machen.

— Wie vom Kindesalter?

— Ja, fuhr Papa fort. — Vor funfzehn, wenn nicht mehr Jahren fügte es sich, daß ich wegen einiger Umstände mich in dieser Gegend befand. Staroslawski war damals sehr jung und in schlechten Händen; man richtete sein Vermögen zu Grunde und sorgte nicht im geringsten, weder für die Erziehung, noch für das künftige Wohl des jungen Menschen, der übrigens mit allem begabt war, um in der Welt eine glänzende Carriere zu machen. Das Schicksal führte uns zufällig zusammen und einige Jahre hindurch hatte ich Gelegenheit, ihn zu beobachten.

— Papa, rief ich unwillkürlich und in größter Aufregung aus: — Sie waren damals Adelsmarschall?

Der Vater blickte mich verwundert an.

— Sie entrißten Staroslawski den Händen seines Vormundes, des alten Großvaters, in dessen Hause der Knabe erzogen wurde und eine Haushälterin schaltete? Sie führten den jungen Staroslawski zu sich, bildeten ihn heran, stellten ihm sein Vermögen zurück, waren sein Wohlthäter und, nachdem Sie so viel gethan, verboten Sie ihm sogar, Sie daran zu erinnern und andern von diesem allen etwas zu erzählen?..

— Er aber, der Windbeutel, hat nicht Wort gehalten und wird dafür bestraft werden, bemerkte Papa lächelnd: aber ich habe noch nicht geendet.

— Papa, Sie sind ein trefflicher Mann!

— Danke ergebenst; aber mäßigen Sie Ihre Begeisterung, Gräfin, und gestatten Sie mir fortzufahren.

— Ich höre, ich höre.

— Desto besser. Folglich siehst du, fuhr Papa fort: — Staroslawski kenne ich und bin begierig zu vernehmen, was dir Berachtung gegen den besten der Menschen einflößen konnte?

— Ich sage es nicht, Papa...

— Du kannst es nicht sagen und hast auch kein Recht dazu!

— Um keinen Preis werde ich es sagen.

— Ich verlange es.

— Vergebens, Papa, ich kann mich nicht entschließen, die Ursache in Ihrer Gegenwart zu nennen; es vergehen noch einige Tage — und die Sache wird sich von selbst erklären.

— So warten wir, antwortete Papa, mit den Achseln zuckend und trat aus meinem Zimmer, kehrte sich aber plötzlich um, besann sich einen Augenblick und wandte sich von neuem zu mir. Ich erhob mich.

— Vermögen Sie Sich, Gräfin, sagte Papa ironisch: — das, was ich hinzusetzen habe, wird Ihnen nicht viel Zeit rauben. Es würde

mir angenehm sein, wenn Staroslawski nicht das Recht hätte, unser Verhältniß zu ihm für Mystification zu halten.

— Wie das, Papa?

— Ganz einfach. Wir sehen uns und sind bei einander zu oft für Leute, deren Bekanntheit in einigen Tagen ein Ende nehmen soll; und mit welchen philosophischen Blicken die Welt auch auf die anhaltenden und ziemlich entfernten Spazierfahrten eines jungen Mädchens mit einem fremden Manne sehen würde, ich finde diese Spaziergänge unauflöslig.

— Sie wollen von meinem Spazierritt ins (Düffere Lager) sprechen?

— Vielleicht.

— Aber haben Sie nicht selbst bei dieser Gelegenheit Ihre Zufriedenheit ausgedrückt?

— Meine Zufriedenheit, die auf die Achtung und das vollkommene Vertrauen zu Staroslawski gegründet war; und dieses Vertrauen ihm zu versagen, achtete ich mich nicht für berechtigt; Sie aber, die Sie ihn verachten...

— Das Gefühl hat er mir später eingeflößt.

— Vielleicht durch ein ungeziemendes Wort, durch irgend eine Handlung.

— Nein, Papa, in meiner Gegenwart hat Staroslawski nie die Pflichten eines ordentlichen Menschen aus den Augen gelassen.

— Folglich ist Ihre Verachtung auf Hörensagen begründet?

— Vielleicht.

— Auf den Worten Kupers, Antoninens und ähnlicher?

— Auf den Augenschein, Papa.

— Es ist genug, Gräfin. Von dieser Stunde an ist meine Thür für Staroslawski geschlossen.

— Wie denn, geschlossen? rief ich aus.

— So wie gewöhnlich für Leute, die nicht der Ehre werth sind, in meinem Hause aufgenommen zu werden.

— Aber die Handlung Staroslawski's hindert ihn nicht im mindesten, das zu bleiben, was er in der That ist.

— Das heißt, verächtlich?

— In meinen Augen, in den Augen eines Mädchens. Was Sie anbelangt, als einen Unbetheiligten...

— Natalie, du bist von deinem neuen Vorurtheil gegen Staroslawski nicht überzeugt.

Die Veränderung des Tons, mit welchem Papa sprach, bewegte mich zur Aufrichtigkeit; und wozu sollte ich die Wahrheit vor ihm verheimlichen, die, wenn auch keine Erdichtung Kupers, so doch wenigstens übertrieben sein konnte?... Nachdem ich Papa in den Lehnstuhl gedrückt,

gestand ich ihm, daß Staroslawski mir zu gefallen begünne, daß, obgleich der Gedanke — seine Gemalin zu werden, mir nicht in den Sinn gekommen sei, ich seine Hand nicht ausschlagen würde, und ihn, wahrscheinlich, mit der Zeit lieben könnte, wenn...

— Wenn was? fragte Vater.

— Wenn Staroslawski nicht bereits eine andere liebt..

— Der Gutsbesitzerin Tochter, die vor zwölf Jahren heirathete? unterbrach Papa lachend.

— Nein, nicht die Tochter der Edelfrau, sondern die Bürgerstochter, die von ihm entführt wurde.

— Das heißt, die von Staroslawski nach Moskau geschickt wurde?

— Wie, Papa, und Sie wußten dies alles? und Sie gestatteten Ihrem Liebling so etwas?

— Ich that noch mehr, antwortete Papa und lachte fortwährend. — Aber genug fürs erste. Unsere Berathung hat zu lange gewährt, und andere Geschäfte, die freilich weniger wichtig sind, als die Verbrechen des abscheulichen Staroslawski, rufen mich in mein Cabinet.

Er ließ mir nicht Zeit, mich zu besinnen, verneigte sich mit komischem Ernste und ging fort.

Ich erfuhr nichts neues, mir wurde jedoch leichter, Sophie; ein schwerer Stein fiel mir vom Herzen. Welch ein Glück, ihn nicht verachten zu müssen — ich sage, nicht verachten, weil an allen Handlungen Staroslawski's Papa Theil hat: dient diese Theilnahme nicht zur genügenden Bürgschaft für jeden fremden Menschen, wenigstens in den Augen der Tochter? Ich bin versichert, daß auch du, chère amie, mit meiner Meinung einverstanden bist und dasselbe thätest. Aber wer ist denn dieses Mädchen, diese Bürgerstochter? und wenn Staroslawski sie nicht liebt, wozu die Entführung? Aber dieser Rächer?... Aber Kuper?... In dieser Stimmung begab ich mich in die Gesellschaft...

Während des Thees herrschte allgemeines Schweigen; auf den Gesichtern der Orjulowskischen Familie malte sich Umrübe; wie es schien, erwarteten alle etwas. Ich erinnerte mich an Kupers Antrag und nahm mir vor, diesen Umstand zu benutzen, und mich über den Poeten lustig zu machen. Unverzeihlich! sagst du; aber was soll man thun, meine Freundin, wenn auf dem Lande so wenig Zerstreuung ist! Ich erwoog schon den neuen verrätherischen Plan der Attaquen gegen Kuper, als vor der Thür plötzlich Tritte laut erschallten, es wurde eine tiefe Bassstimme hörbar und in Vaters Begleitung trat in den Speisesaal ein Riese von ungefähre fünfundsiebzig Jahren, im kurzen, à la militaire bis zum Halse angeknapften Rock, auf welchem, längs der Brust, eine sehr dicke Kette hing. Das Haar des Riesen war von violetter Farbe, der Schnurbart kohlschwarz, die Wangen aber, ma chère, und das Kinn blau, aber auch gänzlich blau...



— Awdei Afanas'itsch! rief Agapholleja Anastas'jewna aus.

— Mon cousin! schrien die Cousinen.

— Awdei Afanas'itsch, sagte Papa, mir den Niesen vorstellend, der mit seinem Fuße den Boden stampfte, klappte, (sehr erfreut) sagte, einen Stuhl nahm, ihn besah und sich vorsichtig auf demselben hinsetzte. Darauf folgte ein anhaltendes Schweigen.

— Wer ist es? fragte ich halblaut die neben mir sitzende Antonine.

— Der Nebenbuhler Staroslawoff's, antwortete mir die Cousine, ihren Mund zum Zeichen des Spottes schief ziehend.

Die Arme glaubte mich mit ihrer Antwort schmerzlich zu treffen, es machte dieselbe aber, ich weiß nicht, weshalb, auf mich eine gänzlich entgegengesetzte Wirkung. Wie sonderbar! Doch je aufmerkamer ich die violetten Haare Awdei Afanas'itsch's betrachtete, desto unmbglicher schien es mir, daß er der Nebenbuhler Staroslawoff's sein könne! Es war bemerkbar, daß der Gast mit mir zu sprechen anfangen wollte; lange wandte er von mir seine röthlichen Augen nicht ab, endlich begann er sich auf seinem Stuhle zu schaukeln und drällte:

— Wie trefflich sind hier die Stellen!

— Was? fragte ich; ich verstand den Gast nicht.

— Wie trefflich sind hier die Stellen! wiederholte er.

— Welche Stellen?

— Alles Zwischenstellen.

— Was für Zwischenstellen?

— Warne.

Ich blickte zweifelnd auf Papa, der, ich weiß es nicht, ob absichtlich oder ohne Absicht, sich zur andern Seite wandte.

— Auf jeden Schritt eine Insel, auf jeden Tritt eine Insel und lauter kleine Fliegen, fuhr der Gast fort, mir näher rückend.

— Aber wo ist es denn? fragte ich endlich, da ich nicht begriff, von welchen Inseln Awdei Afanas'itsch sprach.

— Auf einer großen Ausdehnung!

— Das heißt, wahrscheinlich, auf dem Dnepr..

— O nein, ich bitte Sie! Der Dnepr ist erdärmlich. Im Gegentheil, mein Spürer hat Stellen erblickt, und zwar, wie er sagt, compacte, es ist aber ein anderer Fluß, er wird von uns so ungefähr links sein, der, man kann sagen, eine wahrhafte Hecke ist, und auch die Wintersaat ist, wie abschließ, in diesem Jahre um diese Gegend herum gesät... Stellen, die man fürklich nennen kann...

— Sie lieben also die schönen Gegenden, Awdei Afanas'itsch?

— Wie sollte man sie nicht lieben! ich bitte Sie! Man lebt ja auf ihnen.

— Sie sind gewiß auch ein Uferbewohner des Dnepr?

- Im Gegentheil, ich kann ihn nicht aussehn.
- Den Dnepr?
- Gott mit ihm, ich bitte Sie; was ist an ihm?
- Am Dnepr? fragte ich erstaunt.
- An demselben.
- Aber was kann es malerischeres geben, als seine Ufer.
- Berge und Felsen!
- Nun ja, freilich die Berge, Felsen und Wälder, die ihn umkränzen.

— Aber sagen Sie, mit Verlaub, was ist an denen? Läßt sich in diese Wildniß eine Kette nieder, so wird man sie in einer Woche nicht herausrufen; und versuche es einer der Jäger, seine Nase dort hineinzu-  
stecken: er wird in Gefahr gerathen, sobald er einen Kernschuß macht.

Im Strome seiner Begeisterung sprach der Gast eine ganze Abhandlung über den Dnepr, und zwar in solchen Ausdrücken, wie ich noch nie vernommen. Indem ich ihn anhörte, rief ich durch Zeichen Kuper, der endlich aus seiner Lethargie zur Hülfe herbeikam; er mischte sich ins Gespräch und machte es mir möglich, mich allmählig von beiden zu entfernen.

— Ist es nicht wahr, daß unser gemeinschaftlicher Verwandter äußerst originell ist? fragte mich Antonine.

— Ist er denn auch mit uns verwandt?

— Nicht nah, jedoch verwandt, antwortete die Cousine spöttisch, indem sie mir damit natürlich einen Stich zu versetzen glaubte.

— Desto besser, weil Awdei Afanas'itsch mir ein sehr guter Mensch zu sein scheint, sagte ich sehr ernsthaft.

— Folglich gefällt er Ihnen, Natalie?

— Ich weiß nicht, wie Sie dies Wort verstehen; wenn aber gefallen Sympathie einflößen heißt, so gefällt mir unser Verwandter sehr.

— Wer hätte das geglaubt!

— Wie so?

— Deshalb, Cousine, weil er ein plumper Bär ist.

— Er ist nicht brillant, es ist wahr; er tanzt nicht, auch das kann der Fall sein.

— Im Gegentheil, er tanzt und singt und gefällt den Frauen, fügte Antonine hinzu.

— Ich wundere mich nicht im mindesten darüber.

— Wie, Sie?

— Ich.

— Und das ohne Scherz?

— Sehr ernsthaft.

— Wenn jedoch Awdei Afanas'itsch Ihnen seine Hand antragen würde ?

— Ich würde Awdei Afanas'itsch einen Korb geben.

— Weshalb denn ?

— Deshalb, weil ich es vorziehe, frei zu bleiben.

— Nur deshalb ?

— Nur deshalb.

— Aber das ist ja unruhig ! rief die Cousine aus : — Ich höre Sie, Cousine, und traue meinen Ohren nicht : Awdei Afanas'itsch interessant zu finden !

— Nicht interessant, wohl aber gut und nicht häßlich.

— Nicht häßlich ! Aber er ist ja schrecklich !

— Ich finde es nicht.

— Aber diese colossalen Formen, aber diese athletischen Schultern ?

— Verunstalten keinen Mann.

— Aber fünfundvierzig Jahre ?

— Sind das beste Alter ; ich liebe keine Knaben.

— Ah, Dieu des dieux ! C'est inimaginable ! sprach Antonine mit einer Grimasse und so laut, daß Kuper sein Gesicht nach unserer Seite hinwandte : — wenn du es wüßtest, Kuper, wenn du es dir vorstellen könntest !...

— Was, fragte Kuper unruhig.

— Nein, plus tard, plus tard !

Kuper stand jedoch schon auf, näherte sich Antoninen und nach langem Zureden von der einen und Ziererei von der andern Seite, ging das Brüderchen mit dem Schwesterchen in ein anderes Zimmer und beide kehrten nach Verlauf von einigen Minuten mit Lächeln auf den Lippen zurück.

— Es kann nicht sein ! sagte Kuper.

— Mais je l'assure, wiederholte Antonine : — mais je te dis que oui !

— Ihre Blicke richteten sich auf mich, doch ich führte meine Rolle bis zu Ende durch. Ich muß dir sagen, daß in mir ein origineller Gedanke aufstauete, den nur das Sprüchwort rechtfertigen kann, daß vom erhabenen zum lächerlichen nur ein Schritt sei. Ich beabsichtigte, durch Awdei Afanas'itsch's Bevorzugung Kuper Eifersucht einzusüßen und sie erzürnend, gegeneinander in Harnisch zu bringen. Von dem Vortheil, den ich aus diesem Streite zu ziehen hoffte, schweige ich fürs erste. An dem Erfolge meines Vorhabens konnte ich nicht zweifeln, weil Kuper schon auf den Gasschieß zu blicken und dessen in der That sonderbare Einfälle zu bespötteln beginnt. Ich triumphire innerlich. Awdei Afanas'itsch ist, wie es scheint, auf längere Zeit zu uns gekommen ; seine Hunde hat

man, wie ich erfuhr, in einem von den neuen Gebäuden in der Nähe des Dnepr untergebracht; er selbst aber hat sich, nach eigenem Wunsche, in der Badstube etablirt — eine kurzweilige Idee!

Man muß ich sein, ma chère, um vom frühen Morgen an bis vier Uhr, das heißt, bis zum Mittag, keinen Schritt von Awdei Afanas'itsch zu weichen, ihn im Garten herumzuführen, jeden seiner Hunde einzeln zu betrachten, die Jäger, in hellgrünen, mit gelben Bändern benähtem Costüm, dann die schrecklich ungefalteten Pferde zu rühmen und einzuwilligen, bei der ersten Jagdpartie, an welcher Papa mir gestattet, Theil zu nehmen, seine Dame zu sein. Freilich hätten wir diese Gelobniß nie erhalten, doch einerlei. Kuper, der privilegierte Kuper glaubt an alles und ungeachtet seines erhabenen und hohen Verstandes, ließ er sich gänzlich hinters Licht führen. An der Tafel hieß ich Awdei Afanas'itsch neben mir Platz nehmen; der Poet setzte sich mir zur andern Seite. Antonine, die mich beobachtete, begann mehrmals, jedoch sehr unnatürlich zu lachen, ihre Augen aber sprühten Flammen und die empfindsame Schwester des Poeten folgte seinen Fußstapfen. Wie war ich vergnügt, um so mehr, da an dem Lustspiele, wie es schien, sogar Papa Theil nahm; seine Aufmerksamkeit für den Gast kannte keine Gränzen: er schenkte ihm Wein ein, bat ihn, wiederholt die Speisen sich vorzulegen und erwies Awdei Afanas'itsch eine solche Aufmerksamkeit, wie er sie noch nie jemanden hatte angedeihen lassen.

Nach beendigtem Mahle bot ich selbst dem Gast meine Hand und die ganze Gesellschaft trat auf den Balcon. Wir setzten uns; Kuper näherte sich mir von hinten.

— Sie sind heute in der allerglücklichsten Laune, sagte er halblaut.

— Ja, ich bin sehr heiter, antwortete ich laut.

— Diese Heiterkeit verdanken Sie vielleicht, wenn ich nicht irre, Awdei Afanas'itsch?

— Es kann sein.

— Ich erkenne Sie nicht wieder, Cousine.

— Wirklich?

— Ihr schönes Geschlecht vereinigt in sich zuweilen so viele Widersprüche...

— Sie meinen?

— Aber nennen Sie mir doch das Mittel, daran zu zweifeln, während ich Sie anschau, Cousine! Welcher Glanz in Ihren Augen! Sie athmen Flammen.

— Sie finden?

— Nicht ich allein.

— Wer denn noch?

— Viele... alle.

- Im Ernst?
- Wenn man jedoch an die Hebel denkt!...
- Wovon?
- Ihrer Heiterkeit, Cousine!
- Was dann?
- Dann erinnert man sich der Zauberei, der magischen Mittel, die in den mythischen Zeiten von Satyrn angewendet wurden, um Nymphen herbeizulocken.
- Dieser Satyr aber ist?...
- Wer anders, wenn nicht Awbei Afanas'itsch!
- Folglich, mon cousin, bin ich — die Nymphe. Danke für den Vergleich, widerspreche jedoch: unser Verwandter gleicht nicht im entferntesten einem Satyr, und magische Mittel zur Herbelockung braucht er, hoffe ich, nicht.
- Er — um zu gefallen? fragte Kuper mit einem Lächeln der tiefsten Verachtung.
- Freilich er, mon cousin.
- Nein Cousine, hören Sie: entweder haben Sie mich zum Besen, oder meine Augen sind ausnahmsweise nur für die Seelenwelt, in welcher unserem Verwandten, wie Sie ihn nennen, gewiß ein nicht beneidenswerther Theil bestimmt ist, geschaffen.
- In der Seelenwelt — kann sein, antwortete ich, in meiner Eigenliebe sichtbar beleidigt: — aber auf der profaischen Erde...
- Was denn, Cousine? enden Sie.
- Warum? Die Meinungen können verschieden sein, und Ihr Freund...
- Welcher Freund?
- Ihr Freund Awbei Afanas'itsch.
- Er? mein Freund?
- So nannten Sie ihn wenigstens gestern.
- Par dérision!
- Ob par dérision oder nicht, ist mir unbekannt; jedoch hat Awbei Afanas'itsch, obgleich er kein Poet ist, das vollkommene Recht, auf ein kleines Theilchen Erdenglück zu hoffen.
- Zum Beispiel, geliebt zu werden?
- Nicht leidenschaftlich, aber irdisch.
- Und von einer ordentlichen Frau?
- Natürlich, von einer ordentlichen.
- Nicht möglich! rief Kuper aus.
- Sie widersprechen sich, mon cousin.
- Womit, Gräfin?

— Waren Sie es nicht, der mir von der Leidenschaft erzählte, die unser Verwandter einem herrlichen Mädchen eingebläst habe?..

— Der Bürgerstochter? unterbrach Kuper.

— Einerei; wenn die Bürgerstochter im Stande war, zugleich auch Staroslawski eine Leidenschaft einzusüßen, so ist sie kein ganz gewöhnliches Mädchen; indem sie aber Andrei Afanas'itsch vorzieht, beweist sie da nicht, daß Andrei Afanas'itsch trefflicher ist, als Staroslawski?

— Wie, Gräfin, sie vergleichen Staroslawski mit diesem Polyp?

— Nein, weil der, welchen Sie einen Polyp nennen, Staroslawski vorgezogen worden ist.

— Von Ihnen vorgezogen?

— Dies sagte ich nicht, aber...

— Sie sagen aber... dies ist genug, vollkommen genug!

Und bis an die Ohren erröthend, stürzte er von neuem zu Antoninen, und eine neue Berathung fand in den dunkeln Alleen des Gartens statt.

Ich muß bemerken, daß Andrei Afanas'itsch von seinen Erfolgen nicht die geringste Ahnung hatte. Während er seine Aufmerksamkeit weder auf den Zorn Kupers, noch auf die Ironie Antoninens richtete, rauchte der Gast mit meiner Erlaubniß eine ungeheuere, mit Blumen verzierte weiße Pfeife an und begann, an eine der Säulen der untersten Stufen der Treppe gelehnt, sehr prosaisch zu schlummern. Und dieser Mensch ist von fern her, mit Rache im Herzen, nach Storkupstojko gekommen! dachte ich: — entweder bin ich sehr unerfahren im System Lavaters, oder Kuper ist ein Poet im vollen Sinne des Wortes. Da ich noch einige Schwäche empfand, verließ ich den eingeschlummerten Andrei Afanas'itsch und seine Verwandten und begab mich in mein Gemach. Es war acht Uhr Abends, als ich, auf dem Divan ruhend, bemerkte, daß die Vorhänge meiner Fenster in Bewegung geriethen; draußen war es still. Diese Bewegung erschreckte mich jedoch nicht, sondern setzte mich in Erstaunen. Sollte es wirklich Kuper sein? dachte ich: — es ist wahr, der Poet ist zu allem, von der alltäglichen Ordnung abweichenden fähig; aber zwischen den Gardinen erschien vor mir nicht der Poet, sondern Joseph.

— Que me voulez vous? fragte ich verwundert.

— Excusez, ma chatelaine, mais je viens vous prévenir, que dans une heure la lutte commence.

— Welche lutte?

— Mais la lutte du savant avec le monstre, antwortete Joseph lachend, und erklärte mir, daß um eine Stunde der Dnepr zum Stillstehen gebracht, und morgen an der Stelle des Flusses ein Meer entstehen werde.

Nachdem ich den Franzosen hatte auserzählen lassen, warf ich mir eine Mantille um und lief zu Papa; er kam mir im Saale, im Beisein der ganzen Gesellschaft entgegen, bekräftigte die Worte Josephs, und lud uns ein, bei dem letzten Kampfe mit diesem furchtbaren Gegner — dem Dnepr, zugegen zu sein.

Kuper reichte, freilich nur mir zum Trost, Antoninen seinen Arm, ich aber that, als wenn ich es nicht bemerkte und näherte mich Awoei Afanas'itsch. Der Gask machte einen Krachfuß, nahm seine Kiefenmütze ab und begriff mich nicht; ich aber streckte ihm ohne Umstände meinen Arm entgegen und wir eröffneten den Zug. Auf dem Wege begegneten uns Gruppen von Bauern, die mit Schaufeln, Hengabeln, Beilen und langen Stangen bewaffnet waren. Sie alle schlossen sich uns an und bildeten eine unzählige Arriergarde.

Beide Ufer des Dnepr waren mit Menschen übersät; der Raschintk erwartete uns mit einer Anzahl von ihm auserwählter, das heißt, der allersuverlässigsten und gewandtesten Leute an der Stelle, wo zwischen zwei langen Erbwällen der Strub (die aus behauenen Balken zusammengesetzten Wände) oder so etwas, wie ein Ban aus Holz sich befand. Hestig pochte mir das Herz beim Anblick aller dieser Vorbereitungen. Ich begriff noch nicht ganz, wie man es anfangen würde, den Fluß zum Stehen zu bringen, doch bekam ich Furcht für die Leute, die so nichtig erschienen im Vergleich mit dieser Wassermasse, welche, wenn auch langsam, doch drohend und majestätisch daherrollte. Obwohl Papa lächelte, so war er doch blasser als gewöhnlich; sein Aeußeres hatte gleichfalls nichts ermunthigendes, und nur Joseph allein lächelte, und zwar mit einem Lächeln, welches nichts Gutes verkündete.

Die Leute begrüßten uns mit tiefen Verbengungen. Ich fragte viele alte Männer um ihre Meinung wegen des Unternehmens: alle, ohne Ausnahme, schüttelten das Haupt und antworteten mit einem nichts sagenden «Gott weiß» oder «wer weiß», oder auch «vielleicht hilft Gott» und dergleichen mehr.

— Nun, Kinder, es wird Zeit sein! rief Papa aus — und die regsame Masse der Leute theilte sich in Gruppen; an der Spitze von jeder derselben stellte sich der vorher erwählte Aelteste; darauf setzten sich alle Bauern auf ein gegebenes Zeichen zur Erde nieder. Nachdem sie ungefähr eine Minute schweigend geseßen, standen alle wieder auf, nahmen die Mützen ab, bekrenzigten sich und warfen sich mit Geschrei auf die am Ufer bereiteten Haufen von Stroh, gehackten Lannenzweigen und Erde. Die Geschäftigkeit war so groß, daß ich es nicht einmal bemerkte, wie das hölzerne Gerippe, von dem ich dir vorher erzählte, an der Seite der Strömung des Flusses gleichsam wie in die Erde zu versinken begann, der Dnepr jedoch kam wirklich zum Stehen, wurde ruhig, seine

Oberfläche glättete sich gänzlich und begann sich auszubreiten, in einem Nu war das entgegengesetzte Ufer überschwemmt; noch ein Augenblick — und der benachbarte Hügel verwandelte sich in eine Insel.

— Bravo, Kinder! rief Vater den Arbeitern zu und als Antwort erschallte ein neuer Freudenruf, und frische Erdmassen stürzten von der Höhe der Wälle auf den Fuß des Erub. Joseph hatte Unrecht: der Dnepr stand still, wurde ruhig, es verstummte sein Rauschen und die grauen Wellen schwanden hin. Mir that der Alte leid!

Du hättest, ma chère, den Triumph des Maschinisten, die Freude Papas und die Zufriedenheit aller Leute sehen sollen. Die Bauern näherten sich mit ihren Glückwünschen; die jüngeren warfen ihre Mühen in die Luft. Am lustigsten war der Spott, mit dem sich der savant alle Augenblicke zu Joseph wandte. Der erstere machte sich ungemein wichtig, nahm den Franzosen an die Hand, führte ihn ans Ufer, wies auf das Wasser und lachte; der Franzose beantwortete kopfschüttelnd alles Gespötte des Maschinisten mit dem Sprichwort: rira bien, qui rira le dernier! Gegen zehn Uhr, als sich das Wasser über das flachere Ufer auszubreiten begann, stieg es langsamer, der Abendnebel aber trieb uns nach Hause. Der Erfolg erweckte die Fröhlichkeit aller, und selbst Kuper wurde weniger drohend. Wir beschloßen den Abend allerlei Vergnügungen zu widmen; die erste erdachte ich, und beredete Awdei Afanas'itsch etwas vorzusingen. Der Bass leistete nicht den geringsten Widerstand und indem er drei Accorde in C dar nahm (worin, wie es sich nachher ansah, alle seine musikalischen Kenntnisse bestanden), sang er, mit Hülfe dieser drei Accorde und einer Donnerstimme «*Соломы*» (Stroh). In der Romanze beschattet es die Hütte, in welcher der Landmann lebt, dient ihm als Lager zur Erholung und dasselbe Stroh, nachdem es sich in Schmutz verwandelt, das heißt, in Hüte, schützt es die Schönen auf kluge Weise vor den Stich der Sonne. Indem er die Unbeständigkeit der Frauenliebe immer noch mit seinem Stroh verglich, erfaßte Awdei Afanas'itsch plötzlich meine Hand und küßte sie zärtlich; dasselbe Manöver wiederholte er auch mit Antonine, mit Helene und den jüngern Schwestern, zum Schluß aber auch mit Agapholleja Anastas'jewna. Ich lachte bis zu Thränen, doch Awdei Afanas'itsch verlangte von mir, wie er sagte, ein «*Реваншсchem*». Es abzulehnen, wäre lächerlich gewesen — ich sang: «*Ду glaubst es nicht, wie schön du bist!*» (Ты не поверишь, как ты мила); jeder Refrain erweckte um den Mund Awdei Afanas'itsch's dasselbe zarte Lächeln. Nach mir wurde der Platz vor dem Fortepiano einstimmig Antoninen angetragen. Die Cousine begann natürlicherweise Gesichter zu schneiden; ihre Klauen drückten bald Verzweiflung, bald Nührung, bald Flehen aus; endlich ergab sie sich unserem Willen, jedoch mit der Bedingung, daß Kuper und Helene sie auf dem glatten Pfade der Prüfung



unterstützten, und zwei Drittheil der Brjakowskischen Familie abhuten («Die Schwimmer») (Лосица) von Warlamow. Antonine sang den Sopran, Kuper — Alt, Helene aber — den Bass. Natürlich fand es die Cousine für unumgänglich nothwendig, vorher ziemlich lange über die Heiserkeit ihrer Stimme, über das unerträgliche Klima unseres Kreises, über den Mangel an Noten und Uebung und alles andere zu sprechen, was sie hindere, sich in der Musik zu vervollkommen. Nach dem Gesange declamirte Kuper eine Tirade aus den «Räubern» von Schiller, Awdei Afanas'itsch aber zeigte, mit Hülfe seiner dicken Finger, im Schatten, einen Hasen, einen Soldaten, einen Einsiedler und einen Schwan; zum leptom entblöhte er seinen Arm bis zum Ellenbogen, weshalb alle Mädchen mit Geschrei ins andere Zimmer liefen.

Es war nach Mitternacht, als das Abendessen gereicht wurde, nach ein Uhr aber gingen wir auseinander.

Ich bin todtmüde, Sophie, nachdem ich diesen Brief geendigt, lege ich mich schlafen.

Ach ja, ich habe ganz vergessen, dir zu sagen, daß Staroslawski, wie wir erfahren, aus dem «Düstern Lager» sich entfernt hat, auf wie lange jedoch und wohin, ist uns unbekannt. Nicht wahr, chère amie, das ist sonderbar und ungelegen, weil seine Abwesenheit in diesem Augenblicke, sowohl von Kuper als auch vom dicken Gaste von einer sehr unvortheilhaften Seite ausgelegt werden kann? Sollte wirklich die Furcht, mit Awdei Afanas'itsch zusammenzutreffen, die Ursache seiner Abreise sein! Nicht möglich... aber dennoch ist es sonderbar!

---

### Neunter Brief.

Den 27ten September.

Seitdem ich dir, chère Sophie, schrieb, ist eine Woche vergangen. Staroslawski ist nicht zurückgekehrt. Wie früher, spazieren wir bis zum Abend, des Nachts, nachdem wir uns satt gelacht, gehen wir auseinander und begeben uns in die Schlafgemächer. Der Dnepr hat sich wirklich in ein kleines Meer verwandelt; einige hölzerne Räder drehen sich von früh Morgens bis spät in die Nacht. Papa ist mit dem Erfolge seines Unternehmens sehr zufrieden. Der Maschinist spricht und beschleht so laut, daß der Schall seiner Stimme bis zum Balcon hin vibriert, der arme Joseph aber ist still geworden. Wie ich den guten Franzosen auch liebe, so verberge ich meine Freude darüber, daß seine Vorhersagung nicht in Erfüllung gegangen ist, keineswegs. Awdei Afanas'itsch begiebt sich mit Sonnenaufgang auf die Jagd und kehrt von dort nicht vor Sonnenuntergang zurück. Die unglücklichen Hasen trägt er jedesmal eigenhändig,

als Tropfäen, in den Empfangssaal; oft sind diese Tropfäen gräßlich anzuschauen: stelle dir Stücke rothen Fleisches mit langen Ohren vor; alles übrige ist gewöhnlich von den Hunden verspeißt, c'est terrible à voir! Apropos: welche Zerknirschtheit, chère amie! Ich hätte damit beginnen sollen, daß wir den ersten October ganz bestimmt aus Skorlupstoje fortreisen. Wie glücklich ich bin, kann ich dir nicht beschreiben! Doch auch Skorlupstoje thut mir ein wenig leid, besonders in der letzten Zeit lache ich hier so viel; meinem Character nach aber bin ich zufrieden, wenn ich nur lache, es mag sein worüber es wolle. Gestern begaben wir uns in Begleitung der ganzen Gesellschaft zu Fuß nach der Einsiedelei, von welcher ich dir einst schrieb, derselben, welche, wie man sagt, nahe an der Stelle der Begegnung des Einsiedlers mit dem polnischen Pan erbaut wurde. Das ganze Gebäude ist ärmlich und aus runden Steinen plump zusammengefügt. Das Kloster besteht aus einer banfälligen Kirche, fünf hölzernen Zellen, einem kleinen Garten, der zugleich als Friedhof dient und — das ist alles.

Der Superior der Einsiedelei, ein silberlockiger Greis mit ehrwürdigem und fausten Aeußern, nahm uns freundlich auf, wies uns die Kirchengeräthe, einige alte Heiligenbilder, die von den Vorfahren Staroslowski's geschenkt worden und reiche Gefäße von dem jetzigen Herren des «Düsteren Lagers». Ueber Staroslowski sprach sich der Alte sehr vortheilhaft aus.

Jedes Lob des Superiors hatte eine Grimasse Kupers und Antoinens zur Folge. Nachdem wir auf dem Kirchhofe gebetet, verabschiedeten wir uns von den Mönchen und traten in ihrer Begleitung den Rückweg an. Der ganze Abend verfloß unter Gespräch und Erzählung von Erabitionen. Agaphokleja Anastas'jewna versicherte, daß in der Nacht des 28sten September...

— Aber das ist ja morgen, bemerkte Papa.

— Wie, morgen! riefen alle mit einer Stimme aus, und es durchschauerte mich ein Schreck... Ja, chère Sophie, wirklich morgen! Sollte die Erabition in der That in Erfüllung gehen... Uebrigens ist Staroslowski abwesend... desto besser... Ich kehre zu Agaphokleja Anastas'jewna zurück: sie behauptete, daß ihr Geschäftsführer einst in dieser Nacht von einem schrecklichen Gewitter in demselben Walde, wo sich das Kloster befindet, ereilt wurde, und gerade um Mitternacht vernahm nicht allein der Geschäftsführer, sondern auch sein Aufseher deutlich Hundegeheul, entferntes Läuten der Glocken und, zu derselben Zeit, erhellte sich über dem Walde der schwarze Himmel wie von einer Feuersbrunst — so daß die Unglücklichen vor Schrecken fast gestorben wären.

— Sollte denn wirklich niemand von den Einwohnern Skorlupstoje's diese Erzählungen entweder bekämpfen oder gänzlich widerlegen

Wunen? fragte ich Papa. Und er sandte sogleich nach einigen alten Männern.

Der erste derselben erwies sich als taub, der andere besaß die Eigenschaft, sehr fest zu schlafen, der dritte und vierte aber bestätigten nicht nur die Worte Agapholleja Anastas'jevna's, sondern setzten hinzu, daß diese Erscheinung dermaßen die Bewohner der Umgegend erschreckt, daß sie sich in dieser Nacht alle in ihren Häusern einzuschließen pflegen, und zu ihren Ohren nur das Gehäul der Hunde bringe, welches verhin- dert, das übrige zu hören, das heißt, das laute Lachen des Pau und das unterirdische Getöse mit dem Läuten der Glocken.

— Gibt es hier nicht wenigstens einen Menschen, der das alles mit einem Male vernahm? fragte Papa.

— Wie sollte es keinen geben! Da ist, zum Beispiel, Väterchen- Herr, unser Schmidt, antwortete einer der Greise: — in dem vorigen Herbst — keine entfernte Zeit — kam er aus der Herberge, die auf der Erdzunge steht; nun, er schreitet daher, denkt nichts; plötzlich ertrache ein Gewitterschlag und der Blitz leuchtet, er nahm die Krüge ab und betren- zigte sich; wieder ein Donnerschlag — wieder betrenzigte er sich; plötzlich, wer weiß von wo, Hagel, und zwar von der Größe eines Fühnerettes; was machen? Er erschaute sich einen hohlen Baumstamm, und steckte seinen Kopf hinein, um doch nur wenigstens den Kopf zu retten, und hört ein Geräusch, gerade, als wenn die Glocken läuten.

— Wo ist denn der Schmidt?

— Er starb zur Zeit der Ewjatki (die Zeit von Weihnachten bis zum 6ten Januar), antwortete der Erzähler lässlich.

Damit endeten die Nachforschungen, welche uns, wenn auch nicht mit unumstößlichen Beweisen bereicherten, doch die Ueberlieferung nicht verneinten.

Nachdem ich dies alles vernommen, durchschritt ich, zu meiner Schande gestehe ich es, den dunkeln Saal nicht ganz kaltblütig und hätte mich für nichts in der Welt entschlossen, allein im Garten spazieren zu gehen, obgleich ich die Gewohnheit hatte, diese Spaziergänge täglich zu machen.

Unsere Marschrouten nach Petersburg ist folgende: den ersten October, nach der Morgenmesse, begeben wir uns alle, d. h. die Orjukowki's und wir, zu ersteren, um dort die Nacht zuzubringen, bleiben bei ihnen den zweiten und treten den dritten unsere Reise an. Papa beabsichtigt, sich auf einem seiner Güter, dreihundert Werst von hier, zwei Tage aufzuhalten; den zehnten hoffe ich dich, chders amie, in Petersburg zu umarmen... Ein glücklicher Gedanke! suche die deinen zu bereben, uns entgegenzufahren; ich verbürge es dir, daß ich alle Mittel anwenden werde, um in Ichora um drei Uhr Nachmittags anzukommen; folglich, wenn ihr um ein Uhr auf der Eisenbahn ansfahrt, seid ihr in einer halben-

Stunde in Jaroskoje, in Jshora aber um halb drei. Mon Dieu! que je serais heureuse! Lebe wohl, Sophie. Ich beile mich, zu schließen: man fährt zur Post.

### Zehnter Brief.

Den 28sten September.

Sophie, chère ange! un peu de pitié pour moi! Aber nein, ich kenne dich: du wirst über mich lachen, ich bin davon überzeugt, du wirst mich leichtsinnig, characterlos, vielleicht sogar wahnsinnig nennen... Mein Gott! und warum habe ich dir alle meine Gedanken anvertraut? warum gab ich mich dem Gericht, der Verurtheilung hin? Und wenn ich mich erinnere, daß ich noch unlängst über die gefühlvolle Antonine, über die lächerliche Entwicklung ihres Romans mit Staroslawski lachte; und sich fast ebenso zu benehmen... abscheulich!... Der Würfel ist jedoch gefallen! Wenn du willst, chère amie, so verurtheile mich, doch höre mich aus.

Endlich erschien der so lange erwartete Morgen des achtundzwanzigsten. Der Himmel war heiter, die Sonne schien, wie an allen vorhergehenden Tagen, wam und dieser Morgen zeichnete sich vor den vorhergehenden durch eine formelle Declaration Kupers aus: der Poet wiederholte sie Papa, Vater theilte mir dieselbe feierlichst mit, ich aber dankte für die erwiesene Ehre, und versüßte die abschlägige Antwort so viel als möglich, die auf das bestimmte Vorhaben gegründet wurde, frei bleiben zu wollen. Agapholleja Anastas'jewna machte eine saure Miene, Antonine aber, als sie das Unglück des Brüderchens erfuhr, ihm eine Scene. Die eigentliche Ursache der abschlägigen Antwort schrieb die Orjokowskische Familie meiner geheimen Liebe bei — ob zu Staroslawski oder zu Awbei Afanas'itsch, der nach seiner Gewohnheit, sich auch an diesem Morgen auf die Jagd begab, weiß ich nicht. Ich benutzte den Zwiespalt der Verwandten und entfernte mich in mein Cabinet. Während ich die Sachen, die auf dem Lande bleiben sollten, ordnete und eusig mit Einpaden beschäftigt war, bemerkte ich nicht, daß Staroslawski eintrat. Er grüßte und machte den Vorschlag, mir in meiner Beschäftigung zu helfen.

— Wir haben uns schon lange nicht gesehen, Monsieur Staroslawski! sagte ich, nicht ganz frei von einem spöttischen Lächeln.

— Ich war vom (Düßern Lager) abwesend, antwortete er.

— Und die Ursache einer so langen Abwesenheit ist...

— Ihr Gast.

— Awbei Afanas'itsch! rief ich unwillkürlich aus.

— Er Gräfin.

Diese so kaltblütig ausgesprochene Antwort verwirrte mich gänzlich.

— Aber er befindet sich noch hier, Monsieur Staroslawski, sagte ich.

— Ich weiß es, Gräfin.

Belletr. Bl.. 2ter Jahrg.

33

- Und Sie werden ihn erwarten?
- Die heutige Nacht versetzt mich in die Nothwendigkeit...
- Wobei Afanas'itsch zu begegnen?
- Nein, aber bei der schrecklichen Erscheinung zugegen zu sein.
- An die Sie glauben?
- Ich zweifle nicht; zum Beweis, Gräfin, that ich das Gelübde
- wenn die Erscheinung sich nicht wiederholen sollte — ins «Düstere Lager» nie wieder zurückzukehren; es thäte mir aber sehr wehe, mich von dort zu trennen!
- Sie sind Fatalist, Monsieur Staroslawski?
- Ich bin ein Mensch, der zu überlegen pflegt, und meine Berechnung ist unfehlbar. Die beständige Veränderung des Aufenthalts allein macht das einsame Leben erträglich...
- Was hat aber die nächtliche Erscheinung mit dem einsamen Leben gemein?
- Ihr Wort, Gräfin, nehmen Sie es zurück, und meine Wanderungen beginnen augenblicklich.
- Haben Sie Wobei Afanas'itsch vergessen?
- Ich würde mich bei ihm schriftlich entschuldigen.
- Wie, Verzeihung erbitten? Fi donc, Monsieur Staroslawski! Ihren Brief wird er als Acte aufbewahren, er wird auf denselben stolz sein.
- Auf meinen Brief, Gräfin?
- Auf die Bitte um Verzeihung...
- Wegen der Unmöglichkeit, sein Trauvater (посаженым отцом — eine Ehrenperson bei russischen Hochzeiten) sein zu können?
- Der Trauvater Wobei Afanas'itsch's?
- Freilich.
- Sie, Sie, Monsieur Staroslawski?
- Ich, Gräfin; darin ist, hoffe ich, nichts wunderbares?
- Bei Ihrem schlimmsten Feinde?
- Ich spreche doch nicht vom Poeten Kuper.
- Einerlei, von seinem Freunde, von einem Menschen, der den Rachedurst und den Haß meines Verwandten theilt.
- Ich denke nicht, Gräfin, da vor einigen Tagen Wobei Afanas'itsch mich brieflich um meine Vermittelung in einer Sache ersuchte, von welcher sein ganzes künftiges Glück abhing, und ich diese Sache zu Stande gebracht habe.
- Sie ist kein Geheimniß?
- Nicht im entferntesten, Gräfin; ich bringe die Einwilligung eines herrlichen Mädchens zu ihrer Vermählung mit Wobei Afanas'itsch.
- Das heißt, der Bürgerstochter?

— Sie wissen ?

— Ich habe, Monsieur Staroslawski, von Ihrem lebhaften Antheile an allem, was dieses Mädchen angeht, und von ihrer heimlichen Abreise nach Moskau gehört.

— Alles von Ihnen vernommene ist wahr, und ich bin um so mehr mit meinen strengen Maßregeln zufrieden, da diese Maßregeln sich mit vollkommenem Erfolge krönten.

— Aber Ihre Rechte zu diesem Antheil? fragte ich ironisch lächelnd.

— Sie sind, Gräfin, auf die Vorliebe des verstorbenen Großvaters, meines Vormundes, für das Mädchen, die Tochter der bösen Haushälterin, meiner Feindin, begründet. Das plötzliche Ableben des Greises hinderte ihn wahrscheinlich, die Zukunft seiner Lieblinge zu sichern, den ganzen Nachlaß überkam ich allein. Mein geringer Antheil aber ist — eine kleine Vergütung für ihre Verluste..

Ich konnte mich, chère amie, nicht enthalten, Staroslawski die Worte und das Urtheil Kupers über ihn mitzutheilen. In diesem Augenblicke brauchte ich ein Opfer, mochte es daher der Poet sein.

Staroslawski lächelte und gab sogleich dem Gespräch eine andere Richtung. Ich gesehe es, Sophie, meine Achtung für diesen Mann verzehnfachte sich nicht allein, sondern wurde einem höheren Gefühle sehr ähnlich.

Als er dem Poeten im Speisesaale begegnete, gab Staroslawski ihm, wie immer, die Hand. Diese Hand aber schien Kuper zu stechen — so verlegen, so lächerlich war der Poet. Antonine, die unglückliche Antonine durchlebte im Verlaufe dieses Mahles den ganzen Kreis der heftigsten Empfindungen; ihr Gesicht nahm wechselsweise alle Farben an und verwandelte sich jedesmal, sobald Staroslawski sich zu ihr hinwandte, aus einer weißen Lillie in eine rothe Rose. Es war zu bemerken, daß die Cousine in ihren Antworten auf ein Mittel sann, sowohl mich als auch ihn zu verwunden, und dieses Mittel fand sie endlich.

— Wann werden Sie, Monsieur Staroslawski, uns zu sich, ins «Düßere Lager» einladen? Natalie erzählte von demselben solche Wunderdinge, daß wir es für einen großen Verlust halten, dieselben nicht zu erblicken, sagte Antonine so laut, damit alle es vernehmen sollten.

— Ist denn die Gräfin im «Düßeren Lager» gewesen? fragte Kuper, indem er einen vielsagenden Blick auf mich warf. — Und uns nicht einzuladen — das ist schlecht, sehr schlecht, setzte er hinzu und übertrug denselben Blick auf Staroslawski.

— Sie selbst haben mich aller Rechte dazu beraubt, antwortete Staroslawski Kuper.

— Wodurch denn Monsieur Staroslawski?

— Dadurch, daß, während Sie Ihre Spazierritte bis hart an die

Uffab'da ausdehnten, Sie nie in dieselbe hineinschaute, sogar, wenn ich nicht irre, begegnete mein Groom Jhuen in der Umgegend derselben an dem Tage, als die Gräfin dem «Düßern Lager» durch ihren Besuch eine Ehre erwies, und erschreckte mich äußerst, als er mir versicherte, daß mit Jhuen...

— Ja, ja, in der That, unterbrach ihn der Poet eilig: — ich erinnere mich, daß mein Pferd damals vom Pfade abkam und im Moraste fast stecken blieb.

— Nehmen wir an, daß dies damals geschah; man, bei den andern Spazierritten aber, Monsieur Kuper? Sie lustwandeln so oft?..

Der Poet erröthete bis über die Ohren; er mußte das allgemeine Lächeln bemerken.

Doch genug von Kuper und den Grjukowski's überhaupt. Die Nacht war interessanter, und die Entwidlung, chère Sophie... Die Entwidlung!... Aber lies sie ja nicht vor allem andern, weil vielleicht die der Nacht vorhergehenden Umstände wenigstens einigermaßen mich in deinen Augen rechtfertigen werden.

Mit dem Untergange der Sonne erschien auch Awdei Afanas'itsch. Sein Zusammentreffen mit Staroslawski setzte nur Staroslawski selbst, Vater und mich nicht in Erstaunen, die Augäpfel aller andern dehnten sich unglaublich aus. Auf diese große Augen blickend, triumphirte ich innerlich. Awdei Afanas'itsch entschuldigte sich beim Nachbar wegen etwas, das ich nicht vernehmen konnte, dann dankte er ihm und umarmte und küßte ihn sogar dreimal. Doch was geht uns Awdei Afanas'itsch an? Die Nacht ist interessanter, ich wiederhole es dir, Sophie... Aber wie läppisch ist es, wenn man sich dessen erinnert.

Nach beendigtem Mahle traten wir auf den Balcon; der Himmel begann sich schon zu bewölken, die Sonne verschwand und die Luft wurde kühler.

— Wie schade, daß es regnen wird! sagte Antonine: — wenn dem nicht so wäre, hätte ich denen, die keine Furcht haben, den Vorschlag gemacht, die Nacht im Walde abzuwarten.

— Danke recht sehr, ergebener Diener, antwortete Awdei Afanas'itsch: — doch Sie würden schwerlich gehen, auch wenn es keinen Regen geben sollte.

— Gewiß, ich gehe.

— Nein, Sie gehen nicht.

— Wenn auch um eine Wette, ich gehe.

— Um ein Pud Confect! fuhr der dicke Gast fort, Antonine seine Hand reichend, die sie drückte.

— Und auch wir gehen mit. Nicht wahr, maman, auch Sie gehen? schrien Helene und die andern Schwestern.

Dazu bezeugte Agaphotteja Anastas'jewna für ihre Person keine Lust, den Lächlern unterfragte Sie es jedoch keineswegs, zu gehen.

Bis um Mitternacht verstrich die Zeit langsam; als die Dämmerung eintrat, begannen alle ohne Ausnahme, in einer unerklärlichen Unruhe, mit einander Blicke zu wechseln; selbst Papa näherte sich oft der Uhr und es schien, als zähle er die Minuten. Es schlug eifrig und Ardebi Afanas'itsch erinnerte Antonine an die Wette.

— Gut, nur nicht in den Wald, nicht in den eigentlichen Wald... sondern... in die Allee... antwortete die Cousine.

— Das ist nicht einerlei! entgegnete der Gast.

— Nein, Väterchen, in den Wald laß ich die Kinder nicht, wie Sie wollen! rief Agaphotteja Anastas'jewna aus: — selbst in den Garten zu gehen, ist nicht genug Ursache vorhanden.

— O nein, maman! in den Garten kann man gehen, wenn nur nicht in den Wald.

Alle Cousinen hüpfen schreiend um die Mutter, die nach langen Unterhandlungen mit Ardebi Afanas'itsch, sich den kindlichen Bitten endlich geneigt erwies und die Kinder seinem und Kupers Schutze anvertraute.

Die Cousinen gingen. Unter dem Vorwande von Zahnweh begab sich Agaphotteja Anastas'jewna in ihr Gemach, Papa aber, nachdem er das Versprechen gegeben, um Mitternacht zurückzukehren, entfernte sich nach dem Damme zu; ich blieb mit Staroslawski allein auf dem Balcon.

— Erwarten Sie, Monsieur Staroslawski, wirklich im Ernst etwas ungewöhnliches, und glauben Sie an alle diese Aberrationen? fragte ich ihn, und ich gestehe es dir, ich fragte nur, um durch die verneinende Antwort Staroslawski's meine eigene Furcht zu verschuchen.

— Vor einem Monat, Gräfin, hätte ich über Ihre Frage gelächelt, jetzt aber behüte mich Gott vor dem kleinsten Zweifel, antwortete er ernst.

— Warum dies?

— Ich wiederhole es, daß ich an Ihr Wort glaube.

— Und Sie würden Sich entschließen, von meinem Worte Gebrauch zu machen?

— Mit Freudenstränen, Gräfin.

— Ich glaube es nicht.

— Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort darauf!

— Aber was nennen Sie denn Eigenliebe, Monsieur Staroslawski?

— Bei mir nimmt Sie den zweiten Platz ein, der erste aber...

— Hüten Sie Sich, Kuper zu gleichen: heute Morgen sagte er mir fast dasselbe.

— Unsere Rechte auf Sie, Gräfin, sind nicht gleich.

— Schon wieder mein Wort?



— Und mit demselben meine ganze Zukunft!  
— Genug! Noch eine Viertelstunde — und ich bin frei. Sprechen wir, Monsieur Staroslawski, von etwas anderem.

— Mit Vergnügen.

— Sie kommen auf den Winter nach Petersburg, nicht wahr?

— Deshalb denn nicht nach Paris?

— Sie beabsichtigen also, ins Ausland zu reisen?

— Aber, Gräfin, mir scheint, daß Ihr Wunsch so lautete.

— Der Wunsch — ja; aber die Ausführung des Wunsches hängt nicht von mir ab.

— Ich bin es zufrieden, Gräfin.

— Monsieur Staroslawski, Sie sind unheilbar!

— Gräfin, Ihr Wort!

— Wieder das Wort, welche Langeweile!...

— Nehmen Sie es zurück?

— Es ist unnütz! Noch fünf Minuten, nur noch fünf Minuten, und es ist vernichtet, antwortete ich, auf die Uhr blickend.

— Weniger, Gräfin; ich habe einen Chronometer: und nicht in fünf, sondern in einer halben Minute.

— Um so besser.

— O, freilich, nicht für Sie vielleicht, aber für mich! rief er mit einem Lächeln, das ich nie vergessen werde.

— Sie wollen mich hintergehen, einschüchtern? Noch ist nichts geschehen und es wird auch nichts geschehen, ich bin dessen gewiß.

— So vernehmen Sie denn, Gräfin! Staroslawski nahm mich bei der Hand und führte mich zum andern Ende des Balcons. Während ich mit ihm ging, zitterte ich unwillkürlich; doch in demselben Moment, Sophie, vernahm ich so deutlich, als wenn es neben uns wäre, ein gewisses unbestimmtes aber schreckliches Getöse.

— Das ist der Wind, sprach ich: — das ist nur der Wind!

Staroslawski wies schweigend auf die Bäume; die Blätter regten sich nicht, das Getöse wurde jedoch lauter; zugleich erschallten regelmäßige metallische Schläge. Ich beruhigte mich; die Schläge tönnten uns aus dem Saal entgegen und schwiegen um zwölf Uhr; aber da... nein, Sophie, meine Beschreibung kann dir keinen Begriff, weder von dem Schrecken noch der Angst geben, die nur die allerstärksten und allerschwächsten Naturen im Stande sind zu ertragen... Ich begreife es nicht, daß ich in dieser fürchterlichen Minute nicht gestorben bin! Plötzlich wurde etwas, wie Hundegeheul, hörbar; «es kann nicht sein», sprach ich zu mir selbst das Geheul verwandelte sich jedoch in Brüllen; dann geschah ein fürchterlicher Schlag, lautes, durchdringendes Gelächter und melancholisch-trauriges Läuten, nicht aber der Wanduhr im Saale, sondern das Läuten

mehrerer Glocken folgte... Das war genug, um mich aller Sinne zu berauben. Ich erinnere mich, daß jemand meinen Namen aussprach, mir schien es sogar, daß zu der ersten Stimme noch andere sich gesellten...

Antonine, arme Antonine! geschah nicht mit dir dasselbe? in Folge anderer Ursachen, es ist wahr; doch das Resultat war dasselbe: du fiest in Dohnmacht, ich aber!... ich öffnete die Augen schon nicht mehr auf dem Balcon, sondern im Saalzimmer, nicht im Kreise meiner Familie und allein in Gegenwart Staroslawski's sondern umringt von zehn fremden Zeugen!

— Ihr Wort, Gräfin? waren die ersten Laute, die zu meinem Ohr gelangten: sie wurden von Staroslawski ausgesprochen.

— Aber die schreckliche Erscheinung muß ein Traum gewesen sein? sprach ich, immer noch lauschend.

— O weh, nicht im Entferntesten ein Traum! antwortete Papa mit einem Seufzer, — und das Wort, das du Staroslawski gegeben, bestätige ich.

— In diesem Falle ist hier meine Hand; sie gehört Ihnen, Monsieur Staroslawski; sagte ich feierlich, — so möge denn die Legende in Erfüllung gehen, und das was wir in dieser Nacht vernommen, auf immer verschwinden.

— Zu größerer Sicherheit aber, Natalie, setzte Papa lachend hinzu: — verpflichte den Gemahl, daß er den Dnepr nicht beunruhige, hauptsächlich jedoch, daß er nie Wädhlen baue!

Denke dir, ma chère, die schreckliche Erscheinung war nichts anderes als der durchbrochene Damm im Dnepr; das Geheul der Hunde war nur das Geheul von Awbel Afanas'itsch's Meute; das Geläute — das der Sturmglocke, das durchdringende Gelächter aber — das natürlichste Gelächter Josephs über den Maschinisten.

Glaube mir, wenn ich an alles dieses mich erinnere, möchte ich vor Scham und Verzweiflung sterben — wenn ich Staroslawski nicht so liebte, wie ich ihn jetzt liebe... Arme Antonine!...

(Aus dem Russischen von Friedrich Berg.)



# G o t t.

Ode von Derffhawin

aus dem Russischen von Reinhold v. Reinthal.

Unendlicher in Raumesweiten,  
Du aller Regung Lebenskraft,  
Du Ewiger im Strom der Zeiten,  
Du geistige Dreieigenschaft!  
Allgegenwärt'ges ein'ges Wesen,  
Das ewig ohne Grund gewesen,  
Das Alles hält durch sein Gebot,  
Umfaßt, durchbringt, mit sich erfüllet,  
Das stets dem Forschergeist verhüllet,  
Du Wesen, das wir nennen — Gott!

Die Tiefe aller Wassermassen,  
Von jedem Sterne jeden Strahl  
Könn' rechnend die Vernunft noch fassen:  
Doch Du bist ohne Maß und Zahl:  
Von weisen Geistern, die vorhanden  
Und die von Deinem Licht entstanden,  
Ergründet Niemand Dein Geschick;  
Gedanken, die empor sich winden,  
Erhab'ner Geist! zu Dir, verschwinden,  
Wie in der Zeit der Augenblick.

Du rieffst hervor, o ew'ges Wesen,  
Die Ewigkeit aus Abgrundsnacht,  
Was früher als die Zeit gewesen,  
Hast Du in Dir hervorgebracht.  
Dich Selbst durch Dich zum Ganzen einend,  
Durch Dich allein und aus Dir scheinend,  
Bist Du das Licht, — bist Lichtes Schein,  
Und Alles schafft Dein bloßer Wille,  
In unermesslich reicher Fülle;  
Du warst, — Du bist, — wirst ewig sein!

Du ein's belebend alle Dinge  
Zur Kette, und auf Dein Gebot  
Schließt End' und Anfang sich zum Ringe;  
Das Leben schenkst Du durch den Tod.  
Wie Funken sprühend sich erheben,  
So Sonnen Deiner Hand entschweben;  
Gleich wie des Reifes Eiskryhall  
An hellen Wintertagen flimmert  
Und glänzt und blinkt, o Herr, so schimmert  
Vor Dir der Sterne Heer im All.

Millionen heller Sonnen schweben  
Im weiten Reiche Deiner Macht,  
Erfüllen Dein Gesez, beleben  
Die ganze Welt in ihrer Pracht.  
Doch diese feur'gen Leuchten alle,  
Die farbig spielenden Kryalle,  
Der goldnen Fluthen Wellenschlag,  
Des Aethers lichterlobe Flammen,  
Die hellen Welten all' zusammen:  
Sie stehn zu Dir, — wie Nacht zu Tag.

Ein Tropfen in das Meer zerlassen,  
Das ist das Firmament für Dich;  
Bom All, was kann mein Aug' umfassen?  
Und was vor Dir, o Herr, bin ich?  
Wenn ich in jenem luft'gen Meere  
Die Welten tausendfach vermehre  
Mit and'ren Welten: — Angesichts  
Der Pracht und Größe, die Dich zieret,  
Sind sie ein Punkt, der sich verlieret,  
Und ich, o Herr, vor Dir — bin Nichts.

Bin Nichts! — Doch Deine Gnade hatte  
Dein leuchtend Bild in mir gemalt,  
Du scheinst in mir, so wie am Blatte  
Die Sonne in dem Tropfen strahlt.  
Bin Nichts! — Doch ich empfind' das Leben,  
Und unbesriedigt reißt ein Streben  
Mich aufwärts stets der Höhe zu,  
Du bist es, den die Seele ahnet,  
Sie urtheilt, schlepset, stant und mahnet;  
Ich bin, — und folglich bist auch Du.

Du bist, — drauf weiß des Herzens Ahnen,  
Die Ordnung der Natur mich hin  
Und die Vernunft mit lautem Mahnen;  
Du bist! — ich bin nicht Nichts! — ich bin  
Ein kleiner Theil von Deinen Welten  
Und kann als jene Mitte gelten,  
Wo weiter schaffend Deine Hand  
Die körperliche Welt beendet,  
Auch für den Himmel Geister sendet  
Und beide Welten eng verband.

Ich bin zum Band der Welt erlesen,  
Der Schöpfung Mittelpunkt und Kern,  
Die Krone der geschaffnen Wesen,  
Der erste Grundentwurf des Herrn.  
Mein Leib fällt einst in Staub zusammen,  
Mein Geist beherrscht des Blizes Flammen,  
Bin Herr — bin Knecht, — ein Wurm — bin Gott!  
Doch ein so wunderbares Leben  
Wie konnt's entstehen? — mir ward's gegeben  
Nicht durch mein eigenes Gebot.

Ich bin Dein Werk, erhab'ner Meister,  
Bin Dein Geschöpf, Allwissender!  
Du Lebensquelle aller Geister,  
Du meiner Seele Seel' und Herr!  
Sollst Du mir eine Wahrheit werden,  
So muß des Todes Schlund auf Erden  
Durchschreiten mein unsterblich Theil;  
Ich muß' in Sterblichkeit mich hüllen,  
Um meine Rückkehr zu erfüllen  
Zu Dir, o Herr, zum ew'gen Heil!

Ich weiß es, daß des Menschen Seele,  
Dich nachzubilden — ohne Kraft,  
Welch' Farben sie auch immer wähle,  
Nur eines Bildes Schatten schafft.  
Doch soll der Mensch zu Deinem Preise  
Sich rüsten, — nur in Einer Weise  
Kann es das Kind der Endlichkeit:  
Es strebt empor zu Deiner Größe,  
Es süßt des Abstands ganze Bisse  
Und — weint die Thrän' der Dankbarkeit!

## Der Pudel.

### Ein Reiseabenteuer.

#### I.

Jahre kommen, Jahre fliehen,  
Nur zu balke ruht man aus;  
Laßt mich wandern, laßt mich ziehen  
Durch das alte Erdenhaus.

Mit dem Fröhsten hatte unser Führer  
Uns geweckt, der Morgen kühl und schön  
Rief uns bald die schlimme Nacht vergessen,  
Selbst ein frischer Wind begann zu wehn.

Denn in einem Krug vor Bellino  
Gab es weder trocken Laub noch Streu  
Und die Unzahl springender Insekten  
War den meisten unsrer Freunde neu.

Singend bald, bald wieder munter plaudernd  
Zogen wir durch's weite offne Thal, —  
Aber mäßig schwieg ein jeder sinnend,  
Es erklang des Sanges Wiederhall.

Langsam trabte uns're Karavane,  
Da die Sonne schon im Mittag stand  
Und ein jeder fühlte, daß sein Magen  
Heute mehr als Herz und Sinn empfand.

Mittagsstipe! Staub um zu erfriden!  
O, Italien, du Utopia!  
Schade nur! es führen die Romantif  
Die Musquitos und — et caetera.

«Ich besonders fürchte die Scorpione,»  
Sprach Freund Roller und zum Sattelschurz  
Zog er ängstlich seine kleinen Beine,  
Die zum Ketten ohne dem zu kurz.

Gruß und Fall, die beiden deutschen Maler,  
Waren außer sich, wie fluchten sie  
Ueber ganz Italien und die Reise, —  
In der Hitze schwand die Poesie.

Kur Mylord in seinem leichten Wagen  
Sprach kein Wort, obschon sein wilder Blick  
Deutlich sagte, was er leiden mußte,  
Und mit Würde trug er sein Geschick.

Der Franzose roch an einem Weilchen,  
Sang ein muntres frisches Liebeslied,  
Der lachte über unsre Künstler,  
Denen er ein kaltes Sturzbad rieth.

Unsern Zug eröffnete der Führer,  
Eine lange hagere Gestalt,  
Dessen Beine wie Polypenarme  
Seinen Esel liebestrreu umkrallt.

Glaubt er seinem Thier zu schwer zu werden,  
Half er mit den Beinen nach im Trab! —  
Und so trollte er, ein Riesenläufer  
Thalwärts jetzt den steilen Berg hinab.

Nach ihm kam ein deutscher blonder Jüngling,  
Der drei Mal Italien durchrannt,  
Und mit Inbegriff der Rosinante,  
Von uns schlicht «Das Trauerspiel» benannt.

Auf dem Sattel einer todtten Mähre, \*)  
Pferde wie sie nur Neapel kennt,

---

\*) Ein todttes Pferd. Unter diesen Namen verkauft man in Neapel Pferde, die in anderen Ländern zu keinem Dienst brauchbar, getödtet werden.

Sah ein Rechtsgelehrter, ein Gefährte,  
Unsern Leiden schon von Benevent.

Wie er in dem Sattel frieblich schmorte,  
Sprach dazu Kernsprüche auf Latein:  
Daß der Mensch zum Dulden auserkoren  
Und das Unglück nur ein Prüfungstein.

Nach ergöhten Rollers Anekdoten,  
Des Franzosen Wigeln leicht und fein  
Und des «Tranerspiels» ergebenes Dulden,  
Das nun nicht mehr sang «am Rhein, am Rhein!»

«Halt da! brüllte plötzlich der Britanne,  
«Soll ich hier verschmachten wie ein Fisch,  
«Gentlemen? Ich denke jedes Plätzchen  
«Bietet Schatten uns zum Mittagstisch.»

«Das ist schön gesagt, sprach der Franzose,  
«Dieser Einfall ist durchaus kein Spleen,  
«Dort im rauschenden Cypressenwäldchen  
«Locket uns gar duftig frisches Grün!»

Bald im Schatten jener stolzen Bäume  
Lagen wir so wohlighingestreckt  
Und geschäftig hatte unterdessen  
Roller den frugalen Tisch gedeckt.

Wie verkärten da sich aller Mienen  
Ersst und Fall vergaßen ihre Noth,  
Wieder schwärmten sie von Perspectiven,  
Himmelblau und fernem Abendroth.

Auch Mylord ward nach dem ersten Bissen  
Wie ein edler Pudding leicht gerührt  
Allgemein fand man die kalte Küche  
Delicat und malerisch gruppiert.

Roller lief geschäftig auf und nieder,  
Sah ob jeder gut versorgt mit Wein,  
Leere Gläser waren ihm ein Grausen  
Und den vollen ward ein kurzes Sein.



Nach dem Essen tönten muntre Lieder,  
Selbst der Dritte jodelte voll Lust  
Und das «Trauerspiel» drückt wildbegeistert  
Eine leere Flasche an die Brust.

Vor uns üppig lachende Gefilde,  
Ferne Hügel ragen waldbumkrönt —  
Während mit dem Waldbach in den Schluchten  
Unser Lied weithallend wieder tönt.

Aus dem Goldlaub herbftlich ernster Ranken  
Lodet rings der Traube rothe Blut.  
Und am Ufer neigen die Draugen  
Heiß verlangend sich zur kühlen Flut.

Doch wer naht? Im Gremitenleide  
Tritt zu uns ein edles Sangerpaar.  
Seht! ein Greis mit silberweißen Locken  
In dem langen faltigen Talar.

Neben ihm da schreitet stolz verwegen  
Schön ein Jüngling, doch nach Sangerart  
Trägt auch er die lange weite Toga  
Und das Kinn umfließt ein dunkler Bart.

In die Saiten schlägt der greiße Barde  
Und ein wunderfellsam Lied beginnt.  
Süß verlockend tönt des Sängers Weiße.  
Jeder sitzt lauschend da und sinnt.

In Italien schallen deutsche Lieder?  
Und die Weiße — sie ist mir bekannt.  
Gott wie doch erfasst es mich so eigen,  
Dieses Lied kommt von der Saale Strand.

Und der Sänger? Diese dunklen Augen!  
Diese Züge! selbst vom Bart entstellt —  
Bruder! ruf ich. — Ja er isst, er haunet,  
Es erhebt das Herz, die Zuher fällt.

In den Armen liegen wir uns beide  
Und der Freundschaft Freundschaftel brennt,

Niemand rings im Kreis kann es begreifen,  
Daß der dunkle Sänger ein Student.

Ja er war's, mein Carl, noch ganz derselbe,  
Wie ich ihn zuletzt in Halle sah;  
Doch wie kam der Musensohn gen Welschland,  
Promovirt er gar in Padua?

«Aber sprich, wie bist du hergekommen,  
«Wann verließest du die Musenstadt?  
«Was soll dieser Bart, die lange Toga,  
«Sprich, was alles zu bedeuten hat?»

«Einen Becher erst mit goldnem Weine  
«Fullet mir kredenzend bis zum Rand,»  
Sprach der Sangermann, «dann magst du hören,  
«Was aus unserm Stadtden mich verbannt.»

Bald im Kreise lagert man sich wieder,  
Jeder lauscht verwundert seinem Wort  
Und der greise Sänger spielt leise  
Wie begleitend seine Weise fort.

«Was ich erlebt ist bald genug gesagt.  
Ich hatte stets mich brav umhergetrieben,  
Du weißt es, wie man stets nach mir gefragt,  
Wann Freunde irgendwo beim Wein zusammen blieben.  
Doch wie das oft so eigen geht,  
Ich toller Bursch ward plötzlich wie verdreht.  
Und da, ich weiß nicht wie, da muß ich mich verlieben.  
Genug das holde Kind war mir nicht gram,  
Daß ich recht oft und öfter zu ihr kam,  
Als Herr Papa und Frau Mama verlangten,  
Die heilufig gesagt noch etwas schwankten,  
Ob sie den Grafen Fr zum Schwiegersonn  
Sich wählen sollten oder den Baron,  
Und mir daher durchaus nicht dankten  
Für manches Ständchen, das in stiller Nacht  
Ich mit den Freunden meinem Lieb gebracht.  
Ach Freund ich war verliebt, voll Seligkeit,  
Voll Hoffnung, denn die Möglichkeit

An ein Mädchen fiel mir gar nicht ein.  
Einst saß ich grad mit Lydie allein,  
Ein schöner Abend wars, der Mondenschein  
Drang durch das Dach von wilden Ephemranken.  
Ach! dem Gefühle wich die Gedanken —  
Ich sah ins dunkle Auge ihr hinein,  
In diese Arme durfte ich sie schließen.  
Ha! Bruder dieser Hochgenuss,  
Von Lydia der erste Kuß!  
Die ersten hellen Thränen fließen.  
Kaum will ein süß Geständniß sich erschließen  
Da geht die Thüre auf und mein malhour —  
Ein Heer von Bettlern und von Lanten,  
Von Mähnen, Basen, alten Gouvernanten  
Stürmt auf uns ein und ruft: o quello horreur!  
Für mich war Lydia auf ewig hin  
Du kennst ja Flües stolzen, starren Sinn.  
Um sie vom Fieber zu kuriren  
Zog er nach Deutschland an den Rhein,  
Ich wollte den Verstand verlieren  
Und packte meine Sachen ein.  
Ich folgte ihr, doch ließ mich das Geschick  
Bedeutend hinter ihr zurüd.  
Sie fuhr mit Post, was freilich mich genirte,  
Wie blieb zum Wettlauf nur ein Knotenstod,  
Gar selten Mal ein halber Wagenbod,  
Wenn mich ein lustiger Schwager invitirte.  
Ich schwelge, wie ich brav mich durchgeschlagen,  
Wie hier und dort manch schönes Kind  
Mich hold bewirthe't liedgesinnt.  
Im Ganzen kann ich wenig klagen.  
So lächelte das Glück mir bis zum Rhein,  
Dort wä'nt ich sie — der Vogel war entfliegen.  
Und ich? ich stand am Fels der Lorelei.  
Ich schaute träum'risch in die Bogen  
Und lauschte ihrer süßen Melodel.  
Doch Lorelei sang nicht und ich umfuhr den Strudel,  
Den Rhein hinan, da kurz vor Altenruth  
Becker ich meinen treuesten Freund, den Pudel  
Und mit ihm meinen festen Rath.  
Wie es geschä'hn, ich kann es nicht begreifen.  
Wer Tage rannte ich durch Flur und Hain.

Was half mein Rufen, stundenlanges Pfeifen,  
Er war verloren und ich blieb allein.  
Da trieb mich eine Sehnsucht wunderreigen,  
Nach Weisland hin — es war ein Wahn!  
Ich kam nach Rom, ich stand am Vatican,  
Mein Glück allein es wollte sich nicht zeigen.  
Das Ende ist, daß all mein Gold dahin  
Und wir den kleinen spärlichen Gewinn  
Des Sängertumes mit einander theilen,  
Ich und der Greis hier, dem ich mich verbunden.  
So haben wir Italien durchzungen.  
In Städten durften wir nicht lange weilen,  
In Dörfern gab es höchstens sauren Wein,  
Da blieb denn unsre Baarschaft immer klein.  
Mein Trost sind diese Zither — meine Lieder.  
Nun sind ich dich, und mit dir Hilfe wieder,  
Und dieses kranke Herz wird jetzt gefunden.»  
Der Sänger schwieg, — ich hatte mit empfunden,  
Denn Lybie, sie war auch mir bekannt.  
Ich drückte stumm des alten Freundes Hand  
Und träumte mich ins ferne Heimathland,  
In sel'ge Tage, die nun längst entschwunden.

«Bravo!» rief das Trauerspiel und streckte  
Sich beinahe sieben Fuß hinan.  
«Bravo, du gefällst mir, lieber Brader,  
«Schmollis! hier die Hand, ich bin dein Mann.»

Sein «Fiducio» rief drauf der Hallenser,  
Reichte ihm die Rechte freundschaftlich.  
Goldnen perlete der Saft der Reden,  
Gläser klangen, Arme kreuzten sich.

Ernst und Fall erboten sich zur Stelle  
Zu entwerfen der Beliebten Bild  
Und schon hatte Fall ein Götterantlitz,  
Nach der neuesten Mode eingehüllt.

Karl, der vom Wein und der Erzählung  
Etwas aufgereggt und heiter war,  
War entzückt, er fand das Bild vortrefflich  
Und die Ähnlichkeit gar wunderbar.

«Lieber Doctor», sprach Mylord und führte  
Mich bei Seite, «wenn ich recht gehört  
Finden wir sie in Loretto wieder,  
Die des Sängers Herz und Sinn bethört.

«Hatte dort so eine Art Intrigue,  
War verrückt, verliebt nach meiner Art, —  
Sie begreifen, daß ich nichts errungen,  
Da sie ihre Liebe tren bewahrt.

«Meinen Antrag wollte sie nicht hören;  
Werb' ich nun für Karl um ihre Hand —  
Ja — es sei, ich werde Achtung finden,  
Wo ich keine Liebe fand.»

«Aber wie begreif ich, daß die Dame  
In Loretto Karl's Geliebte ist?  
Weil der Vater mir von ihm gesprochen,  
Rief der Lord. — Damit ihr alles wißt:

«Jene Scene ward bald vielen kundig,  
Lydie's Freier zogen sich zurück.»  
Und der Vater? nun, ihm war am Ende  
Doch das nächste seiner Tochter Glück.

«Unter den Verwandten war man einig,  
Flüe schrieb nach Sachsen von dem Rheiu,  
Aber unser Wilbfang war entsprungen  
Und der Trennung Schuld trägt er allein.»

Bald und wieder durch des Waldes Dunkel  
Zog die Karavane rasch dahin,  
Doch im Osten sah man düstre Wolken  
Rings den klaren Horizont umziehen.

Unser Sänger ritt an meiner Seite,  
Sprach von unsrem Städtchen, das so weit,  
Von den häßlichen Mädchen, krummen Gassen  
Und der fernem schönen Burschenzeit.

Karl singt, ich schaue hin so trübe,  
Fühle wie's gar seltsam mich durchdringt —

Stets doch wecket in der Brust die Wehmuth  
Ein Gesang, der aus der Heimath klingt.

## II.

«Halt! ich reite keinen Schritt mehr weiter,  
Denn das ist Gewalt, ist Uebermacht.  
Halte da sich so ein Sonntagsreiter  
Auf dem Sattel, in der finstren Nacht.»

Also klagte Koller, denn im Regen  
Ritten wir beinah zwei Stunden schon;  
Dunkel war die Nacht, doch kühn verwegen  
Führ dem Zug voran Britaniens Sohn.

«Ha! was giebt's da?» rief des Deutschen Stimme,  
Der mit Carl im muntrem Zwiegespräch.  
Koller antwortet in seinem Grimme:  
«Alles ist verloren, Steg und Weg!»

Grust und Fall vermeinten zu zerfließen,  
Sprachen von Verirren, Sumpf und Moor.  
Koller wollte gar nach Hülfe schießen  
Und zog männlich sein Pistol hervor.

Der Franzose und der Führer hatten  
Unterdessen einen Stall entdeckt,  
Leicht erbaut von Laubwerk und von Latten;  
Lärmend ward der Signer aufgeweckt.

Um ein knisternd, mächtig wärmend Feuer  
Saßen wir nun endlich unter Dach.  
Uns gefiel dies neue Abenteuer,  
Schon das zweite an dem heut'gen Tag.

Unsre Kleider wurden mäßig trocken  
Und zur allgemeinen Fröhlichkeit  
Strich sich der Franzos die dunklen Locken  
Aus der Stirn und sang aus fernrer Zeit:

Am Fuße der Eidenen  
Da ragt ein altes Schloß,  
Darin haust ein mächt'ger Ritter  
Mit Knapp und Dienertroß.

Der war so rauh und finster,  
Der war so kalt wie Erz  
Und nur des Sängers Lieder  
Besänftigten sein Herz.

Der junge Troubadure,  
Der liebt so still und rein,  
Der liebt so lähn verwegen  
Des Ritters Töchterlein.

Er singt von süßem Mienen, —  
Der Alte sßt und sinnt,  
Es lauschet hold erröthend  
Des Ritters lieblich Kind.

«Du bist ein wackerer Sänger,  
Du Troubadure mein!  
Es ziehen deine Lieder  
Mit in das Herz hinein.»

«Doch nun vom lust'gen Kampfe  
Sing mir ein Lied dein werth!» —  
Da rief der junge Sänger:  
«So gib mir, Herr, ein Schwerdt.»

«Komm mit mir auf die Halde  
Dort an des Waldes Rand,  
Der Ritter der Ardenen  
Will deiner Tochter Hand.»

Sie ritten auf die Halde  
Ueber den grünen Plan,  
Sein Lieb im weißen Kleide  
Es steht auf dem Altan.

Der Sänger sang gewaltfam  
Und schlägt gar mächtig drein,  
Er bringet unanfhaltfam  
Wohl auf die Feinde ein.

Der Ritter der Ardeunen,  
Er naht mit Schwerdt und Schild —  
Der Sänger der Sevemen  
Er kämpfet kühn und wild.

Sie hört die Schwerdtier klingen,  
Die Raib und schauet bang,  
Sie hört den Liebsten singen,  
Daß es so weit hin klang!

Und da das Lied zu Ende,  
Das wohl des Sängers werth,  
Da faßt in beide Hände  
Der Troubadur sein Schwerdt.

Ein Hieb — den Ritter spaltet  
Er bis zur Sattelschaur!  
Nun ist der Hieb veraltet, —  
Der Hieb des Troubadur!

Der Ritter der Sevemen,  
Er ruft: «du bist mein Sohn,  
So will ich stets dich nennen, —  
Da nimm mein Kind zum Lohn.»

Das Lied war aus, man sprach noch viel darüber:  
Das Trauerspiel bemerkte fast pikirt,  
Daß diese Sage wohl den Rhein hinüber  
Als Contrebande in Frankreich eingeführt.

Fremd Koller disputirte mit dem Britten,  
Der unsre Mähr nach Albion vertrieb.  
Gitate gab es gar — ha! wie sie stritten,  
Zulezt führet Oßian sogar den Hieb.

«Im Gottes Willen, greifet zu den Waffen!»  
Rief Fall, der zitternd, bleich und halb verodert



Herein trat, «was die Leute draußen schaffen,  
Ist wohl nichts Gutes, so viel ich gebt.»

Wir sprangen alle auf vom trauten Feuer  
Und nun erzählte der Franzose sacht,  
Daß in der That es hier nicht ganz gehener,  
Er habe selbst den Führer in Verdacht.

Da plötzlich reunt es gegen unsre Thüre,  
Ein jeder nahm was grade ihm zur Hand  
Und unser Lord, damit er Waffen führe,  
Reißt aus dem Ofen einen Feuerbrand.

Das Trauerspiel zieht seinen langen Degen  
Und spricht zu Karl: «O Freund, dein ist mein Blut,  
Erst muß man mich vor deine Füße legen,  
Gib' man dir nur ein Fünkchen Leibes thut.»

Die Thüre wird gewaltsam aufgerissen  
Und — siehe da! — ein Pudel stürzt herein,  
Der kühne Lord wird umgeschmissen,  
Das Trauerspiel verliert das eine Bein.

Der Pudel, o! der Freuden reiche Fülle,  
Sieht Herr und Hund, sie liegen Brust an Brust,  
Ein Augenblick der feierlichsten Stille,  
Ein Augenblick der höchsten Götterlust!

Draußen hört man Reiter halten,  
Waffen klirren auf der Flur —  
Dennoch wie es scheint ist uns  
Kraubgesindel auf der Spur.

Aufgerissen wird die Thüre  
Und ein Jäger tritt herein,  
Wild verwegen seine Jüge,  
Bei des Feuers rothem Schein.

Reich mit Sammet und mit Tressen  
Ist verdrämt sein kurz Gewand,  
Und ein Dolch mit Silbergriffe  
Hängt am hellen Perlenband.

Unsre Taktik war entschieden, —  
In demselben Augenblick  
Zog zuerst der Rechtsgelehrte  
Als Reserve sich zurück.

Grust und Falk als Schlachtenmaler  
Standen am Kamin gruppiert,  
Roller mit dem Terzerole  
Wurde gleichfalls reservirt.

Der Franzose hatte leuchtend  
Einen Tisch als Schild erfaßt,  
Karl und ich, wir schlangen beide  
Eines Kohlenschürers Laß.

Trauerspiel mit hohler lauter Stimme  
Brüllte «Feuer!» und der Lord  
Riß, ein rasender Rolando,  
Mich zum blut'gen Eressen fort.

Doch, wie vor Medusens Haupte,  
Steht er da, ein Marmorbild.  
«Flie!» ruft er, alles staunet,  
Noch von Kampfeslust erfüllt.

Unserm Jäger steht zur Seite  
Lydie im Reithabit.  
Purpur schimmern ihre Wangen  
Und das dunkle Auge glüht.

«Ihr, ihr wart die Räuberhande,  
Niet der Lord, die uns erschreckt?  
«Hatte gleich so eine Ahnung,  
Daß im Pudel etwas steckt!»

Allgemeine freud'ge Regung,  
Die Reserve rückt heran,  
Complimente, Redensarten  
Wie man sie nur wünschen kann.

Wie aus einem Traum erwachet  
Carl, da er Lydie schaut.

Und zum glücklichsten der Sänger  
Führt der Lord die holde Braut.

Selige Erkennungsscenen,  
Flue spielt den Mann von Welt.  
Mit dem trefflichsten Humor  
Der Mylord Balance hält.

Nachdem wir alle wieder Platz genommen  
Sprach der Britanne fast gerührt:  
«Wir müssen nun auf unsren Pudel kommen,  
Der uns so liebe Gäste hergeführt.

«Den edlen Pudel fanden wir am Rhein,  
Begann jetzt Flue, und mit Pudeltreue  
Hielt er vor allen dort zu uns allein,  
Von Zeit zu Zeit nur quält ihn bittere Reue.  
Er ward sehr traurig. Mußten wir verweilen,  
Da hörte man ihn winseln nur und heulen.  
Oft schien er dir dann wieder auf der Spur,  
Wein lieber Karl und dann gab es ein Jagen  
Und nichts verlockte ihn in unsren Wagen,  
Er war dann Hund im strengsten Sinne nur!  
Da plötzlich heute, als auf einer Reise  
Nach Rom wir grad begriffen sind,  
Bekommt er wieder neuen Wind  
Und schnuppert sie nach seiner Weise.  
Schon wollen wir zur neuen Straße biegen  
Und dieser Krug bleibt links im Thale liegen,  
Da stellt das klinge Thier sich in den Weg.  
Er heult und bellt, er schreckt die Pferde,  
Ich ruf ihm zu, er legt sich auf die Erde,  
Er weicht nicht, der eigenstun'ge Hund, —  
Bis wir ihm folgen her zum Kruge — und  
Nun Freunde, daß ein Hund in seinem dunklen Drange,  
Des rechten Weges sich bewußt, ist Klar!  
So sprach man von dem Kbler ziemlich lange  
Und fand die Fügung wirklich wunderbar.

III.

Wieder ist's Frühl'ing, der Sonnenschein  
Dringt in mein trauliches Stübchen,  
Mit frischem Grüne schmückt sich der Hain  
Und locket die munteren Bübchen.

Der Frühl'ing treibet die Knospen heraus  
Und schafft Leben im Stübchen,  
Er locket aus manchem grünl'ichen Haus  
Ins Freie die niedlichen Mädchen.

Ich aber saß bei den Büchern allein  
Und sah' nur den Frühl'ing von Weiten,  
Was geraubt mir Italiens Sonnenschein,  
Das wollte ich wieder erbeuten.

Da kam es die Treppe herauf und rief:  
«Ein Brief!» kaum hat ich gelesen  
Aus Welschland, aus fernem Loreto ein Brief,  
Wo wir so glücklich gewesen, —  
Da zog's wie Italiens Sonnenschein  
Vor meinen trunkenen Sinnen,  
Da eilt ich, da ließ ich die Bücher allein,  
Hinaus um das Feld zu gewinnen.  
Aus Welschland, wo wir geliebt und gelacht  
Und so manche Thorheit begingen!

Ich las: «Mein Freund! der Lenz ist neu erwacht,  
Die Mandeln blühen, die Vögel singen,  
Ich bin mit Lydie verbunden  
Und zieh zum Sommer an den Rhein;  
Der Säng'er, den du in Welschland gefunden,  
Er wird derselbe in Deutschland sein!»

Es war in der ersten Malennacht,  
Ich saß mit den Freunden verbunden,  
Da ward auch des fernem Freundes gedacht  
Und der schönen entschwundenen Stunden.

Wir stimmten ihm an ein frohliches Lied  
Und ließen die Gläser erklingen.  
Der Wind, der so leis durch die Lüften zieht,  
Soll den Gruß nach Westphalen bringen.

Max Cambecq.

Dorpat, 1850.



## Stützen aus Kaukasien.

### R u s s a.

Russa, ehemals Schetti genannt, breitet sich malerisch an den Ufern des Flusses Kodshi zwischen zahllosen Gärten aus, die Berge umschließen wie Schirme die Stadt von allen Seiten und sind von Schakalen erfüllt, die allabendlich ihr Gratis-Concert geben. Hier hat die Stickererei in Tuch seit einigen Jahren ihren Sitz aufgeschlagen. In Ermangelung der Materialien zu einer statistischen Beschreibung dieses Ortes, beileibe ich mich, einiges über den dortigen Palast des Chan zu erwähnen. Die Geschichte desselben, weitläufig und an romantischen Episoden reich, ist in der Kürze folgende: ein Vorfahr des Gründers der gegenwärtigen Festung, Mahmed Hassan Chan, wegen Ungehorsams gegen den Schach geblendet, erbaute hier am Ende des achtzehnten Jahrhunderts einen steinernen Palast, zur Wohnung und zum Nichtstuhl. Das Schloß ist zwei Stockwerke hoch, mit je drei Zimmern in der Reihe, zu dem obersten Stockwerk gehörend zwei Balkons, die nischenartig von bogenförmigen Decken überdacht sind; vor dem Schlosse ein Bassin, zu beiden Seiten desselben zwei uralte Pappeln. Die Zeit, welche der Macht der Chane nicht schonte, berührte auch das Schloß, das Dach verfaulte, der Bewurf fiel außen und innen ab, die Malereien verblichen, die Spiegelgläser sprangen, kurz, alles bot endlich kaum noch bemerkbare Spuren eines früheren Glanzes dar. Als der Fürst Michail Esmenowitsch Woronzow zum Statthalter in Kaukasien ernannt wurde, gedachte er auch der Denkmäler der Baukunst: der Fürst ordnete die Restauration des unteren Stockes dieses Schloßes mit möglichster Erhaltung der Ueberbleibsel der Malerei an, auch befahl er, den Umbau des Daches und neue Schreinerarbeiten auszuführen. Die Restauration wurde von persischen Malern unter Aufsicht des nuchinschen Kreisinspektors am Schlusse des Jahres 1851 beendet, die Wandmalereien mit ausgezeichneten Farben stellen vorzugsweise Blumen und Arabesken nach orientalischem Geschmack dar, die Mannigfaltigkeit und das Treffende derselben beschreibt die Feder nicht. Das Meisterwerk besteht in den Kaminen: je einer in jedem Zimmer der niederen Etage, von schneeweißem Alabaster, zu jeder Seite ein Wandspiegel in alabasternem Rahmen. Die Thüren sind geschmackvoll mit Blumen und Gold geschmückt. Die Fensterrahmen schließen neue, bunte Scheiben ein, an der Fassade sind die alten Glasmalereien aufgefrißt. Die obere Etage harret noch der Restauration, sie enthält das Archiv des Kreises. Das Schloß zeichnet sich nach einer sol-

chen Erneuerung durch den Reichthum an Farben und Gold aus, es ist ein großartiges und prachtvolles Gebäude, in welchem bei der Lage desselben auf einer ansehnlichen Höhe und bei der Dicke der Mauern die Hitze des Sommers nicht fühlbar wird.

### Delijan \*).

Für den Sommer-Aufenthalt bietet die Lage Delijans in mancher Art Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten dar. In einem gesunden Klima, inmitten einer reichen und großartigen Natur kann man hier Schutz vor der drückenden Hitze und dem Staube in der Stadt finden. Der Weg von Tiflis bis Delijan ist mit Ausnahme der Stationen Aflanbegin und Pipiß, wo bedeutende Abhänge und Steigen bei schlechter Bitterung die Fahrt erschweren, gut. Die zu solchem Wegebau bestimmte Compagnie schlägt ihr Lager in einem Engpasse auf, von welchem aus man einer herrlichen Aussicht auf das Grün der Thäler und auf die Berge, welche bis zur Hälfte bewaldet sind, genießt; zwischen hundertjährigen Bäumen finden sich zahlreiche Pflaumenbäume, Apfelbäume, Kirschbäume; die Nübe und andere Südfrüchte kommen hier zwar nicht fort, man bezieht sie aber in großen Quantitäten aus Griwan. Die Bewohner des Lagers bestreben sich, ihre Mußestunden so fröhlich und mannigfaltig wie möglich zu verbringen, bald ergehen sie sich in idyllischen Vergnügungen, sammeln Pilze und Beeren im Walde, trinken den Thee und mittagen auf dem grünen Teppich der Wiesen, bald führen sie eine Kavalkade aus, weit häufiger sitzen sie aber beim Preference-Spiel oder beim Lotto; täglich sind durchreisende Gäste da, welche Neuigkeiten bringen, und fortwährend ziehen Karawanen ihre Straße durch das Lager.

Achtzehn Werst von Delijan entfernt ist der herrliche Hain Hapsatschiman. Underthalb Werst vor demselben, rechts vom Wege, befinden sich kohlen-saure Eisenquellen, die in rheumatischen und anderen Leiden sich als sehr heilsam erweisen; auf Betrieb des Commandanten von Alexandropol, des Generals Schulz, werden daselbst Bäder und ein Wohnhaus für etwaige Kurgäste eingerichtet.

Die Tataren, welche die Niederungen von Bortschalin und Kasach bewohnen, ziehen für den Sommer auf die hiesigen Berge, ihr Aufenthalt dauert vom Anfang des Juni bis zur Mitte des August, und während dieser ganzen Zeit geschehen auf der Landstraße kleine asiatische Schmelereien.

\*) Unter etwa 40° 48' nördl. Br. und 62° 35' östl. L. Nach R. A. B-w. im *Кавказъ*, 1852. Bgl. № 63 des „Magazin“.

In der Nachbarschaft breiten sich mehrere Kolokanen-Dörfer auf herrlichen Weideplätzen, einem fruchtbaren Ackerlande und in der Nähe von Wäldern aus. Die Kolokanen sind größtentheils wohlhabend.

Seit meiner Ankunft verschob ich von einem Tage zum anderen den Besuch des ssewanschen Klosters und des golttschinschen Sees; endlich, am 6. Juli, an dem Kloster-Festtage, ward mein lange gehegter Wunsch erfüllt. Das ssewansche Kloster ist so häufig beschrieben worden, daß ich nur schon Gesagtes wiederholen konnte, daher erzähle ich in der Kürze, was ich am Orte selbst hörte und sah. Es leben hier sechs Mönche, neun Diakonen und sieben Novizen, aus verschiedenen Ständen und verschiedenen Orten dieser Provinz und aus der Türkei stammend; mit Ausnahme des greisen Priors genießt keiner derselben Fleisch, und für jeden sind neben der Kirche selbst Zellen eingerichtet, die durch einen Corridor zusammenhängen. Die Kirche, welche auf den Namen der heiligen Mutter Gottes erbaut worden, hat zwei Eingänge, einen von außen her für herbeigeressene Pater, einen anderen vom Corridor aus für die Mönche. Der Winter ist hier so kalt, daß die Klosterbewohner die seewärts gerichtete Corridorthür verkalfatern müssen und während mehr als zwei Monaten das Licht des Himmels nicht erblicken. — Den golttschinschen See nennen die Armenier nach dem Zaren Rham, welcher ungefähr achtzehnhundert Jahr vor Chr. geherrscht haben soll, und auch nach der Provinz, welche die westliche Küste des Sees bildet, Jow-Rigama. Die Perser nennen ihn Darja-Schiring, d. h. das stille Meer; die Türken Kuge-Tengiß, d. h. das blaue Wasser, und in der That hat die Oberfläche desselben die Farbe des Türkises, es ist sehr durchsichtig. Die gewöhnliche Benennung des Sees ist aber Golttscha oder Golttscha. Seit alter Zeit unterhalten die Mönche für die Reisenden eine Art von Fähre, d. h. es sind drei unbehauene Balken unter einander verbunden und rundherum Pflanzen angeschlagen; auf solch einer urweltlichen Fähre steht das Wasser eine Viertel-Arschin hoch über den Dielen und schon nicht die Füße der Drüberfahrenden. Bei Sturm kann man sie durchaus nicht benutzen und ist man genöthigt, zu warten, bis wieder gutes Wetter eintritt; dennoch erinnern sich die Mönche irgend eines Unglücks nicht. Obgleich dieselben mir versicherten, das Wasser im golttschinschen See wachse von Jahr zu Jahr, so hat es doch in dem gegenwärtigen um ein Viertel abgenommen. Der See ist reich an Lachsforellen, besonders im Herbst und im Frühling, die Fischer erbeuten mit einem Zuge wohl an vier Arb. Die Mönche erzählen manches von Interesse; unter anderen setzten sich Lesghinen, welche zur Zeit der persischen Herrschaft die klösterlichen Schätze rauben wollten, in einige Kisten mit Oeffnungen, um als Waare dem Kloster zugeschwemmt zu werden, während der Ueberfahrt hörte aber ein Knabe einen Lesghinen aus dem Kasten fragen: «Sind wir bald am Lande?»



Da meldete es der Knabe den Mönchen, und diese wußten sich von den Räubern zu befreien.

Die Poststraße nach Erivan zieht sich an dem westlichen Ufer des Sees entlang, im Winter werden auf derselben ganze Karawanen von Schneefürzen begraben.



## Gelbfrau und Bäuerin.

Novelle von Alexander Puschkin.

(Aus dem Russischen.)

In jeder Tracht erscheinst du lieb und hold!  
Wogdanowitsch.

Die Besitzungen des Iwan Petrowitsch Berestow befanden sich in einem der entferntesten Gouvernements. In seiner Jugend hatte er in der Garde gedient: im Jahre 1797 aber nahm er seinen Abschied und zog sich auf seine Güter zurück, welche er seitdem auch nie wieder verließ. Hier heirathete er ein armes Fräulein aus der Umgegend, aber nach Verlauf eines Jahres starb seine Frau in den Wochen, gerade als er bei einem Gutsnachbar auf der Hasenhege war. Das war freilich ein trauriger Fall, er tröstete sich aber ziemlich bald, indem er sich mit neuem Eifer der Landwirtschaft widmete. Er baute ein Haus nach einem von ihm selbst entworfenen Plan, richtete eine Luchfabrik ein, verdreifachte die Einkünfte seines Besitzthums, und fing in Folge dessen an sich für den weisesten, klügsten und tüchtigsten Mann im ganzen Umkreise zu halten; und seine Nachbarn, die mit Weib und Kind, mit Pferden und Hunden, Tage und Wochen lang bei ihm zu Gaste zu wohnen pflegten, hüteten sich, ihrem theuren Wirth darin zu widersprechen. Die Woche über trug er eine Jacke aus grobem Fries; an Sonn- und Feiertagen aber einen hausbackenen Ueberrock von Luch, welches auf seiner eigenen Fabrik gewebt worden; er selbst führte Buch und Rechnung über Einnahmen und Ausgaben. Im Ganzen war er ziemlich beliebt, obgleich manche behaupten wollten, er sei eigensinnig, rechthaberisch und stolz.

Eine Person gab es jedoch, mit welcher er sich durchaus nicht vertragen konnte und die ihrerseits auch auf ihn nicht gut zu sprechen war: und diese Person war sein nächster Nachbar, Grigori Iwanowitsch Murumski. Dieser, nachdem er den größten Theil seines Vermögens in Moskau glücklich durchgebracht und Wittwer geworden, hatte sich endlich auf seiner letzten Besitzung häuslich niedergelassen; aber auch hier trieb er sein Wesen fort, nur daß er dabei eine neue Methode befolgte. So legte er einen englischen Park und Garten an, die fast den ganzen Rest seines Einkommens verschlangen; er steckte seine Reitknechte in Jockey-Kleidung, hielt als Gesellschafterin für seine Tochter eine Engländerin, welche ihm

schweres Geld kostete, und ließ seine Felder, Acker und Wiesen nach englischem Muster bearbeiten.

«Doch fremde Art paßt nicht für unsre russischen Acker» sagt der Dichter und dieser Ausspruch bestätigte sich nur zu bald. In demselben Verhältnisse wie die Ausgaben sich vergrößerten, verminderte sich die Einnahme, und Grigori Iwanowitsch wußte es so anzustellen, daß selbst auf seinem Gute, welches er doch nur aus öconomischen Rücksichten bewohnte, dennoch Mittel und Wege fand, immer neue Schulden zu machen. Bei allem dem hielt man ihn durchaus nicht für beschränkt, im Gegentheil, er galt für einen guten Kopf, denn von allen Gutsbesitzern seines Gouvernements war er zuerst darauf verfallen, sein Gut zu verpfänden, was zu jener Zeit in aller Augen als eine sehr kühne und verwickelte Finanz-Operation erschien. — Natürlich wurde er von vielen getadelt, am heftigsten und bittersten aber pflegte sich Berestow über ihn zu äußern, dem alle Neuerungen ein Gräucl waren: der Absichten zu solchen Veränderungen bildete einen hervorragenden Zug seines Charakters, und es war ihm unmöglich; kaldbütlig von der Anglomanie seines Nachbarn zu sprechen: auch ließ er keine Gelegenheit vorbeistehen, diesen zu beschimpfen. Zeigte er zum Beispiel einem Gaste seine Besitzungen und hörte das Lob, welches seinen landwirthschaftlichen Einrichtungen gesendet wurde, so pflegte er mit sarkastischem Lächeln zu antworten: «Je nun, ja, es geht wohl an; aber freilich, bei uns ist nicht alles so schön und glatt, wie bei dem Herrn Nachbar Grigori Iwanowitsch! Es ist nicht jedermann gegeben, sich auf englisch zu Grunde zu richten: wir andere sind schon zufrieden, wenn wir nur auf gut russisch im Wohlstande sind!» Diese und andere Bemerkungen ermangete man nicht, Grigori Iwanowitsch brühwarm zu hinterbringen, in verbesserter und vermehrter Ausgabe, reichlich verdrämt mit Erläuterungen und Randglossen. Der Anglomanie ertrug aber jede Kritik eben so ungeduldig wie unsere Zeitungsschreiber; er spie Feuer und Flamme und nannte seinen Jollus einen Bären und einen hinter dem Jahrhundert zurückgebliebenen Kleinfädter.

Auf diesem, wie man sieht nicht eben freundschaftlichen Fuße, standen die beiden Gutsnachbarn mit einander, als der junge Berestow seinem Vater auf dem Gute einen Besuch abstattete. Er hatte eben seinen Cursum auf der \*\*schen Universität beendet und brannte vor Lust, in Kriegsdienste zu treten: dazu wollte aber der alte Herr seine Zustimmung nicht geben, und zum Civildienste fühlte sich wiederum der Sohn durchaus nicht geeignet. Da nun keiner von beiden nachgab, sondern jeder bei seiner Meinung beharrte, so ließ man die Sache für's erste unentschieden: indessen begann Alexei ein wahres Junkerleben zu führen und ließ, auf alle Fälle, seinen Schnurbart wachsen.

Alexei war im übrigen ein prächtiger Junge. Es wäre wahrhaftig jammerschade gewesen, wenn eine schmucke Uniform niemals diese feine Taille umspannt hätte; es wäre eine Sünde gewesen, ihn dazu zu verdammen, seine schöne Jugendzeit über Acten und Canzelleipapieren gekrümmt hinzuschleppen, während er, frank und frei und hoch zu Ross vor der Fronte des Regiments einherholzieren konnte. Auch betheuertten alle Nachbarn einstimmig, wenn sie ihn auf der Hasenbeze, stets der Jagd voraus, über Stock und Stein sprengen sahen, daß er nie und nimmer einen soliden Bureauchef abgeben würde. Die jungen Damen blickten häufig nach ihm hin und manche dieser Blicke waren vielsagend genug: Alexei aber beschäftigte sich mit ihnen sehr wenig, daher sie sich für berechtigt hielten, seine Unempfindlichkeit einer früheren heimlichen Liebe zuzuschreiben. Wirklich courfirte unter ihnen von Hand zu Hand die Copie der Aufschrift eines Briefes von ihm, und diese lautet: «An Frau Kuzlina Petrowna Kurotschkin in Moskau, gegenüber dem Alexei-Kloster, im Hause des Kupferschmidts Sawel'jew, — mit der ergebensten Bitte, beiliegenden Brief A. N. N. zuzustellen.»

Diejenigen unserer Leser, die nie auf dem Lande gelebt haben, können sich gar nicht vorstellen, wie reizend die jungen Damen in der Provinz sind! Sie wachsen so zu sagen in der freien Luft auf und erhalten ihre Erziehung im Schatten der Apfelbäume des väterlichen Gartens: ihre Welt- und Lebenskenntniß aber schöpfen sie sich aus Büchern. Einsamkeit, Ungebundenheit und Lectüre entwickeln bei ihnen schon früh Gefühle und Leidenschaften, wie unsere flatterhaften Stadtdamen sie gar nicht kennen. Der Klang des Glöckchens an einer Reise-Equipage ist für ein Landfräulein schon ein Ereigniß; eine Fahrt in die nächste Stadt bildet Epoche in ihrem Leben, und ein Besuch hinterläßt Erinnerungen für lange, lange Zeit, — bisweilen für immer. Es steht jedem frei, über einige ihnen anklebende Sonderbarkeiten zu spotten, aber die Späße eines oberflächlichen Beobachters können ihnen ihre unbestreitbaren Vorzüge nicht rauben, deren ausgezeichnetesten eine ganz besonders ausgeprägte Eigenthümlichkeit und Selbstständigkeit des Characters ist (individualité), ohne welche, nach dem Ausspruche Jean Pauls, keine rein menschliche Größe denkbar ist. In den Hauptstädten erhalten die jungen Mädchen ohne Zweifel eine vielseitigere und glänzendere Bildung! aber eben diese Eigenthümlichkeit wird sehr bald verwischt im Strudel des Stadtlebens, und eine Persönlichkeit ist in kurzer Zeit der andern so ähnlich, wie ein Kopfpuz dem andern. Damit wollen wir unseren liebenswürdigen Stadtschönen nichts böses nachsagen, aber dennoch: nota nostra manet, wie ein alter Commentator schreibt.

Man kann sich also leicht vorstellen, welchen Eindruck der junge Alexei auf alle diese Landfräulein machen mußte: er war der erste, der

Belletr. Bl. 2ter Jahrg. 37

sich ihnen vorstellte, schwermüthig und früh enttäuscht; der ihnen von verlorenen Freuden und seiner hingeworfenen Jugend sprach: und endlich trug er einen schwarzen Ring am Finger, auf welchem ein weißer Todtenkopf prangte. Alles dieses war in jenem Gouvernement etwas ganz Neues und so ist es ganz erklärlich, daß alle jungen Damen in der ganzen Umgegend über die neue Erscheinung fast von Sinnen kamen.

Am eifrigsten beschäftigte sich aber mit seinem Bilde die Tochter unseres Anglomanen, Lisa (oder Betsy, wie Grigori Swanowitsch sie gewöhnlich zu nennen pflegte). Da die Väter keinen Umgang mit einander hatten, so war sie die einzige unter allen ihren Gespielinnen, die den berühmten Alexei noch nicht zu Gesicht bekommen: und doch war in ihrer ganzen Bekanntschaft fast ausschließlich nur von ihm allein die Rede. Lisa zählte siebenzehn Jahr: schwarze Augen belebten ihr, zwar etwas bräunliches, aber doch sehr hübsches und piquantes Gesicht. Sie war das einzige Kind ihres Vaters, ein Schooskind, dem er in allem seinen Willen ließ. Ihre Lebhaftigkeit, ihr Muthwille und ihre drolligen Einfälle, die sich in jedem Augenblick unter einer neuen Gestalt zeigten, entzückten ihn, und brachten Miß Jackson zur Verzweiflung: diese war eine zimperliche alte Jungfer mit gewelsten und geschminkten Wangen, die sich ihre Augenbrauen schwärzte, regelmäßig zweimal im Jahre die Pamela durchstudirte, zwei tausend Rubel für ihre Mühe bezog und in ihrem barbarischen Rußland (wie sie sagte) vor Langerweile vergehen wollte.

Lisa's Dienerin hieß Kassa; sie war etwas älter an Jahren, aber eben so windig wie ihre junge Gebieterin: diese war ihr sehr zugethan, pflegte ihr alle ihre kleinen Geheimnisse anzuvertrauen, und beide deckten zusammen alle die tollen Streiche aus, die sie dann gemeinschaftlich zur Ausführung brachten; kurz, Kassa spielte im Dorfe Anassowo (so hieß das Gut des Herrn v. Muromski) eine viel wichtigere Rolle, als die erste beste Vertraute in jedem beliebigen französischen Trauerspiele.

— Bitte, erlauben Sie mir doch, heute auszugehen, Fräulein, sagte eines schönen Tages Kassa zu ihrer jungen Herrin, während sie ihr bei der Toilette behülflich war.

— Recht gern. Wohin willst du denn?

— Nach Lugilowo, zu den Berestows. Die Frau des Kochs feiert ihr Namensfest und ist gestern hier gewesen, um uns zum Mittagessen einzuladen.

— Da haben wir's, sagte Lisa. — Die Herrschaften leben in Streit und Haber und die Diener laden sich zum Mittagessen ein. Das ist hübsch!

— Wa, sagte Kassa, — was geht uns dieser Streit an! Und übrigens gehöre ich ja Ihnen, Fräulein, und nicht dem Herrn Papa: Sie aber haben sich, so viel ich weiß, mit dem jungen Berestow noch

nicht verzanft. Was die beiden alten Herren anbetrifft, so mögen sie sich in Gottes Namen nach Herzenslust beißen, wenn es ihnen Spaß macht!

— Hdre, Kasija, suche doch Morgen Alexei Beresnow zu Gesicht zu bekommen und erzähle mir hernach recht ausführlich, wie er aussieht und was für eine Art Menschenkind es eigentlich ist.

Kasija versprach den ihr erteilten Auftrag gewissenhaft zu erfüllen und den ganzen Tag über erwartete Lisa mit Ungeduld ihre Rückkehr: sie erschien erst ziemlich spät am Abend.

— Nun, Lisaweta Sawilowna, sagte sie, indem sie ins Zimmer trat, nun, ich habe ihn gesehen, den jungen Beresnow! und das zur Genüge! den ganzen Tag haben wir zusammen verlebt.

— Wie kam denn das? Erzähle doch, erzähle alles der Ordnung nach.

— In Befehl: wir gingen also, ich, Anis'ja Egorowna, Kenua, Dun'ka...

— Schön, ich weiß schon, ich weiß schon. Nun, und dann?

— Erlauben Sie, ich will alles nach der Ordnung berichten. Wir kamen also kurz vor Tisch in Lugilowo an. Das ganze Zimmer war schon voll Menschen: da waren die aus Kolbino, aus Zacharjew; da war die Berwalterin mit ihren Töchtern, da waren die Chrupinski'schen...

— Nun, und Beresnow?

— Warten Sie doch! Gut, wir setzten uns also zu Tisch, die Berwalterin oben an und ich neben sie... was die Töchter darüber für ein schlechtes Maul zogen! Na, ich mach' mir, glücklicher Weise, nicht so viel daraus!...

— Ach, Kasija, wie bist du so langweilig mit deinen ewigen Abschweifungen!

— Aber wie sind Sie auch ungeduldig heute! Gut, also wir standen vom Tische auf... und wir hatten wenigstens drei Stunden lang gegessen... und aufgetischt hatte der Koch, das muß ich sagen, Fräulein, das war eine Pracht! Da war ein blanc manger, blau, roth und gestreift, das war köstlich!... Gut: nachdem wir also vom Tische aufgestanden, gingen wir in den Garten um Haschen zu spielen, und sieh da, sogleich erschien auch der junge Herr mitten unter uns.

— Nun, und was? Ist es wahr, daß er so hübsch ist?

— Außerordentlich hübsch! Groß, schlank, Milch und Blut im Gesicht!...

— O, wirklich? Und ich hatte ihn mir ganz bleich und leidend vorgestellt! Nun, und wie fandst du ihn? Traurig, schwermüthig?

— Er schwermüthig? Wo denken Sie hin! Einen solchen Sauswind habe ich in meinem ganzen Leben nicht gesehen! Stellen Sie Sich vor: er hat durchaus mit uns Haschen spielen wollen!

— Mit Euch Haschen spielen? Nicht möglich!

— Sehr möglich! Und dann, was er noch für schöne Einfälle hatte.

— Das ist erstaunlich! Und was hört man sonst von ihm?

— O, im Hause rühmen sie ihn alle. Der Junker, sagen sie, ist immer so gutmüthig, so lustig! Kommt Zeit, kommt Rath — er wird schon sollber werden.

— Wie gerne möchte ich ihn einmal sehen, sagte Lisa mit einem Seufzer.

— Nun, was hindert Sie denn daran? Lugilowo ist ja nicht am Ende der Welt: alles in allem drei Werst; machen Sie einen Spaziergang dahin oder reiten Sie einmal aus und wenden Sie Sich nach der Gegend: ganz gewiß werden Sie ihm begegnen. Zumal, da er alle Morgen, die Gott giebt, mit der Flinte auf dem Rücken in den Wald läuft.

— Das ist alles sehr schön, entgegnete Lisa, — aber es wäre doch Unrecht. Er könnte sich am Ende einbilden, daß ich ihn auffuche. Außerdem, da unsere Eltern in Streit leben, so könnte ich ja doch nicht seine Bekanntschaft machen... Ach, Nastja, Nastja! weißt du was? Jetzt habe ich es gefunden: ich will mich als Bäuerin verkleiden!

— Ja, wahrhaftig! Das ist ein guter Gedanke! Ziehen Sie ein grobes Hemd an und einen Scharasan, und gehen Sie nur dreißt nach Lugilowo: na, ich büрге Ihnen dafür, daß Sie Bereslaw sehen werden!

— Und die hiesige Aussprache kann ich trefflich nachmachen! Liebe, liebe Nastja, Welch ein herrlicher Einfall!

Und Lisa ging mit dem festen Vorsatz zu Bett, ihr lustiges Vorhaben so bald als möglich auszuführen. Gleich am andern Tage begann sie ihre Vorbereitungen. Auf dem nächsten Markte ließ sie grobe Leinwand, blauen Manting und kupferne Knöpfe einkaufen, schnitt sich mit Nastja's bereitwilliger Hülfe ein Hemd und einen Scharasan zu, und zwang die ganze weibliche Dienerschaft so eifrig an den beiden Kleidungsstücken zu nähen, daß zum Abend alles fertig war. Sie versuchte ihren neuen Anzug und wiederholte ihre Rolle noch einmal vor dem Spiegel, wobei sie sich eingestehen mußte, daß sie sich selbst noch in ihrem ganzen Leben nicht so hübsch vorgekommen sei wie heute. Sie machte im Geheh tiefe Verbeugungen und schaukelte dann noch lange hernach mit dem Kopfe, wie die Kagen aus Gyps, die wir in den Straßen von Italienern herumtragen sehen; sie sprach den Dialect der dortigen Bauern, lachte verlegen, bedeckte ihr Gesicht mit dem Hemdbärmel — und erntete mit allem diesem Nastja's vollkommenen Beifall ein. Nur ein Umstand brachte sie einigermaßen in Verlegenheit: das war ihre Fußbekleidung. Sie hatte wohl versucht haarfuß über den Hof zu gehen, aber der Rasen

zerstöß ihr jämmerlich die Sohlen und Sand und Kiesel verursachten ihr unheilliche Schmerzen. Doch auch hier wußte Kassa Rath: sie nahm das Maß von Lisa's kleinen Füßchen, lief dann ins Feld zum Kuhhirten Trosim und bestellte darnach zum andern Tage ein Paar Basschuhe.

Lisa erwachte mit der ersten Morgenämmerung. Das ganze Haus lag noch in tiefem Schlafe, nur Kassa war vor's Thor geeilt, um dort das Vorbeiziehen der Dorfheerde zu erwarten. Bald ertönte das Horn des Hirten, die Thiere zogen langsam am Herrenhause vorüber und im Vorbeigehen überreichte ihr Trosim ein Paar niedliche, kleine, buntgeflochtene Basschuhe, wofür sie ihm großmüthig einen halben Kubel als Belohnung für sein gehaltenes Versprechen verehrte. Geräuschlos legte jetzt Lisa ihr Kostüm an, gab der getreuen Jose kästern ihre letzten Verhaltensbefehle in Betreff der Miß Jackson, trat zum Hinterspörtchen hinaus und lief durch den Küchengarten der Wiese zu.

Die Morgenröthe glühte im Osten, und goldumsäumte Wolkenreihen erwarteten den Ausgang der Sonne, wie schimmernde Hbflinge auf das Erscheinen ihres Gebieters harren; der klare Himmel, die Kühle des Morgens, der funkelnde Thau, das Säuseln des Windes und das Gezwitscher der Vögel rings umher, erfüllten Lisa's Herz mit kindlicher Fröhlichkeit. Sie ging nicht, sondern schien zu fliegen, denn immer fürchtete sie jemandem zu begegnen, der sie erkennen könnte; und erst als sie sich dem Wäldchen zu nähern begann, das auf der Grenze von ihres Waters Besitzungen stand, fing sie an, etwas langsamer zu gehen: hier sollte sie Alexei erwarten. Ihr Herz pochte laut, sie wußte selbst nicht warum, aber eben diese Angst, die wir bei unsern Jugendthorheiten empfinden, bildet ja auch den größten Reiz derselben. Lisa trat in das schattige Dunkel des Waldes und dumpf und feierlich rauschte es in den Gipfeln und Baumkronen. Ihre Lustigkeit verließ sie; sie wurde still und nachdenkend und versank allmählig in eine süße Träumerei. Sie dachte — aber ist es wohl irgend genau anzugeben, woran ein siebenzehnjähriges Mädchen denkt, wenn es sich an einem herrlichen Lenzmorgen, früh um fünf Uhr, allein im Walde befindet?

So verfolgte sie langsam und gedankenvoll einen Fußweg, den von beiden Seiten hohe Bäume beschatteten, als plötzlich ein schöner Jagdhund aus dem Gebüsch sprang und sie anbellte. Lisa erschrak und stieß einen kleinen Schrei aus.

— Tout beau, Shogar ici! erschallte eine Stimme und ein junger Jäger trat hinter den Bäumen hervor.

— Fürchte nichts, mein schönes Kind, sagte er zu Lisa: — mein Hund beißt keinen Menschen.

Lisa hatte schon Zeit gehabt, sich von ihrem Schrecken zu erholen und benutzte die Gelegenheit.



— Ne, Jungherr, sagte sie, sich noch immer erschrocken stellend und mit bäuerlicher Biddigkeit, — ne, ich habe doch immer Angst; der Hund scheint gar zu böß; Gleich springt er wieder los!

Unterdessen hatte Alexei (denn unsere Leser werden ihn wohl in dem jungen Jäger schon erkannt haben) sehr aufmerksam diezüge des jungen Mädchens betrachtet.

— Nun, wenn du Angst hast, sagte er, — so will ich dich begleiten; du erlaubst mir doch, mit dir zu gehn?

— Na, antwortete Lisa, — wer kann's dir denn wehren? Die Landstraße ist da für jedermann.

— Aus welchem Dorfe bist du?

— Aus Prilusschno; mein Vater heißt Bassili; Bassili der Schmidt: kennst ihn nicht? Ich suche Pilze. (Lisa hielt wirklich an einem Bassilic ein Körbchen aus Baumrinde zum Pilzesammeln). Und du, Jungherr? Wißt wohl aus Tugilowo?

— Ganz recht, antwortete Alexei, — ich bin der Kammerdiener des jungen Herrn.

Alexei beabsichtigte sich dadurch mit seiner neuen Bekanntschaft auf gleichen Fuß zu setzen, aber Lisa warf ihm einen spöttischen Blick zu und lachte laut auf.

— Lügst, Jungherr, lügst! Mach das einer andern weiß! Ich sehe wohl, daß du selbst der Jungherr bist.

— Woraus schließest du das?

— Na, so, aus allem.

Zum Beispiel aber, woraus denn?

— Groß Kunststück, in der That, den Herrn vom Diener zu unterscheiden! Bist doch ganz anders angetafelt, schnadst auch nicht wie unsereins, und auch die Töne rufft auf fremdländisch.

Lisa gefiel unserm Alexei mit jeder Minute mehr und mehr. Da er eben nicht gewohnt war, übertrieben viel Umstände mit hübschen Bauer-  
mädchen zu machen, so versuchte er allsobald ihr einen Kuß zu rauben, aber die junge Dorfschöne prallte zurück und nahm eine so strenge und kalte Miene an, daß Alexei, obgleich er darüber lachen mußte, doch von weitern Versuchen abgeschreckt wurde.

— Wenn Sie wünschen, daß wir auch fürder gute Freunde bleiben, sagte sie mit Würde, so muß ich Sie bitten, sich nicht zu vergessen.

Lisa fühlte, daß sie aus ihrer Rolle gefallen war und beehrte sich, den Fehler wieder gut zu machen.

— Na, und was glaubst' denn? sagte sie. — Meinst wohl, ich wäre nie auf'm Herrenhofe gewesen: das fehlte mir noch! Ne, ich hab' so manches gesehen und so manches gehört... Aber, fuhr sie nach einer kleinen Pause fort, — bei all dem Geschnadte kriegt man keine Pilze

zusammen; geh du deiner Wege, Jungherr, und ich will mein Geschäft besorgen; empfehl mich zu Gnaden.

Mit diesen Worten wollte sie sich entfernen, aber Alexei ergriff ihre Hand.

— Wie heißt du denn, mein schönes Kind? fragte er.

— Katalina, antwortete sie, indem sie ihre Hand zu befreien suchte: aber laß mir doch die Patzche los, Jungherr; 's ist auch schier nachhausegehens Zeit!

— Nun, meine hübsche Katalina, ganz gewiß will ich deinen Vater besuchen, den Schmidt Wassili.

— Wo denkst hin? fuhr Lisa eifrig auf. — Na, um Gott nicht! Wenn man zu Hause erfährt, daß ich mit dem jungen Herrn allein im Walde gesprochen, so giebt's ein Unglück. Mein Vater, der Schmidt Wassili, prügelt mich halb tod.

— Aber ich muß dich doch durchaus einmal wiedersehen.

— Schön, schön, vielleicht suche ich hier wieder einmal Pilze.

— Aber wann denn?

— Na, wenn auch morgen.

— Meine Liebe, liebe Katalina! Hundert Küsse möchte ich dir geben, aber ich wag es wahrhaftig nicht! Also morgen um diese Zeit, nicht wahr?

— Ja, ja!

— Und du wirst mich nicht anführen?

— Nein, nein!

— Versprich es mir, schwöre es mir!

— Na, wenn ich nicht komm, so soll mir dies und das geschehen!

Die jungen Leute trennten sich. Lisa trat aus dem Walde, schlich behutsam über die Wiese, schlüpfte mit unendlicher Vorsicht durch die Gartenheiden und lief dann spornstreichs dem Cottage zu, wo Kassa sie erwartete. Hier kleidete sie sich um, antwortete zerstreut auf die unzähligen und ungedulbigen Fragen der neugierigen Vertrauten und eilte so schnell wie möglich ins Gastzimmer. Der Tisch war schon gedeckt, das Frühstück aufgetragen und Miß Jackson, bereits geschminkt, gefärbt und zusammengeschnürt wie ein Champagnerglas, war eben kunstgemäß beschäftigt, papierfeine Sandwichs zu bereiten. Der Vater lobte Lisa für den frühen Morgen Spaziergang.

— Nichts istträglicher für die Gesundheit, sagte er, — als mit der Morgenröthe aufzustehen. Und hierauf begann er eine Reihe aus englischen Zeitungen geschöpfter Beispiele anzuführen von Leuten, die ein ganz besonders hohes Lebensalter erreicht, und bemerkte schließlich, daß alle diese nie Branntwein getrunken hätten und im Sommer wie im Winter mit Tagesanbruch aufgestanden wären.

Diese ganze schöne Rede aber ging an Lisa's Ohren spurlos vorüber. Sie überdachte die am Morgen stattgefundene Zusammenkunft mit dem jungen Jägersmanne und wiederholte sich in Gedanken Akulina's ganze Unterhaltung mit ihm. Sie empfand Gewissensbisse. Bergleich rechtfertigte sie sich damit, daß ihr Gespräch durchaus in den Gränzen des Anstands geblieben, daß dieser Poffenstreich keine Folgen haben könnte u. s. w., u. s. w. Die Stimme ihres Gewissens sprach lauter als ihr Verstand. Am meisten beunruhigte sie ihr gegebenes Versprechen, sich morgen wieder im Walde einzufinden, und sie war fast entschlossen, das gegebene Wort zu brechen; aber Alexei konnte am Ende, des Wartens müde, auf den Gedanken kommen, die wirkliche Akulina im Dorfe aufzusuchen, die wahrhaftige Tochter des Schmidts Wassili, eine feiste, rothbackige und pockennarbige Bauerbirne: und dann hätte er leicht den ganzen Zusammenhang der Sache durchschaut. Dieser Gedanke jagte der armen Lisa eine solche Angst ein, daß sie sich in ihr Schicksal ergab, auch morgen unter dem erborgten Namen zu erscheinen.

Alexei dagegen war außer sich vor Freude; den ganzen Tag dachte er an seine neue Bekanntschaft und Nachts stellte sich das Bild der «außebraunen» Dorfschönen seiner Einbildungskraft im Traume vor. Kaum graute der Morgen, so war er auch schon fix und fertig, und ohne sich die Zeit zu geben, seine Flinte zu laden, eilte er, vom treuen Eboggar begleitet, hinaus in Feld und Wald, der Stelle zu, wo die Zusammenkunft stattfinden sollte. Etwa eine halbe Stunde verfloß ihm in peinlicher Erwartung, endlich aber schimmerte ein blauer Sfarafan durch die Büsche und hastig stürzte er der reizenden Akulina entgegen. Sie lächelte bei den Ausbrüchen seiner jubelnden Dankbarkeit, er bemerkte aber sogleich auf ihrem Gesichte Spuren von Thränen und eine gewisse Angst und Befangenheit, die sie nicht verbergen konnte. Er forschte nach der Ursache und Lisa gestand ihm, daß ihr Betragen ihr jetzt sehr leichtsinnig vorkomme, daß sie sich deswegen table und es bereue, daß sie zwar ihr Wort habe halten wollen und deswegen hergekommen sei; daß aber diese Zusammenkunft auch die letzte sein müsse; und bat ihn endlich, eine Bekanntschaft abzubrechen, die zu nichts gutem führen könnte. Alles dieses wurde natürlich in der gewöhnlichen Bauernsprache vorgebracht: aber diese bei einem einfachen Landmädchen so überraschenden Gefühle und Ansichten setzten Alexei in das größte Erstaunen. Er wandte seine ganze Bredseligkeit auf, um sie von ihrem Vorsatze abzubringen; er suchte sie von der Reinheit seiner Absichten zu überzeugen, versprach ihr durch sein Betragen niemals Veranlassung zu geben, ihren Schritt zu bereuen und ihr in allem zu gehorchen; und beschwor sie, ihm nicht seine einzige Freude, sein einziges Glück zu rauben: sie von Zeit zu Zeit sprechen zu dürfen, wenn auch nur selten, wenn auch nur alle zwei Tage, wenn auch nur

zweimal die Woche. Die beftigste Leidenschaft sprach aus feinen Worten, feiner Stimme, feinen Zügen, und in diefem Augenblicke fühlte er wirklich Liebe. Liſa hörte ihn ſchweigend an.

— Bleib mir dein Wort darauf, ſagte ſie endlich, daß du mich nie im Dorfe aufſuchen oder dich dort nach mir erkundigen willſt. Geh mir dein Wort, daß du nie ſuchen wirſt, mich anderſtvo anzutreffen; verſprich mir, dich mit den Zuſammenkünften zu begnügen, die ich dir ſelbſt beſtimmen werde.

Alexei wollte dieſelbe Eidesformel wiederholen, die ſie ſelbſt geſtern gebraucht hatte; aber Liſa unterbrach ihn lächelnd:

— Ich brauche keine Schwüre, ſagte ſie, dein Verſprechen genügt mir.

Dann wandelten ſie noch lange im Walde umber, in freundschaftlichem Geſpräch begriffen, bis Liſa endlich zur Trennung mahnte. Sie ſchieden, und Alexei, als er ſich allein ſah, konnte, trotz ſeines Nachdenkens über dieſen Gegenſtand, es durchaus nicht begreifen, wie ein ſchlichtes Landmädchen in zwei Unterredungen eine ſolche Macht über ihn erlangt habe. Sein Verhältniß zu Katalina hatte für ihn den Reiz der Neuheit, und wenn gleich die Bedingungen des ſeltſamen Dorfkindes ihm läſtig und unerträglich erſchienen, ſo kam ihm doch keinen Augenblick der Gedanke in den Sinn, ſein Wort zu brechen. Der Grund iſt einfach: der ſchwermüthige, finſtere, frühentäuſchte Alexei war, trotz des ſchauerlichen Ringes, den er am Finger trug, und ungeachtet ſeiner geheimnißvollen Correſpondenz, ein warmblütiger aber treuherziger Junge, der ein unverdorbenes Herz in der Bruſt trug und den Reiz der Unſchuld zu fühlen und zu würdigen verſtand.

Wollte ich jetzt einzig und allein meiner Neigung folgen, ſo würde ich gewißlich auf das ausführlichſte das zunehmende gegenseitige Vertrauen der beiden jungen Leute, ihre wachſende Liebe, ihre Geſpräche und Beſchäftigungen beſchreiben: aber ich fürchte ſehr, daß nur die kleinſte Zahl meiner Leſer das Vergnügen mit mir theilen würde, das eine ſolche Erzählung mir gewähren könnte. Alle dieſe Details und Nebenumſtände ſind, im Ganzen genommen, für gleichgültige Ohren ſehr uninteressant, und daher begnüge ich mich damit, ganz kürzlich zu vermelden, daß mein Alexei, noch ehe zwei Monate ins Land gegangen, ſterblich in ſeine Dorſſchöne verliebt war, und daß Liſa, obgleich etwas zurückhaltender, doch nicht viel gleichgültiger und unempfindlicher geblieben war als er ſelbſt.

Der Gedanke an ein ewiges, unauflöſliches Bündniß war zwar oft in ihrer Seele erwacht; aber nie hatten ſie darüber mit einander geſprochen. Das iſt erklärlich genug: bei aller ſeiner Liebe für die hübsche Katalina, ſah Alexei doch recht gut die Klugheit, die ihn von einer armen Bäuerin trennte; Liſa dagegen dachte an die Erbitterung, die zwiſchen

den beiden Vätern herrschte und wagte nicht, auf eine friedliche Lösung der verwickelten Sache zu hoffen. Dabei schmeichelte es heimlich ihrer Eigenliebe, wenn sie sich der unbestimmten, romantischen Hoffnung hingab, den Sohn und Erben des Gutsherrn von Lugilowo noch einmal, früh oder spät, zu den Füßen der Schmidtstochter aus Prilutschino zu erblicken. Pöblich trat aber eine wichtige Begebenheit ein, die den gegenseitigen Beziehungen der beiden Liebenden eine ganz andere Wendung gab.

An einem klaren, kalten Herbstmorgen, wie sie im russischen October so häufig sind, fiel es Iwan Petrowitsch Beresnow ein, einen Spazierritt zu machen: auf alle Fälle nahm er fünf, sechs Windhunde mit, hieß einem Reitknecht aufsitzen und befahl einigen mit Klappern und Schnarren bewaffneten Hossungen ihm zu folgen.

Zur selben Stunde wurde auch Grigori Iwanowitsch Muromski durch das schöne Wetter ins Freie gelockt; auch er ließ seine kurzschwellige Stute satteln und trabte wohlgenuth längs den Hecken und Einzäunungen seiner anglisirten Besitzungen einher.

Als er sich dem Walde näherte, erblickte er plötzlich den verhassten Nachbar, der im pelzgefütterten Ledermantel, hoch im Bügel und die Faust in die Seite gestemmt, am Abhange einem Hasen auflauerte, den die Treiber mit Klappern und Geschrei so eben aus dem Gebüsch aufjagen sollten. Wenn Grigori Petrowitsch ein solches Zusammentreffen vorausgesehen hätte, so würde er zweifelsohne sein Pferd nach rechts oder nach links gewendet haben: so aber stieß er auf Beresnow ganz unerwartet und befand sich plötzlich auf Pistolenschußweite von ihm. Jetzt war der Sache nicht mehr abzuhelfen: als civilisirter Europäer ritt Muromski an seinen Gegner heran, indem er ihn höflich begrüßte. Beresnow antwortete darauf mit ungefähr eben so viel Bereitwilligkeit und Zierlichkeit wie ein Tanzbär, wenn dieser auf Befehl seines Führers vor der (ehrenwerthen Gesellschaft) seine Verbeugungen machen muß.

In diesem Augenblicke sprang der Hase auf und lief selbeinwärts. Beresnow und der Reitknecht stießen ihren Jagdruf aus, entkoppelten die Hunde und jagten wie rasend der Heze nach. Muromski's Stute, die noch nie einer solchen Jagd beigewohnt, schenkte, bis den Bügel ein und ging mit ihrem Reiter durch. Dieser, der sich immer für einen vollendeten Centaur ausgegeben, ließ ihr den Willen und wünschte sich innerlich zu dem unvorhergesehenen Zufalle Glück, der ihn so wohlfeilen Kaufs von seinem unangenehmen Gesellschafter erlöste. Als aber das Pferd einen Graben erreicht hatte, den es vorher in seinem tollen Rennen nicht bemerkt, machte es plötzlich einen Satz auf die Seite und Muromski verlor die Bügel. Er stürzte ziemlich unsanft auf die gefrorene Erde, und lag nun da, stöhnend und ächzend und wünschte seinen Kurzschwweif dahin, wo der Pfeffer wächst; das Pferd aber war von dem Augenblick

an, wo es sich seines Reiters entledigt, wieder zur Vernunft gekommen und stand ruhig in geringer Entfernung von seinem Herrn.

Jetzt kam auch Iwan Petrowitsch zu ihm herangesprengt und erkundigte sich, ob er vielleicht Schaden genommen hätte, während der Reiterknecht das Pferd einsang und es am Zügel führend herbeibrachte. Er half Muromski in den Sattel und Berekow nöthigte den Nachbar bei ihm einzukehren. Muromski, der ihm für die geleistete Hälfte Dank schuldig war, konnte die Einladung nicht abschlagen und so kehrte Berekow glorreich heim mit einem gehepten Hasen am Sattelknopfe und seinen bisherigen Gegner verwundet und so zu sagen als Kriegsgefangenen mit sich führend.

Beim Frühstück thauten die Zungen der beiden alten Herren einigermassen auf und das Gespräch gestaltete sich recht freundschaftlich. Muromski bat Berekow ihm seine Droschke zu leihen, indem er eingestand, von seinem Sturze solche Schmerzen zu leiden, daß es ihm schwer fallen würde, zu Pferde nach Hause zurückzukehren. Der Wirth erwieß ihm gern diese Gefälligkeit und geleitete seinen Gast bis zur Hausthüre; dieser verließ ihn aber nicht eher als bis er ihm sein Ehrenwort abgenommen, ihn morgenden Tages in Prilutschino zu besuchen, seinen Herrn Sohn mitzubringen und mit einem freundschaftlichen Mittagessen fürlich zu nehmen.

So geschah es, daß eine vieljährige Urfehde auf dem besten Wege war zu beiderseitigem Wohlgefallen geschlichtet zu werden, welches glückliche Ereigniß einzig und allein dem Scheuwerden einer kurzschweifigen Stute zu verdanken war.

Lisa lief ihrem Vater entgegen, um ihn zu bewillkommen.

— Was ist denn das, Papa, fragte sie verwundert, — Sie hinken? Und wo ist denn ihr Pferd? Und wem gehört denn diese Droschke?

— Nun, my dear, das sollst du nicht so leicht errathen, wem die Droschke gehört, antwortete Muromski und erzählte ihr hierauf ausführlich die Begebenheiten des denkwürdigen Morgens. Ohne ihr Zeit zu geben, sich von ihrem Erstaunen zu erholen, setzte er hinzu, daß die beiden Berekow's, Vater und Sohn, morgen bei ihm speisen würden.

Lisa erbleichte bei dieser Nachricht.

— Was Sie sagen, Papa! rief sie aus. — Die Berekow's, Vater und Sohn, sollen morgen bei uns speisen! Nicht möglich! Nein, Papa, thun Sie was Sie wollen, aber ich werde mich für keinen Preis sehen lassen!

— Was fehlt dir denn? fragte der Vater. — Seit wann bist du denn so blöde geworden? Oder fühlst du einen ererbten Haß für sie, wie es sich für eine echte Romanenheldin ziemt? Komm, komm, sei kein Kind...

— Nein, nein Papa, für nichts in der Welt, für keine Schätze der Erde werde ich mich den Bereflow's zeigen.

Grigori Iwanowitsch zuckte mit den Achseln und schwieg, denn er wußte, daß durch Widerspruch bei ihr nichts auszurichten war: ohnehin war er müde und begab sich bald darauf in sein Schlafgemach, um von seinem ereignisvollen Ritte auszuruhen.

Auch Lisaweta Grigor'jewna zog sich in ihr Zimmer zurück und ließ sogleich die getreue Naska rufen, worauf denn beide eine lange Berathschlagung über den morgenden Besuch pflogen. Was wird Alexei denken, wenn er in dem wohlherzogenen Gutsfräulein seine Aklina wiedererkennt? Welche Meinung wird er dann von ihrer Aufführung, ihren Grandfagen, ihrer Vernunft bekommen? Nein, es war rein unmöglich! Von der andern Seite aber brannte Lisa vor Begierde zu beobachten, welchen Eindruck ein so unerwartetes Zusammentreffen auf ihn hervorbringen würde: plötzlich bligte ein Gedanke in ihrem Kopfe auf, den sie ungefaunt der pfiffigen Jose mittheilte; beide freuten sich des glücklichen Einfalls und beschloßen ihn ins Werk zu setzen, es möge kosten was es wolle.

Den andern Morgen fragte Grigori Iwanowitsch beim Frühstück seine Tochter, ob sie noch immer die Absicht habe, sich vor den Bereflow's zu verstecken?

— Papa, antwortete Lisa, — ich will die Bereflow's empfangen, weil Sie es zu wünschen scheinen; aber nur unter einer Bedingung: in welchem Aufzuge ich vor Ihren Gästen erscheine, was ich auch sagen oder thun mag, so müssen Sie mir versprechen, mich nicht zu schelten und kein Zeichen der Verwunderung oder des Mißfallens blicken zu lassen.

— Da sind wieder neue Streiche im Gange, sagte lachend Grigori Iwanowitsch; nun gut, mache es wie du willst, meine schwarzzüngige Epigbäbin.

Bei diesen Worten küßte er seine Tochter auf die Stirne und Lisa eilte fort, um ihre Vorkehrungen zu treffen.

Punct zwei Uhr kam eine altmodische, von den Arbeitseuten Bereflow's gefertigte und mit sechs Pferden bespannte Kutsche auf den Hof gerollt, schleppte sich den bowling-großen entlang und hielt vor der Anfahrt, wo der alte Bereflow mit Beihülfe zweier Livree-Bedienten aussteigen geruhete. Gleich nach ihm erschien sein Sohn, zu Pferde, und beide traten zu gleicher Zeit ins Gastzimmer. Muromski empfing sie auf das Liebenswürdigste, schlug ihnen vor, Garten und Park noch vor dem Mittagessen in Augenschein zu nehmen und geleitete sodann seine Gäste durch die schattigen Baumreihen auf reinlich gefegten und mit dem Rechen besäeten macadamisirten Alleen. Der alte Bereflow bedauerte in

nerlich all die Zeit und Mühe, die für dergleichen Aufzuzerereien verschwendet worden: indessen schwoeg er aus Höflichkeit. Sein Sohn theilte weder das Mißbehagen des berechnenden Landwirths, noch die Selbstzufriedenheit des Anglomanen; er erwartete mit Ungehalbe den Augenblick, wo die Tochter seines Wirths erscheinen sollte: er hatte viel von ihr gehört, und wenn sein Herz, wie unsere Leser wissen, auch schon bereits von einer andern Liebe erfüllt war, so behielt demungeachtet jede junge Schönheit gewisse Rechte auf seine Einbildungskraft.

Nachdem man wieder ins Herrenhaus zurückgekehrt, setzten sich die drei Herren zu Tisch: die beiden Alten erinnerten sich an ihre Jugendzeit und sungen an sich verschiedene Begebenheiten aus ihren Dienstjahren mitzutheilen; Alexei aber überlegte bei sich, welche Rolle er wohl Lisa gegenüber spielen sollte? Nach reiflicher Erwägung hielt er es für das Passendste, ein kaltes, zerstreutes Wesen zu affectiren, legte also sein Gesicht in die gehörigen Falten und wandte, als er die Thüre sich öffnen hörte, mit einer so nachlässigen Gleichgültigkeit den Kopf, mit einem Blicke so voll wegwerfender Kälte, daß das Herz der eingestricheltesten Coquette darob hätte erzittern müssen. Leider war es aber für dieses Mal nicht Lisa, die hereintrat, sondern die alte Miß Jackson, geschminkt und geschmürt, mit niedergeschlagenen Augen und einem zierlichen Knize: seine strategischen Vorkehrungen erwiesen sich somit als gänzlich überflüssig.

Alexei hatte noch nicht Zeit gehabt, einen neuen Plan zu entwerfen, als die Thüre abermals aufging und Lisa in den Saal trat. Alle erhoben sich; Muromski hatte eben angefangen, seine Tochter den Gästen vorzustellen, als er plötzlich inne hielt und sich auf die Lippen biß.. Lisa, seine braune Lisa, war weiß geschminkt bis an die Ohren, getüncht und gefärbt zehnmal ärger als Miß Jackson selbst; falsche Locken von hochblonder Farbe waren um ihren Kopf toupirt wie eine Perücke Ludwig's XIV; ihre Ärmel à l'imbécille starrten wie ein Reifrock der Madame de Pompadour; ihre Taille war dermaßen zusammengeschnürt, daß sie ein vollkommenes X bildete, und alle Diamanten, aller Familienschmuck, der noch nicht im Lombard verpfänd worden, glänzten an ihren Fingern, ihrem Halse und Ohren. Wie hätte Alexei in dieser schimmernden und lächerlichen Zierpuppe seine Akulina wiedererkannt! Sein Vater näherte sich dem Fräulein und küßte ihr nach althergebrachter Sitte die Hand, und nolens volens mußte der Sohn dem Beispiele folgen; als er mit den Lippen ihre weißen Finger berührte, glaubte er zu fühlen, daß sie zitterten: vielleicht war es aber auch nur Täuschung. Außerdem bemerkte er ihren kleinen, auf das eleganteste chaussirten Fuß, den sie nicht ohne Absicht hervorblicken ließ, und diese Wahrnehmung söhnte ihn einigermaßen mit dem widersinnigen Puze aus, der die ganze übrige Person bedeckte: denn was die Schminke und Schwärze betrifft, so hatte



er sie, die Wahrheit zu sagen, weder auf den ersten Blick bemerkt, noch ahnte er später etwas von ihrem Dasein. Grigori Iwanowitsch dachte an sein Versprechen und bemühte sich nach Kräften, nicht die geringste Bewunderung blicken zu lassen: dieser neue Einfall seiner Tochter kam ihm aber so komisch vor, daß er sich kaum des lauten Lachens enthalten konnte. Eine Person befand sich aber im Zimmer, der es durchaus nicht komisch zu Muthe war, der zimperlichen Engländerin nämlich: sie errieth leicht, daß die Schminke und die Schwärze aus ihrem Toilette-Kästchen geraubt worden und die Röthe eines edlen Jorues flammte stellenweise unter den künstlichen Lilien ihrer Wangen hervor. Sie schleuderte funkelnde Blicke auf die junge Verbrecherin, welche aber diese stummen Boten nicht zu verstehen schien und alle Erklärungen auf eine gelegener Zeit zu verschieben wünschte.

Man setzte sich zu Tisch. Alexei fuhr fort den Zerstreuten und Schwermüthigen zu spielen; Lisa zierte sich in allen ihren Bewegungen, murmelte durch die Zähne und sprach nur französisch. Muromski vertiefte sich jeden Augenblick in ihren Anblick; er kannte ihre Absicht nicht, fand aber die ganze Sache höchst possirlich. Die Engländerin saß schweigend da und laute an ihrem Grimm. Nur Iwan Petrowitsch allein war wie zu Hause: er aß für zwei, trank im Verhältnis, lachte nach Herzenslust und unterhielt sich immer freundlicher und munterer mit allen und jedem.

Endlich wurde die Tafel aufgehoben; die Gäste empfahlen sich und fuhren nach Hause; und jetzt endlich konnte Grigori Iwanowitsch seiner so lange niedergekämpften Nachlust freien Lauf lassen und alle die Fragen an seine Tochter richten, die ihm schon längst auf der Zunge saßen.

— Wie, in aller Welt, bist du auf den Einfall gekommen, sie so zum Narren zu halten? fragte er Lisa. — Aber weißt du wohl, daß dir die weiße Schminke wirklich sehr gut steht? Ich will mich nicht in die Geheimnisse einer Damentollette einmischen, aber an deiner Stelle würde ich in allem Ernste fortfahren, weiße Schminke aufzulegen; natürlich nicht zu stark, aber so, ein klein wenig.

Lisa war selbstergnügt über das Gelingen ihres Plans. Sie umarmte ihren Vater, versprach ihm, seinen Rath in Erwägung zu ziehen und lief sodann eilig hinauf, um die zürnende Miß Jackson zu entschuldigen, die sich in ihr Zimmer zurückgezogen hatte und Lisa lange weder die Thüre öffnen, noch ihre Entschuldigungen anhören wollte. Endlich gelang es ihr aber doch, sich Gehör zu verschaffen: sie hatte sich so sehr geschämt, vor wildfremden Menschen als ein solch schwarzes kleines Ungeheuer zu erscheinen; sie war so fest überzeugt gewesen, ihre liebe, freundliche, nachsichtige Miß Jackson würde ihr diesen kleinen Diebstahl verzeihen u. s. w., u. s. w., u. s. w. Die Gouvernante beruhigte sich end-

lich, nachdem sie zu der Ueberzeugung gelangt, daß Lisa nicht die Absicht gehabt habe, sie lächerlich zu machen, küßte die reuige Sünderin zum Zeichen der Bergabung und schenkte ihr, als Pfand der Vergebung, ein Töpfchen englischer Schminke, welches von dieser mit allen Zeichen der lebhaftesten Dankbarkeit angenommen wurde.

Der Leser wird sich leicht vorstellen, daß Lisa nicht ermangelte, sich in Begleitung Kassja's am andern Morgen in das Wäldchen zu begeben, wo die Zusammenkünfte stattfanden.

— Na, Jungherr, sagte sie sogleich zu Alexei, — bist ja gestern Abend bei unserem Herrn auf Besuch g'wesen? Und wie gefällt dir denn halt' unser gnäd'ges Fräulein?

Alexei antwortete, er hätte das gnäd'ge Fräulein gar nicht bemerkt, so wenig hätte er sie beachtet.

— Schade, jammerschade, sagte Lisa.

— Und warum schade? fragte Alexei.

— Na, so, weil, weil... ich dich fragen wollt', Jungherr, ob's wahr ist, was die Leute sagen...

— Nun, was sagen denn die Leute?

— Sie sagen... sie sagen halt', daß das gnäd'ge Fräulein mir gleiche wie ein Ei dem andern?

— Welch ein Unsinn! Im Vergleich mit dir ist sie ein wahres Ungeheuer.

— Ja, Jungherr, 's ist 'ne Sünd' und 'ne Schand' wie du red'st! Ist doch halt' unser gnäd'ges Fräulein so weiß und so schmucl! Ich reich' ihr nicht das Wasser!

Alexei schwor ihr hoch und theuer, daß sie ihm schöner vorkomme, als alle Fräulein der Welt, und wären sie noch so schmucl und weiß; und um sie zu beruhigen, begann er ein so drolliges Bild von ihrer Gebieterin zu entwerfen, daß Lisa von ganzem Herzen lachen mußte.

— Ach, sagte sie endlich mit einem Seufzer, — 's mag sein, daß unser gnäd'ges Fräulein puzig nähr'sch ist zum todtlachen: na, ich will's glauben! Aber sie ist doch grausam gelehrt und ich bin eine unwissende Exine, die nicht lesen, nicht schreiben kann!

— Et, sagte Alexei, laß dir deswegen keine grauen Haare wachsen! Wenn du es wünschst, so will ich dich in kurzer Zeit lesen und schreiben lehren.

— Ja wahrhaftig, rief Lisa: — wir sollten's halt' wirklich 'mal versuchen.

— Von Herzen gerne, mein Engel! Laß uns gleich auf der Stelle den Anfang machen.

Sie setzten sich auf dem Rasen; Alexei zog ein Portefeuille und einen Bleistift aus der Tasche und der Unterricht begann. Alkulina er-

lernte in ungläublich kurzer Zeit die Buchstaben des Alphabets und Alexei konnte sich nicht genug über ihre Gelehrigkeit und Auffassungsgabe wundern. Am andern Morgen verlangte sie auch das Schreiben zu versuchen: Im Anfang wollte der Bleistift ihren Fingern durchaus nicht gehorchen, aber schon nach einigen Minuten gelang es ihr, mehrere Buchstaben ziemlich leserlich auf das Papier zu malen. «Wunder über Wunder!» wiederholte Alexei, «meine Kulina macht riesenhafte Fortschritte! Das geht ja schneller, als nach der Lancaster'schen Methode!» — Wirklich konnte Kulina am dritten Morgen schon recht geläufig in «Natal'ja, die Bojarentochter» buchstabiren und hatte einen ganzen Bogen mit Aphorismen vollgeschmiedet, die sie aus eben dieser Erzählung genommen: und von Zeit zu Zeit unterbrach sie ihr Lesen durch Bemerkungen, bei denen dem guten Alexei, vor lauter Staunen, Hören und Sehen verging.

So verstrich eine Woche und bald entspann sich zwischen ihnen ein lebhafter Briefwechsel. Das Post-Comptoir wurde im hohlen Stamme einer alten Eiche etablirt und Kassa figurirte heimlich als Postillon. Hierher brachte Alexei seine mit großen, deutlichen Buchstaben sorgsam und leserlich geschriebenen Episteln und hier fand er die auf grobes, blaues Papier phantastisch hingezeichneten Kratelfüße seiner Angebeteten. Kulina's Sprache und Stil wurden sichtlich reiner und fließender und ihr Geist entfaltete sich von Tage zu Tage und bildete sich immer mehr und mehr.

Inzwischen hatte die neuangeknüpfte Bekanntschaft zwischen Iwan Petrowitsch Berekow und Grigori Iwanowitsch Muromski ebenfalls rasche Fortschritte gemacht und sich in sehr kurzer Zeit in eine dicke Freundschaft verwandelt, wozu folgende Umstände nicht wenig beitrugen. Muromski hatte oft daran gedacht, daß nach Iwan Petrowitsch's Tode, dessen ganzes Vermögen auf Alexei Iwanowitsch übergehen und dieser alsdann einer der reichsten Gutsbesitzer im ganzen Gouvernement sein würde; bei so bewandten Verhältnissen sah er durchaus keinen Grund, warum der junge Erbe Lisa nicht heirathen sollte. Der alte Berekow seinerseits hielt allerdings seinen Herrn Nachbar in gewissen Puncten für übergeschnappt (er pflegte dies dessen «englische Tollwuth» zu nennen); dagegen mußte er aber wieder in ihm viele höchst schätzenswerthe Eigenschaften anerkennen, z. B. seine Gewandtheit in Geschäften und finanziellen Operationen; zu dem war Grigori Iwanowitsch ziemlich nahe mit dem mächtigen, angesehenen und einflußreichen Grafen Pronski verwandt, der Alexei in seiner künftigen Carrière sehr behülflich sein und ihn pouffiren könnte; endlich, meinte er, würde Muromski sehr froh sein, wenn seine Tochter eine so vortheilhafte Partie machte. Die beiden alten Herrn dachten so lange jeder bei sich über die Sache nach, daß sie endlich zwischen ihnen wirklich zur Sprache kam: sie unarmten sich, gaben einander ihr Wort,

diese Angelegenheit wie sich's gehört zu bearbeiten und beide eröffneten alsobald ihre Machinationen. Muromski hatte eine große Schwierigkeit zu überwinden: wie sollte er seine Betsy dazu bringen, mit Alexei etwas näher bekannt zu werden? Die jungen Leute schienen sich gegenseitig nicht sonderlich zu gefallen: wenigstens hatte sich Alexei seit dem berühmten Mittagessen nicht wieder in Prilutschino blicken lassen und Lisa zog sich regelmäßig jedesmal in ihr Zimmer zurück, so oft der alte Berekow ihrem Vater einen Besuch abstattete. «Aber», dachte Grigori Iwanowitsch, «habe ich es erst so weit gebracht, daß Alexei alle Tage ins Haus kommt, so müßte es doch nicht mit rechten Dingen zugehen, wenn nicht Betsy ihn zuletzt liebgewinnt. Das liegt in der Natur der Sache, und — kommt Zeit, kommt Rath!»

Iwan Petrowitsch dagegen nahm die Sache viel kaltblütiger und ließ sich nicht träumen, daß seinen Plänen ein Hinderniß in den Weg treten könnte. Noch am selbigen Abend ließ er den Herrn Sohn in sein Cabinet rufen, rauchte seine Pfeife an, räusperte sich und begann nach einer kurzen Pause wie folgt:

— Nun, Aljoscha, wie ist's? Du sprichst ja mehr gar nicht davon, ins Regiment zu treten? Oder steht dir die Husaren-Uniform nicht mehr an?

— Nein, lieber Vater, antwortete ehrerbietig Alexei: Sie scheinen es nicht gern zu sehen und es ist meine Pflicht, mich ihren Wünschen zu fügen.

— Gut, sagte Iwan Petrowitsch, du bist ein gehorsamer Sohn, wie ich sehe; das freut mich; auch ich, meinerseits, will dir keinen Zwang anthun; ich bringe nicht darauf, daß du in Staatsdienste trittst, d. h. ich meine, nicht jetzt, nicht sogleich. Vor der Hand will ich dich verheirathen.

— Bah! sagte der verfeinerte Alexei, mich verheirathen?! Aber mit wem denn, unsers Himmels Willen?!

— Mit Lisaweta Grigor'jewna Muromski, antwortete kaltblütig Iwan Petrowitsch. — Eine Braut, wie's wenige giebt und die gerade für dich paßt.

— O, lieber Vater, ich habe noch gar nicht ans Heirathen gedacht.

— Das ist möglich; aber wenn du nicht daran gedacht hast, so sind andere Leute da, die für dich die Röhre übernommen haben daran zu denken.

— Sagen Sie was Sie wollen, lieber Vater, aber ich muß Ihnen gestehen: Lisa Muromski gefällt mir ganz und gar nicht.

— Das ist wieder möglich; aber sie wird dir später gefallen. Das wird schon kommen: man lernt sich kennen, man lernt sich lieben, wie das Sprüchwort sagt.

— Wahrhaftig, lieber Vater, ich fühle mich durchaus nicht im Stande, Lisaweta Grigor'jewna glücklich zu machen.

Belletr. Bl. 2ter Jahrg.

— Glücklich, glücklich?! Ihr Glück ist nicht deine Sache! Ihr Glück geht dich nichts an! So? Also das ist dein Gehorsam? So sagst du dich dem väterlichen Willen? Na, warte nur! Schon gut, schon gut!

— Wie Sie befehlen... aber heirathen will ich nicht und werde ich nicht.

— Und heirathen wirst du, sage ich dir, oder ich gebe dir nichts und die Güter, die verkaufe ich! Und das haare Vermögen, das bringe ich durch! Und nicht einen Heller und nicht einen Pfennig sollst du von mir erden!... Höre jetzt: ich gebe dir drei Tage Bedenkzeit, aber bis dahin, bis dahin... Komm mir nicht vor die Augen!

Alexei kannte seinen Vater recht gut und wußte, daß wenn sich der alte Herr etwas in den Kopf gesetzt hatte, man es ihm selbst mit einem Keil nicht wieder hinauszubringen im Stande wäre, wie Laras Skotinin \*) sich energischer Weise ausdrückt; aber der Sohn glied in diesem Punkte dem Vater und der eine bestand eben so hartnäckig auf seinem Stande, wie der andere. Alexei ging in sein Zimmer und fing an über sein Schicksal Betrachtungen anzustellen; er dachte an Elisaweta Seigorjewna und an die feierliche Drohung seines Vaters, ihn zum Bettler zu machen; endlich dachte er an Alzulina und fühlte zum ersten Mal in seinem Leben, wie sehr er sie liebe. Der romantische Gedanke, das Landmädchen zu heirathen und mit ihr von seiner Hände Arbeit zu leben, fuhr ihm durch den Kopf und je länger er diesen entscheidenden Schritt bei sich überlegte, um so vernünftiger erschien er ihm.

Seit einiger Zeit hatten die Zusammenkünfte im Wäldchen, der regnerischen Jahreszeit wegen, nicht mehr stattgefunden: Alexei setzte sich also sogleich hin und schrieb an seine Angebetete einen langen Brief, mit möglichst deutlicher Handschrift und in dem Stile eines Tollhäuslers, in welchem er ihr Hand und Herz zu Füßen legte.

Am andern Morgen ließ Alexei, dem gefasteten Vorsatz getreu, sein Pferd satteln und ritt nach Prilutschino hinüber, wo er sich offen gegen Maromski erklären wollte. Er hoffte auf seine Großmuth und gedachte ihn durch ein unverholenes Geständniß in sein Interesse zu ziehen.

— Ist Grigori Iwanowitsch zu Hause, fragte er einen Diener, indem er sein Pferd vor der Haupttreppe des Herrenhauses anhielt.

— Nein, entschuldigen Sie gütigst, antwortete dieser: Grigori Iwanowitsch haben schon ganz früh auszufahren geruht.

— Wie ärgerlich! brammte Alexei vor sich hin. — Nun, ist wenigstens Elisaweta Seigorjewna zu Hause? fuhr er fort.

— Zu Befehl.

Alexei sprang vom Pferde, warf dem Diener die Zügel zu und trat unangemeldet ins Haus.

\*) Laras Skotinin, ein Character in Bon Wiesen's Lustspiel: *Норочка* (Der Krautjunker, — der adeliche Lummel.)

— Jetzt, dachte er, indem er sich der Saalthüre näherte, — soll sich alles entscheiden. Ihr selbst will ich alles offen gestehen...

Er trat ein... und blieb versteinert stehen...

Lisa... nein, Katalina... seine heißgeliebte, braune Katalina, aber nicht im Sarafan, sondern im niedlichen, weißen Morgenkleidchen, saß am Fenster und war eben beschäftigt den Brief zu lesen, den er gestern Abend an sie geschrieben; sie las so eifrig, daß sie sein Hereinkommen gar nicht bemerkte. Er war nicht Herr seiner Gefühle und stieß einen Freudenschrei aus; Lisa fuhr zusammen, erhob den Kopf, schrie ebenfalls auf und wollte aus dem Zimmer schlüpfen. Aber schon hatte er ihre Hand erfaßt.

— Katalina! rief er ein Mal über das andere, — meine theure Katalina!

Lisa bemühte sich loszukommen:

— Mais laissez-moi donc, monsieur, schrie sie mit abgewandtem Gesicht, — mais vous êtes fou?!

— Katalina, mein geliebter Engel, wiederholte Alexei und bedeckte ihre Hände mit Küssen.

Mich Jackson, der stumme Zeuge dieser Scene, saß da starr und falt vor Erstaunen und wußte nicht, was sie dazu sagen und was sie davon denken sollte.

Die Thüre öffnete sich:

— Ei, ei, ei! sagte der hereintretende Gritgori Iwanowitsch Murrowski, — nun, zwischen euch beiden ist ja, wie mir scheint, schon alles in Richtigkeit?...

Die geneigten Leser entbinden uns hoffentlich der überflüssigen Mühe, den weitem Verlauf der Sache zu berichten.



# Erinnerungen

von

Max Cambeca.

## I.

### Die Kanonenstiefel.

#### 1.

— Wenn ich schläfrig bin, es ich Hammelsteule und wenn ich hungrig bin, leg ich mich schlafen und da ich mehr schläfrig denn hungrig bin, werde ich essen wie ein Wehrwolf, und Ihre Theerpillen können Sie selbst schlucken. Punctum, Donner und meine Kanonenstiefel! und dabei bleibt es!... So sprach der Major und warf sich brummend in einen Lehnsuhl, um die Zeitung zu lesen.

Tante Nimi, an welche diese Rede gerichtet war, schwieg, sie wußte nur zu gut, daß jetzt alles Sprechen vergeblich sein würde, nachdem der Major bei seinen Kanonenstiefeln geschworen hatte.

Tante Nimi war eine Seltenheit unter den alten Jungfrauen.

Sie hatte der Welt entsagt und lebte nur noch andern. Nachgiebigkeit war ihre größte Tugend.

So schwieg sie auch jetzt und nur eine Thräne hatte die ranhe Stimme des Neffen ihren kleinen grauen freundlichen Augen entlockt. In dieser Thräne aber spiegelte sich ihre ganze Vergangenheit voll Leid und Trauer, spiegelte sich das ewige Einerlei ihres Daseins.

Der Major schielte über seine Zeitung nach ihr hin, er bließ mächtige Rauchwolken aus seinem Naserkopf und die rothen Wangen liefen ihm blau an, während er mit den großen Augen unruhig hin und her blickte.

Endlich warf er die Zeitung auf den Tisch, schlug mit der Hand so heftig auf denselben, daß Tante Nimi erschreckt ihr Strickzeug fallen ließ und rief: «Aber weshalb kommen Sie auch immer, Tante, mit Ihren Lehren und Pillen und Sprüchen und dergleichen — da geht's denn nur Spectakel ohne meine Schuld, denn Sie wissen doch nun einmal, daß ich heftig bin... daß ich...»

— Liebes Kind, ich meine es ja gut, läspelte Tante Nimi, ich suche nie Streit... ich...

— Nun ja doch... ja doch! rief der Major unruhig. — Aber lassen wir das. Wie steht es mit dem Pilet?

Nun machten Tante Nimi und der Major eine Partie Pflot. Bis spät in die Nacht hinein saßen sie fröhlich beisammen, um sich am anderen Tage wieder zu verzanken und dann am Pflotische auszusöhnen.

In der That meinte es Tante Nimi redlich, sie befürchtete ja nur, den armen Major werde der Schlag tödten, wenn er bei seiner Corpulenz so stark zu essen und zu trinken fortfahren würde. Doch wie sollte dem abgeholfen werden? Dennoch fand Tante Nimi ein Mittel. Was denkt wohl auch nicht alles eine besorgte Tante aus? Die Kanonenkiesel, waren sie nicht das größte Hinderniß? Wenn er nun nicht mehr bei ihnen schwören könnte? Tante Nimi raffte all ihren Muth und Entschlossenheit zusammen, denn gehandelt mußte werden und die Kanonenkiesel — wurden in den Ententisch geworfen.

2.

Eines Tages wurden im Herrenhause alle Fenster und Thüren geschlossen: niemand außer dem alten Verwalter hatte Zutritt. Was im Hause geschah, wußte also auch niemand. Täglich kam ein neuer Arzt aus der Residenz an und täglich wurde ein alter verabschiedet. Im Hause aber war eine große Verwandlung vor sich gegangen.

Alle Zimmer waren dunkel und Tante Nimi wandelte wie ein elendes klagendes Gespenst umher. Von Zeit zu Zeit horchte sie hoch auf, ob nicht etwa der Major etwas verlange. Dieser hatte indessen nur noch wenig nöthig. Bleich und mager saß er in einem großen Lehnstuhl und stierte vor sich hin. Von Zeit zu Zeit murmelte er unverständliche Worte oder seufzete tief.

Seine Kanonenkiesel, in denen er über die Brücke von Arcole dem Korpsknecht nachgeschritten, die er im Nilfland geschleppt, die ihn über die Berejina getragen, sie waren nicht mehr — sein zweites Ich, sein Alles!

Eine Thräne erglänzte im Auge des alten Veteranen und laut schluchzend bedeckte er mit den Händen das Gesicht. Sie waren vorangegangen, er mußte folgen. Was war der Major ohne seine Kanonenkiesel? In ihnen stand er ein Mann, ein Held da.

Ein Paar andere? Mit Verachtung schaute er auf die neuen, getreu nachgebildeten.

Waren sie denn die geweihten, unvergleichlichen? Wo war das denkwürdige Loch von der Musketenkugel, wo die Schramme, die ihm der Pascha mit der Schaska gemacht, wo der Pflotstich des wahnsinnigen Aegypters?

— Nimi, Nimi! rief der Major schmerzvoll, wie im Traume vor sich hinschauend, — du weißt nicht, was du mir gethan. Mit ihnen nimmst du mir mein Glück, mein Leben. Schluchzen unterbrach seine Klage.



Wim! stand bleich da, ihre Augen starrten threnenlos und nirgend sah sie Trost, nirgend Vergeltung ihrer That.

Der Major nahm geduldig wie ein Kind alle Anzeigen ein, aber die Aerzte gaben nur wenig Hoffnung. Des Abends phantastirte der Major härter, machte alle Schlachten durch, commandirte, schoß, schoß, aber plötzlich griff er wieder nach seinem Fuß und dann weinte er bitterlich und rief schmerzvoll «meine Stiefel, meine einzigen Kanonenstiefel!» Dann sank er ins Rissen zurück und schlief etwas.

Aber eines Tages wurde er nicht mehr wach und bald darauf trug man den gnädigen Herrn ins Familienbegräbniß. Lante Wim! aber wurde wahnsinnig und sprang den Kanonenstiefeln nach — in den Grentereich.

### III.

#### Evelina.

Sie liebte mich und sang mit lieblicher Stimme das Lied von der knospenden Rose. Ich liebte sie auch — ich schwärmte, aber ich äbte mich damals in der Kunst zu entsagen, nahm Postpferde und reiste nach Sizilien.

Ich bestieg den Befud, setzte mich auf den Rand des Kraters, schaute in die schwarze Tiefe, rauchte vergnügt meine Cigarre und rief seufzend: ich entsage!

Aber sie entsagte nicht, denn sie stand hinter mir und rief mit threnenerfüllter, vorwurfsvoller Stimme:

— Entlofer!

— Wie tief ich, bin ich, Evelina, nicht würdiger deiner Liebe, wenn ich groß an Tugenden dassehe? Ich, der ich dich vergöttere, entsage, entfliehe! liebe mich desto platonischer in Welschland, mich, den an fernem Küsten unentdeckter Inseln liebeschwärmenden!

— Entlofer! klagte von neuem ihre melodische Stimme, — mit dir zu leben, zu sterben war meine Glückseligkeit und du hast sie kaltberzig zertrümmert... Ach! mein schöner blüthenreicher Frühlingstramm ist entschwunden — die Blume welkt, denn deine Liebe blüht nicht mehr für Evelina!

Evelina's Wangen erblichen, sie schwankte und ich hatte noch gerade so viel Zeit, meine Cigarre auf einen Stein zu legen, und das liebliche Kind in meinen Armen aufzufangen.

Aber uns umblühte sich der dunkelblaue Himmel, der fern mit dem Meere zusammenfloß, dessen ruhige Bogen das späte Abendroth mit Purpur übergoß. Rings um uns aus den duffenden blüthenreichen Thälern drang ein Gesumme, ein seltsames Geläute, ertlang aus tausend

Blumenkelchen die klagende Stimme verschmähter Liebe. Gehaltenreich schwanke der weiße durchsichtige Nebel hin, als wolle er mich schrecken, aber die dufenden Mandelbäume überragten ihn und riefen mir Muth zu. Doch höher denn die bunten dufenden erhoben sich die erakten Pinien und fragten mich streng: «warum lobst du Liebe mit Gleichgültigkeit? Spiele nicht mit Herzen, du vermagst nicht Leben zu geben der Blume, die du entblättert!» Ich bückte mich etwas, so vorsichtig, daß es Guelina in ihrer Ohnmacht nicht führte und griff nach meiner Cigarre, denn, aufrichtig gesagt, auch die süßeste Last wird mit der Zeit schwer und ich wollte mich daher etwas belohnen.

Die Cigarre glimmt noch! es ist keine Täuschung, kein Wahn, sie glimmt noch! Nachdem ich einige Jäge gemacht, ward ich tief gerührt und sah das Unrecht ein, das mir die Pinien vorgeworfen hatten.

Neben mir ruhte das liebliche Wesen. Ihre dunkeln Locken flossen um mein Ledercollet. Ich hörte ihr Herz leise, ganz leise pochen! Da erkobte eine Saite in meiner Brust, in lieblicher Melodie erklang das Lied von der knospenden Rose und begeistert küßte ich des Mädchens schweigenden Mund.

War es ein Zauber? Rosig färbten sich die bleichen Wangen, lauter pochte das kleine Herz, die kalte Pandora erglühte in meinen Armen, Leben besetzte den todten Stein und bei all diesem Gefühlsüberfluß hatte ich meine Cigarre in Zug erhalten.

Sie blickte auf und ihr dunkles Auge versenkte mich mit seiner Gluth.

Da machte ich aber einen Fehler in der Rhetorik der Liebe, ich begriff es selbst nachher nicht und doch lag es so nah, und sprach als Antwort:

— Denke doch, meine Cigarre brennt noch!

— Ha, du tödtest mich! hauchte Guelina.

Eigene Gefühle durchzuckten mich.

Ernst klagten mich die Pinien an ob der Thränen Guelina's, aber noch höher denn die Pinien leuchteten schon meine lieben Sterne und sprachen: «Auf, fauler Wanderer, wir leuchten dir auf den Weg und das Ziel ist noch fern!

Da sprach ich zu Guelina:

— Geliebte, es sei, ich bin dein! Aber fort von hier! Hin nach Ellikum, hin zu dem Hain, wo die Liebenden auf Socken auf den nebelfreien Wiesen wandeln, in ewiger Harmonie!

Das Ende meiner Rede hatte ich mit Begeisterung gesprochen, leidenschaftlich umfaßte ich Guelina, die mich fast bang anschaute und meine Worte vorausschleudern eilte ich dem Krater zu.

Ja, ich weiß nicht, wie die Sache eigentlich war. Ob eine Ohrfeige?

Ob ich stolpernd gegen einen Stein fiel? Genug, ich stand da allein und fern hörte ich Gwelnas Stimme: «Er ist wahnsinnig» und alles war still. Bald darauf hörte ich einen Wagen rollen und erkannte das Geräusch ihrer wiener Galesche.

— Frei! rief ich, frei bin ich wieder — frei wie der Vogel in der Luft und das ohne Entfagung. Ist auch meine Mühe in den Krater geflogen — so bin ich doch frei — und kann mir ja eine neue Mühe kaufen, oder einen Strohhut, oder vielleicht sogar spuckt sie mir der gefällige Berg mit Lava übersteuert nächstens heraus.

Bei diesen Worten rollte es wirklich dumpf im Berge und ich machte, daß ich davon kam, denn um mich hin stiegen schon dunkle Fumarolen, so daß man weder Steg noch Weg sah. Noch leuchteten aber meine lieben Sterne und ich schwärmte von .... Aber wie war es denn eigentlich? Gwelnas ging von mir? Sie liebt mich nicht? Nun, ja nun, Gwelnas, wird es mir seltsam zu Muth, ich — ich habe dich doch eigentlich immer so treu und wahr geliebt, ich.. ja, ich kam ins Wirthshaus, nahm so gleich Postpferde und reiste der Fliehenden nach.

### III.

#### Der Actuar.

Der Actuar saß an seinem großen Schreibtisch und schrieb emsig an den Behörde-Circularen. In der kleinen Stube, die aus zwei trüben Fenstern auf ein freundliches Gärtchen schaute, herrschte tiefe Stille, so daß man nur das Tictack der alten Wanduhr und das Schnarren der Feder vernahm.

Der Actuar, in einem gelben, verblühenen Schlafrock gehüllt, war rings von Actenstößen umstellt, so daß nur seine weiße Zipfelmütze und die Fahne der langen Gänsefeder aus dem Papierchaos hervortauchten. Er war ein altes hageres Männchen, mit einem gutmüthigen, runzligen Gesichtchen, um das einige weiße Haare fielen. Rings an der Wand und den Actenschränken hing der Staub entschwendener Jahre und so wie der Actuar jetzt bewegungslos dasaß, erschien er wie ein trostloser Gedanke, den die vorüberrauschende Zeit in der Kumpelkammer vergangener Jahrhunderte vergessen hatte. Es giebt Leute, deren Leben nur eine einzige Begebenheit ist. Der Welt verworrenes Treiben, mit all den bunten Bildern des Wandels ist an ihnen vorübergegangen und sie kennen nur sich und ihre Geschichte. Das Leben ist ihnen ein bloßes Hinträumen, denn mit dem Ende ihrer Geschichte ist auch ihr Leben aus, sie suchen keinen Trost, sie kennen keinen Schmerz, so wie sie auch nicht hoffen, daß ihnen das Verlorene ersetzt werden könnte. Es giebt in der That Menschen, die ein einziger verkörperter Gedanke durch die Welt hingehen, und außer diesem

Gebanken nichts auffassen. Maschinen scheinen sie fortzuleben und bedienen sich, wenn sie mit anderen Menschen zusammen kommen, nur noch der nothwendigsten Bedürfnißworte, die ihnen aus Gewohnheit anfließen.

Diese Stube, mit den verblichnen Gardinen, bestaubten Acten und dem ärmlichen Hausrath, war der ganze Lebenskreis des Actuars. Außer ihr kannte er nur sein Gärtchen, den Nachbar Loby und Franz und den Weg ins Amt. Er hatte nie das Dorf verlassen, selbst ins Feld war er wenig hinaus gegangen, denn die einzigen Erholungsstunden verbrachte er Abends im Gärtchen.

Die Wanduhr und die Actenstöße waren allein Zeugen seines Lebens gewesen. Hier auf demselben Stuhl saß er vor fünfzig Jahren und schrieb als junger Actuar dieselben Circulare. In diesem selben Zimmer saß er damals mit der alten Barbara, seiner Schwiegermutter und der jungen Anette, seiner Braut. Er feierte mit den Nachbarn Loby und Franz seinen Hochzeitstag. Zu demselben Tictack klangen tönend die Bläser der Heuermäshen, nur die Feder des fleißigen Actuars schnarrte an diesem Tage nicht.

Damals freilich kesselte ein munteres Gespräch. Der nun greise Loby erzählte, noch jung und rüstig, von den Mastwäldern in Holland, und Franz schwärmte bei dem Gedanken an seine bevorstehende Wanderschaft durch Deutschland.

Der junge Actuar hatte wohl damals auch Lust mitzuziehen in die weite große Welt hinaus, aber ihn fesselte die liebe Anette und er hatte von seinem Vater, der auch ernst an diesem Tisch sein Leben durchschrieben hatte, den Spruch ererbt: bleibe im Lande und nähre dich redlich.

Der Actuar und Anette lebten glücklich und froh. Er saß im Zimmer am Actentisch und schaute von Zeit zu Zeit durchs offene Fenster zur munter schaffenden Anette hin und sie steckte oft das rothge Gesichtchen zu ihrem lieben Anton in die Stube und stellte ihm duftenden Jasmin und Tulpen aufs Fenster. Wenn es zwölf schlug, rief die alte Barbara die Kinder zum Essen, dann sprach man noch ein Stündchen und dann ging Anton wieder schreiben und Anette saß neben ihm und strickte und sann. Nur das Tictack der Uhr hörte man und die schnarrende Feder. Wenn es Abend wurde, gingen Anton und Anette in den Garten und die alte Barbara sprach den Kindern von ihrer Jugend und von Anton's Vater, der eigentlich ihre erste Liebe gewesen war und wie sie dann doch den reichen Müller hatte nehmen müssen, der nachher in den Krieg zog und nie wiederkehrte. Barbara wischte dann sich die Thränen aus den Augen und blickte veröhnt auf das junge Paar. Anton und Anette waren glücklich — glücklich auf ihre Art. Sie kannten nichts mehr vom Leben und strebten auch nach nichts Besserem. Vielleicht war es auch besser so.

Beletr. Bl. 2ter Jahrg.

40

Die Zeit zog an ihnen vorüber und sie merkten es kaum. Anton und Anette hatten keine Kinder. Es war so besser, denn wo hätte der arme Actuar für Unterricht und Erziehung der Kinder Geld hergenommen?

Eines Tages war die alte Barbara nicht wach geworden. Anton und Anette weinten ihr heiße Thränen nach und man trug die alte Barbara auf den Friedhof zu Antons Vater. Loby und Franz waren lange schon von ihren Reisen heimgekehrt, denn auch ihnen hatte die Zeit das Haar weiß gefärbt. Wieder saß man beim Actuar zusammen, wieder klangen die Weingläser zum einformigen Tictack der Wanduhr. Dem Actuar kam es gar seltsam vor, wenn Loby von seinen Entfernungen sprach und wenn er dann auf Anette blickte die, ein altes freundliches Mütterchen, ihn anschaute. Bald lag auch Anette auf dem Friedhofe und nun saß der Actuar allein in seinem Sessel und das Tictack der Uhr allein und seine schnarrende Feder sprachen mit ihm. Sie sagten, daß es nun auch für ihn Zeit sei, sich zur Anette und Barbara zu legen und der alte Actuar lächelte freundlich und nickte und sprach: «bald, bald». Von Zeit zu Zeit schaute er noch manchmal aus Gewohnheit durchs Fenster in den Garten nach Anette. Aber im Garten war's öde und leer, die Blumen waren verwilbert und die Schiffe, die er selbst in die Erde gesteckt, standen schattige, hohe Bäume da. Nur das Glas mit den vertrockneten Jasminzweigen auf dem Fenster erinnerte ihn an den Tag, da Anette zum letzten Mal ihm Blüthen ans Fenster gestellt hatte.

Eines Tages blieb die Stube des Actuars leer. Niemand trat an den Tisch, um zu schreiben, niemand zog die alte Uhr auf, die jetzt fast ängstlich zu picken schien, da sie nun bald aufhören mußte zu tictacken. Bald ward es auch ganz ruhig im Zimmer; der Wanduhr letztes Tictack erklang und die Zeit sagte: der Anton liegt nun auch auf dem Friedhof und ich muß weiter. Das war auch ein Menschenleben und wer weiß, ob nicht ein glücklicheres, als so manches bewegte Leben!

Im Zimmer war es so still wie in dem, das wir alle zuletzt beziehen müssen und nur die Spinnen webten auf und ab, und der Holzwurm nagte und klopfte eintönig.

#### IV.

##### Der letzte Freier.

Es war Sylvesterabend. In den Häusern saß man am wärmenden Kaminfeuer, um das neue Jahr zu erwarten — draußen aber wirbelte der Schnee in dichten Flocken zur Erde und der kalte Wind segte auf den Straßen den einsam Wandernben nach, oder blies Eisblumen auf die Glasfenster und fuhr dann wieder pfeifend um die Essen und alten Sie-

bel, so daß die Wetterfahne laut schrillend durch die Nacht riefen. Es war eine kalte Nacht — eine dunkle Sylvesternacht, der selbst der fallende Schnee nur ein unheimliches Licht zuwarf. Die düsteren hochragenden Giebel saßen unter den weißen Schneekappen gar gespenstisch aus. Der Giebel eines alten Hauses, der fast alle überragte, schaute noch dazu aus zwei hell erleuchteten Fenstern auf die Stadt herab. Es war das älteste Haus in der Stadt und sah so vernünftig aus, als wisse es auch, daß Sylvesterabend da.

Die Wetterfahne kreischte und es war nicht anders, als rief das bemoste Haus mit helferer Stimme den anderen Häusern zu: wollen wir Sylvesterabend feiern.

Aber die anderen Häuser wurden schläfrig und machten die Augen zu. Alle Lichtlein waren erloschen und nur noch das hohe Giebeldach schaute lustig blinzeln in die dunkle Nacht hinaus.

Die beiden Giebelfenster aber gehörten einem gemüthlichen Stübchen an, das die Besizerin des Hauses, die Jungfrau Barbara Kauschewas, bewohnte.

Barbara Kauschewas saß auf einem weiten Lehnstuhl vor dem prasselnden Kaminfeuer und schien in tiefen Gedanken verloren. Jedenfalls war Barbara eine gemüthliche Jungfrau.

Diese festen rothen Wangen, die den aufkeimenden Gedanken einer selbstständig erscheinen wollenden Nase fast erdrückten, diese niedrige, von grauem Haar umlockte augendraunlose Stirn, das weitläufige Kinn, — alle diese Partien, die eine in Zubringlichkeit ausgehende Anhänglichkeit ausdrückten, gaben dem Gesichte der Jungfrau einen humoristischen Anstrich. Ein weißes Nachthabit, das gar eigen gegen das rothe Gesicht und die Hände abfiel, umfloß die fälligen Glieder.

Wie Barbara so da saß, ahnte wohl niemand, daß dieses Wesen eine der empfindsamsten Seelen war.

Sie hatte alle regelmäßigen und unregelmäßigen Tonleiter der Gefühlsscale durchgespielt und selbst jetzt, wo der Spiegel sie an Vergänglichkeit erinnerte, schlug ihr Herz noch in einem nicht zu verachtenden romantischen Tact. Sie suchte zu vergessen, daß sie sich schon fast den fünfzigern näherte und obgleich sonst in allem genau, war ihr Geburtstag im Kalender nicht angemerkt — und sie feierte nur ihren Namenstag.

Die gefeierte Schönheit ihrer Zeit, hatte sie jetzt freilich auf directe Eroberungen verzichtet, sah aber doch noch gern einen Kreis von Herrn um sich, der die unersehbare Vergangenheit einigermaßen als Surrogat vergegenwärtigte.

Heute saß indessen Barbara, alter Gewohnheit nach, allein auf ihrem Stübchen, dasselbe, das sie noch zu Lebzeiten ihrer Eltern als jun-

ges Mädchen bewohnt hatte. Im Gesellschaftszimmer empfing unterdessen ihre Base die Gäste der Neujahrsnacht.

Hier, wo sie als fünfzehnjähriges Bärble gefessen und in der Epiphaniennacht Lichtlein schwimmen ließ und in den Spiegel schaute — sah sie nun wieder und schaute zurück auf die unabsehbare Reihe der Jahre.

Auf einem Tischchen neben Barbara's Stuhl lag ein kleines Büchlehen mit Goldschnitt, in rosa Sammet gebunden.

Wie aus tiefen Gedanken erwachte Barbara und griff lächelnd nach dem Büchlehen.

Was für Gedanken mogten sie plötzlich durchziehen? — Sie öffnete das Büchlehen und auf dem ersten weißen Blatte stand mit zierlichen Buchstaben geschrieben: Meine Freier.

Barbara lächelte von neuem, aber diesmal lag ein gewisser Stolz in ihren Mienen — sie richtete sich hoch auf, ihre Augen funkelten, die eine Hand erhob das kleine Büchlehen, während die andere wie befehlend in die dunkle Ecke des Zimmers hinwies, und sie sprach langsam gebietend: «Nahet euch, ihr Bilder, zu denen Liebe und Bahn mich abwechselnd zogen... nahet euch... jedem sei ein Augenblick der Erinnerung gewelht!»

So also hielt Barbara Heerschau über ihre Freier und ließ sie nun einzeln im Geiste vorüberziehen, einzeln las sie die Namen im Büchlehen und jedem fügte sie ein Kreuz mit einem rothen Stift hinzu. Alexis! der erste Name in der Liste.

Barbara lächelte wehmüthig. Armer Alexis, er hatte sie tren geliebt. Sie war damals fünfzehn, er sechzehn Jahr alt. Täglich begossen sie den Kohl im Garten, Alexis trug uermüddlich die schweren Stiefkannen, aber auf dem schlüpfrigen Wege trat er sich die Stiefel ob und durste nicht mehr Kohl begießen. Die schlimmen Stiefel waren an allem Schuld. Mußte er in ihnen nicht auf den Tanzboden hin, wo Bärbel mit dem schlanken Dragoner tanzte, mit dem Dragoner, welcher über den armen bleichen Alexis lachte, der in seinen abgetretenen Stiefeln gar armselig dastand. Waren sie doch ihretwegen abgetreten worden. O Mädchenwankelmuth! Verlacht, verhöhnt, stürmte Alexis in die Nacht hinaus und — vergaß die Treulose. Er wußte nicht, wie Bärble ihre Eitelkeit bereute, wie viele bittere Thränen sie um ihren armen Alexis weinte, der einige Jahre darauf, ein stattlicher Officier mit graden Stiefeln und klingenden Sporen durch die Stadt zog. Er ritt an dem Fenster vorüber, an dem Barbara bleich und traurig dastand, und höflich gräusend wies er mit der Linken auf seine blanken Stiefel.

War aber Alexis ihre erste Liebe gewesen, tauchte nicht hinter ihm noch ein bleicheres Bild empor? Barbara's Herz pochte mächtiger, feberhaft glühten ihre Wangen, sie breitete ihre Arme aus und rief schluchzend:

Abonis! Das bleiche Schattenbild sah sie wie sonst aus seinen großen, schwarzen Augen an, es sprach nichts, es dachte nichts, es küßte Bärble's Hand und ging traurig seufzend von dannen.

Da Abonis so bleich und hungrig ausah, hatte Bärble ihm oft ein tüchtiges Butterbrod in den Garten gebracht. Schweigend aß er es auf, küßte ihre weiße Hand und ging seufzend nach Hause. Eines Tages trat er zum ersten Mal zu Bärble's Eltern in die Stube, zum ersten Mal hörte Bärble ihn sprechen und seine ersten Worte waren: «Ich liebe ihre Bärble!» So sprach er zu Barbara's Vater. Aber der lachte unnäsig, daß ihm die hellen Thränen über die Wangen liefen und bat den Abonis, ihm das doch noch ein Mal zu sagen. O, dieser grausame Vater! Zum ersten und letzten Mal lag Abonis an Bärbles Brust, da sie allein im Saale stehen blieben. Dann aber raffte Abonis sich kraftvoll auf, küßte ihre Hand wie sonst und ging. Das gute Bärbel eilte ihm noch nach und steckte ihm einige Butterschnitte in die Tasche. Abonis schaute sie wehmüthig dankbar an — und dieser letzte Blick für das letzte Butterbrod war Barbara unvergesslich geblieben!

Nachdem Barbara zwei Kreuze in das Buch gemacht und lange kinnend dagesessen, las sie weiter: Amadeus Sieb.

Amadeus Sieb saß des Abends mit dem alten Pulcherius Rauschewas beim Glase Bier und beide schmauchten ihre Pfeifchen. Bärbles Mutter strickte dazu und liebte es gar sehr, wenn Herr Sieb von seinen Reisen erzählte. Trat aber Bärble herein, so stand der Oberälteste Sieb sehr artig auf und dann stieß er jedes Mal den alten Rauschewas in die Seite und lächelte selbstgefällig, wobei er die erröthende Jungfrau anschaute. Bärble verstand nichts. Aber eines Tages hatte Herr Sieb weiße Fellehandschuh angezogen und eine gelbe Weste mit rothen Blumen angethan und sich eine so enge Cravatte umgebunden, daß seine großen blauen Augen noch höher als die breiten Bausbacken hervorquollen. Der alte Pulcherius faßte ihn an die Hand und führte ihn zur staunenden Bärble, der er als ihr Bräutigam vorgestellt wurde. Unglückliche Bärble! An einer Fischgräte, zwei Tage vor der Hochzeit, erstickte Amadeus.

Darauf schwenkten die drei Fähnriche vorüber, alle lang und hager. Sie hatten der Reiche nach ihre langen Schnauzbärte gedreht. Aber Bärble war nun schon selbstständiger geworden und entschieden wie damals machte sie jetzt den drei jugendlichen Ebnen des Krieges Kreuze nach.

Kireby, der unselige Dorfschulmeister mit seinen Resallence-Ideen zog dahin; ihm folgte der junge von Storch, das liebliche Kerlchen, der Commis voyageur, der Nonselfelnhosen trug und in Seide machte, Barbara lächelte ihm freundlicher zu, denn neben ihm schritt der Stadtpoet



mit einer Gänsefeder hinter dem Ohr, der nur Couette und die auf Wärbte dichtete.

Aber wer nahte dort in einem halben Wagen und rief, ohne den Mund zu öffnen und die runden Glasaugen zu drehen: theure Miß! barbarische Miß! Es war der Lord. Barbara schaute stolz hin. Sie gedachte der schönen Zeit, wo die ganze Stadt von Barbara Rauschewas und dem Lord sprach. Wo sie und ihr ganzes Haus englisch geworden waren, wo viermal in der Woche Barbara's Theekränzchen durch das offene Fenster dem in seinem halben Wagen sitzenden Lord lauschte, der hier Barbara anschaute und englisch sprach. Er verließ nie seinen Wagen und als er einst Barbara's Hand küssen wollte, mußte sie an den Schlag treten, aber dafür war er ja ein Engländer! Er fuhr hin wie sie alle. Ihm folgten die beiden Doctoren, die Barbara von der schon eintretenden Migräne curirten. Aber sie begriffen beide nicht Barbara's Constitution und sowohl Homöopathie als Allopathie erzeugte in der Brust der Jungfrau nur Apathie und Antipathie gegen die Eöhne des Aesculap.

Schöne Blüthezeit, sie war hin, der Jungfrau Lieben und Wähnen. Sie gedachte der glänzenden Bälle und Maskeraden, des Duells, das der jüngste der Fähnriche mit dem rasenden Nireby hatte... alles... alles war hin... Aber dennoch zählte sie mit stolzer Miene die Zahl der kühnen Freier. Dreizehn? Wurde doch Barbara nur von zwölfen, hatte sie doch ihres Wissens nur zwölf Kreuze gemacht. Sie zählte nochmals, das dreizehnte Kreuz stand wieder da, so geheimnißvoll, fast unheimlich.

Barbara sann, um sich des dreizehnten Freiers zu entsinnen. Mit einer gewissen Aengstlichkeit suchte sie in ihren Erinnerungen. Es war ihr fast, als hätte sie nicht dieses Kreuz hingestellt.

Dumpe Schläge hallten vom Kirchenturm — Mitternacht! Barbara fuhr schauernd zusammen, denn leise hörte sie jemand hinter ihren Stuhl treten. Sie wagte kaum mehr zu athmen. Das Feuer im Kamin erstarb, aber eisig durchrieselte es sie, als sie eine dürre Knochenhand auf ihre Schulter gelegt fühlte und eine dumpe Stimme sprach: «Barbara, ich bin der dreizehnte, der letzte Freier!»

Barbara fuhr entsetzt zusammen, hier blickten ihre Augen auf das grinsende Gerippe, das sie zärtlich anschaute, auf den Tod mit Senfe und Stundenglas.

Als zum letzten Mal die Flamme im Kamin aufflackerte, beschien sie Barbara's Gesicht, das leblos in die Gluth stierte, die kramphafte Hand hielt noch das Buch der Freier und um ihren Mund zog sich ein stolzes Lächeln — erst im Tode besiegt zu sein.

V.

Die beiden Violinen.

Thomas Girt hatte einen kleinen Strich. Das war nun durchaus nicht zu bestreiten. Thomas Girt war bei Herrn Bundel gewesen und Herr Bundel trank einen guten Portwein. Thomas Girt war erste Violine beim Affentheater in dem Scherbengäßchen, aber Herr Bundel war Kunstfreund und Kenner und Thomas hatte bei ihm gespeist. Daß er einen Strich hatte behauptete seine Frau, Mißres Margaret, die eine Engländerin war und so was schon wissen konnte, es wiederholte ihr Landsmann, der Capitain Bobby und Thomas mußte es sich zuletzt selbst eingestehen.

Mißres Margaret war eine gefühlvolle Seele und weinte jedesmal, wenn Thomas seine Glegie spielte, die er ihrem armen Kops componirt hatte, der im zweiten Jahr seiner Blindheit von der Brücke einen Fehltritt in den Kanal that — aber wenn Thomas etwas über den Durst getrunken hatte, war sie ärgerlich. Mißres Margaret hatte auch heute ihre Haube schief aufgesetzt und ließ allerlei Sticheleien laut werden, der Capitain dagegen lachte und meinte, Thomas habe immer einen guten Strich, dafür sei er ja erste Violine, und dafür wolle er sich mit jedermann boren, er, Schiffscapitain Bobby.

Thomas war mitten ins Zimmer getreten, hatte die Hände in die weiten Hosentaschen gesteckt, die Mütze schief auf den Kopf gesetzt und schaute gutmüthig lächelnd seine Frau an. Mißres Margaret schwieg und rieb sich die Hände, wie sie that, wenn ihr etwas unlieb war. Aber als der Capitain sich zum Kamin wandte und die Gluth um den Theekessel schürte, warf sie ihrem Gemahl durch eine geschickte Handbewegung die Mütze vom Kopfe. Thomas lächelte und indem er ironisch das eine Auge zukniff, sagte er: «Gesteh es nur, Margaret, du bist nur so ärgerlich, weil ich zu früh nach Hause komme und den Thee en doux störe? he, he, he!» Und dabei lachte Thomas, daß ihm die hellen Thränen über die Wangen liefen und der Capitain lachte auch, so daß er fast den Theekessel umgestoßen hätte. Aber Mißres Margaret sagte bloß: «nicht sein das.»

— Bin nicht eifersüchtig, rief Thomas. — Bon jour, Capitain, soll ich deine Frau grüßen? Und mit diesen Worten schwenkte die erste Violine rechts um und schritt der Thür zu. Er wäre auch davon gegangen, wenn nicht in demselben Augenblick die Thür von draußen rasch und heftig losgestoßen worden wäre, so daß Thomas sitzend auf die Diele fiel, während der Capitain und Mißres dem über die erste Violine hereinstürmenden erfreut entgegentraten und ihn als ihren lieben John begrüßten.

— Lust und kein Ende! rief John, der die Flöte im Orchester des Affentheaters spielte: — wo ist Thomas Girl?

— Wo? fragte Thomas kläglich, der noch in seiner Lage die Gruppe verwundert musterte. — Wo? bu bist ja über meine leidlichen Knochen geschritten und... das ist Jugend!

Alles lachte, John entschuldigte sich und man nahm um den runden Theetisch Platz.

— Herr Girl, sprach John, ich komme in unserer Angelegenheit — das Orchester...

— Schief los, Junge, rief Bobby, den das Orchester nahe anging, da er selbst Panke und türkische Trommel handhabte.

— Nicht da! rief Girl gebietend: — nach dem Thee.

— Aber... sprach John.

— Ruhig, junges Blut, sprach Thomas kaltblütig.

Das kleine Zimmer, mit den alten Tapeten ausgefchlagen, wurde noch halb vom Tageslichte, halb vom Kaminfeuer erleuchtet und gab den am Tische stehenden einen eigenen Anstrich.

Der Capitain stellte die Gläser zurecht, die er einzeln anschwemkte, während Margaret den Theekessel handhabte und heimlich mit John flüsterete. Thomas drückte nach seiner alten Gewohnheit ein Auge zu, zog seine große Lombadsackuhr hervor und vornehm hindlickend, sprach er:

— Mißtreß Margaret, rasch mit dem Thee machen, Se. Herrlichkeit müssen noch, oder müssen vielmehr um Schlag acht auf, dem Markt-  
platz sein.

— Witz und kein Ende, lachte der Capitain, — ich könnte mich boren, so gefällt mir unsere Violine.

Mißtreß Margaret warf dem Capitain einen kleinen strafenden Blick zu und wandte sich zu John, den sie noch vieles zu fragen hatte, aber John stand schon vor Thomas, den er an den Arm gefaßt hatte, und rief nun außer sich: «Auf den Marktplatz?... Was wollen Sie da?»

— Ich? fragte die erste Violine, indem sie den aufgeregten Jüngling pflegmatisch ansah, — ich will nichts, aber man will mich...

— Und wer will Sie? schrie jetzt fast John, so daß Margaret und der Capitain verwundert die Flöte anschauten, die sonst nur pianissimo blies.

— Na, mein Gott! sprach Thomas unwillig, — brich mir nicht die Knochen... mich will ein gewisser jemand... ein Mann, der doch kein Mann ist... sondern so ein Kerl, der eine Maske trägt... so ein Incognitum...

Der Capitain lachte unmaßig.

Margaret sah bald John, bald ihren Mann an und wußte nicht, wen sie von beiden für berauscht halten sollte. Aber John hatte sich in

einen Stuhl geworfen und rief: *Alm Gottes willen, er richtet noch uns allen und sich selbst das größte Unheil an.*

Der Capitain hielt bei diesen Worten im Lachen inne, Margaret, die den Thee eingoß, starrte John an, so daß der heiße Thee über das Glas auf den Tisch lief und sie erst zu gießen aufhörte, als Thomas jämmerlich aufschrie, denn die heiße Fluth auf die Aule gelaufen war.

Nachdem diese kleine Störung vorbei, Margaret gutmüthig ihren lieben Thomas gestreichelt hatte und wohl zehnmal gefragt: ob er sich nicht stark verbräht habe? und Thomas gelächelt, rief der Capitain:

— Aber nun, Kinder, ich bore mich mit der ganzen Welt, wenn John nicht von neuen Intriguen gegen Thomas Wahl zu berichten hat... es sieht nicht gut aus...

— Aber wo mußt du denn hin? fragte Margaret ihren Mann.

— Ich... ich! rief Thomas, den der heiße Thee vollkommen nüchtern gemacht hatte und der nüchtern stets etwas ängstlichen Characters war.

— Nun ja, du, rief der Capitain.

— I was, ich... sprach Thomas rasch, — den Teufel auch werde ich hin... wer weiß, was es giebt... zudem ist es so geheimnißvoll und das liebe ich nicht, ich bleibe hier... bleiben wir alle hier, nicht wahr, Capitain? Nun ist es schon dunkel und sich mit so einem Manne einzulassen, der eine Maske trägt... Margaret, liebe Frau, sprach er langsam weiter, — schon dunkel, die Fensterladen... meine Beine... siehst du das heiße Wasser...

— Sitz nur... sitz nur, rief Margaret anspringend, — kann ich doch auch ein Mal die Laden zumachen. Und mit diesen Worten eilte sie hinaus. Bald war sie wieder da und schenkte Thee ein, der Capitain aber schickte auf Margaret, die ihre erste Violine so lieb habe und doch so viel brumme, und dies wäre zum Boren.

— Halt da, rief Thomas, sie brummt nur, wenn ich bei Herrn Bundel gespeist habe... Nun aber, John, heraus mit deinen Nachrichten... seht doch, wie er dastht, als ob er gar nicht hier wäre.

John hatte gar schlimme Nachrichten mitgebracht.

Der Capellmeister des Affentheaters war nämlich vor einiger Zeit gestorben, und nun sollte ein neuer gewählt werden. Candidaten waren Herr Thomas Girt, erste Violine, Jean lo petit, zweite Violine. Die Sache selbst hing vom Herrn Director des Theaters ab. Nun hatte sich aber das Orchester in zwei Parttheien getheilt, die eine wünschte Girt, die andere, Herrn Jean, — die zweite oder französische Violine. Die zweite Violine war sonst ein nettes Männchen und wußte sich aller Herzen durch seine Liebenswürdigkeit zu gewinnen. Der Jean lo petit hatte nun noch einen Wettler, der ein Dhm des Kessens einer fernem Cousine des Directors war und agirte durch diese Vermittelung. Außerdem hatte Petit mit seiner Parthie

die erste Violine als einen Käufer verschrien und unter anderen gesagt, daß sie ihre Worte beweisen könnten. Genug, der Director hatte einen Tag festgesetzt, um beide Violinen in der Dirigirung des Orchesters zu erproben und danach den würdigeren zu ernennen. Beide Parteien standen sich seitdem feindlich gegenüber, doch da Girt den größeren Theil auf seiner Seite hatte, sah Petit einem ungleichen Kampf entgegen. Die erste Violine mußte also auf den Tag des Examins unschädlich gemacht werden. Das stand fest und Herr Dallal, die Posaune, ein Hercules von Gestalt, hatte den Plan entworfen. Dallal war früher wechselnd Friseur, Trommelschläger, selbst Tanzlehrer gewesen und war ein Mann von Routine. Er hatte sich der von Herrn Baudel heimkehrenden ersten Violine maskirt genähert, und sie zu einem geheimnißvollen Rendez vous eingeladen, unter dem Vorwande eines Ständchens in Violinosoloform, das einer reichen karaisischen Fürstin gebracht werden sollte. Eig Thomas in die Schlinge, so sollte er betrunken gemacht werden, um entweder garnicht oder doch nur in einem sehr trostlosen Zustande zum Examen zu erscheinen. Diese Intrigue hatte aber die Flibte durch die Sackpfeife erfahren, die vor einigen Stunden zur Parthei der ersten Violine übergegangen war. Thomas war enträthet. Capitain Bobby wollte sich mit der Posaune boren. «Diese Cabale», rief Bobby wild, «Thomas! Petit ist im Stande dunkle Sachen zu unternehmen. Einen Menschen für einen Tag unschädlich machen... oder für immer — es ist so ziemlich nahe — er sprach die letzten Worte dumpf aus. Margaret schaute ängstlich drein, denn man hörte schwere Tritte dicht unter dem Fenster.

— Wenn Dallal vielleicht Gewalt brauchen sollte, sprach John mit funkelnden Augen.

— Kinder, rief Thomas ängstlich... aber im selben Augenblick donnerte es gegen die Thüre. Thomas fiel rücklings mit seinem Stuhl um, Mißreß Margaret schrie auf und selbst der Capitain und John sahen sich ernst an.

Margaret, die ihrem Manne zugesprungen war, rief dem Capitain zu ja niemand einzulassen.

— Et was, rief der Capitain, der sich ermannete, — lenchte mal zu, John, ist's der Dallal so... er krämpfte sich bei diesen Worten die Nerven auf.

— Nicht laßt voran, rief John...

— Ruhig Blut, sprach der Capitain, — boren und kein Ende, ich bin ein alter Seehund und es sollte mir große Freude machen, der lieben Posaune, die mich ohnedem für einen Pfennig mehr Baumwolle locket... so, die...

Neues Donnern an der Thür unterbrach seine Rede. Aber nun war der Capitain gereizt und mit zwei Sägen durchsprang er die Flur und

riß die Thür auf. Aber zur Betwunderung aller stand die Sackpfeife vor ihnen, unter jedem Arm einen Korb, aus denen kleinere und höhere Flaschen herausfahen.

— Vivat! rief die Sackpfeife im Fiskelbiscant, es lebe unsere erste Violine.

Alle Gesichter verklärten sich plötzlich und bald herrschte die größte Heiterkeit, als die Sackpfeife berichtete, der Herr Director werde die Wahl der Stimmenmehrheit überlassen und habe daher die Versammlung auf morgen Nachmittag eine Stunde vor Beginn des Theaters verschoben. Nun war Thomas so gut als schon gewählt und bei Gläserklang und lustigem Vivatrufen feierte man die Wahl des neuen Capelldirectors. Thomas war ganz närrisch vor Freude, nahm seine Violine von der Wand und stellte sich als Director in Positur. Der Capitain schlug Punkte auf die ausgezogene Tischschublade, John pffif, die Sackpfeife sistirte und selbst Mistress Margaret trank ein ganzes Glas von dem schönen Portwein, den die Sackpfeife mitgebracht hatte. Die Nacht war vorbei, ehe sie es sich versahen. Thomas die erste Violine, wandelte Arm in Arm mit Bobby dem Echerbengäßchen zu. Thomas hatte sein Sonntagsglied angelegt und trug eine Rose im Knopfloch und säbelte sich mit der Befähigung des Directors Wind zu — denn eine Deputation hatte diese ihm schon früh zugebracht.

Die zweite Violine grüßte er huldvoll aber ernst, herablassender erwieberte er das «Hoch» seines nunmehrigen Orchesterers. Endlich stand er vor dem Pulte, mit dem Commandostab in der Hand — endlich stand er an der Stelle, an die er sich nur in seinen kühnsten Träumen versetzt hatte.

Der Vorhang rauschte in die Höhe, er gab das Zeichen, die Musik erlöste. Mächtiger und mächtiger rauschte das Orchester, Capitain Bobby schlug wie ein Herkules drein. John blieb hinreißend und der Herr Director, der in der ersten Reihe der Zuschauer saß, nickte beifällig mit dem Kopfe. Thomas Girt war selig, er legte die Violine an's Kinn um das Solo zu beginnen, in das er sein ganzes Gefühl, seine ganze Seele hauchte. Sein Streich begeistert alle von Neuem und mit dem brillantesten Tutti endigte das Orchester. Der selige Thomas sinkt an Bobby's Brust!

Dieser Augenblick war zu schön, als daß Thomas nicht hätte aufwachen sollen, denn er schlief in der That auf dem harten Fußboden seines Zimmers, neben ihm saß Bobby und blickte starr auf Mistress Margaret, die mit gesenktem Haupte in einem Lehnstuhl ruhte.

— Wo sind wir? rief Thomas wie vernichtet, an dessen Ohr die Musik des Affentheater-Orchesterers vom Echerben Gäßchen her dröhnte.

— Waren wir nicht?

— O ja, wir waren betrunken, sprach der Captain dumpf, Petit hat gesiegt.

Der Wein der verrätherischen Sackpfeife hatte gesiegt. Die zweite Bioline war bereits gewählt worden, da Thomas nicht erschien und Abgesandte über seinen, Bobby's und Johns Zustand berichteten. Bobby, der unter der zweiten Bioline nicht spielen wollte, nahm seinen Abschied und brach der Sackpfeife vier Rippen ein, Mißtreß Margaret starb halb darauf. Thomas aber, der arme Thomas, ward tiefsinnig, durchschnitt die Saiten seiner Bioline und stand stundenlang vor sich hinstäuelnd an seinem Fenster und trugte geschäftig mit dem Bogen das saitenlose Instrument

## VI.

### Die Dose des Professor.

#### 1.

In Belvedere am Meeresstrand saßen wir noch spät beisammen. Aus den grünen Römern leuchtete der funkelnde Wein, durch das offene Fenster, das wilde Rosen umrankten, zog die kühle Nachtlust, drang das ruhige, gewaltige Rauschen des Meeres.

Leonardo hatte die denkende Stirn auf die Hand gestützt und schaute mit den großen schwarzen Augen träumerisch vor sich hin. Angelo griff melodische Accorde auf seiner Guitarre und sang. Ich schaute hinaus auf die weite Ferne, auf der ein geheimnißvolles Dunkel lag, aus der die stolzen Pinien wie einsame späte Wanderer hervorrugten, die zum düster univolkten Besud wallten, über den der dunkle sternenhelle Himmel sich wölbte, der Himmel Stalkens, mit seiner unnenubaren Pracht.

Mir war seltsam zu Muth. Aus dem Thale drang ein Dufsten zu mir, ein geisterhaftes Summen und Klingen und Angelo's wehmüthiger Gesang erweckte Gefühle in mir, die ich vergebens zu besiegen strebte. Ich lauschte den Worten seines Liedes, die, bunte gestaltenreiche Bilder, mich umzogen. Er sang:

All' mein Fühlen, all' mein Wähnen,  
Faß ich nicht in Worte ein.  
Nur in ahnungsvollen Tönen  
Will es leis' gesungen sein.

Kann ich nennen, kann ich sagen,  
Was mich wonnig jezt erfüllt?  
Von den Tönen leicht getragen,  
Formet sich ein Zauberbild.

Kann ich fassen es und halten,  
Da es tönend mich umwebt?  
Raum erst will es sich gestalten,  
Und schon ist es mir entschwebt.

Angelo kam nicht dazu, das Lied zu Ende zu singen, denn Leonardo fuhr aus seinen Träumen auf und sprach: «Sing' dieses Lied nicht mehr, Angelo!»

Angelo hatte die Guitarre weggelegt, schaute freundlich dem Freunde in die großen schwarzen Augen und sagte: «Wenn ich nicht singen soll, mußt du erzählen.»

Ich hatte mich zu den Freunden gesetzt. Leonardo's seltsame Weise zu erzählen bezauberte mich stets, ich lauschte seiner klangvollen Stimme. Es war mir ein wohlbekanntes Tönen, das ein Echo in meinem Herzen fand und ich gab mich ganz dem seligen Gefühle der stillen Wehmuth hin, die uns alle heute erfaßt hatte. Leonardo begann:

«Hoch im Norden, nach scandinavischer Sage, ist das Reich der Schneekönigin. Noch kein Sterblicher betrat die Thäler, die ein ewiger Winter decket. Kein sterbliches Auge sah die himmelanstrebenden Eisberge, auf deren glatten Spiegel die Zeichen kreisen, welche die Dinge der Zukunft ankünden, und nur verständlich sind dem Auge Frigga's. Nur selten naht Dagur mit seinem Feuerwagen den starren Eisgestirben, wo nimmer ein Blümlein erblühte, nimmer ein Wesen athmete, das Liebe im Herzen trug.»

«Aus dem Eispalaste der Schneekönigin ertönte der Gesang Andira's. Ihre Stimme klang wehmüthig tönend wie das Rauschen des eisernen Quelles. Sie sang hinauf zu den Sternen und siehe, die Thore des Himmels öffneten sich und Freia lächelte ihr Dank zu.

«Aber Andira's Antlitz blieb kalt und ernst und nur ein schmerzhaftes Lächeln suchte um ihren schönen Mund. «Warum trauerst du, meine Tochter?» fragte sie der greise Hüter der Sterne. — «Nenne mir den Schmerz, der Jahrtausende hindurch dich quälet und nicht weichen will aus deinem Busen.»

«Andira schwieg und starrte trostlos ins Unendliche und wie sie dort nirgends ein Ziel sah, nirgends ein Ende erschaute, so konnte sie kein Ende ihrem Schmerz ersehen.

«Im Palaste der Schneekönigin strahlen im leichten Schimmer die Eisblumen. Es sind die Seelen der Jungfrauen, die auf Erden über ihre Liebe alles vergaßen. Sie hüßen im Reiche der Schneekönigin. Kälte macht sie erstarren und es erstirbt der Erinnerung süßer Trost. Nur ein Mal dürfen sie das Antlitz des Geliebten wieder schauen, den



sie geliebt, wie Sterblichen zu lieben nicht verließen, und dann müssen sie vergehen in nichts. So meldet die Sage.

«Die große Eislöcher im Palaste der Schneefürstin ertönte, daß es anzuhören war wie ein trauriges Klingeln in der Meerestiefe, wie das Zerbrechen einer Glasugel wehmüthig klagend. Auf den Bergen rings prangten die lichten Eislumen. Der Gesang Andira's ertönte, sie nahm die Blumen alle in ihren Schooß, ihr Antlitz aber blieb ruhig und ernst. Der Nordwind brauste, auf wirbelten die Schneeflocken, und der leise klagende Ton, der aus den Blumenkelchen drang, erklang im donnernden Geiße der aneinanderfürmenden Eishollen.

«Andira zog mit den Eislumen in die Lande der Sterblichen.

«Sie schritt vorüber den Wohnungen der Menschen und blickte in die Gemächer der Glücklichen und in die Hütten des Glends. Sie schaute auf die Werke der Guten, auf die Thaten der schlimmen Menschen, aber ihr Antlitz blieb ernst und kalt und sie schritt allen vorüber. Sie vertheilte die Blumen an den Fenstern der Sterblichen. An dem Fenster eines Palastes prangte im lichten Mondenschein eine Eislilie. Ein leises Toben und Klingeln drang aus der Blume, da sie hinein schaute in die bekannten Gemächer. Alle Lust und Qual erfaßte die arme Seele. Da lag ein bleicher Jüngling und schlummerte. Wie eine ferne längsverklingene Sage flog in ihr auf das Märchen einer glücklichen Zeit, ein Wonnegefühl durchjuckte die arme Eislilie.

— Geliebter! lächelte sie. «Geliebte!» rief im Traum der bleiche Jüngling. Aber da sie wieder empfand das Glück ihrer grenzenlosen Liebe, mußte sie ja vergehen. Die Strahlen der Sonne, die unsere Blumen zu üppigem Blühen und Dufsten aufküssen, die Strahlen tödteten die arme Eislilie, die nimmermehr ein solches Gefühl bergen konnte.»

Leonardo schwieg. Angelo blickte ernst hin und sich erwachte aus tiefen Gedanken. «Aber Freunde», rief Angelo plötzlich, «was ist uns eigentlich? Du wolltest nicht, daß ich sang, Leonardo, und bringst noch trübere Gedanken mit. Und nun, Moritz, was ist dir heute?» sprach er und sah mich lächelnd an. «Du bist es, der uns so seltsam gestimmt, wo ist deine Heiterkeit, die unser Beisammensein sonst besetzte? Geseh' es nur offen, ich weiß doch, was dich bezaubert hat, was Leonardo an ferne längst entschwundene Jugendträume mahnt und auch mich umweht. Niemand von uns will das Wort nennen, das ein Zauber auf uns ruht. Es ist das Bild auf der Dose des alten Professors!»

Leonardo schaute bei diesen Worten den Freund ernst an, aber nur mit Mühe konnte er die Bewegung, die in ihm vorging, verbergen.

— Ja, rief ich begeistert, — du hast es genannt, das Zaubervort, Angelo, das mir die Brust beengte, da ich es selbst nicht anzusprechen wagte. Ist es stets nur ein lebendes Wesen, das uns bezaubern sollte?

Kann ein Gedanke nicht mächtiger unserer Herr werden? und aus den Augen dieses Zauberbildes strahlt Leben, ein unnenndares etwas, das ich nirgends gefunden.

Leonardo drückte mir stumm die Hand, aber Antonio lachte und rief: «Er hat sich wirklich in das Bild verliebt, er wird noch...»

Das Wort erklang auf seinen Lippen, denn vor uns stand der Professor. Er blinzelte mit den kleinen grünen Augen und sah so schadenfroh über die große Brille mich an, daß es mir vorkam, als ferne er alle meine Gedanken.

Hatte er unser Gespräch belauscht? Sein seltsames Erscheinen mochte meine Phantasie mehr ausgemalt haben, denn hüftelnd hatte er sich zu uns gesetzt, blickte, wie stets, ruhig fast schläfrig durch die großen Brillengläser vor sich hin und begann ein gelehrtes Gespräch über das neueste Ausgegrabene in Herculanium und Pompeji.

Bald war es ihm wirklich gelungen, durch seine interessante Erzählung unsere Gemüther zu beruhigen.

Der Professor war ein kleines bärres Männchen, auf dessen enge Schultern der große Kopf mit der geschwungenen Nase und den blinkenden mächtigen Brillengläsern sich gar eigen ausnahm. Er trug stets einen silbergrauen langen Rock mit großen Spiegellendpfen, den er immer ängstlich zugeknöpft hielt, so daß außer den grauen Kamaschen und kleinen Füßchen nichts von den Beinen des Professors zu sehen war.

Das Gespräch ward halb allgemein, denn Leonardo, von des Professors Hypothesen gereizt, nahm nun auch lebhaften Antheil. Während des eifrigen Sprechens zog plötzlich der Professor die verhängnisvolle Dose aus der Tasche. Dieses Mal aber drehte er sie länger als gewöhnlich in den Händen. Dieses Bild in der goldumfaßten Emaille war ein vollendetes Kunstwerk. Es war kein irdisches Antlitz! Das Feuer, das aus diesen blauen Augen leuchtete, die bald von Wehmuth, bald von Lust sprachen, bald mit holdem Vorwurf mich anschauten — es war Leben! Von Neuem erfaßte mich der Zauber, der den rothigen Rand umspielte — ich war in Anschauung verloren...

— Wer ist die Dame? hörte ich Leonardo mit unsicherer Stimme fragen, — etwa ein Phantastebild?

— Phantastebild? sprach die knarrende Stimme des Professors. — Es ist meine Schwester Serena!

Dabei sah er mich wieder ironisch lächelnd an und ehe ich noch nach der Dose langen konnte, war sie schon in seiner mächtigen Brusttasche verschwunden und er hatte von Neuem den Faden des Gespräches aufgenommen. Angelo allein hörte zu — Leonardo antwortete zerstreut und ich saß träumend da und sah nur fort und fort das liebliche Antlitz Serena's.

Vergebens suchte Angelo das Gespräch auf das Bild zu lenken, der Professor wich stets geschickt aus und zog die Dose die ganze Zeit über nicht mehr hervor. Er stand endlich auf, und uns allen eine gute Nacht wünschend, ging er nach Hause. Wir folgten ihm bald, denn der alte Capucello, der Wirth des Belvedere, hatte schon alle seine Leute zu Bett geschickt und nur noch Beppo, der Küchenjunge, lehnte schlaftrunken mit einer Kerze in der Hand an dem Treppengeländer und leuchtete uns in die dunkle Flur hinunter.

Die Freunde hatten ihre Villa erreicht; ich nahm rasch von ihnen Abschied und schritt, nun endlich allein, die Larnsallee hinunter, zum rauschenden Meeresstrand. Erst als die letzten Accorde, die Antonio mir nachsandte, verhallt waren, blieb ich stehen.

Was war es, das mich bewegte? Was zog mich mit unwiderstehlicher Gewalt hinaus in Nacht und Einsamkeit? Seltsame Gedanken durchstürmten mich, bunte Bilder zogen an mir vorüber, wieder drang zu mir aus dem Thale ein geisterhaftes Summen und Klingeln, Serena's sinnberückendes Bild entauchte dem Dunkel und zog in erhabener Nachtschöne vor meinen Sinnen hin. Da klang von fern Angelo's Stimme:

Kann ich fassen es und halten,

Da es thrend mich umweht?

Kaum erst will es sich gestalten

Und schon ist es mir entschwebt.

— *Ps! Ps!* rief es auf einmal dicht neben mir; ich fuhr erschreckt auf, und aus dem Gebüsch vor mir trat der Professor in einen silbergrauen Mantel gehüllt, mit einer Blendlaterne in der Hand.

Vorsichtig zog ich mich hinter einer Drangenhecke zurück, ohne selbst zu wissen weshalb.

Der Professor glitt an mir geräuschlos vorbei und verschwand bald in den Gebüsch, von wo aus eine andere Stimme ihm eben so geheimnißvoll und leise zurief. Langsam folgte ich dem Schimmer der Laterne und des silbergrauen Mantels. Pldßlich stand ich vor einem Laub, der, von einer Stachelbaumhecke umgeben, mein weiteres Vordringen unmöglich machte. Hinter alten Pappeln erhob sich ein verfallenes Gartenhaus, an dem wir sonst oft, wenn wir am Meeresstrand wandelten, vorübergegangen waren, das uns aber unbewohnt zu sein schien. Deutlich sah ich den Schimmer der Laterne in der Thür des Hauses verschwinden.

Was schafft er hier? So viel mir bekannt war, wohnte der Professor in der Stadt. Wohnt etwa Serena?... Ich wagte den Gedanken nicht auszubenten. Aber pldßlich erhellten sich die Fenster im Giebel und Gartenlänge schallten zu mir herab. Leise sdbend, aber bald mächtig rauschend zogen die Töne durch die Nacht und eine Stimme — eine Stimme erklang, die mit aus jener Welt zu kommen schien.

Es war Serena, sie nur konnte so singen. Weshalb aber dies geheimnißvolle Wesen des Professors? Bewachte er sein Kleinod gleich einem Argus. Wie lange ich daßand und den lockenden Tönen lauschte, weiß ich nicht.

Die Morgenröthe goß ihren Purpurschimmer über die erwachte Flur — weiße Nebel hoben sich — ein kühler Wind zog erfrischend mir um das glühende Gesicht, ich stand noch da und schaute auf das verfallene Gartenhaus, das mich nun ernst und schweigend anschaute.

War alles ein Traum gewesen oder träumte ich noch?... Ich eilte meiner Villa zu und war froh, als ich endlich in meinem weiten Lehnstuhl lag und eine süße Bewußtlosigkeit über mich kommen fühlte.

Eine liebliche Musik ertönte und von den schwellenden Tönen getragen, schwebte ich hin. Das Tönen drang von einem lichten Stern, der zu mir herabschwebte. In schillernden Regendogenfarben strömte das Licht aus dem Sterne und ein duftender Blütenregen schütete sich auf mich. Aber durch die Blüten und stimmernden Sternchen leuchtete Serena's liebliches Antlitz. Sie neigte sich über mich, ich schaute in die blauen Augen voll unnenntbarer Wehmuth, ihre Rosenlippen berührten die meinen und Nacht umgab mich. Dann tauchte wieder der Professor auf aus dem Dunkel, der wie eine graue Nachtreule mit ausgepanntem Mantel hinflatterte. Er hielt die Dose mir entgegen und lachte ironisch und sprach: es ist meine Dose und mein Bild — und du bekommst sie nie, denn ich schnupfe allein aus dieser Dose.

2.

Ich hatte lange und fest geschlafen. Als ich die Augen aufschlug, stand Leonardo vor mir. Er sah ernster und bleicher als gewöhnlich aus. Er erzählte mir, daß Angelo mit Fiametta und ihren Eltern eine Fahrt nach Capri unternommen habe, und schlug mir einen Spaziergang vor.

Noch umtanzten mich wirre Traumbilder und erst als ich ins Freie trat und die kühle Meeresluft mich anwehte, kam ich ganz zu mir.

— Gehen wir nicht auf's Belvedere? fragte ich Leonardo.

— Heute nicht, antwortete er rasch: — laß uns die Weingärten besuchen, ich mögte mit dir allein sein, um so mehr ich morgen nach Rom zurückkehre.

— Nach Rom? fragte ich verwundert, denn wir hatten beschlossen, noch einige Wochen in Neapel zu verweilen.

— Ich habe heute Briefe bekommen, sprach Leonardo, die mich unverzüglich hinarufen. Außerdem, Moritz, taugt dieses Leben nicht, das wir hier führen. Es ist schön, wohl sehr schön, aber der Ernst des Alltagslebens contrastirt damit zu grell und das erzeugt Richtungen in uns, die zu nichts führen.

Ich begriff Leonardo nicht. Ich wollte von Serena beginnen, von meinem gefrigen Gange, aber ein Etwas ließ mich das Wort nicht aussprechen.

— Wir waren gestern unnatürlich aufgereggt, begann er von Neuem.

— Ich glaube saß, sprach ich gleichgültig.

Wie es mir schien, wollte auch Leonardo das Gespräch auf das Bild, auf Serena bringen, aber sein ganzes Wesen hatte so eigen auf mich gewirkt, daß ich nun und nimmer über den gefrigen Abend sprechen konnte.

Wir begegneten bald einigen Freunden, mit denen wir den Abend verbrachten.

Als ich von Leonardo Abschied nahm, sah er mich wieder freundlich wie sonst mit seinen großen schwarzen Augen an und sagte, indem er meine Hand fest in der seinen hielt:

— Vergiß das Bild, Moriz, und komme bald nach Rom!

Leonardo war abgereist. Angelo sah ich selten, da er ganz seiner Liebe lebte. Er hatte Fiametta's Vater, den alten Medutti, berebet, nach Rom zu ziehen und sich dort niederzulassen. Im Herbst sollte Angelo's und Fiametta's Hochzeit gefeiert werden. Ich saß jeden Abend im Belvedere, aber der Professor erschien nicht mehr. Mehrere Mal war ich bei der Villa am Meere gewesen, aber sie stand verschlossen da und die Leute in der Nachbarschaft erzählten mir, daß niemand in der Villa wohne, daß das Haus schon seit Jahren haufällig und leer dastehe. Außerdem wiederholte mir der Wirth des Belvedere, daß der Professor in der Stadt wohne. In dieser Zeit hatte ich eine traurige Nachricht von Leonardo bekommen. Seine Luzia war am dem Abend, als wir zum letzten Mal auf dem Belvedere beisammen saßen, gestorben. Leonardo's Schmerz war grenzenlos. An einer Stelle des Briefes erwähnte er des Bildes. Ich fühlte mich seltsam berührt. «Weißt du, Moriz, schrieb er, was mich an dieses Bild fesselte? Es war der wandelnde Ausdruck, der in dem Auge, in allen Zügen Serena's lag, den theils unsere Phantasie, theils das vollendete Kunstwerk selbst hervorrief. Ich schaute in dem Bilde nur Luzia — Angelo erblickte seine Fiametta und dir war es Serena, die erträumte Fee deiner Phantasie. Heil dir, daß du dich losgerissen von diesem Zauberbilde.»

Aber hatte ich mich denn wirklich von dem Wahn befreit, der mich umfängen hielt? Je weniger ich in meinen Erkundigungen nach dem Professor befriedigende Antworten erhielt, desto hartnäckiger verfolgte ich des Verschwundenen Spur. Im Ganzen begriff ich Leonardo nicht. War es auch phantastisch von mir, mich in ein Bild zu verlieben, so lag doch nichts Ueberspanntes darin, daß ich Serena selbst sehen wollte. All' mein Forschen war indessen vergebens. Niemand konnte mir die Wohnung des

Professors in der Stadt angeben und so hatte ich denn schon an Allem verzweifelnd, meine Reise auf den nächsten Tag festgesetzt.

Noch ein Mal wollte ich das Belvedere besuchen und der Erinnerung an jenem seltsamen Abend leben. Als ich in den Salon trat, blieb ich regungslos an der Thür stehen, denn an einem Tisch saß der Professor und las eifrig in einem Buche. Er blickte auf und schlug verwirrt das Buch zu. Er schien noch mehr überrascht als ich. Ich begann ein Gespräch. Er spielte den Giltigen, aber endlich sagte ich mir ein Herz und bat ihn, mir seine Dose zu zeigen.

Er zog sie rasch hervor, reichte sie mir, indem er mich ängstlich von der Seite beobachtete.

— Aber das ist ja eine andere Dose, rief ich unwillig, — das ist ja ein anderes Bild.

— Es ist dasselbe, es ist dieselbe Dose, sprach der Kleine rasch, — ich habe keine andere.

— Aber dieses Bild ist ja eine Pflüscherei, rief ich ärgerlich, — und jenes war ein Kunstwerk.

— Dieses auch, dieses auch, rief der Professor rasch und ängstlich, so daß ich fast anlachen mußte.

Ich blickte auf das Bild Serena's hin, das mit trüben Wasserfarben gemalt, mich wehmüthig travestirt anschaute.

— Das ist nicht Serena, nicht ihre Schwester, sprach ich entschieden.

— Sie ist es, schrie jetzt fast der Kleine, — sie ist es, ich habe keine andere Dose, keine andere Schwester, und mit diesen Worten fürmte er hinaus.

Ich eilte ihm nach, aber er war schon am Ende der Tarusallee verschwunden. Unschlüssig stand ich da — endlich schlug ich den Weg zur einsamen Villa ein. Ich stand an der Stachelbaumhecke und — täuschten mich meine Augen? das Giebelfenster war erleuchtet. Noch hielt ich alles für Augentäuschung, da zitterten leise Accorde durch die Luft und Serena's Stimme, in melodisch schwellenden Tönen drang an mein entzücktes Ohr. Bezaubert stand ich da. Nicht vermag ich das Gefühl zu schildern, das mich erfaßte. Seltsame Gedanken durchzogen mich, ich stand im Garten, ich stand vor der Thür der Villa ohne zu wissen, wie ich hingekommen. Ich hörte nur den Sang Serena's, ich schaute nur ihr sinnberückendes Bild. Aber kraftvoll raffte ich mich endlich auf, — dieser Schleier des Geheimnißvollen, der über Serena schwebte, mußte zerrissen werden. Die Thür war angelehnt, ich öffnete sie und stieg, obgleich mit pochendem Herzen, die Treppe hinan. Der Gesang tönte nicht mehr und ich konnte nun ruhiger denken. Ich hatte bald einen Plan entworfen, ich wollte bei dem Professor ein Bild bestellen. Ist das aber Grund genug, um in der Nacht ihn zu besuchen? Außerdem war es vielleicht gar nicht

seine Villa. Serena konnte hier allein wohnen. Derartige Gedanken durchstürmten mich, aber ich wies sie alle zurück und es war mir genug, daß ich an jenem Abend den Professor in dieses Haus hatte eintreten sehen.

Ich öffnete rasch die Thüre und stand in einem kleinen geschmackvoll menublirten Salon. An der Decke hing eine Ampel, die ein mattes geheimnißvolles Licht rings verbreitete. Bonnig durchschauerte es mich, da — da stand die Harfe und auf dem Divan ruhte Serena, im weißen Kleide — Serena! lächelte ich, nicht wissend was ich beging.

Da erhob sie sich rasch und ich schaute hin — ich traute meinen Augen nicht, der große Kopf des Professors sah mich durch seine stiegenden Brillengläser an. «Hülfe! Hülfe!» schrie er, und warf sich auf die entgegengesetzte Seite des Zimmers, wo ein Piano von seltsamer Form stand. «Hülfe!» und dabei flog sein weißer Schlafrock weit hin, so daß er mir wie ein unheimlicher Hausgeist vorkam.

Es gelang mir nur mit Mühe, ihn zu beruhigen. Bald enträthelte sich denn das ganze Geheimniß. Nachdem der Professor erfahren, daß ich nicht Künstler, erzählte er mir von einer neuen Erfindung, einem Glas-piano, die er gemacht. Er sah in jedem einen Concurrenten, der ihm sein Geheimniß ablauschen wollte, weshalb er auch dieses einsame Gartenhaus gewählt hatte, das er nur Nachts besuchte. Vor Leonardo hatte er die größte Furcht gehabt. «Ich merkte gleich, sagte er, ihr dunkler Freund wollte mir die Dose vertauschen — er erkannte das Kunstwerk. Er war bei mir, aber ich zeigte ihm das Wasserfarbentüch und gab vor, keine andere zu besitzen. Durch meine Ruhe hatte ich bald die Gunst des alten erworben und versicherte ihn, daß ich weder nach seinem Glas-piano noch nach der Dose strebe, sondern nur seine interessante Bekanntschaft suche. Endlich hatte ich sogar die Hauptsache hervorgebracht und äußerte den Wunsch, mich nächstens auch seiner Schwester vorstellen zu dürfen, deren Befang mich so bezaubert hatte.

Der Kleine lächelte seltsam. «Serena meinen Sie?» fragte er.

— Ja, Serena! rief ich begeistert.

— Nun, gut — morgen fahren wir hin.

— Wir fahren? fragte ich verwundert, da ich immer noch Serena im Nebenzimmer wähnte.

— Ja doch, ins Brigittenkloster.

— Ins Kloster?

— Nun freilich, meine Schwester ist Aebtissin.

— Aebtissin? Aber die müssen ja wenigstens vierzig Jahr alt sein.

— Gewiß, rief der Professor, und Serena ist schon sechzig.

Nun verstand ich Leonardo's Worte. Er wollte nicht, daß mich eine Enttäuschung träfe, die mich aus allen meinen Träumen gewaltsam reißen mußte.

Er wollte Serena ein liches Zauberbild mit lassen, einen freundlichen Stern, der mir auf dem dunkelen Pfad des Lebens leuchten sollte. Den anderen Morgen war ich bereits auf dem Wege nach Rom.

## VII.

### Der Briefträger.

Es war Mittwoch. Das war gewisser, als wenn es blos im Kalender gestanden hätte, denn Aloisius zog seine Lederjacke an, büffete die wenigen rothen Haare von den Schläfen zur kleinen wehmüthigen Stirn hin und nahm die große Mappe, die ihm Frau Ursula, seine alte Haushälterin reichte. Aloisius war Briefträger im Städtchen und Mittwochs kam die Post an. Es war also Mittwoch und Aloisius ging ins Postbureau.

Wenn er so da stand in der engen Lederjacke mit dem hohen Kragen, der das kleine gelbe Gesichtchen mit den trüben freundlichen Augen fast ganz bedeckte, die weite Castormütze mit dem langen Schirm auf dem Kopfe, die Tasche vor der Brust, einen Brief als Wegweiser in der Hand — so konnte man sich gar nicht vorstellen, daß Aloisius überhaupt je anders erscheinen könne. Weder Herbst noch Winter — weder Regen noch Sonnenschein, Frost oder Hitze, veränderten je das Costüm des Briefträgers. Die Kinder in der Stadt erzählten sich sogar, daß der Aloisius blos Mittwochs lebe. Nachdem er alle Briefe vertheilt, sagten sie, stellt ihn der Herr Postmeister in den großen Briefschrank, den er erst am nächsten Mittwoch öffnet. Und das glaubten die meisten, freilich nicht alle, denn Fr. Ursula wußte nun doch aus sicherster Quelle, daß Aloisius eben so wie alle anderen Menschen lebte, daß er jeden Morgen aufstand, ein mächtiges Glas Kaffee leerte, darauf Zeitungen las, nach Tisch ein Schläfchen machte und den Abend mit Fr. Ursula verplauderte, der er viel zu erzählen wußte von seinen Reisen, die er in jungen Jahren als Courier gemacht hatte. Da er nun stets zu Hause hockte und nur Mittwochs unter Menschen kam, glaubten nun viele, der Aloisius sei so etwas, was sie freilich selbst nicht benennen konnten, was aber ihnen doch unbegreiflich vorkam. Jedenfalls verband sich etwas Mystisches mit der Persönlichkeit des Briefträgers. Kam nun noch hinzu, daß Aloisius stets sehr wenig sprach, dabei schnarrte und eigentlich nur das letzte Wort der mit ihm Sprechenden wiederholte, daß er stets die eine Hand auf der Tasche hielt, in der andern aber einen Brief, so war es nicht wunderbar, daß selbst manche sonst geschickte Leute ausgesprengt hatten: der Aloisius sei eine Gliederpuppe und könne ordentlich aufgezoogen werden. Das war denn nun freilich zu weit gegangen und obschon Aloisius manchmal von muthwilligen Buben an den dürrn Beinen befühlt wurde,



die an ihm Schnüre entdecken wollten, so kannte ihn doch der größte Theil der Stadt als einen gutmüthigen Menschen und unermüdeten Briefträger, und gern reichte man ihm hier oder dort außer dem Traglohn noch einen Schnaps oder eine Semmel, was er denn gewöhnlich als ein Gelegenheitsfrühstück sitzends einnahm. Dieses Factum schlug nun auch seinerseits alle bösen Erfindungen zu Boden, da viele sich überzeugen lernten, daß Aloisius wenigstens wie alle anderen Menschen esse und trinke. Ob alle diese Meinungen dem Briefträger zu Ohren kamen, ist nicht bekannt, genug — er lebte seiner Weise nach fort.

Nachdem Aloisius der Fr. Ursula den Dompfaff empfohlen hatte und mehrere Mal zurückgekommen war, um sich zu überzeugen, daß die Uhr wirklich schon acht geschlagen habe, verließ er endlich sein Häuschen und setzte sich in einen gemüthlichen Trab, den Weg zum Comptoir einschlagend.

— Herr Aloisius! Herr Aloisius! rief es bald links, bald rechts, — Briefe? giebt's Briefe? Aber Aloisius schüttelte den Kopf und trabte fort.

Nachdem der Herr Postmeister ihm die Briefe eingeliefert und Aloisius auf dem Löwen des Posthauses seine Revision und Ordnung der Adressen gemacht hatte — den Brief aber, dem der erste Gang galt, in die Hand genommen, setzte er sich in seinen Amstrab, der seinen gewöhnlichen Schritt um einen Viertelact übertraf. «An Fran Elisa», las Aloisius und lächelte. «He, he!» dachte er, hat Fran Elisa doch endlich einen Brief zu empfangen. Es versteht sich von selbst, daß Aloisius durchaus nicht der war, für den ihn die meisten hielten. Aloisius war nichts weniger, als eine Gliederpuppe. Er war vielleicht der speculativste Kopf im Städtchen. Er sprach wenig, aber dachte viel.

Alle Mystereien des Städtchens, in dem er Briefträger war, denn das Städtchen hatte auch seine Mystereien, lagen ihm klar vor Augen und Ursula hätte viel von seinen «Ausprüchen» erzählen können, die in der That alle in Erfüllung gingen. So speculirte er denn jetzt über Fran Elisa und den neuen Brief. Fran Elisa war Gastwirthin. Das Gasthaus zu den «drei Tyrolern» war fast das einzige im Städtchen, denn ein Krug, gleich bei der Einfahrt, konnte nicht mit den «drei Tyrolern» rivalisiren. Elisa's Mann war vor einigen Jahren gestorben und die Wittve der «drei Tyrolern», wie man Elisa allgemein nannte, stand männlich ihrem Geschäfte vor. Elisa war nicht mehr jung, aber ihre harten Thaler lockten viele Bewerber herbei, die indessen alle der stolzen Fran nicht anstanden. Zu dieser Zeit kam ein Wunderdoctor in das Städtchen und stieg bei der Fr. Elisa ab. Allerlei Geschichten von dem Doctor und Fr. Elisa courfirten bald in der Stadt, aber Aloisius hatte blos an Ursula gesagt: «Der Doctor will's Geld — ohne die drei Tyrolerwittve, aber er bekommt nur beides.» Bald darauf verreiße der Doctor. Elisa

war sehr betrübt, aber Aloisius meinte, die Thaler seien Metall und hätten nicht weniger Anziehungskraft, als ein schlechter Magnetstein und der Doctor werde wohl bald einsehen, daß sein Hocuspocus in der Jetztzeit ihm wenig helfe. Frau Elisa's Antlitz strahlte vor Freude, als sie die Adresse las, — es war des Doctors Hand. Und unter dem Siegel lag wiederum seine Hand und sein Herz, die er beide der Glücklichen anbot. «Aloisius! mein guter Aloisius!» rief Frau Elisa entzückt, «er muß doch heute einen kleinen Schnaps für seine Botschaft austrinken. Aloisius lächelte, trank den Schnaps, zog, ohne weiter zu sprechen, den nächsten Brief hervor und indem er vor sich hin sprach: «Thaler sind Thaler, ich sagte es wohl!» trabte er weiter die Straße hinunter zum Stadbrunnen, denn die nächste Adresse lautete: «An Herrn Richard in der Schulgasse, beim Stadbrunnen». Der junge Richard war, was Aloisius so einen Träumer nannte. Statt einen reellen Dienst zu ergreifen, schrieb er Reime, wie Aloisius es nannte und wußte nicht, wo das tägliche Brod hernehmen. «An dem ist Hopfen und Malz verloren», sagte der Briefträger. «Was werde ich ihm wieder für eine Nachricht bringen? Wieder wird es heißen: «Wir waren höchst erfreut, so interessante Mittheilungen zu empfangen, aber da alles Mittelmäßige &c., &c. — «Alter Aloisius», rief Richard vergnügt, «was bringst du? einen Brief?» — «Brief», wiederholte Aloisius. Richard riß das Siegel ab, er las, der Brief zitterte in seinen Händen, Thränen traten ihm in die schönen blauen Augen: «Es ist aufgeführt — es ist aufgeführt und hat reüssirt!» rief er begeistert ein Mal über das andere. Aloisius starrte den jungen Mann verwundert an, aber Richard erfaßte in seinem Freudetaumel den alten Briefträger, drehte sich wirbelnd mit ihm durchs Zimmer und rief von neuem: «Es ist aufgeführt! mein Stück ist aufgeführt, hörst du es, alter Aloisius!»

Erstöpft fiel endlich Richard in einen Sessel, dessen morsche Beine aber die Bucht nicht anshieltten und brachen, so daß der junge Dichter mit dem Kopf überschlug und der schwindelige Aloisius in die andere Ecke des Zimmers torfelte. Besorgt trat Aloisius endlich hinzu, um dem jungen Mann aufzuhelfen, aber Richard lachte aus vollem Halse und rief: «Da, Alter — da meinen letzten Thaler für diese Nachricht — denn die Freude läßt mich ohnedem heute nicht essen — und mein Stück ist aufgeführt, nun bin ich reicher denn Crösus, denn der Director verspricht mir hundertfünfzig Thaler!»

Aloisius machte ein komisches halb lustig, halb ärgerliches Gesicht, als er auf der Straße stand. Hier war doch ein Mal seine Voraussagung nicht eingetroffen. Wie mochte es wohl in einem Menschen ausseh'n, der seinen letzten Thaler vor Freude wegschenkt? Aloisius suchte sich vergebens in eine solche Gefühlsstimmung hineinzudenken, nicht daß

er engberzig gewesen wäre, o nein! er hatte selbst den Thaler nicht angenommen, aber vor Freude nicht essen zu können?... Aber Aloisius hatte weiter nicht Zeit, dieses Thema zu bearbeiten, er zog daher den nächsten Brief heraus und schritt munter weiter.

Hier bekam Frau Hanna die Nachricht, daß ihr kleiner Carl sehr fleißig lerne, aber noch schwächlich sei und die Malzbäder daher nicht eingestellt werden dürften. Frau Hanna dürste also immer nur das Mehl dem Herrn Magister zusenden. Dort schrieb dem alten reichen Majoren eine junge Wittve glühende Phrasen, Ballbekanntschaften. Hier mußte Aloisius eine ganze Terimade anhören, die Fr. Strohm ihrem treulosen Adonis ankündete, der ihr seine Abfahrt nach Amerika meldete. Dort gab ihm eine erröthende Schöne eine Semmel für Nachrichten vom dem Geliebten.

Da hatte der Herr Bürgermeister einen Brief von seinem Sohn, dem Studenten, der um Geld für Bücher bat.

Hier war ein Brief an den geizigen alten Herrn Schiff et Comp., in dem ihm gemeldet wurde, daß zwei seiner Hauptschuldner gestorben seien und sein Geld so gut wie verloren. Aloisius mußte sowohl des Bürgermeisters väterlichen Zorn anhören, der seines Sohnes Streiche durchschaute, als Herrn Schiffs Verzweiflung. Aloisius aber stand ruhig da und ging, nachdem er seinen Pfennig erhalten. Es war aber heute ein außergewöhnlicher Mittwoch. Aloisius hatte lauter seltsame Nachrichten zu vertheilen. Freude, Aerger, Trauer und Glückseligkeit sah er wechselnd auf den Gesichtern der Leute, er aber blieb unverändert derselbe; obchon hier und da sein Herz mit hoch aufschlag oder eine Thräne seinen Blick trübte, sah man ihm doch nichts an, denn der hohe Kragen und der lange Schirm verdeckten das Gesicht des ehrlichen Aloisius.

Es war schon dunkel geworden, als Aloisius zu dem alten John in die Stube trat, der mit seiner Frau gar kümmerlich wohnte und eine Tochter in der Hauptstadt hatte, welche die alte Mutter und den blinden Vater durch Handarbeit ernährte. Die hübsche Anette hatte vor fünf Jahren das Städtchen verlassen und seitdem monatlich den Eltern Geld und freundliche Briefe gesandt. Aloisius, den John schon als Kind gekannt hatte, las gewöhnlich die Briefe vor und verbrachte dann stets den Abend mit den Alten. Dann sprach man von der guten Anette und von der Zeit, wenn sie nach beendigten Lehrjahren zurückkommen sollte, um einen Puzladen im Städtchen anzulegen. Aloisius, der die Anette wohl auch von früher her kannte, hatte nun vollends Gelegenheit, sie aus ihren einfachen Briefen recht lieben zu lernen und oft sagte er sich: daß Anette ein Mädchen sei, das wohl... aber er dachte nie weiter, sondern begnügte sich damit, daß er wohl wußte, was er denken wollte. Der alte John war wiederum von Aloisius sehr eingenommen und sagte oft zu seiner

Frau : wenn die Anette heim kommt und hier bleibt... dann schwieg er und nach einer Weile sagte er : der Aloisius ist ein gelehrter und biederer Mann, vierzig Jahr, nun, desto reeller und wenn...

Genug, Aloisius war mit den alten Johns ein ganz anderer. Schon daß er den Kragen, wenn er dasaß, zurückschlug und die große Krüge ablegte, gab ihm ein ganz anderes Aussehn. Dabel schaute er so gutmüthig drein und sprach nicht mehr mit seiner Amtsstimme, sondern plauderte recht gemüthlich, wie andere Menschenkinder.

«Ein Brief von Anettchen!» sprach Aloisius, als er eintrat und setzte sich, nachdem er die Alten begrüßt, um vorzulesen.

— Nun, lieber Aloisius? rief die Alte, da der Briefträger fort und fort den Brief anstarrte.

Ja, aber sie wußte nicht, was den armen Aloisius so entsetzte. — Anettchen war nicht mehr. Ihre Lehrfrau schrieb, um die Eltern davon zu benachrichtigen. Sie lobte die Verstorbene gar sehr und man sah, daß es ihr selbst Leid that. Sie beschrieb die letzten Stunden des armen Mädchens, das an der Schwindsucht gestorben war, wie Anettchen nur von ihren alten Eltern gesprochen hätte und wie eins sie noch getrübt habe, daß sie den Eltern einige hundert Thaler erspart hatte und daß der gute Aloisius noch lebe, der wohl die Alten nicht verlassen würde. Aloisius hatte den Brief abgedröhen, mit unsicherer Stimme vorgelesen, zuletzt schluchzte er laut mit den beiden Alten. Ihre einzige Tochter, ihre liebe Anette war nicht mehr. Alle ihre schönen Bilder für die Zukunft zerfielen. Woran sollten sie nun während der langen Abende denken, das letzte, was sie noch an dieser Welt fesselte, war nicht mehr. Trostlos starrten sie in die leere Weite. Ging es aber dem armen Aloisius anders? Ihm war es, als wäre nun sein Leben auch aus, als würde es nie mehr Rittooch werden auf der Welt. Bald aber ermannte er sich, ermahnte die Alten, ein Gleiches zu thun, sich in Gottes Willen zu fügen und das Unabänderliche zu tragen. Das sagte er nun freilich Alles, mehr um etwas zu sagen. Er versprach bald wiederkommen, denn er hatte noch einen Brief mit einem schwarzen Siegel abzugeben. Als er auf die Straße trat, hatte er wohl seine Thränen getrocknet, aber er seufzete ein Mal über das andere : «arme Anette! armer Aloisius!»

Aber er mußte nun doch nachsehen, an wen der Brief mit dem schwarzen Siegel, was damals eine Seltenheit war, adressirt. Er trat an eine Laterne : ja, aber das war eine eigenthümliche Adresse! Die Zeichen sahen wohl wie Buchstaben aus, aber Aloisius konnte nichts herausbekommen. Außerdem hatte er den Brief beim Condiren garnicht bemerkt. Nengstlich betrachtete Aloisius den großen Brief, dessen mächtiges schwarzes Siegel ihn beim rothen Laternenlicht gar unheimlich anschante, denn auf dem Siegel erkannte er deutlich ein Kreuz. Ihm ward gar

felsam zu Muth, bald hier bald dort trat er verwirrt in die Häuser hinein und fragte: lautet die Adresse nicht hierher. Aber stets schüttelte man schweigend den Kopf, und stets ängstlicher und rascher lief Aloisius weiter. Da die Wohnung des Küsters jetzt die nächste war, ging Aloisius hinein, um sich mit dem zu berathen. Der Küster setzte seine große Kneifbrille auf, aber er konnte nichts herausbekommen und schickte den Briefträger zum Herrn Pastor. Es war ein kalter Herbstabend und ein feiner Staubregen fiel auf den armen Aloisius, dem ein Schauer nach dem andern über den Rücken lief. Freilich war es nichts wunderbares, daß es den armen Aloisius in der kalten Herbstnacht fror, aber sonst ging er doch auch selbst im Winter recht gemüthlich in seiner Lederjacke durch die Straßen. Er kam zum Herrn Pastor, aber dieser konnte auch nichts entziffern und meinte, es müsse wohl eine heidnische Sprache sein. Wieder stand Aloisius auf der Straße, mit dem verhängnißvollen Brief in der Hand, der ihm jetzt, wie es ihm vorkam, stets schwerer und größer in der Hand lag.

Aloisius trat an die nächste Laterne, um noch ein Mal den letzten Versuch zu machen, die Adresse zu lesen. Das rothe Licht fiel auf die schwarzen Zeichen und da war es dem Briefträger, als lese er deutlich «Fr. Fr. Aloisius.» In der That, je mehr er hinsah, desto deutlicher las er seinen Namen.

Aber darunter stand: «Mit der Bitte, den Brief an die Jungfrau Anette abzugeben.»

Aloisius Knie wankten, der Brief entfiel fast seiner Hand und nur mit Mühe ermannte sich der entsetzte Briefträger. Er lief die Straße hinunter, seinem Hause zu. Dumpf hallten seine Schritte und es war nicht anders, als laufe dicht neben ihm jemand her. Endlich hatte er seine Wohnung erreicht. Er legte sich gleich zu Bett, denn Hitze und Kälte durchfuhren ihn wechselnd. Ursula machte heißen Thee zurecht und war außer sich vor Schreck, denn sie begriff garnichts, da Aloisius phantasierte, halb von Anette sprach, dann nach dem großen Brief mit dem schwarzen Siegel fragte und dann wieder ängstlich umherschaute und Ursula bat, ja nicht den großen Brief zu öffnen. Bald war Aloisius ruhiger und Ursula schien es, als wollte er einschlafen. Auf ein Mal aber fuhr er wild auf und rief: «Jetzt gieb mir den Brief, Ursula, denn ich geh nun gleich zu Anette». Aber Ursula sah nirgends den Brief, auch in der Tasche war keiner und als sie wieder ans Bett trat, war Aloisius eingeschlafen. Aber Aloisius wurde auch nicht mehr wach. Der große Brief war nirgends zu finden und niemand weiß noch bis jetzt in dem Städtchen, was darin gestanden. Der Mittwoch kam, aber Aloisius lief nicht mehr durch die Straßen des Städtchens. Guter Aloisius! Aus so manchem Fenster schauten die Leute zur Postkutsche hinaus und sagten:

«s war doch eine gute Seele, der Moïsus.» Nun ist er aber bei Anette; denn auf dem Briefe stand ja: «Mit der ergebensten Bitte, den Brief an die Jungfrau Anette abzugeben.» Glücklicher Moïsus!

## VIII.

### Die Mühle.

Ermüdet vom Walschnepfenstande, kehrte ich mit Trobly heim... Schweigend verfolgten wir den engen Waldweg, der sich bald hinter düsteren Büschen verlor, bald an abschüssigen Lichtungen vorüberführte. Das Mondenlicht spielte um die knotigen Stämme und das Wurzelwerk der Eichen, um die schlanken silberschimmernden Birken und Pappeln, drang durch das dicke Laubwerk der Zweige und umzog die schweigenden Gipfel, die unbeweglich zum dunklen gestirnten Himmel hinausschauten. Auf dem Wiesengrund, an dem der Steg vorüberführte, schwankte der Nebel gestaltenreich hinüber und herüber, von weißen Lichtstrahlen durchzittert und fern durch die hohen Baumstämme schimmerte ein Buchweizenfeld, das, ein silberner Teppich, auf dem dunklen Walbesgrund ausgebreitet dalag, rings von düsteren Kieferbäumen und ernsten Eichen umragt. Oft klang es wie das Rauschen eines Baches zu uns, dann ertönte ein fernes weithin verhallendes Klopfen; bald hörten wir den melancholischen Ruf des Schwanes oder das abgemessene Klappern des Storches, der in seinem Neste aufgewacht war, bald das seltsame Gequie eines ungeschmierten Bauernwagens, das sich längs den Holzfällen hinzog, dann war alles wieder still, nur der Specht hackte an den Kieferstämmen und der Nebel schwankte schweigend auf dem Wiesengrunde. Von Zeit zu Zeit strich ein frischer Wind durch die Baumgipfel und weckte die schlafenden Vögel. Alte Raben fielen schlaftrunken durchs Gezweige, schlugen mit den Flügeln und krächzten heiser, die kleinen Finken piepten unruhig im Schlafe und bald flatterte eine Gule über uns hin, bald schwirrten pfeifende Fledermäuse an uns vorüber.

Wir schritten unter dem beweglosen Laubdache hin, und bald wieder vernahmen wir nur das dumpfe Echo der eigenen Schritte, oder das heisere Belien unseres alten Hühnerhundes.

Trobly, der schon lange die Niederung zu beobachten schien, blieb plötzlich stehen und deutete mit der Hand auf ein fern im Nebel tangendes Licht hin.

— Ein Nachtquartier! rief ich erfreut, denn wir irrten schon über zwei Stunden im Walde umher.

— Das ist kein Nachtquartier, sprach Trobly leise, indem er ängstlich hinausah. — Diese Niederung sind wir heute zwei Mal passiert — dort stand weder Haus noch Hütte.

Als er die Worte sprach, fing der blinde Säbnerhand jammertlich zu winseln an.

— Aber siehst du denn nicht das Licht? fragte ich unwillig, da ich den Alten wieder heute jagdabenteuerlich gestimmt sah.

— Das ist ein Irrlicht, Herr! In dieser Niederung, setzte er leise hinzu, — sah ich es ein Mal schon vor zwei Jahren. Damals lebte noch der alte Hannes. Wir waren auf den Stand gegangen. Die Waldschneepfen zogen über uns hin; wir schossen, aber keine Hiel, keine einzige. Da sagte mir Hannes: «Hören Sie Mal, Herr Trodly», sagte er, «man hat uns ins Rohr geblasen.» Und ich sagte es auch, und wir gingen heim. Ein Gewitter war aufgezogen. Nun kannte Hannes Steg und Weg hier im Walde so gut wie einer, aber plötzlich weiß er nicht ein noch aus und schwört mir zu, als wir an diese Niederung kamen, daß er sie nie früher gesehen habe. Dabei klapperte der Alte mit den Zähnen und sagte mir, daß er es sehr kalt habe. Mir war unheimlich zu Muth, denn als die Blitze sein Gesicht beleuchteten, sah ich, daß der Alte bleich geworden war wie eine Leiche und wir mit den Augen umhersahnte. Plötzlich fing das Licht dort an zu tanzen, der alte Hannes schrie auf und als ich zu ihm trat, saß er dort an der Ulme kalt und todt.

Trodly fuhr plötzlich bei diesen Worten zusammen, denn vom Thale her drang ein unheimliches Schreien zu uns, dem wieder das eindringliche rasche Pochen folgte.

Trodly faßte mich an den Arm, seine Hand zitterte und mit Mühe nur konnte ich ihn etwas beruhigen.

Das Schreien war seltsam genug und klang weder wie eine menschliche Stimme, noch konnte es ein Thier gewesen sein, das diesen schrillenden Laut hervorgebracht hatte.

Jedenfalls wollte ich mir die Sache erklären und schritt der Niederung zu. Trodly beschwor mich, diese unheimliche Stelle zu verlassen, als ich ihm aber aufs bestimmteste sagte, daß ich die Niederung durchgehen wollte und er, wenn er wolle, mich allein lassen könnte, folgte er endlich, obschon mit unsicheren, zaghaften Schritten.

Das Licht war unterdessen verschwunden und nur die kalten Nebelwolken hoben und senkten sich gestaltenreich.

Trodly war ein altes Inventariumstück meiner Lanze und seit einem Jahr mein treuer Jagdgenosse. Er war ein seltsamer Mensch und obschon ich ihn nun einige Zeit täglich um mich sah, hatte ich mich doch noch nicht an alle seine Eigenthümlichkeiten gewöhnen können. Seine Seltsamkeiten waren derartig, daß sie stets selbst auf seine nächste Umgebung übergingen und wenn ich mit Trodly Nachts durch den Wald zog, war ich unwillkürlich ein anderer, als im gewöhnlichen Leben. Es verging kein Tag, wo uns nicht irgend etwas Besonderes passirte. Im Hause

war Trodly stets wortkarg und ernst, der wahre Typus jener alten Diener, deren ganzes Wesen eng mit der Hausarchitektur verbunden ist, in denen sich allein die Vergangenheit ausspricht, die nur zu den alten Familiengemälden und altmodisch geschmückten Möbeln passen. Sonst galt Trodly für einen gelehrten Mann, an den sich die Bauern vertrauensvoll wandten, wenn eine Kuh erkrankte oder ein Tramm ihre Frauen geängstigt hatte. Im Walde dagegen war Trodly ein ganz anderer. Die Flinte unter dem Arm, schritt er mit dem blinden Hühnerhund einher, mit dem er sich förmlich unterhalten konnte. Alle Jagdgeschichten wurden erzählt und wenn ich auch weit von ihm entfernt war, sprach er doch fort, denn der Hühnerhund vergaß dann Spur und Wild und lief mit höheren Ehren neben seinem Herrn her. Trodly war eine kleine dürre Figur und hatte mehr Falten auf dem Gesichte, als Haare auf dem Kopf. Seinen Hund liebte er leidenschaftlich und Trodly's etwas blinde Augen blickten ordentlich, wenn er seinen Hund ansah. Der Hühnerhund hatte keinen Namen, sondern Trodly rief ihn stets «Hund», das aber mit so seltsamem Ausdruck und Betonen, daß es fast wie ein Name klang. Die anderen Leute riefen ihn gar nicht, denn das rennende Thier wagte sich nie auf den Herrenhof, wo ihm nur Kränkungen widerfuhren. Wo er sich aufhielt, blieb mir stets ein Räthsel. Sobald wir den Wald erreichten und Trodly «Hund» rief, sprang er uns sogleich, hinter irgend einen Busch hervorkommend, entgegen. Wenn ich ihn über das Thier fragte, meinte er stets, daß nicht alle Menschen für Hundegesellschaft paßten. Vielleicht wollte er es umgekehrt sagen, aber dennoch konnte es kein Versprechen sein, denn er hatte es mir zu oft wiederholt. Hund war in dessen ein brauchbares Thier und das erloschene Gesicht schien seine Spürkraft erhöht zu haben.

Hund schritt langsam vor uns hin, indem er die Schnauze hoch gegen den Wind hielt, wie er that, wenn Rothwild in der Nähe war; — Wildlich aber blieb er stehen und knurrte, indem er ängstlich zurückfuhr. Jetzt sahen wir wieder das Licht und deutlich hörten wir das Rauschen eines Baches vom geräuschvollen Wälzen eines Mühlrades unterbrochen.

— Eine Mühle, rief ich, und wollte weiter gehen, aber Trodly faßte mich an den Arm und sprach mit fast erstickender Stimme:

— Sie mahlt!

— Ein Zeichen, daß die Leute noch auf sind, sprach ich, und verwies Trodly ernstlich seine abgeschmackte Furcht. Aber Trodly hörte mich nicht, sondern starrte voll Angst die hohe düstere Mühle an, die jetzt aus dem Nebel vor uns im Thale auftauchte. «Hund», rief er leise, «was witterst du?» Der Hühnerhund schüttelte sich wie vor Frost und schmiegte sich an seinen Herrn, indem er von Zeit zu Zeit zu knurren fortfuhr.

Erwüdet von der Jagd, war ich aufgeregter als sonst und ich muß



eingetreten, daß es mich etwas unheimlich erfaßte, als ich plötzlich einige Schritte von uns eine hohe weiße Gestalt über den Weg schreiten sah, die langsam fortschwebend hinter dem Gebüsch verschwand. Gleich darauf aber hallte von der Mühle lustiges Gelächter zu uns herüber, das sowohl mich als Trodly ermunthigte, und wir schritten nun dem alten Gebäu zu. Hund allein behielt seinen jaghaften Schritt bei.

Die Mühle, die ziemlich verfallen schien, umragten düstere Tannen und Eichenbäume. Einige aufgeschweuchte Raben flogen aus dem Siebel und nur ein röthlicher Lichtschein, der aus der offenen Thür über die Schleusen hin auf den schwarzen Wasserspiegel fiel, beschäftigte uns, daß die Mühle bewohnt sei. Bald hörten wir auch wieder das nämliche Gelächter, eine Schleuse wurde aufgerissen und im mächtigen Rauschen und Getrappel des großen Wasserrades verhallte Alles.

Als wir über den Aufgang in den Mühlenverschlag traten, waren wir nicht wenig verwundert, ihn leer zu finden. Auf einem umgekehrten Kasten flackerte in einer irdenen Schale ein Windlicht. Die Wände waren rings baufällig, die Kasten leer, von der Decke hingen Spinnweben, wucherten in Moosanschlüssen lange weisse Steinranken und aus einem Winkel quackte und raschelte uns ein ganzes Nest Fledermäuse entgegen. Wie wir uns auch nicht umsahen, in der Mühle war von einem lebenden Wesen nichts zu sehen. Ich hatte alle Winkel und Verschläge durchstöbert und kehrte etwas seltsam gestimmt zu Trodly zurück, der noch auf derselben Stelle dastand und sich selbst nicht zu rühren wagte.

Eine halbe Stunde mochte vergangen sein, ohne daß wir aus unserem Abenteuer klug werden konnten. Die Müdigkeit ward endlich unserer Herr und Trodly gab nach langem Hin- und Herreden nach, einen der Verschläge zu unserem Nachtlager zu wählen. Obgleich die Mühle nicht mehr brauchbar schien, da die beiden Steine sich in dem leeren Schüttkasten auf einander hinwälzten, mußte dennoch jemand hier gewesen sein, der das Windlicht zurückgelassen hatte. Eine lustige Reisegesellschaft etwa, dachte ich, und nachdem wir es uns so bequem gemacht hatten, als es auf dem feuchten Boden, auf altem schimmlichen Stroh, möglich war, und das Licht ausgelöscht, suchte ich einzuschlafen.

Wer in einem verfallenen Iden Hause eine Nacht zugebracht hat, kennt das seltsame Getöse und Getrappel des hohen Siebels und der im Winde ächzenden Querbalken. Schwere Regentropfen klopfen auf das Bretterdach und hallen im dumpfen Echo in den Räumen wieder. Bald knarnten die Pflanzen, bald klopfen die losen Dachlatten oder die Fledermäuse flatterten piepend und schrillend von Wand zu Wand, denen die im Unterstocck hinraschenden Matten antworteten, dann zog ein Geächze durch das ganze Gebäu, rauschend wälzte sich das große Wasserrad und Trodly sprach leise mit Hund, der furchtsam winnerte und abhnte.

Ich war indessen so müde, daß all dieses Klappern und Rascheln dieses mannigfaltige Geräuschbunte, mich in festen Schlaf wiegte. — Ich weiß nicht, wie lange ich von wirren Traumbildern verfolgt dalag, als mich ein heller Schein, der mir gerade ins Gesicht fiel, weckte. Ich schlug die Augen auf und vor mir stand ein bleiches schönes Frauenszimmer, das mich mit dem Windlicht beleuchtete und gedankenvoll anschaute. Sie war in einen langen weißen Mantel gehüllt, der ihren schlanken schönen Formen mehr Reiz verlieh, als sie verhüllte. Ich währte zu träumen. Ich schloß die Augen, öffnete sie wieder, aber bewegungslos stand sie da. Eine tiefe Schwermuth lag in ihrem schönen krankhaft bleichen Gesichte. Neben ihr stand eine kleine Figur in einer grauen Wolljacke gekleidet, aus der zwei dürre Beinchen hervorsahen. Ich wurde nicht klug, ob es ein Mann oder ein altes Weib war. Unter dem zerzausten Haar und der niedrigen Stirne fierte es mich aus zwei großen geistlosen Augen an und zog fleischend den großen Mund bald gegen das linke, bald gegen das rechte Ohr.

Ich lag wie bezaubert vor diesen beiden seltsam contrastirenden Gestalten da und es kostete mich große Kraft, mich zu erheben und mit unsicherer Stimme zu fragen: ob sie Herren der Mühle seien, von der wir eigenmächtig Besitz genommen hatten.

— Leonardo! rief das junge Weib und streckte mir ihre weiße schöne Hand entgegen, — erkennst du mich nicht?

Ich schaute die hohe Gestalt verwundert an, die mich mit selenvollen Augen anblickte und deren melodische Stimme mich seltsam ergriff.

Sie war mir näher getreten, und indem sie mich sanft mit dem Arm umschlang, sprach sie leise mit trauriger Stimme: «Du bist lange, sehr lange, weg gewesen.» Willenlos von ihr geführt, trat ich durch die Mühle schretzend ans Schleusendach. Ihre warme Hand, die ich in der meinen hielt, der kalte Wind, der meine heiße Stirn umwehte, sagten mir, daß alles kein Traum sei. Dennoch schaute ich mit einem Grauen die schöne Erscheinung an, die mit leiser melodischen Stimme durch die dunkle Nacht sang. Hinter uns stand wie ein unheimliches Gespenst das Wesen in der Wolljacke, das träumend in das Windlicht fierte und unverständliche Worte murmelte.

Wo war ich, wer waren diese beiden seltsamen Wesen? Ich wollte mich gewaltsam von dem schönen Weibe losmachen, aber mit stehendem Blick erfaßte sie meinen Arm und rief: «Willst du schon fort, Leonardo? ach! die Nacht ist ja so lang und kalt und ich werde allein bleiben mit Jello und mich fürchten.

Gleich darauf aber lachte sie wild auf, indem sie mich von sich stieß und die Augen rollte. Entsetzt trat ich von der Wahnsinnigen zurück, denn man erkannte ich die Geistesranke in der schönen Erscheinung.

Krampfhaft hielt mich ihre Hand umfaßt. Im Blinde flatterten ihre schwarzen Haare um das bleiche verzerrte Gesicht — es war eine wilde demonische Schönheit.

— Du liebst mich nicht mehr, Leonardo! rief sie wild, und in der erhobenen Hand blitzte ein Dolch. In demselben Augenblick hörte ich Pferdegetrappel, das Wesen in der Wolljacke öffnete den riesigen Mund, jener schreckliche Schrei durchzog die Luft, den wir im Walde vernommen hatten. Die Hand der Wahnsinnigen zitterte in der meinen, sie warf den Dolch weit von sich und indem sie halb kniend mich umklammerte, rief sie laut schluchzend mit einer Stimme, die mir das Herz durchschmitt:

— Rette mich, Leonardo, rette mich, sie kommen. Sie wollen nicht haben, daß ich dich liebe. Sage es ja keinem, rief sie rasch und ihre Stimme wurde weicher, — sage es keinem, daß ich dich liebe, Leonardo. Du selbst darfst es auch nicht wissen — nie, nie... nur dein bleiches Antlitz laß mich schauen, deine kalten Lippen will ich küssen und nicht weinen, nicht weinen.

Ich suchte sie zu beruhigen, aber sie rief von neuem: «rette mich». Ihr Haupt sank kraftlos auf meine Brust und ich hörte sie still weinen. Einige Reiter hielten jetzt bei der Mühle. Da entriß sie sich laut schreiend meinen Armen und ehe ich sie noch aufhalten konnte, stoh sie längs dem Schleusen dem Ufer zu. Das Wesen in der Wolljacke folgte ihr wie ein rasender Sumpfgeist mit dem flackernden Windlichte.

Die Reiter hatten indessen die Fliehenden erreicht. Einige Männerstimmen erklangen, aber die Gruppe entwand bald meinen Augen, denn das Windlicht erblühte und der Rebel verdeckte alles. Trodly fand ich bleich und veräbzt in der Mühle beim Lämpchen sitzen, das er angezündet hatte, und nichts vermogte ihn zu bewegen, länger in derselben zu verweilen.

Mich hatte auch die ganze Scene so aufgeregt, daß ich froh war, als wir den Wald erreichten und der Mond wieder hinter den dunklen Regenwolken hervortrat, die den Himmel umzogen hatten.

Trodly erzählte mir nun, nachdem er sich beruhigt hatte, und nicht mehr nach der Mühle sich ängstlich umsah, daß er die Erscheinung kenne. Es war das wahnsinnige Fräulein vom nahen Gute, von der ich auch schon gehört hatte und die schon oft ihren Wärtern entsprungen war und bei der verfallenen Mühle ihr Wesen trieb. Man sprach von einer unglücklichen Liebe. — Was Trodly so entsetzt hatte, war das Wesen mit dem Windlichte gewesen, das er hartnäckig für einen Kobold erklärte. Meine Vorstellungen halfen nicht und er blieb dabei, daß böse Geister stets Wahnsinnige begleiten, die wie das Fräulein so schreckliche Plätze besuchen. Als ich ihn nicht mehr anhören wollte, sprach er seiner alten Gewohnheit nach mit Hund fort, der seine Meinung vollkommen zu theilen

schien, indem er noch immer sich wie von Frost schüttelte und leise wimmerte. Mich verfolgte das unglückliche Bild der Wahnsinnigen und ich konnte die düsteren Gedanken nicht zurückweisen, die mich ergriffen hatten. Söhnend ummantele widersinniger Wahn ein reines liebendes Gemüth.

## IX.

### M a r i e.

#### 1.

Es war ein kalter Herbstabend. Der Wind piff durch die menschenleeren Gassen und der Regen schlug dumpföhnend auf die großen Fliesen. Ein hoher schlank gewachsener Mann, in einen leichten Mantel gehüllt, eilte raschen Schrittes die Straße entlang. Eintönig hallte das Echo seiner Schritte, die er mehr und mehr beschleunigte, als fliehe er vor dem dumpfen nachklingenden Hallen. — Von Zeit zu Zeit blieb er stehen und ging langsamer.

Jede seiner Bewegungen, seine ganze Haltung zeigte, daß etwas Besonderes seine Seele bewegte.

Er war jetzt an das Geländer der Brücke getreten, über die ihn der Weg führte, er lehnte sich an die geschwungenen Granitbogen und blickte gedankenvoll auf die dunkelen Bogen.

Er schien weder auf den Regen zu achten, der auf ihn niedersiel, noch auf den kalten Wind, der an seinem Mantel zerrte. «Marie! arme Marie!» sprach er, wie aus einem tiefen Traum erwachend. «Mein Ringen und Streben ist also nutzlos gewesen — alles, alles ist hin und wie die kalte dunkle Wassermasse schaut mich an kalt und düster die trostlose Zukunft». Vom Thurme hallten zehn dumpfe Glockenschläge.

Der Mann im Mantel fuhr rasch auf und eilte der Gasse zu, in der er das Rauschen des Stromes nicht mehr vernahm und nur wieder das eintönige Echo seiner Schritte haßte. Er blieb vor einem hohen Hause stehen, einen Augenblick schien er noch zu schwanken, dann aber erfaßte er den Stockenzug und klingelte hastig.

Gleich darauf hörte man Schlüssel klirren, die Pforte öffnete sich knarrend und der einsame Wanderer verschwand in der Thür.

Rasch eilte er über das Gehöft hin und stieg eine enge dunkle Treppe hinauf. Sein Herz pochte laut und mit jaghafter Hand griff er nach dem Thürhüppel.

Die Thür öffnete sich und ein junges Mädchen trat ihm mit einem Licht in der Hand entgegen.

— Alfons! rief das Mädchen erstrent, gleich darauf aber trat sie erschreckt zurück, als sie das bleiche verführte Gesicht des jungen Mannes

Belletr. Bl. 2ter Jahrg.

erblickt. — Um Gottes Willen, was giebt's? rief sie und schaute ihn bang an.

— Nichts... nichts, Marie, sprach Alfons rasch und warf sich erschöpft in einen Lehnstuhl.

— Mutter schläft, sprach Marie leise, — aber was ist dir, Alfons, fügte sie mit bebender Stimme hinzu.

Ihr Antlitz, in dem sich ihre ganze schöne Seele aus den großen blauen Augen wiederpiegelte, in dem noch eine reine kindliche Unschuld lag, drückte aus alle Besorgniß um den Geliebten, alle bangen Erwartungen, die ihre Mädchenbrust durchzogen.

— Ach, Marie! rief Alfons schmerzlich, indem er das schöne Mädchen umfaßte, und sie lange und innig anschaute, — alle meine Hoffnungen sind hin, sind zerstört, alle, alle!

Er bedeckte mit den Händen das bleiche Antlitz und ein lautes Schluchzen verrieth seine Bewegung. Marie schmiegte sich liebend an den Jüngling, aber er saß wie vernichtet da und murmelte dumpf: *Solfaterra hat mir gerathen, nicht mehr zu malen... hörst du es, Marie! nie mehr zu malen...*

Alfons Aufregung war eine gewaltige und er unterlag fast der in ihm kämpfenden Gefühle.

— Alfons, rief plötzlich Marie begeistert und erfaßte des Jünglings kalte Hand, — mag dir das Solfaterra sagen, mag es die ganze Stadt wiederholen, ich sage dir, du — du bist ein Maler! Aus deinen Werken spricht Liebe und Wahrheit und wenn der Menschen Kunst dich verurtheilt, die Kunst wird es nicht thun.

Das schöne Mädchen stand in diesem Augenblicke noch schöner da, sie hatte sich stolz emporgerichtet, ihre Augen leuchteten und Alfons, der langsam sein tränenfeuchtes Antlitz zu ihr erhob, schaute sie seltsam bewegt an. Bald aber blickte er wieder düster lächelnd hin und sprach schmerzlich: *«Marie, er — er hat es gesagt, unser gefeierter Meister. Du schaust mit den Augen der Liebe auf meine Werke, an denen ich nun selber verzweifle.»*

— Nur mit Liebe muß man sie anblicken, Alfons, rief Marie, aus deren Augen ein mildes Feuer leuchtete. — Solfaterra heißt sie schlecht, so sage ich dir, in seinem Herzen wohnt der Neid, das Schlechte, das sich ihm allein auch wieder spiegelt.

— Keine Kraft ist hin, ich hoffe selbst nicht mehr, sprach Alfons schmerzlich.

Das Mädchen senkte einen Augenblick das holde Köpfchen und zwei Thränen traten ihr in die Augen, dann aber trocknete sie rasch ihre Thränen, setzte sich zu Alfons Füßen, ergriff seine Hand und indem sie den Jüngling mit dem Ausdruck innigster Liebe anschaute, sprach sie fröhlich:

«Alfons — höre mich, Alfons, du bist ein Künstler, und bist du es auch nicht, glaubst du, daß es meine Liebe zu dir ändern würde? Scheuche alle finsternen Gedanken von dir. Auch ohne diesen Solfaterra kann ich dein werden. Verstehst du dir doch auch anders in der Welt fortzuhelfen. Und siehst du, Alfons, ich — ich verstehe so Manches; ich kann nähen, stricken, ich häckele Spitzen. Glaubst du denn, setzte sie leise hinzu, daß wir so viel nöthig haben, um glücklich zu sein und zufrieden?»

Sie schaute dabei den Jüngling so heiter und innig an, daß Alfons all seinen Muth wiedergewann. Er richtete sich stolz auf, umfaßte die lebenswürdige Plauderin und sprach: «O Mädchen, du bist doch mein einziger Schutzengel, ja, du giebst mir meinen alten Muth wieder, um das Ziel, nach dem ich strebe, zu verfolgen. Eine Stimme in mir sagt mir, ich werde es erreichen, du sagst es mir und ich konnte zweifeln an der Wahrheit dessen, was dir wahr und schön erscheint. Bald habe ich dein Bild beendet. Marie, all mein Sinnen und Trachten, all mein Gefühl, mein ganzes Ich, meine ganze Meisterschaft habe ich in dieses Bild gelegt, rührt auch dieses Bild nicht das kalte Herz Solfaterras, dann Marie, dann habe ich keine Hoffnung mehr, dann ist alles hin, mein Leben, meine...

Er kam nicht dazu, die letzten Worte auszusprechen. Marie hing sich an den geliebten Mann und bedeckte den gebiffneten Mund mit ihren Küßen. Liebend umschlang Alfons seinen Schutzengel und sprach ruhiger: «Marie, was bin ich ohne dich, du gehst mir voraus auf dem dornenvollen Pfad der Kunst, dir folge ich und deiner Liebe.»

— So will ich dich haben, sprach Marie begeistert, — nur ein solcher kannst du das Große, das in deinem Herzen lebt, der Welt schenken. Bewahre den holden Einklang, der stets in deiner Brust lebte, er wird dich wunderbar erkräftigen, er schafft eine neue Welt in deinem Herzen, die dich ruhig schauen lehrt auf die kalten Menschen.

Lange plauderte das holde Kind mit Alfons. Er lauschte ihrer lieben Stimme, die mit ihrer Zaubergewalt des Jünglings Schmerz besänftigte und in seiner Brust Glaube und Hoffnung wach rief. Sie spielte mit den schwarzen Locken des Geliebten und glättete mit ihren kleinen Fingern die düsteren Falten aus seiner hohen Stirn.

2.

Tage waren vergangen. In dem kleinen Zimmer, das Marie mit ihrer blinden Mutter bewohnte, sah es wie sonst freundlich und traulich aus. Die weißen Gardienen an den Fenstern, die Aermlichkeit, die Ordnung und Keimlichkeit den Blicken verbarg, alles führte Mariens scharfsinnige Regsamkeit vor Augen, die eng ihrem ganzen Wesen verbunden war.

Sie saß neben der blinden Alten, die schlummernd mit dem Haupte

nickte. Marie nickte emsig. Oft sank ihr die Arbeit in den Schooß, sie blickte sinnend vor sich hin und eine leichte Thräne trübte den Blick des Mädchens. Dann aber lächelte sie wieder hold, als ob Alfons geliebtes Antlitz sie umschwebte, und in den ruhigen Zügen des Mädchens las man den stillen Vorwurf, den sie sich selbst machte.

— Nun ist Alfons in der Akademie mit seinem Bilde, sprach plötzlich die blinde Mutter wie im Traume.

Marie fuhr erschreckt auf und erblickte — was es doch der Augenblick jetzt vielleicht, wo das Schicksal des Mannes entschieden wurde, an dem sie mit all der Liebe ihrer reinen Kinderseele hing, in dem sie ihre ganze Welt, ihr ganzes Glück suchte.

Freundlich blickte die röthliche Herbstsonne in das kleine Zimmer und wie ihre Strahlen alles rings beleuchteten und umschimmerten, ward es auch wieder licht in dem Herzen der Jungfrau, in das ein unerschütterlicher Glaube eine beruhigende Ueberzeugung zog, die ihr wiederholte, daß das Gute und Wahre doch am Ende obsteigen muß.

Die Thür ging auf und Alfons trat mit leuchtendem Antlitz ins Zimmer.

— Alfons! jauchzte Marie und erhob sich, aber leichter übermannt die Freude ein reines Gemüth, als der Schmerz, und die bleiche Marie sank bewußtlos in des Geliebten Arme.

— Was giebt's? rief die besorgte Alte, die auch nur wenig von allem hörte. Alfons küßte sein bleiches Lieb bald ins Leben zurück und nun saßen sie bei der blinden Alten, die freundlich Alfons Berichten zuhörte.

Alfons Bild hatte allgemeine Begeisterung erregt. Colfaterra, der in Alfons einen ebenbürtigen Meister erblickte, glaubte durch seinen Ausspruch schon das aufkeimende ihm gefährliche Talent erkannt zu haben. Nun aber, da der sonst bescheidene zaghafte Künstler unerwartet das Urtheil der Akademie anrief, mußte der künftelnde kalte Meister schon selbst zuerst gerechtes Lob spenden. Wie die zarte Lilie zu holdem Duften und Blühen sich erschließt, aufgelüßt vom lichten Sonnenstrahl — wie sie welkt und stirbt, vom wuchernden Unkraut erstickt und niemand erfreut, so keimt oft das Gute und Schöne in einer Menschenbrust, so erblüht es der böse Neid, so verliert sich oft eine schöne Seele in der Menschenmasse und welkt verkannt dahin und hat keinen erfreut.

Der Himmel hatte sich wieder umwölkt, der Regen klirrte an die träben Scheiben, durch die noch spät ein Lichtlein in die dunkle Nacht hinausblinzelte. In dem Zimmer saßen zwei Glückliche. Fröhlich plauderten Alfons und Marie von der Zukunft, von Glück und Zufriedenheit, leise hell klingend ertönten zwei Gläser, in denen der funkelnde Wein perlte und freundlich nickte die alte Mutter zum Glück ihrer Kinder.

Ein Jahr war verfloßen.

Alfons, der gefeierte Künstler, sah einer glänzenden ruhmvollen Laufbahn entgegen. Noch war es Mariens Genius, der ihn liebend leitete, aber schon nahte sich die finstere Göttin des Stolzes, die höhnend auf die Liebe blickte, die so oft ihr schon ein Opfer geworden war. Wohl kämpfte die Reinheit in dem Gemüthe Alfons gegen diese dunkle Macht — aber dieser Kampf ist ein ungleicher und gefährlicher, aus dem selten ein Sieger hervorgeht.

Der Graf, ein Protector aller Künstler, hatte bald auch Alfons an seinen Hof gezogen.

Die große Welt mit ihren Verlockungen und mannigfachen Reizen that sich vor den trunkenen Sinnen des jungen Künstlers auf und so mancher beneidete den glücklichen Alfons, dem alles hulbigte und auf den selbst des Grafen Tochter mit süßem Wohlgefallen blickte.

Und Marie — war sie vergessen? Alfons war zu edel dazu, um Marie vergessen zu können, aber dennoch war es nicht mehr jene reine gränzenlose Liebe, die ihn zu dem armen Mädchen zog. Er konnte sie jetzt nur selten besuchen, da ihn seine Arbeiten sehr in Anspruch nahmen. Marie machte ihm nie Vorwürfe, ihr war ein jeder Augenblick theuer, den sie mit dem geliebten Mann zubringen konnte. Marie besaß jene wahre reine Liebe, die so selten in der Brust eines Sterblichen wohnt. Ueber ihre Liebe vergaß sie sich selbst und war glücklich, wenn sie Alfons zufrieden wußte. Diese Liebe ist der größten Aufopferungen fähig und währt ewig, selbst wenn ihr auch nicht Gegenliebe wird.

### 3.

Es war Frühling. Die Sonne küßte die Blumen auf zu neuem Duft und Blüten. Marie stand an dem Fenster des kleinen Gartenhauses, das sie mit ihrer Mutter bezogen hatte und schaute auf die weite lebensfrische Landschaft. Sie war bleicher geworden, um ihren Mund spielte ein schmerzlicher Zug und die großen blauen Augen schauten schwermüthig in die Weite.

— Alfons! sprach sie schmerzlich, aber rasch die Thränen trocknend, die ihren Blick trübten, drückte sie ihre kleine Hand fest an die Brust und sprach entschieden: — es darf nicht sein, er darf sich mit nicht opfern; die arme Marie, sprach sie mit fast ersterbender Stimme, — ist nicht für den großen Künstler!

Von dem Gefühle übermannt, sank das arme Kind laut schluchzend in die Knie und barg ihr Gesicht in dem Schooß der Mutter.

— Mein Kind, sprach die Alte langsam, — ich glaube, du weinst?  
— Nein, o nein, liebe Mutter! rief Marie rasch aufstehend. —



Keine Thränen mehr, sprach sie ruhiger hinblickend, — meine Augen sind heiß... sie brennen so sehr... keine Thränen mehr.

Die Thür öffnete sich und Alfons trat herein. Einen Augenblick schwankte Marie, sie wollte wie sonst dem Geliebten entgegensteilen, sie wollte an seiner Brust all ihren Kummer ausweinen — aber sie drückte fest und fester die Hand auf das lautpochende Herz und reichte die zitternde Rechte dem Eintretenden hin.

Alfons war schön wie sonst, aber ein ernster nachdenkender Zug lag in seinem einst so offenen Gesichte.

— Marie, was ist dir? fragte er sanft.

Von neuem pochte Mariens Herz, als sie diese Stimme vernahm, die einst alles über sie vermogte. Aber rasch, faß heftig, antwortete sie:

— Nichts, o, gar nichts, Alfons.

Alfons setzte sich und blickte zerstreut umher.

— Er liebt mich nicht mehr, hauchte Marie schmerzvoll und senkte das Haupt, um die Bewegung zu verbergen, die ihr das Herz sichtbar machte. — Nun sei es! sprach sie rasch vor sich hin und trat zu Alfons. — Alfons, begann das Mädchen mit zitternder Stimme, die aber bald fester und entschiedener wurde, — Alfons, schon lange wollte ich dir etwas sagen.

Der junge Mann blickte zu Marie auf.

— Alfons, sprach Marie, den Geliebten fest anschauend, — ich kann nie die Deine werden!

— Marie! rief Alfons mit seltsamer Stimme und schaute das bleiche Mädchen an.

— Höre mich ruhig an, Alfons. Ich habe dich geliebt, tren und innig... Ihre Stimme zitterte. — Du darfst mich nicht mehr lieben... dich ruft das Leben in die große Welt hinaus... Der Graf bietet dir die Hand seiner Tochter und ein großes Vermögen an. Sie ist gut und schön... sie wird dich lieben... vielleicht mehr als ich es vermogte... du wirst glücklich sein, Alfons. Meine Liebe zu dir, sprach sie rascher, war eine kindliche Neigung, ich fühle, daß ich jetzt anders denke. O, Alfons, laß mich nicht weiter reden... ich... ich darf nie die Deine werden, ich könnte dich nicht mehr, ich dürste mich nicht mehr lieben.

— Marie, rief der junge Künstler erschüttert und wollte ihre Hand erfassen.

— Alfons, sprach Marie ernst, — laß diese Hand und folge mir, wenn du mich noch für den Schutzengel hältst, der ich dir früher war... vergiß mich; die Kunst muß dir, wenn du wahrer Künstler bist, das Höchste sein, das Heiligste... Sie darfst du nicht der Liebe eines Mädchens opfern... das dich... das dich vielleicht nicht so geliebt, wie du geliebt sein mußt... das nur für dich beten wird...

— Marie, rief Alfons, ich beschwöre dich, meine Liebe zu dir ist nicht erkaltet... gab es auch Augenblicke, wo ich wanken konnte... Hier, sieh mich wieder zu deinen Füßen... noch wohnt in diesem Herzen eine heiße, eine innige Liebe für meine Marie!

— Kein Wort mehr, bei allen Heiligen, rief Marie, indem sie ihr bleiches Antlitz mit der Hand bedeckte. Sie blickte auf und schaute Alfons lange und ernst an. Eine erhabene Schönheit stand sie da. Ihre Augen glühten in einem seltsamen Feuer, sie hob die zitternde Rechte und sprach langsam: — Bei Gott dem Wahrhaftigen schwöre ich.. bei meiner Seligkeit... bei dem theuren Haupte meiner Mutter, ich kann nie die Deine werden. Sei glücklich und ich bin es, Alfons.

Alfons blickte wie vernichtet auf die Jungfrau, die groß und hehr vor ihm da stand. Jetzt, da er sie verloren, fühlte er erst, was er in ihr befehlen hatte, klagte er sich an, ihrer Liebe nicht würdig gewesen zu sein. Er hatte sich selbst gerichtet. Mariens Bild, sein heiliger Schutengel entschwebte, und die kalten engberzigen Gefalten des Ruhmes und der Ehre naheten sich. Alfons begriff in diesem Augenblick nicht mehr Mariens Herz und da er sich von der bleichen Marie abwandte und hinausfloh, verbarg sein schützender Genius traurig sein Angesicht und warf klagend den blühenden Lorbeerzweig in die dunkle Tiefe der Vergessenheit. Alfons war nicht mehr der Meister, in dessen Brust jener holde Einklang lebte, jene reine Liebe, die uns allein zum Großen und Schönen führt. Von ihm wich der liebende Genius der Kunst einer veredelten Menschheit und er stand da, der kalte berechnende Meister der todtten Masse.

Bewegungslos blickte die bleiche Marie ihrem fliehenden Geliebten nach. Aber plötzlich entwand sich ein lauter Schrei ihrer Brust und kraftlos sank sie zu Boden. «Er liebt mich nicht mehr — er geht!»

— Marie! rief die blinde Mutter und beugte ihr zitterndes Haupt vor.

Diese Stimme rief die arme Marie wieder ins Leben.

Die Mutter war ja noch, der sie ihr Opfer darbringen konnte, für die sie sorgen und leben durfte. Sie küßte die Hand der alten Fran und sprach sanft: — Sei ruhig, liebe Mutter — ich bin es auch, wir werden uns nun nicht mehr trennen... nie mehr... und ich werde nicht weinen, auch um ihn nicht mehr weinen...

— Gut, Marie, sprach die Alte und schaute sie mit den lichtlosen Augen an, — und nun will ich schlafen, Marie.

Arme Marie, auch die Mutter begriff sie nicht mehr. «Ich bin glücklich», sprach sie schmerzlich vor sich hin, «denn er wird es sein. Alfons, ich grolle dir nicht, ich liebe dich und werde dich ewig lieben.»

Der letzte Strahl der Abendsonne goß seinen Purpurschimmer in die kleine Stube, wo Marie vor der Heiligen kniete und betete für Alfons.

X.

V o r l e y.

Unser Boot glitt geräuschlos den Strom hinunter. Die Sonne war untergegangen und nur die laubbewachsenen Gipfel der Berge schimmerten in purpurner Abendgluth. Die Weinbügel malten sich unbestimmter in dunkeler Fluth und an dem wolkenlosen Himmel flimmerten schon einzelne Sternchen auf. Aus dem Dunkel der Bäume schauten gespenstisch alte Ruinen hervor, und fern erhob sich vom lichten durchsichtigen Nebel umwölkt ein düsterer Felsen. — Von Zeit zu Zeit rief aus dem duftenden Waldesgrün eine melancholische Nachtigall herüber oder fern tönte durch die Nacht wehmüthig klagend ein Glöcklein. Unser Gondler hatte die Ruder beigelegt, das Boot schien still zu stehen und schweigend glitten an uns die malerischen Rheinufer vorüber. Fortunat sang mit leiser Stimme:

Der Abend ist kühl und es dunkelt,  
Und ruhig fließet der Rhein;  
Der Gipfel des Berges funkelt  
Im Abendsonnenschein.

Fortunat schwieg, ich saß in Anschauung verloren da und erst als das letzte ferne Echo des Liebes verhallt war und die stärkere Strömung unserer Rachen leise zu schaukeln begann, blickte ich auf zu dem Felsen der Vorley, der ernst majestätisch auf uns herabschaute.

— Erkennst du den Felsen? sprach Fortunat mit seltsamem Betonem. Seine Augen leuchteten, er hatte meine Hand erfaßt und lächelte wehmüthig: «Schöne Vergangenheit! Ist denn alles Fühlen in unserer Brust erstorben, daß der Zauber jener kindlichen Sagen für uns nicht mehr sein sollte?»

— Er ist es, sprach ich ernst. — Er ist erstorben, Fortunat. Das Naturschöne erneut sich in göttlicher Jugendfülle, aber des Menschen Fühlen und Empfinden ist vergänglich...

— Und sollte doch ewig sein, rief begeistert Fortunat, — ewig, wie der Gedanke des Schönen. Warum haben wir kaltherzig eine Welt gerträumert, die des Menschen volles Herz in verlockenden Bildern wiedermalte. Die Ideale sind entschwunden. Sie sind es nicht. In unserer Brust lebt nur nicht mehr jener treue kindliche Glaube — unser Auge ist erblindet, wir schauen nicht mehr das Schöne, das in ewiger Gestalteneue an uns vorüberzieht, und indem wir dem Wahren zustreben, entfernen wir uns vom Wahren, das allein im Schönen, im Guten keimt. Ich aber schütze mein Auge vor diesem Erblinden — mein Herz schlägt der blühenden Welt entgegen, — mein Ohr ist offen den Tönen

und nur vor dem kalten Gedanken fuhr ich zurück, der mit seiner reizenden Falschheit uns umstrickt.

Fortunat schwieg. Ich horchte auf, denn ein seltsames Singen tönte vom Felsen der Lorley zu uns herab. Fortunat war aufgestanden — seine Augen bligten, seine Wangen glühten. «Wernimmst du?» rief er leise.

Ich war seltsam ergriffen, denn lauter ertönte der wehmüthig lockende Gesang. Es war, als hätte Fortunat die Geister der Vergangenheit heraufbeschworen, denn an einem hohen Steine gelehnt sahen wir eine weiße Gestalt sitzen, die das Lied sang — wir schauten Lorley — wir vernahmen ihren sinberückenden Sang:

Ich schaue hinab in die Fluthen  
Und lausche der Wogen Flehn —  
Der Abendsonne Gluthen  
Mein Felsenstöß umziehn.

Die so herangezogen  
Mein zauberischer Sang —  
Die decken die kalten Wogen,  
Sie schlummern nun schon lang.

Unselige schöne Lieder —  
Ihr schafft mir ewige Pein.  
Gebt kalte Wogen wieder  
Den ich geliebt allein.

Ich hab' meine Zither zer schlagen,  
Nur leise von den Hdh'n  
Sing ich, um die Wogen zu fragen,  
Ob sie den Geliebten gesehn?

Leise verhallte der Gesang.

— Sehen Sie Sich, rief der Gondler Fortunat zu, denn der leise Nachtwind begann stärker zu wehen und der Rachen schaukelte sich in der aufschäumenden Strömung. Aber Fortunat lauschte in Anschauung verloren dem Liede der Lorley. Der Rachen schwanke plötzlich, wir stießen gegen einen Stein, ich wollte Fortunat's Arm erfassen, aber ehe ich es verhindern konnte, stürzte er rücklings in die Fluth, die über ihn schäumend emporstiegl.

Entsetzt fuhr ich von meinem Sitze auf, dem Freunde nachzuspringen, aber schon tauchte er in einiger Entfernung von uns auf und schwamm mit der schäumenden Strömung kämpfend dem Ufer zu. Lorley's Sang war verstummt, wir hatten das Ufer erreicht und ich drückte stumm den Freund an die Brust, der soeben einer augenscheinlichen Gefahr entronnen.

Bellettr. Bl. 2ter Jahrg.

45

Noch ehe wir uns vom Schreck erholt hatten, traten mehrere Männer in altdeutscher Tracht zu uns, die uns höflich grüßend im Namen des gnädigen Fräulein ins Schloß einluden. Einer solchen freundlichen Einladung konnten wir nicht widerstehen. Die Leute hatten unseren Unfall angesehen und waren sojgleich zu Hülfe herbeigeeilt. Wir erreichten das Schloß, das sich auf einer kleinen Anhöhe erhob und um das sich ein weiler Park hinzog. Schweigend führte man uns die breite Treppe hinauf und bald befand ich mich in einem hohen Rittersaal, in dessen Mitte ein reich besetzter Tisch stand, von zwei mächtigen Candelabern erleuchtet. Fortunat hatte sich in ein Nebenzimmer begeben, um seine nassen Kleider zu wechseln. Ich schaute mich in dem altmodischen Saale um, dessen gestülpte Wände rings mit Gemälden und Rüstungen decorirt waren. Wer war die Herrin dieses Schlosses, die uns so gastlich empfing? Wer war die Vorley die uns herangefungen? Wie sollte ich mir endlich diesen mittelalterlichen Saal erklären, der mich die Gegenwart vergessen ließ und mich in die Zeit jener hochpoetischen Ritterlichkeit der Deutschen versetzte.

Endlich kam Fortunat. Er hatte ein altdeutsches Costüm angelegt und das dunkle Wams, der weiße Kragen, schmiegen sich gefällig an seinen schönen Wuchs an, paßten trefflich zu den dunklen Locken des Fremdes, die in reicher Fülle um das schöne, jetzt etwas bleiche Antlitz fielen.

— Nun, Freund! sprach Fortunat, der im Schlosse schon ganz einheimisch zu sein schien, — laß uns auf das Wohl unserer holden Wirthin trinken.

Ein greiser Alter, der Castellan des Schlosses zu sein schien, trat herzu, füllte die silbernen Becher mit goldenem Rheinwein und lud uns, sich tief verbeugend, ein, Platz zu nehmen.

Wir setzten uns. Ich war von der Neuheit des Ganzen noch etwas befangen, Fortunat aber erhob den mächtigen Pokal und sprach:

— Es lebe die Schloßherrin!

Als ich den Becher geleert, durchglühte mich ein seltsames Feuer und bald machte mich Fortunat im munteren Gespräch alles vergessen und wir saßen da im Schlosse am Rheinufer, zwei zechende Ritter und sprachen von den tapferen Degen der Gauen, von ihren Thaten und Muthen.

Die Schloßfrau hatte sich für den Abend entschuldigen lassen, Fortunat aber flüsterte mir geheimnißvoll zu: «Vorley ist das Fräulein des Schlosses und mir galt ihr Sang.»

Wir traten auf den Edler und schauten auf die schöne Nachtlandschaft. Zu unseren Füßen zog sich der majestätische Rhein hin und ein

berauschendes Dufteu drang uns vom Garten entgegen, der sich terrassenförmig bis ans Ufer hüzog.

— Wo sind wir, fragte ich leise, den Freund umfassend.

— Frage nicht, rief Fortunat, rüttle mich nicht aus diesem einzigen Trauu. Mir ist es, als seien die Wogen über mir zusammengeschlagen, als wandele ich in den Zauberräumen der Vergangenheit.

Als wir wieder in den Saal traten, stand noch der greise Alte da und erst als wir schweigend in den geschützten Eesseln dalagen, öffnete er eine hohe Thür und wies uns ein prächtvolles Schlafgemach an.

Es tagte bereits, als ich aus meinen Träumen erwachte. Ich schaute mich verwundert im Schlafgemach um und konnte erst allmählig mich zu- rechtfinden. Fortunat lehnte am geöffneten Fenster, durch das die frische Morgenluft drang. Ich trat zu ihm.

Vor uns lag ein weiter schöner Garten. Die Gipfel der Bäume vergoldete das erste Morgenroth, das sich tausendfarbig in dem Thau der Blumen widerspiegelte. Rings standen Marmorstatuen im dunkelen Grün und fern plätscherte eine Fontaine in einem marmorumsaßten Bassin, auf dessen glattem Spiegel ein stolzer Schwan kreisete. Rauschende Kastaden stürzten durch kleine Felsengrotten hin an duftenden Lauben vorüber, von däßeren Tarasbbäumen umragt.

— Da ist sie! rief Fortunat plötzlich und aus einer Laube trat ein hohes Frauenbild von stolzer Schönheit. Ein leichtes Gewand umfloß ihren schlanken Leib und lose fiel das goldene Haar um die sinnende Stirn, um den weißen Nacken, von einem Bande nur leicht gehalten.

Sie trat ans Bassin und streckte die weiße Hand dem Schwan entgegen, der auf sie zuschwamm. Sie beugte sich liebend zu dem stolzen Vogel hernieder, und indem sie mit der Hand das Krystallwasser schöpfte und wehmüthig den schimmernden Tropfen nachblickte, sang sie leise:

Unselige Zaubertlieder,  
Ihr schafft mir ewige Pein, —  
Gebt kalte Wogen wieder  
Den ich geliebt allein.

— Lorley! rief Fortunat begeistert und beugte sich durch das ebene- unranke Fenster weit hervor.

Lorley blickte auf, sie schaute Fortunat an, — schon breitete sie ihre Arme gegen ihn aus, als sie plötzlich zusammenfuhr und rasch den dunkelen Gebüsch zuflug, hinter denen sie unseren Blicken entschwand.

Bald darauf trat der Kastellan zu uns ein. Fortunat wechselte mit ihm einige Worte und sagte mir dann rasch, daß wir nun weiterreisen müßten.

Wir verließen das Schloß. Meine Fragen, was alles zu bedeuten habe, blieben unbeantwortet. Einige Tage darauf trennte sich For-

minat von mir, dessen ganzes Wesen sich verändert hatte. Beim Abschied erzählte er mir, daß ihn Familienangelegenheiten nach Hause riefen.

Ein Jahr war vergangen. Ich war auf einer Reise begriffen, die mich wieder an den Rhein führte. Es war Abend, als ich eine kleine Ortschaft erreichte, deren malerische Lage mich sehr ansprach.

Besonders reizend aber lag ein Schloß am anderen Ufer des Rheinstromes.

— Wem gehört dieses Schloß? fragte ich meinen Wirth.

— Dem Grafen Fortunat.

— Fortunat? Ich schaute aufmerksamer hin und — ich erkannte nun das Schloß Lorley's wo wir jenen seltsamen Abend verbracht hatten. Ich eilte hin. Ich hatte mich nicht geirrt, denn bald schloß ich meinen Freund in die Arme, der nun ein halbes Jahr mit dem Fräulein des Schloffes — mit seiner bezaubernden Lorley verheiratet war.

Er lebte nach dem Sinne seiner jungen Frau in altdeutscher Ritterart fort und bald saßen wir wieder in dem Ahnensaal, um den runden Tisch, — aber dieses Mal schenkte Lorley selbst aus den funkelnden Wein ein.

Fortunat's Glück war ein grenzenloses, — Lorley gefiel mir um so mehr, da ich sie nun munter plaudern hörte und recht brav essen sah.

Einige Tage noch mußte ich bei den jungen Eheleuten verweilen, die alles aufboten, mir den Aufenthalt so schön als möglich zu machen.

Unvergeßlich bleibt mir das Bild dieser beiden schönen mittelalterlichen Gestalten der Jetztzeit.

# Tizian's erste Liebe,

von  
Zacharias Topelius.

(Aus dem Schwedischen.)

Personen:

Becellio Tiziano, 20 Jahr alt.

Bartolo, sein Pflegevater, ein reicher Gerber.

Donna Eplvia da Luna.

Genien.

Die Scene ist in Bartolo's Haus, in Venedig, im Jahre 1497.

Bei Ausgang des Vorhangs ist die Bühne nur halbbeleuchtet. Tizians Zimmer. Der Hintergrund offen. Die Perspective einer stark beleuchteten Landschaft. Man sieht Tizian gegen einen Stuhl gelehnt schlafen; vor ihm ein angefangenes Gemälde. Eine Gruppe von drei Genien umschwebt den Schlafenden. Leise Musik. Die Genien verschwinden. Man hört die Uhr sechs schlagen. Der Hintergrund schließt sich und zeigt eine Wand mit drei großen verhängten Gemälden.

## Erste Scene.

Eplvia tritt mit leisen Schritten ein und betrachtet den schlafenden Tizian.

Er schlummert... Ach, ich sah von meinem Fenster  
Die ganze Nacht die trübe Lampe brennen.  
Bei Tagesanbruch hat der milde Schlaf  
Sein müdes Auge überrascht, die Phantasie  
Vor seiner Seel' entfaltet eine Welt,  
Die holde Genien umschweben.

(Wirft eine Handvoll Blumen über ihn.)

Nimm

Nun eine Blume aus der Wirklichkeit,  
Du junger Träumer, glaube dann, daß du  
Sie von geträumten Genien erhalten...

(Entfernt sich langsam. Ehe sie noch verschwunden ist, erwacht Tizian und wird einen Schimmer der Fortgehenden gewahr. Die Bühne ist ganz beleuchtet.)



Zweite Scene.

Izlan, allein.

D bleibe! Warum gehst du fort? D bleibe!

(Besinnt sich.)

Es war ein Traum! ein Traum ja nur, o Himmel,  
Wo weilet in der Erde dunkeln Thälern  
Nun eine Wirklichkeit von solcher Schönheit,  
Wie Dichter sie nur schaffen? War's ein Traum?  
Ein Traum nur ist geliebter Augen Schimmer,  
Der Abendglanz auf stiller Meeresfläche,  
Des Frühlings Duft, der unaussprechliche,  
Der Vogelfang in einer Sommernacht,  
Der Schönheit Glanz in einer Welt der Schatten,  
Der Liebe Thränen und der Hoffnung Rosengärten,  
Der Sehnsucht Gluth, — alles ein Traum!  
Ist himmlisch schöne Ahnung nur — nichts mehr!

(Gedankenvoll.)

Ein Künstler sein und Himmlisches in Worten,  
In Tönen und in Farben auszudrücken —  
Ja, das ist groß! Doch leer zu sein an Schönheit  
Und doch der Schönheit Hort zu sein,  
Das ist zu rein für Menschenruhe  
Und gar zu wenig für der Götter Flamme.

(Betrachtet das Gemälde; sein Blick verdüstert sich.)

Wie wagst du es, vermest'ne Kunst, mit Farben,  
Aus ird'schem Staub gemischt, zu rauben,  
Wie einst Prometheus heil'ge Sternensfunken  
Aus Götterfeuer — ach, es brennet dich!  
Fort, fort, mein Pinsel! Fort du Frevler, der  
Gewaget hat den Himmel zu entehren;  
Auf schüdde Leinwand willst du Ew'ges bannen!  
Ich kann nicht malen — o, ich kann nicht malen,  
Das Ew'ge — nein, ich werde nicht mehr malen!

(Zerreißt das Gemälde, wirft den Pinsel und die Palette fort und bleibt  
in Gedanken vertieft.)

Dritte Scene.

Lizian. Bartolo tritt ein ohne Lizian zu sehen.

Bartolo.

Es machen zweimal sieben vierzehn — laß mich sehen,  
Es steigt das Eoplenleder jetzt im Preise.  
Ich höre auf jetzt Kälberfell' zu gerben,  
Ich lasse ab von Safian und Bocksfell  
Und halt' es mit den Dohsen. Ja, in Wahrheit,  
Ein Dohse steht jetzt hoch, sehr hoch im Preise...  
Er ist courant... er zieht! Ich sey' den Fall,  
Es stände hier an diesem Platz ein Dohse....

(Wird Lizian gewahr.)

Da sitzt der Junge jetzt allhier allein  
Und träumt an lüchtem Tage wie ein Narr!  
Ich armer Vater! ich verfohner,  
Unglücksvoller schlechter Gerber!  
Welch Mißgeschick verlieh mir einen Sohn,  
Der weder Augen hat noch Ohren  
Für etwas andres als die schlechte Endelet,  
Die Kunst zu nennen er sich unterfängt!  
O, guten Götter! Kunst ist es zu gerben  
Zu Fuchten eine Dohsenhaut. Das nenn' ich  
In Wahrheit eine Kunst, recht gut zu machen  
Untabellig ein Paar recht guter Schäfte.  
In diese Kunst kann man mit Händen greifen,  
Sie schafft Gewinn den Menschen — nicht solcher Kram  
Gezierter Puppen auf der theuern Leinwand.  
Heda! Wo ist die Rechnung für das Loh, die Häute?  
Du Tagedieb, ich hab' dir ja befohlen,  
Sie fertig mir zu halten.

Lizian.

Hier ist sie, mein Vater!

Bartolo (während er die Rechnung durchgeht).

Zwei — sechszehn — zweiunddreißig — für drei Fuder Loh!  
Bist du von Sinnen? Dreiundsechzig  
Für vierzehn Eselshäute! Kein von Sinnen!  
Kreuzdonnerwetter! Kannst du denn addiren?  
Multipliciren, kannst du? Solchem Simpel  
Soll ich die schöne Gewberei vertrauen!  
Ich bin verkauft, ein ruinirter Mann.

Aus ist's mit dem Credit, die Kunden fort,  
Und man verlacht mich armen, armen Mann,  
Daß ich die sechszehn schönen Gfetschpante  
Verkauft für dreihundsechzig!

Lizian.

Lieber Vater,  
Die ganze Nacht hab' ich geseffen, und es kann  
Wohl sein, daß ich beim Rechnen falsch gezählt.

Bartolo.

Geh fort aus meinen Augen! Geh zu den Nymphen,  
Den Grazien und Minerven an der Wand dort!  
Halt dich zu ihnen! Nähre dich mit ihnen!  
Trink Del! Genieß Karmin und leb' von Mondschein!  
Doch zeig dich nicht vor deinem armen Vater,  
Den du zerföhrt, vernichtet, ruinirt hast!

Lizian.

Mein Pflegevater, als ihr mich, die Waise,  
Als eignen Sohn hierher, zur Stadt gesendet,  
Als in die Hand den Pinsel gab Bellini,  
Als Giorgione's dunkelfarbne Bilder  
In mir das Feuer der Nachefrung weckten  
Und als ich kühn es wagte um den Preis  
Zu kämpfen mit Benedig's ersten Künstlern,  
Da sagtet ihr, mit grimmerfüllem Hohn:  
«Berachtung deiner Kunst! — sie giebt kein Brod.  
Komm wieder, wenn du einst um deine Schläfe  
Den goldnen Kranz als Lohn der Kunst errungen,  
Komm wieder dann und segnen will ich dich,  
Und deine Kunst verehren wie sichs ziemt.»

Bartolo.

So ist's.

Wohlan! Wo ist er nun, dein goldner Kranz?  
Heut theilet man den Preis für die Gemälde;  
Und glaubst du, daß...

Lizian.

Ich glaube nichts, mein Vater,  
Nun erst versteh' ich, daß das Ewige,  
Das herrlich, unvergänglich Strahlende  
Der idealen Welt — von meiner Hand  
Nicht nachgeschaffen werden kann, und sich!  
Berzweiflungsvoll hab ich das Bild zerrissen,

Den Pinsel fortgeworfen, fort die Farben  
Und über Bord das holde Stück des Lebens,  
Den schönen Stolz — ja, meine Kunst, mich selbst.  
Ich bin nun euer, Vater, blind gehorsam. —

Bartolo.

Und du willst Gerber werden? Meiner Seele,  
Ich hab das erste kluge Wort gehört  
Von meinem überschnappten Herren Sohn.  
Doch sag beim Büffel, welche Medicin  
Hat dich von jener Karrethei geheilt!

Lizian.

Am Altar der Kirche San Stefano  
Beugen zwei Marmorengel ihre Knie,  
Zwei Meisterwerke vom Lombarden Pietro.

Bartolo.

Ich habe sie gesehn. Es soll ein jeder  
Dreihundert Scudi baar gekostet haben.

Lizian.

Als ich an einem Tage voller Andacht  
Versunken im Gebete da stand und den Blick  
Nach oben wandte — denke dir mein Staunen —  
Sah ich statt zwei, drei Engel dorten stehn.

Bartolo.

O nicht doch!

Lizian.

Ja, drei — doch war der dritte nicht aus Marmor,  
Ein feiner, zitternder, gar luft'ger Strahl  
Der ewigen Schönheit, die herabgestiegen  
In weiblicher Gestalt, mit unsagbarer Hobeit,  
Geblendet, stumm, befangen stand ich dort,  
Sah beten dort das Bild, sich neigen, sich erheben,  
Zulezt verschwinden in dem Pfeiler gange,  
Hinter des Chores Arabesken. Dieser Anblick,  
Rein Vater, der zum Maler mich gemacht,  
Den Genius der Kunst in meiner Seele  
Besüßelt — ach, derselbe hat mir wiederum  
Genommen meine Flügel, meinen ganzen Stolz,  
Mich ganz vernichtet, mich zerschmettert,  
Gebrochen mich, euch ganz zurückgegeben.

Bartolo.

Nun spuck's schon wiederum im Kopf des Jünglings.  
Besüßelt? So? Was Büffel willst du sagen?

Was machen denn wir Menschen wohl mit Flügeln,  
Als daß den Boden wir mit ihnen kehren?

Tizian.

Sie stand vor mir im süßen Traum der Nächte  
In hellen Tages mannichfaltigen Formen,  
Auch in den Ziffern eurer Rechnung, Vater,  
In Wolken, Wogen, Sternen — stets nur sie!  
Ich malte und die Bilder auf der Leinwand  
Sie hatten ihre Züge. Ich war selig,  
Ich glaubt, ich könnt das Ideal erfassen  
Im Rege meiner Farben... Ach, da stand,  
Als ich vom Schlummer kaum erwacht, o Vater,  
Da stand sie selbst gleich einer Morgenröthe,  
Ein Wunderwerk vor mir, um zu verschwinden.  
Und als ich drauf das arme Bild betrachtete,  
Auf jener Leinwand dort, das sie sein sollte,  
Und sie nicht war — da schien so elend mir,  
So platt, so leblos mir das Bild der Leinwand  
Zur Seit' der Wirklichkeit, daß voller Schrecken  
Ich meines Pinsels Ohnmacht fühlte, mich entfegte,  
Bei dem Gedanken, daß mit Stanz  
Die Hand das Himmlische besudelt, ich zerriß  
Mein Bild in Stücke, das sein Ideal,  
Sein herrlich Ideal nicht mocht erreichen.

Bartolo.

Sein herrlich Ideal nicht mocht erreichen?  
Nein, hat man solchen Unsinn je gehöret!  
Doch kurz und gut, da du nun dir zum Glücke  
Geheilt bist von der maladeiten Grille,  
So denk ich, daß die Bilder wir verkaufen.  
Was glaubst du wohl, daß man für sie bekommt?  
(Nähert sich den Gemälden im Hintergrunde.)

Tizian.

Nein, halt mein Vater, selbst habt ihr gebreitet  
Den Vorhang vor die Bilder, daß ihr nicht  
Den Kerger hättet, sie zu sehn.

Bartolo.

Das war was anders.

Jetzt kommt, mein Sohn, der Geldwerth ja in Frage.  
(Bartolo zieht den Vorhang vor dem Bilde zur Linken. Man sieht das  
Bild der Egloria als betende Nonne.)  
Was kann man für die gute Dame fordern?

Der Scudi fünfzehn scheint sie werth zu sein.  
Sie gleicht jener edlen span'schen Dame,  
Die gegenüber in dem Gasthof wohnt,  
Und wie man sagt, für Malereien schwärmt.

(Zieht den Vorhang wieder zu.)

Wohlan, wir bieten ihr die Nonne an,  
Verlangen dreißig Scudi, lassen fünfzehn;  
O, ich versieh's, mit solchem Volk zu leben!  
Was meinst du?

Lizian (in Gedanken versunken).

Wohl ist ein Zug des Himmlischen

Im Bild der Nonne dennoch zu erkennen.

Bartolo.

Doch sei so gut und höre was ich sage,  
Was meinst du zu den fünfzehn Scudi? Sollten  
Sie nicht zu wenig sein?

Lizian (zerstreut).

Wie's euch gefällt.

Bartolo.

Nun gehn wir zu dem andern Bilde hier.

(Zieht den Vorhang von dem Gemälde zur Rechten. Man sieht das Bild

Sylvia's als Blumenhändlerin).

Ne Blumenhändlerin — 's ist lächerlich!

Es ist dasselbe Bild, derselbe Blick,

Wie bei der Nonne... Gieb ihr einen Hut  
Den Korb ihr in die Hand, so hast du wieder  
Das Bild der Spanierin in jenem Gasthof.

Corpo di Bacco!

(Läßt den Vorhang fallen.)

Lizian (das Gemälde anstierend).

Auch er muß es erkennen!

Es ist gewißlich so? Dieselbe Seele  
Blickt aus den Augen aller meiner Bilder...

Bartolo.

Sie nennt sich Donna Sylvia de Luna.

Lizian.

O Name voll Musik... ich höri' ihn nimmer,  
Ne sah ich noch die Donna — malte nur  
Den namenlosen Engel von Stefano.

Bartolo.

Man sagt, sie sei gar unermesslich reich,  
Dabei ausnehmend sonderbar. Sie soll

So jung und schön der Fürsten Hand nicht mögen,  
Verliebt soll sie nur sein in schöne Bilder.  
Ja, ja... man liebt zuerst nur das Gemälde  
Und liebt dann endlich auch den Maler.  
Wir bieten ihr das Konnenmädchen an,  
Ich glaube, funfzig harte Scudi wird sie  
Gewißlich gern bezahlen für ihr Bildniß  
Numero zwei. Was glaubst du?

Lizian (zerstreut),

Wie's euch gefällt.

Ein Portrait von Donna Sylvia? ein Portrait?

Bartolo.

Nun kommen wir zum mittleren Gemälde.

(Zieht den Vorhang von dem mittleren Gemälde fort. Man sieht Sylvia's Bild als Minerva).

Das ist 'ne größere Figur, ein theurer Rahmen,  
Sie muß zum mindesten hundert Scudi kosten.  
Gut ist ja die Vergoldung.

Lizian.

Ach, mein Vater,

Sehet ihr denn nichts? Gar keine Ähnlichkeit?

Bartolo.

Laß sehn... was! Das ist ja Zauberei!  
Der Jüngling hat zum dritten Male schon  
Die Spanierin abconterfeit. Der Geier!  
Ja, Alles — Augen Stirn... bei ihr dieselben!  
Corpo di Bacco! Das ist rein verheert.  
Sie blickt auf mich, als wär sie wirklich lebend,  
Die maladeite span'sche Dame!

Lizian.

Er sieht es, sieht es wiederum... sie ist es!  
Und ewig sie! Ein Steinherz wirds erkennen,  
Der harte Felsen sieht's, daß sie es ist.

(Bartholo läßt die Gardine fallen.)

Ich habe dich gefangen, hohes Wesen,  
Dich Bild von Stefano hab' ich gefangen!  
Die Leinwand lebt und meine Farben athmen!  
Mein Bild hat Seele! Meine Kunst — beschwingten Flug!  
Ich habe aus der Welt der Geister in die Wirklichkeit  
Das Götterbild des Ideals gerufen!  
O, ich bin glücklich — überfellig, Vater!  
Ich fühle, daß ich dennoch bin ein Maler.

Bartolo (verblüfft.)

Du bist doch nicht des Teufels. Ist denn Belzebub  
Leidhaftig in des Jungen Stirn gefahren?  
Du Maler, der soeben noch freiwillig  
Sich weihete dem edlen Gerberhandwerk?

Lizian.

Das war ein Augenblick, da ich mich selbst verkannte.  
Nun weiß ich es, nun habt ihr's selbst gesaget,  
Daß alle diese Bilder nur sie sind.  
Und alle diese Bilder rufen laut:  
Du bist ein Maler! Ja, du bist ein Maler!  
Wohlauf, in die Natur und zu den Menschen,  
Laut, wie die Bilder, es der Welt zu künden  
Und auch mir selbst: ich bin, ich bin ein Maler!  
(Gilt hinaus.)

#### Vierte Scene.

Bartolo; bald darauf Sylvia.

Bartolo sieht ihn erstaunt nach.

Von allen Pestilenzgen, die jetzt herrschen,  
Giebts keine, die dem Staat mehr Leiden brächte,  
Als diese böse Lust, die Kunst man nennt.  
Treibt sie hinaus, wo sie vor kurzem herrschte,  
Ja, sie kehrt siebenfältig schlimmer wieder.  
Wenn ich mich recht besinne, ist grad heute  
Sanct Barnabas, und an dem Tage, sagt man,  
Treibt jeder Spuk sein allergrößtes Spiel.  
So viel ist nun gewiß, so lange diese  
Unheilsgemälde an der Wand dort hängen,  
Wird mein verherter Junge nimmer frei sein  
Von seinem leidigen Versucher. Deshalb schicken  
Wir heute noch die Bilder zu der Dame.  
Ich denke, daß die hundert Scudi wohl  
Ein Preis, den sie bezahlt.

(Zieht den Vorhang vom mittleren Gemälde; man sieht Nierven.)

Ein schönes Bild.

Sylvia, die während des Monologs ein-  
getreten ist.

Zu hoch steht stets die Kunst und ist zu rein,  
Um mit gelbgier'gem Blick besetzt zu werden.  
Betrachtet ihr das edle Werk der Dichtung



Mit Andacht und mit Liebe für das Hohe,  
So lächelt euch das Himmlische entgegen!  
Seht ihr jedoch auf sie mit gier'gen Augen  
Mit ungeweihtem Sinn, ird'scher Begierde,  
So wird das Himmlische vor euren Mienen  
Sich in ein schenßliches, ein widrig Zerrbild,  
In einen Spiegel eurer Seele wandeln.

Bartolo.

Vecello's Original! Sie selbst!  
Hochedle Frau... ich wag' es euch zu fragen:  
Seid ihr es selbst? Ist das nicht euer Bildniß,  
Dort an der Wand?

Sylvia.

Ich bin Sylvia da Cuna.

Bartolo.

Ah... es fällt wie ein Stein mir von der Brust,  
Ich bin doch unter Menschen, atyme wieder.

Sylvia.

Mein Herr, ich kam euch hohes Glück zu künden,  
Euer Sohn ist seit dem heur'gen Tag berühmt  
Als einer von Venedigs grössten Malern.

Bartolo (leise).

Stehst du, da haben wir es wiederum. (lant.) Gewiß  
Ist das erfreulich, außerordentlich!

(Leise.)

Sie soll die hundert Scudi mir bezahlen.

(Lant.)

Beilage nur recht sehr, daß jetzt mein Sohn  
Nicht Zeit noch Lust hat zu der lieben Kunst,  
Er hat sich eine andere Bahn erwählt,  
Er wird ein Gerber werden.

Sylvia.

Sagt mir, Herr,

Seid ihr ein Italiener.

Bartolo.

Nur zur Hälfte.

In Capo del Cadore in Friaul  
Trieb ich die Gerberei mit Fleiß und Vortheil.  
Da sandt' ich schwacher Vater meinen Sohn  
Hieher, um seinen Studien obzuliegen.  
Die Sehnsucht nach dem Jungen trieb mich her,  
Ich stebelte nun über.

Sylvia.

Ich verzeih euch,  
Da ihr zur Hälfte nur Benedig angehdret,  
Wäret ihr, mein Herr, ein Italiener,  
Dann würdet ihr das Wunderbare,  
Den hohen Genius verstehen, der Italien erfreuet  
Zur Zeit des Wiederaufblühens der Schönheit.  
Lohn und Ehre all dem Nützlichen,  
Das Fleiß hervorbringt und Bedarf erheischt!  
Doch Schönheit ist Italiens vorzüglichstes Begehren.  
Blickt um euch! Empfindet ihr denn nicht den Duft  
Des Geistesfrühlings in Italiens Frühling?  
Verkläret schimmert seine Morgenröthe  
Der neugebornen Schönheit unter den Ruinen  
Der hingeschwundnen Größe. Hört ihr nicht  
Den Flügelschlag des Mars der neuen Zeit?  
Hier schafft die Kunst nun ihre Meisterwerke;  
Ew'ger Lorbeer schmücket hier die Etrun des Dichters,  
Unsterblichkeit umstrahlt das Bild des Malers,  
Hoch erheben stolze Tempel sich gen Himmel;  
Und die Musik lockt früher nicht gehörte Töne  
Aus den Saiten, während der Künstlerische Weisfel  
Ew'ge Jugend aus dem Marmorblock hervorrust.  
Begreift ihr, o Herr, was Italien begriffen?  
Begreift ihr, daß nicht umsonst der gotterfüllte  
Funke in des Menschen Brust gefallen?  
Dann werdet ihr es auch begreifen, daß euer Sohn  
Ein Maler ist und dem Allerhöchsten danken,  
Daß euer Sohn dies vor euch hat begriffen.

Bartolo.

Ich gerathe in das größte Staunen und gestehe,  
Daß dergleichen ich noch nie geahnet.

Sylvia.

Ich sehe,  
Daß ich die erste bin, die hier die Freudenbotschaft  
Verkündet, daß Maria's Himmelfahrt  
Von Lizian, den höchsten Preis gewonnen  
Und daß Benedig bei dem Anblick jubelt,  
Wie bei des Himmels Segen.

Bartolo.

Wie? Was hör ich?

Ich falle jetzt wie aus den Wolken.

Sylvia.

Siehe da,  
Er kommet, euer Sohn. Zurück und still nun!

Fünfte Scene.

(Bartolo und Sylvia ziehen sich zurück. Elzian tritt ein, ohne sie zu sehen.)

Elzian.

O Heilige des Himmels alle, machet mich nicht blind  
Nicht wahnsinnig, vermessen und verloren  
In dem Rausche von so großem Ruhmesglanz!  
Venedig jubelt — jubelt über mich!  
Ich riß mich los aus tausend Armen  
Und wich vor tausend jubelvollen Stimmen, um  
Die Knie hier vor dir zu beugen, dir zu danken,  
Du Bild von der, die meine Hand beseuert,  
Zu Füßen meine Größe dir zu legen.

(Elzian kniet vor dem mittleren Gemälde. Sylvia tritt von der Seite an ihn heran und setzt ihm einen goldenen Kranz auf.)

Sylvia.

Bergbune mir, die Locken dir zu zieren,  
Dir, den nun Venedigs schönster Lorbeer zierte,  
Mit diesem Kranz aus Gold — der nimmer welket,  
Immer glänzend, wie der Name Elzian.

Elzian (erhebt sich rasch).

Ist es ein Traum? Ist es eine Erscheinung?  
Du bist es — du mildes, wunderbares  
Engelsbild aus San Stefano's Tempel?  
Du, die ich sah im Glanze jedes Auges?  
Du, die ich in jedem Himmelsbilde malte?  
Bist du es? O, entweiche nie von mir!  
Verweile ewiglich bei mir! — Sei ewiglich mein Engel!

Sylvia.

Kein Engel und kein Traum, auch nicht Erscheinung —  
Ein Mädchen nur ist's, Sylvia da Cuna.

Elzian.

Ob Engel oder sterblich — gilt mir gleich!  
Ich liebe dich! Ich athme nur für dich!  
Ich male dich — und ewig dich allein!  
Verlaß mich nicht! Ich will dir ewig folgen

Wohin du gehen magst. Um beinetwillen  
Will meinen Namen ich unsterblich machen,  
Für dich des Himmels Huld, der Erde Glanz verdienen,  
Nur um dann alles Gut zu Füßen dir zu legen  
Und dir zu sagen: Sylvia, dir dank ich,  
Denn nur durch dich bin ich ein Maler worden!

Sylvia.

Becellio Liziano, hüte dich,  
Die Ehre dem allmächtigen Gott zu rauben,  
Um Sterblichen zu Füßen sie zu legen!  
Der Dank gebühret Dem, der Gnade lieh,  
Der Schönheit Werk auf Erden zu vollführen!  
Ich bin ein schwaches, sterblich Mädchen nur,  
Mit Wangen, die einst wellen, Blicken, die erlöschten.  
Unsterblich ist die Kunst, so wie das Schöne  
Unsterblich ist. Ihr weiße du dein Leben,  
Bergiß, daß eine Sylvia da Cuna lebt.  
Ich bin zu stolz, als daß ich einst verweilt  
Den ewig jungen Bildern sollt zur Seite stehen,  
Durch sie verdunkelt; liebe dich zu sehr,  
Als daß ich dir den Schmerz bereiten sollte  
Durch Anschau'n deines altgewordnen Ideals.

Lizian.

Was bleibt mir nun, seitdem ich dich verloren,  
Du Himmlische?

Sylvia.

Becellio Liziano,  
Gerade dadurch bleibet dir das Himmlische.

(Zu Bartolo.)

Nun! Herr Bartolo, wollt ihr jetzt es glauben,  
Daß euer Sohn ein Maler ist?

Bartolo.

Ich muß wohl,  
Da ich den goldnen Kranz auf seinen Schläfen seh.

Sylvia.

Geh, Lizian, dem Einß entgegen!  
Ich bin die Tochter von Alhambra's Nächten,  
Von schwarzen Mauren lernt ich auch die Kunst  
Herbeizubannen Schatten die gewesen,  
Und Schatten dessen, was einst kommen soll.  
Ihr, Genien der Kunst, ihr schönen Wesen,

Den Farben hold, den Tönen und den Worten,  
Tretet aus blauen Nebels Flor hervor,  
Der euch dem blinden Menschenaug' verhället,  
Verkündet Tizian den Lauf der Zukunft!  
Und gebet meinem Lieblich eure Gaben,  
Wie sie nur wen'ge auserlesne Menschen  
Im Lauf der grauen Zeit erhalten haben.

(Der Hintergrund wird rasch aufgerollt; man sieht eine beleuchtete Landschaft und eine Gruppe von drei Genien, die unter leiser Musik hervortreten und Tizian Rosenkränze überreichen.)

Erster Genius.

Ich geb' dir hundertjäh'gen Lebens Freude.

Zweiter Genius.

Ich gebe dir Bewundrung von vier Kaisern.

Dritter Genius.

Ich gebe dir den Glanz unsterblichen Namens.

Sylvia (leise, mit gebrochener Stimme.)

Und ich — was geb' ich dir, o Tizian?

Ich geb' dir — meine Liebe bis zum Grabe!

(Der Vorhang fällt.)

## Ein Abenteuer auf der Eisenbahn.

(Fragmente aus Sergei's Tagebuch)

Aus dem Russischen des Grafen W. Sollogub.

St. Petersburg, 17. September.

Kann es etwas Langweiligeres geben als den Herbst? Die Landhäuser stehen bereits verödet, die Stadt will sich noch nicht füllen. Draußen ist es kalt und feucht, ein feiner Regen verweht jeden Spaziergang. In den Straßen drängen sich mit Einrichtungsküden beladene Wagen, mit eben solcher Fracht beschwerte Barken bedecken die Newa; überall sieht man nur Möbel und nirgends ein bekanntes Gesicht. Man schickt sich zur Rückkehr nach Petersburg an, aber noch ist niemand angekommen. Es ist, um vor Langeweile rasend zu werden. Ich konnte den Herbst nie ausstehen.

Was anfangen? Die Theater sind leer, die Salons ihren Besuchern noch nicht geöffnet. Petersburg fängt an, mir unerträglich zu werden. Ich will nach Zarskoje Eselo, meine Freunde, die Husaren zu besuchen.

Den 20. September.

Meine Fahrt nach Zarskoje Eselo lief nicht ohne ein kleines Erlebnis ab.

Der Tag war trüb und regnerisch. In meinem Mantel gehüllt fuhr ich nach dem Bahnhof; mißmuthig wie ich war, ärgerte ich mich, in dem Wartesaal lauter fremde Gesichter zu finden. Ich ging an die Kasse, mich zu erkundigen, ob niemand von den in Zarskoje Eselo stationirten Husaren eine Karte gelöst habe?

— Nein, war die Antwort.

— Und von den Kürassieren? fragte ich wieder.

— Eben so wenig.

— Langweilig! murmelte ich vor mich hin. — Heute soll nun einmal alles schief gehen. Damit löste ich ein Billet für die erste Wagenklasse und ging auf die Gallerie, um die wenigen Minuten bis zur Abfahrt dort zuzubringen.

Ich fing bereits an zu glauben, mein heutiges Mißgeschick bestimme mich dazu, die Fahrt ganz allein zu machen, als ich in einer Ecke des Waggons eine Dame bemerkte. Sie saß von mir abgewendet und regte

sich bei meinem Kommen nicht, woraus ich scharfsinnig schloß, daß ihr meine Gegenwart nicht eben erwünscht sei. Es wurde zum dritten Male geläutet und mit höllischem Pfeifen, Zischen und Brausen begann die Maschine sich in Bewegung zu setzen. Von dem Lärm erschreckt, fuhr meine Nachbarin leicht zusammen, ohne jedoch ihre Stellung zu verändern. Das reizte meine Neugier; da ich ihr Gesicht nicht sehen konnte, begnügte ich mich damit, wenigstens ihren Anzug einer genauen Prüfung zu unterwerfen. Leider war er nicht der Art, mir viel Stoff zu physiologischen Wahrnehmungen zu liefern. Die Unbekannte trug einen violetten Taffethut mit schwarzem Schleier und einen großgewürfelten schottischen Mantel. Vermuthlich eine Gouvernante, die eine Stelle sucht, dachte ich, ohne selbst recht zu wissen warum. Weshalb sie doch nur so sorglich ihr Gesicht verbirgt? Sie mag wohl zu den Prachtexemplaren der Höflichkeit gehören. Nichtsdestoweniger will ich ergründen, in wie fern diese Vermuthung richtig ist.

— Belästigt Sie der Zugwind nicht, meine Gnädige? fragte ich sehr höflich.

Sie drehte sich langsam um. Gottlob! ich hatte mich in meiner Voraussetzung vollkommen getäuscht. Mein Blick fiel auf das anmuthige Antlitz einer Frau von etwa dreißig Jahren, mit regelmäßigen Zügen und großen, schwarzen, feurigen Augen, wie ich deren nie so schöne gesehen habe. Diese eigentlich recht grusinischen Augen frappirten mich doppelt in dem länglichen, blassen Gesicht von fast deutschem Schnitt. Alles zusammen genommen läßt mich sie für eine Russin halten.

Sie schüttelte den Kopf und antwortete mir ohne die leiseste Spur von Ziererei: — «Durchaus nicht.» Dann starrte sie wieder durch das Fenster auf den grauen Himmel, in die Dede der reizlosen Umgegend.

Meine Neugier wuchs. Wer sie wohl sein mag? fragte ich in Gedanken. Eine Elegante aus der Provinz? Nein! die hätte mein ehrliches Russisch mit irgend einer französischen Phrase erwidern zu müssen geglaubt. Eine Frau aus niederem Stande? Nein! die hätte mir entweder mit übertriebener Höflichkeit oder gar nicht geantwortet. Eine große Dame? Nein! dann würde sie nicht so ganz allein fahren, und überdies kenne ich ja die ganze Petersburger Societät. Eine Fremde? Wie hätte sich eine solche eine so reine Aussprache des Russischen zu elgen gemacht?

Ich betrachtete sie; sie schwieg und blickte in die von grauen Herbstnebeln umflossene Ferne. Es war unverkennbar, daß sie nicht die geringste Lust hatte, ein Gespräch anzuspinnen; dennoch verlor ich die Hoffnung nicht.

— Wie langsam wir fahren! sagte ich.

Sie wandte sich so rasch zu mir, als hätte ich ihren geheimsten Gedanken ausgesprochen.

— Ja, versetzte sie, — unglaublich, unerträglich langsam. Wie spät ist es wohl?

Ich beeilte mich, auf die Uhr zu sehen.

— Zehn Minuten nach eins, antwortete ich.

— So fahren wir erst zehn Minuten? Mir schien es weit länger.

— Und mir viel kürzer, entgegnete ich ziemlich auf's Gerathewohl.

Ein dem Lächeln verwandter Zug umspielte ihre Lippen, doch zum vollen Lächeln wurde er nicht. Die Unbekannte zog den Mantel hinauf und strich ihre Haare glatt. Bei dieser Gelegenheit bemerkte ich die zarte Form ihrer Hand, die durch eng anliegende, an dem Gelenke zugeknöpfte Handschuhe von makelloser Frische noch mehr hervorgehoben wurde. Ich hätte meine Beobachtungen noch lange ungestört fortgesetzt, denn starrsinnig verharrte sie bei ihrem früheren Schweigen. Umsonst bot ich meine ganze Liebenswürdigkeit auf, vergebens zählte ich die Werke, die wir zurücklegten, recapitulirte die verschiedensten Unfälle, deren Schauplatz Eisenbahnen gewesen waren, kritisirte die Einrichtung der Waggons u. s. w. Es half mir nichts. Sie antwortete mir blos mit einem leichten Kopfnicken und schien immer tiefer in die Betrachtung der herbftlichen Natur zu versinken.

— Wie es scheint, lieben Sie den Regen ungemein? fragte ich endlich mit schlecht verhehltem Aerger.

— Nein, aber ich liebe den Herbst, entgegnete sie schwermüthig.

Ich wollte ihre Antwort benutzen, um sie in einen Streit über die von ihr gepriesene, von mir geschmähte Jahreszeit zu verwickeln, aber ehe mir dies noch gelang, hielt die verabscheuungswürdige Locomotive stille; wir waren in Zarskoje Selo. Hastig zog meine Nachbarin den Schleier über ihr Gesicht, und kaum hatte der Conductor die Thür geöffnet, so war sie auch schon aus dem Wagen gesprungen. Im nächsten Augenblick verschwand sie im Gedränge. Wer mag die seltsame Frau sein? Nie werde ich den melancholischen Blick vergessen, mit dem sie sagte, daß sie den Herbst liebe.

Uebrigens habe ich mich in Zarskoje gründlich gelangweilt. Meine dortigen Bekannten hatten den ganzen Vormittag geritten, waren müde und wollten früh zu Bette gehen. Abends lehrte ich nach Hause zurück. — Wer sie nur sein mag? Umsonst zerbreche ich mir den Kopf, ich kann es nicht errathen.

Den 22. September.

Ich sah in der vorigen Nacht meine Unbekannte im Traume. In Trauerkleider gehüllt, beschwor sie mich, ihr nicht nachzuforschen. Wunderlich! Bin ich denn verrückt geworden, daß ich nun gar von ihr träume? Und wenn ich's recht bedenke, was ist denn am Ende so gar Auseror-



dentliches an ihr? Eektsame Macht des Unbekannten, Beschließen über das menschliche Gemüth? Würde sie mir als die Frau dieses oder jenes Collegienrathes, Regimentsarztes und was dergleichen mehr, genannt, ich würde sie wahrscheinlich noch an demselben Tage vergessen, während ich jetzt ausschließlich an sie denke. Wenn ich im Elysée Auseru esse oder mit einer fröhlichen Gesellschaft bei Georges dinire, ist mir stets, als müßte ich mich beeilen, um die Abfahrt des Zuges nicht zu versäumen; und treibe ich mich in den Straßen umher, so ärgert mich's fast, daß nicht alle Frauen violette Hüte und schottische Mäntel tragen.

Den 25. September.

Wieder nach Zarstkoje Eselo gefahren, wieder mit ihr zusammengetroffen. Eine geheime Ahnung sagte mir, daß ich sie wiedersehen würde. Leider waren wir diesmal nicht allein; mit uns fuhren drei Beamte aus der Provinz und ein dicker Herr, den ich schon irgendwo gesehen zu haben mich dunkel erinnere. Der Dicke machte sich den Provinzlern gegenüber wichtig, prahlte mit seinen vornehmen Bekanntschaften, nahm Protectionsmienen an, mit einem Wort, blies sich auf wie der Frosch in der Fabel. Die drei Fremden hörten ihm andächtig zu und erwiederten seine Aufschneidereien mit den unterwürfigsten Redensarten, wobei sie sich halb von ihren Sigen erhoben, nach dem Hute griffen und einander schone Blicke zuwarfen, als wunderten sie sich mit einem so bedeutenden Mann ein und dieselbe Luft einzuathmen.

Die Scene war komisch genug. Ich saß meiner Unbekannten gegenüber; unsere Blicke begegneten sich und unwillkürlich deutete der meinige auf unsere possirlichen Gefährten hin. Diesmal lächelte sie wirklich; ihr Antlitz strahlte wie Sonnenlicht nach Regenschauern. Mir war's als sähe ich sie jetzt zum ersten Mal.

— Sie fahren wieder nach Zarstkoje Eselo? fragte ich.

— Ja.

— Wenn ich nicht irre, so geschieht dies oft.

— O nein, nein! nur sehr selten, entgegnete sie hastig, ja erschreckt.

— Und warum nur selten? Zarstkoje Eselo hat so reizende Spaziergänge! Und wie hübsch sind die Herbstfeste in Pawlowst, an Sonntagen namentlich, wenn Herrmann mit seinem Orchester dort spielt und die Illumination ihren scenhaften Glanz über den Baurhall ausgießt.

Vom Baurhall giug unser Gespräch auf die winterlichen Vergnügungen, von diesen auf die stilleren am häuslichen Heerd, endlich auch auf Kunst und Literatur über. Alle ihre Aeußerungen trugen das Gepräge richtigen Urtheils, genauer Sachkenntniß und echt weiblichen Sinnes. Ich hörte daher mit unbeschreiblichem Wohlgefallen zu, und, wie es schien, fühlte auch sie sich von meinen Gegenreden wenigstens nicht gelangweilt.

Wißlich hielt der Dicke mit seinen Prahlereien inne und warf uns einen boshaften Blick zu; er mochte in unserm Lächeln die Spottlast errathen haben, die seine Kobromontaden in uns rege machten. Wir sprachen aber von Chénier's Gedichten, als er nach meiner Nachbarin schielehd, mit blitzeluden Augen und süßlicher Stimme die Frage an sie richtete: «Wie geht es Maxim Iwanowitsch?»

Verwirrt, erschreckt versetzte sie halblaut: «Er ist verreist.»

— Verreist? wiederholte der Dicke. — hm! hm! ja, dann, freilich, meine Gnädige, thut Ihnen Zerstreuung Noth. — Und wieder lächelte er mit so boshaftem Ausdruck, daß es mir eine Seelenwonne gewesen wäre, ihm dafür ein Paar Ohrfeigen zu geben.

Aber wer ist dieser Maxim Iwanowitsch? Wahrscheinlich ihr Mann. Und er ist auf Reisen? Um so besser!

Den 27. September.

Meine Unbekannte will mir nicht aus dem Kopfe. Gestern fand ich mich wieder auf dem Bahnhof ein, in der Hoffnung, sie dort zu treffen, und richtig kam es so. Zur Casse tretend sah ich sie vor mir stehen; sie ahnte meine Gegenwart nicht. Ich hörte sie ein Billet für die zweite Wagenclasse verlangen und schloß daraus, daß sie ein Zusammentreffen mit mir vermeiden wolle. Ich blieb einen Moment unschlüssig. Wär's nicht am besten, fragte ich mich, sie aufzugeben? Wozu sie noch länger verfolgen? Zu welchem Resultat kann mich meine kindische Hartnäckigkeit führen? Und doch wieder: Nein! tausend Mal nein, rief eine Stimme in mir. Es soll nicht heißen, daß ich ein Abenteuer nicht zu besserem Ende zu führen gewußt habe. Hastig löste ich eine Fahrkarte für die zweite Classe, holte meine geheimnißvolle Schöne auf der Treppe ein und nahm mir die Freiheit, sie mit der Vertraulichkeit eines alten Bekannten zu begrüßen.

— Das Schicksal will mir wohl, sagte ich ziemlich angezwungen.  
— Neuerdings wird mir das Glück zu Theil, mit Ihnen zu fahren.

Sie antwortete mir sehr trocken, doch konnte sie, was sie verdroß, nun einmal nicht ändern. — Wir hatten noch zehn Minuten bis zur Abfahrt. Eben kam der Zug aus Zarskoje Selo an und bald füllte sich die Halle mit Passagieren, die er herbefördert hatte. Unter ihnen bemerkte ich auch die umfangreiche Figur unseres Gefährten von gestern. Er fixirte uns mit einem unverschämten, ja frechen Blick, küßerte seinem Begleiter etwas ins Ohr und verschwand dann im Gedränge. Ich sah meine Unbekannte zusammenschauern, als sie ihn gewahrte. Da ertönte die Glocke, jedermann beeilte sich, seinen Platz einzunehmen; wir thaten desgleichen. Auch diesmal fahren wir nicht allein; in demselben Waggon mit uns befanden sich noch zwei unbedeutende Menschentinder. Der eine

zog ein russisches Journal aus der Tasche, der zweite schlief nach wenigen Minuten den Schlaf des Gerechten. Die Gelegenheit schien günstig. Ich versuchte unser geistiges Gespräch wieder aufzunehmen, aber es wollte mir nicht gelingen. Ich konnte mich nicht darüber täuschen: meine Unbekannte war vernünftig, ja wohl gar erzürnt. Nach ihren kurzen, abgebrochenen Antworten zu schließen, mußte ihr meine Gegenwart lästig sein. Wäre ich hier, so dachte ich im Stillen, auf die Spur einer Intrigue gerathen? Ehrlich gestanden, es war vor Allem meine Eitelkeit, die sich verletzt fühlte; die vollkommene Gleichgültigkeit dieser Frau, mir gegenüber, fing an mir unerträglich zu werden. Ich sagte mir, daß ich durchaus nicht in sie verliebt sei und daß, wenn ich es wäre, dies nur zu einer Wiederholung der alten Komödie: «Der Liebe Müß' umsonst» führen könnte. Selbst abgesehen von Maxim Iwanowitsch, ist der Platz bereits besetzt, fuhr ich in meinem Gedankengange fort, davon bin ich vollkommen überzeugt, und nur der Anstand verhindert mich, es auszusprechen. Aber so leicht soll sie mir nicht entschlüpfen! Ich will nicht ruhen noch rasten, bis ich weiß, welcher Magnet sie Tag für Tag nach Zarstkoje Eselo zieht?

Bei unserer Ankunft suchte sie, wie gewöhnlich, im Gedränge zu verschwinden, doch diesmal verlor ich sie nicht wieder aus den Augen. Den Schleier über das Gesicht gezogen und scheu um sich blickend, ging sie durch mehrere Straßen bis zu einem kleinen Hause, wo man sie zu erwarten schien. Auf der Schwelle ward eine alte Frau sichtbar, die, als sie meine Unbekannte wahrte, ihr ein buntes Tuch entgegenstreckte; mit fliegender Hast näherte sich letztere hierauf dem Hause, in dessen dunklem Thorweg ich sie alsbald mit der Alten verschwinden sah. Hinter einem Zaun verborgen, konnte ich dies alles beobachten, ohne bemerkt zu werden. Nachdem ich noch eine kurze Weile gewartet, verließ ich mein Versteck, um das Häuschen genauer zu besichtigen. Sein Aeußeres war höchst bescheiden. Ueber dem Thore hing eine Tafel, welche die Nummer 139 und nebenbei eine Aufschrift trug, des Inhaltes: Der Collegien-Registrator Budnow sei Eigenthümer des Hauses. Ein Junge, dem ich begegnete, sagte mir, daß ein Maler darin wohne. Für diesmal schien mir's genug; ich ging meine Freunde aussuchen. Eine seltsame Zerstreuung hatte sich meiner bemächtigt, ich war lustig und traurig, ärgerlich und spöttisch gestimmt. Woher das?

Den 29. September.

Ich habe sie seit neulich nicht wieder gesehen. Umsonst durchwanderte ich die Säle des Bahnhofes, suchte sie auf jeder Droschke, in jeder Wagenklasse — sie war nicht zu finden. Schade! Mir ist ihre Gegenwart so zur Gewohnheit geworden, daß ich keinen andern Menschen auf ihrem

Plage sehen mochte; so nahm ich ihn denn selbst ein. Seltsamer Widerspruch! Eigentlich war ich nur gekommen, um mich mit ihr zu entzweien, ihr Bitterkeiten zu sagen, sie mit Vorwürfen über ihre verdammliche Neigung zu überhäufen. Mit welchem Rechte? das wußte ich selbst nicht. Statt dessen machte ihr Ausbleiben meinen thörichten Zorn alsbald verrauchen, und mich kränkte nur eins: daß ich sie nicht sah. Mag sie immerhin bleiben, wo es ihr beliebt, wenn es mir nur vergönnt ist, sie zu sehen, sei's auch bloß als flüchtig Bekannter, ohne andere Absicht, ohne weiteren Zweck.

Jarskoje Eselo schien mir diesmal unerträglich. Ich machte mich von meinen Freunden los und schlug den Weg nach dem Budnow'schen Hause ein. Die Luft war trüb und neblig; grau wie eine bleierne Kuppel starrte der Himmel auf die gelblichen Gesilde nieder. Ich starrte auf das Haus, aus dem ich binnen Kurzem die Alte mit einem dicht in seinen Mantel gehüllten Mann treten sah; ihr mit dem Finger drohend, richtete er einige Worte an sie und ging, doch nicht, ohne mir vorher einen durchbohrenden Blick zuzuwenden. Er schien erzürnt und die Alte seinem Zorne mit Schreck und Unterwürfigkeit zu begegnen. Vermuthlich war er, gleich mir, in seiner Erwartung getäuscht worden. Immerhin! Mir ist es jetzt nicht mehr halb so ärgerlich, daß sie nicht kam.

Den 1. October.

Aller Wahrscheinlichkeit nach läßt sich das Ganze auf die einfachste Weise erklären. Kommt es nicht oft genug vor, daß eine Frau die Abwesenheit ihres Gatten benutzt, oder, falls er nicht abwesend ist, ihm weis macht, sie besuche eine kranke Nichte, Tante, Freundin, um sich nach solch' einem versteckt gelegenen Hause zu schleichen, wo ein Rendez-vous mit irgend einem Officier sie erwartet. Was ist daran Ungewöhnliches? Wie kann mich ein alltäglicher Vorfall ärgern und quälen? Ich will nicht mehr an sie denken. — Was ist heute im Theater? Eine alte Oper und ein neues Drama, vermuthlich eines so langweilig wie das andere. Soll ich zu meiner liebenwürdigen Gräfin L. gehen. Nein! ich würde Gesellschaft bei ihr finden und bin durchaus nicht gestimmt, welche zu sehen. Selbst zum Lesen fühle ich keine Lust. — Was ist es, das mir die Seele bewegt und mit Weichheit erfüllt? Ich möchte lieben! Nicht wie man so gewöhnlich in der großen Welt zu lieben pflegt, zum Zeitvertreib, zur Zerstreuung, sondern wahr und tief, echt und glühend. Mich verlangt nach jener Liebe, die uns in einem fremden Leben athmen läßt, fremdes Glück und Leid zu unserem eigenen macht. O, warum ist meine Unbekannte einer solchen Liebe nicht werth? Es liegt in ihrem Wesen etwas, das auf die Fähigkeit tief zu empfinden und sich rückhaltlos hinzugeben, deutet. Vielleicht irre ich aber auch darin. Die Weiber verstehen es so gut,

Bellettr. Bl. 2ter Jahrg. 48

zu täuschen, zu bescheln. Weise, wer sich fern von ihnen hält! Zwar wird er vielleicht die selbigen Enttäuschungen nicht kennen lernen, dafür wird aber auch der Kelch der bittersten Enttäuschungen, der giftigsten Schmerzen an ihm vorübergehen.

Den 3. October.

Wieder mit ihr zusammengetroffen. Eine leichte Röthe flog über ihre Wangen, als sie mich erblickte, aus ihrem Blick sprach Freude mit Angst gepaart. Mein Herz schlug heftig, eine selbige Hoffnung dämmerte mir auf. So ist ihr meine Beharrlichkeit, sie anzusuchen, nicht lästig? fragte ich mich. Doch, wenn dem so ist, warum sucht sie jede nähere Bekanntschaft mit mir zu vermeiden? Wozu diese Heimlichkeiten? Woher diese Angst? Bei allen Weibergeheimnissen pflegt Liebe im Spiele zu sein. — Mit uns fuhr ein Engländer, der sich die Merkwürdigkeiten der Kaiserlichen Residenz ansehen wollte. Diesmal war es die Unbekannte, die das Gespräch mit mir anknüpfte; wir sprachen vom Wetter, vom Theater, von Reisen, wobei sie jedoch die geringste Aeußerung über ihre persönlichen Verhältnisse sorgfältig vermied. Ihre Stimmung war belebt, ja heiter, in ihren Worten lag ein Zauber, der nur meine fatalen Entdeckungen von neulich doppelt qualvoll machte. Endlich hielt ich es nicht länger mehr aus und fragte sie kurz:

— Sie haben wohl viele Bekannte in Zarstojes Eselo?

— Nein, versetzte sie, — ich kenne dort fast niemand.

— Aber das Haus des Collegienregistrator's Budnow ist Ihnen doch bekannt? fragte ich weiter.

Sie erblickte, ihre Lippen zitterten, ihr Blick heftete sich mit einem rührenden Ausdruck von Vorwurf und Bitte auf mich, und mit erstickter Stimme flüßerte sie mir zu:

— Sie sind ein Mann von Ehre?

— Ich denke, ja.

— So geben Sie mir Ihr Ehrenwort, nicht vor Ablauf einer Woche weiter nach mir zu forschen.

— Ich will es, aber nur unter einer Bedingung.

— Und die wäre?

— Nach Ablauf jener Frist von Ihnen selbst zu erfahren, wer Sie sind, und was der Grund Ihrer heimlichen Besuche in jenem Hause.

Sie sann eine Weile nach, dann entgegnete sie entschlossen:

— Finden Sie Sich nächsten Donnerstag wieder auf dem Bahnhof ein, Sie werden mich dort treffen und alles von mir erfahren. Nur auf eine Woche fordere ich Ihnen das Versprechen ab, Zarstojes Eselo nicht zu besuchen und keine Erkundigungen über mich einzuziehen. Willigen Sie ein, so bin ich bereit, Ihnen mein Geheimniß zu enthüllen, wenn nicht, so sehen wir uns nimmer wieder.

— Ich willige ein, unbedenklich willige ich ein.

— Ihr Ehrenwort also!

— Mein Ehrenwort darauf...

Wir trennten uns.

Den 7. October.

Wie langsam die Zeit hinschleicht. O, wahrlich! es ist keine geringe Entbehrung, sie eine ganze Woche hindurch nicht zu sehen. Oftmals über-  
raschte ich mich auf der Frage: Ist sie denn wirklich so schön? Nun ja; ihre Augen sind prachtvoll, die Hand ungemein zierlich, der Mund anmuthig, die Nase edel geformt, die Gestalt elegant, aber ihr eigent-  
licher Reiz liegt in der Harmonie ihrer ganzen Erscheinung. Ich habe viel schönere Frauen, aber nie eine so bezaubernde gesehen.

Könnte ich nur errathen, was sie mir zu sagen hat! Könnte ich die Natur ihrer Beziehungen zu dem Bewohner jenes Hauses ahnen! Er soll ein Maler sein. Wäre es das erste Mal, daß sich hinter dem Vorwand eines zu malenden Portraits eine Liebes-Intrigue verbarg. Vermuthlich ist es auch hier nicht anders. Schade, schade! Sie gefällt mir unbeschreiblich und, täuscht mich nicht alles, so mißfalle auch ich ihr eben nicht; — durch Liebe und Verständniß hätten wir uns gegenseitig beglückten können, und können es nun nicht, denn die Erinnerung an jenes Haus, den Maler und die Alte rißt eine ewige Kluft zwischen uns auf. Ja, noch mehr: selbst wenn ich sie ganz tabel- und vorwurfsfrei fände, könnte ich sie doch nicht heirathen. Meine Verhältnisse legen mir die Ver-  
pflichtung auf, mir nur in meiner eigenen Lebenssphäre meine Gattin zu suchen, deren Name und Stellung den Bedingungen der Welt entsprechen. Dies alles ist vollkommen richtig; aber wenn auch keine Heirath zwischen uns möglich, könnte ihre Liebe doch das süße Aßl meiner Seele, meine tiefste und geheimste Wonne sein, eine Wonne, die ich neidisch vor aller Welt verbergen wollte, daß ihr Hauch sie mir nicht entweiche. Hinweg mit euch, ihr leeren Träume, ihr nicht zu verwirklichenden Gedanken! Sie liebt einen andern, fürchtet ihn, ist in seiner Macht, und zu alledem schwebt noch der Name Maxim Iwanowitsch drohend und mich verspot-  
tend vor meinem Gedächtniß.

Den 11. October.

Als Schuldiger muß ich mich vor dem reinen Bilde der Frau, die meine Gedanken zu verdächtigen wagten, anklagen. Wie soll ich meine Erinnerungen sammeln? wie niederschreiben, was sich gestern begab?

Eine halbe Stunde vor der Abfahrt fand ich mich auf dem Bahn-  
hof ein und nahm, um jede Störung zu vermeiden, die acht Plätze im Compé. In martrovoller Ungeduld verwünschte ich den trägen Schritt der

Minuten. In jeder Dame, die sich in der Ferne zeigte, glaubte ich sie zu erkennen, hinter jedem Schleier suchte ich ihr Gesicht. Es war unnouß, sie erschien nicht. Die Glocke läutete zum ersten, zum zweiten Male — sie kam noch immer nicht. Durch mein fieberndes Gehirn flog der Gedanke, daß sie mich vielleicht zum Besten gehabt und jetzt über meine Leichtgläubigkeit spottete. Noch eine Minute und das dritte Läuten gab das Signal zur Abfahrt. In diesem Momente fühlte ich wie eine electriche Erschütterung durch alle meine Nerven zuckte, sie mußte in meiner Nähe sein. Ich wandte mich um und stand vor ihr.

— Gott sei Dank! rief ich, — Gott sei Dank! fast wären Sie zu spät gekommen. Schnell, hier ist Ihr Billet.

Die Unbekannte schien in heiterer Stimmung, in ihren Augen strahlte ein freudiges Licht, zugleich lag aber in ihrem Lächeln ein triumphirender, leise spöttischer Ausdruck, der mich stutzen machte. Ich hatte Senfzer, Thränen, reuevolle Selbstanklagen erwartet; statt dessen stand ich wie ein Schulknabe vor ihr, die ihrer selbst so gewiß war.

— Sie haben Ihr Wort gehalten? fragte sie.

— Welches?

— Nicht nach mir zu forschen, eine Woche hindurch meine Spur nicht zu verfolgen?

— Ich habe mich Ihrem Befehl rückhaltlos unterworfen.

— Von ganzem Herzen danke ich es Ihnen, versetzte sie, mir freundlich die Hand reichend, die ich unwillkürlich an meine Lippen drückte, wohl mit zu großem Feuer, denn schnell ward sie mir wieder entzogen.

— Als Mann von Ehre, fuhr sie fort, — haben Sie Ihr Betsprechen erfüllt, jetzt kommt es mir zu, ein Gleiches zu thun. Wenn nicht einem Roman, gleich die Geschichte meines Lebens mindestens einer Novelle, deren Entwicklung ich in den nächsten Tagen erwarte.

— Wahrscheinlich wird sie vom Budnow'schen Hause ausgehen?

— Ja wohl.

— Und wie die meisten Novellen, hat sie wohl auch eine Liebesgeschichte zum Stoffe?

— So ist's.

Ich fühlte mein Herz sich empören.

— Und der Gegenstand dieser Liebe, warf ich in spitzem Tone hin, bewohnt wohl jenes Haus?

— Errathen.

Dieser Grad von Offenherzigkeit machte mich rasend. Nun ja! dachte ich, ich kann mir den Helden der Geschichte wohl vorstellen. Ohne Zweifel, irgend ein unverstandenes Genie, oder ein verführerischer Candidat, oder ein fremder Landstreicher mit schwarzem Schnurbart, schwarzem collier grec mit funkelnden Augen.

Zum Glück dachte ich dies alles nur und sprach es nicht aus, sondern fragte bloß, freilich noch immer ergrimmt genug :

— Und der Held der Geschichte ?

— Mein Held ? entgegnete sie. — O, könnte ich seine Anmuth, seinen lieblichen Muthwillen schildern ! Mein Herz lebt auf, wenn ich mir seine blauen Augen, seine süße Stimme vergegenwärtige.

— Wer ist er aber ? fragte ich heftig.

Sie lächelte sanft ; auf ihrem Antlitz lag der Widerschein eines unaussprechlich tiefen Gefühls.

— Mein Sohn, erwiderte sie.

Wie versteinert starrte ich sie an.

— In jenem Hause, fuhr sie fort, — bei jenem Maler lebt mein Sohn. Der Arme war krank, schwer krank, erst jetzt geht es ihm wieder besser, bald wird er ganz gesund sein. Mein Gott ! was habe ich diese Zeit über gelitten !

— Und warum machten Sie aus Ihren Besuchen bei ihm ein Geheimniß ? fragte ich, unwillkürlich neuen Zweifeln Raum gebend.

— Meine Gründe dafür sind in der Geschichte enthalten, die ich Ihnen zu erzählen im Begriffe bin, nach der Sie aber nicht mehr zu verlangen scheinen.

— Im Gegentheil ! rief ich, — im Gegentheil ! Erzählen Sie, ich beschwöre Sie darum.

— Nun wohlau, so lassen Sie mich im Tone der alten Geschichten die meine beginnen.

Meine Eltern waren unbemittelt. Mein Vater, ein wackerer und guter Mann, war von deutscher Abkunft ; er stand im russischen Staatsdienst und lebte mit meiner Mutter, einer Polin von Geburt, in Warschau. Die übrigen Verhältnisse meiner Familie, den Namen mitbegriffen, haben mit den Enthüllungen, die ich Ihnen versprach, nichts zu schaffen.

— Ich fahre in meinem Bericht weiter fort.

Bis zu meinem siebzehnten Jahre blieb ich in einer Erziehungsanstalt, dann berief man mich heim in das väterliche Haus, um mich mit dem Manne zu verheirathen, dessen Namen ich jetzt trage. Hoffentlich nicht mehr lange !

— Wie ? unterbrach ich sie.

— Hören Sie weiter. Unserer Pension gegenüber wohnte ein sehr wohlhabender Mann mit seinem etwa zwanzigjährigen Sohn. Die Hauptbeschäftigung des jüngeren Menschen bestand darin, den ganzen Tag an seinem Fenster sitzend uns schwächende Blicke zuzuwenden. Sie wissen, was zuweilen die Erziehung in ähnlichen Anstalten bedeuten will. Statt an unsere Aufgaben, dachten wir an unsern Nachbar und schwärmten vom Morgen bis zum Abend von zartem Ritterdienst, idealer Liebe und was derglei-



den läppische und gefährliche Träumereien mehr. Ich war damals noch ein halbes Kind. Bald kam es dahin, daß unser Gegenüber Briefchen an mich richtete, mit denen ich mich vor meinen Gespielinnen nicht wenig brüstete. Später erfuhr ich, daß der Vater meines Anbeters hinter diese Jugendthorheit gekommen war und, davon aufs Aeußerste gebracht, seinen Sohn auf Reisen geschickt hatte.

— Und seinen Namen soll ich auch nicht erfahren?

— Doch: seinen Namen will ich Ihnen sagen; er ist Maxim Iwanowitsch.

— Sie haben ihn später geheirathet?

— Nein. Nach seiner Abreise verließ ich die Pension und wurde mit einem Andern vermählt. Einem siebzehnjährigen Mädchen gilt es in den meisten Fällen gleich, wen sie zum Manne erhält, vorausgesetzt, daß es kein geradezu abschreckendes Individuum sei. Bei mir war dies anders. Ich liebte Maxim Iwanowitsch mit aller Schwärmerei eines kindlichen Gemüthes und ergoß meine Leidenschaft in Versen, die von Ausrufungszeichen und romantischen Abenteuern wimmelten, die mich nicht wenig Papier kosteten und meine Gedanken noch confuser machten. Demungeachtet wagte ich es nicht, dem Willen meiner Eltern zu widersprechen, weinend ließ ich mich mit dem Brautkranz schmücken.

Den 12. October.

Eine wunderliche Geschichte! Wenn sie nur erblicket wäre? Doch wozu wäre sie es worden? Wer ist Maxim Iwanowitsch? Wer ist sie selbst? Während sie mit mir sprach, schien mir's, als ruhben ihre Augen mit einem besondern Ausdruck auf mir; ihr Mund sagte, sie liebe niemanden mehr, ich las in ihren Zügen, daß sie noch lieben könne. O, welche Musik in ihrer Stimme! Welcher Zauber in ihrem Blick! Wie bewältigend ist ihre Anmuth und wie schön wird sie, wenn sie spricht!

Wie dem aber auch sei, eins ist gewiß: daß sie mein ganzes Herz an sich zieht, daß ich nahe daran bin, sie zu lieben! O Gott! daß ich sie liebe! Wo ich auch sein mag, überall ist mir ihr Bild gegenwärtig. Alles, was nicht sie ist, langweilt mich, widert mich an. Die Freude und das Glück des Lebens finde ich nur mehr auf der Eisenbahn; mit peinlicher Ungeduld warte ich, bis es Zeit ist nach dem Bahnhof zu fahren. Ja, es war ein großer Mann, der die bewegende Kraft des Dampfes entdeckte. Ruhm und Heil ihm, wie dem Erbauer des Schlenkenwegs von St. Petersburg nach Zarstkoje Selo.

Den 13. October.

Ich habe sie wiedergesehen; eine auffallende Veränderung schien mit ihr vorgegangen zu sein und sprach sich selbst in dem mit ungewöhnlicher

Sorgfalt gewählten Anzug ans. Sie trug ein schwarzes Seidenkleid, eine Sammetmantille, einen mit Spitzen garnirten Hut und war in dieser eleganten Toilette reizender als je. Mit dem Staunen der Liebe ruhte mein Auge auf ihr. Grüßend nickte sie das liebliche Haupt; ihre Lippen lächelten, doch las ich in ihrem Blicke eine Unruhe, die ich mir nicht zu deuten wußte.

Wir nahmen unsere Plätze im Waggon ein. Mit uns fuhren noch drei Personen, ein deutscher Schauspieler und zwei unerträgliche Schweizer, die einander während der ganzen Fahrt Stadtheuigkeiten erzählten und sich gegenseitig mit ihren Bekanntschaften in der großen Welt brüsten. Weber ich, noch meine Unbekannte wagte es, das erste Wort anzusprechen; nur verstohlen blickten wir uns an. Es lag ein tiefer, überschwenglicher Reiz in diesem stummen Austausch der Gefühle. Manchmal war mir's, als ruhe ihr Auge mit dem Ausdruck stillen Kummers auf mir; ich antwortete ihr mit einem Blick, in dem sich meine ganze Seele spiegeln mochte, denn sie erwiderte ihn mit einem leichten Erröthen. Ich konnte mich nicht darüber täuschen; die schmerzvolle Besorgniß der Mutter war von ihr gewichen, um dem Gefühl des Welches Platz zu machen. Ein Neuling an meiner Stelle würde nicht ermangelt haben, durch heimliches Flüßern die Aufmerksamkeit der Anwesenden auf uns zu ziehen; zum Glücke weiß ich, daß man, um ein Geheimniß zu bewahren, viel besser thut, davon laut als leise zu sprechen, um fremde Neugier, die viel reger wird, wenn sie, statt einfach zuzuhören, horchen und lauschen muß, Irrezuführen. Die beiden Schwäger waren eben in einer Schilderung von dem neuen Palast der Gräfin Z., den gewiß keiner von ihnen je betreten hatte, begriffen, als ich die Gelegenheit wahrnahm, mich, wenn möglich, von den Zweifeln frei zu machen, die mit Centnerschwere auf meiner Brust lasteten.

— Was macht Maxim Iwanowitsch? fragte ich. Sie verstand meine Kriegslust und antwortete in demselben Tone:

— Er ist gestern von seiner Reise zurückgekehrt. Leider ist er unwohl.

— Worin besteht seine Krankheit?

Fast unhörbar flüßerte sie mir die unerwartete Antwort zu:

— Sie heißt Eifersucht.

— Auf wem?

Sie schlug die Augen nieder und erwiderte schüchtern, kaum vernehmbar:

— Die Eisenbahn ist dabei im Spiele.

— Ich fürchtete, daß er sich bald vermählen dürfte; wird es nun anders kommen? fragte ich, indeß ein unmöglich freundiges Gefühl sich meiner bemächtigte.

— Ich dachte, wie Sie, nun scheint aber aus der Heirath nichts werden zu sollen; ein alter Spieler hat sich in das Ganze gemischt und, Gott weiß, welche Verleumdungen vorgebracht, um jene Heirath zu verhindern. Marius Iwanowitsch's Erwählte ist zu stolz, sich zu rechtfertigen, obgleich sie es, ihres Sohnes wegen, vielleicht sollte; doch wie gesagt, sie ist zu stolz.

— Und liebt Marius Iwanowitsch zu wenig? ergänzte ich entzückt.  
Sie senkte das Haupt und sah mich so tief traurig an, daß mein Entzücken der Wehmuth wich.

Wie? dachte ich, sie sollte mir die günstige Wendung ihres Schicksals, eine vortheilhafte Heirath, die Zukunft ihres Sohnes opfern? Nein! ich darf dieses Opfer nicht annehmen! Schmäblich wäre es, wenn ich sie so dem rücksichtslosen Zuge einer ausfordernden Reizung folgen ließe, wie süß diese auch meinem Herzen sein mag.

Wir legten den Rest des Weges meist schweigend zurück. Sie schien in Nachdenken versunken und einen schweren Kampf im Innern durchzukämpfen; ich war so getheilt zwischen Glück und Schmerz, daß ich keine Worte finden konnte.

Den 14. October, 5 Uhr Morgens.

Ich habe die ganze Nacht kein Auge geschlossen, immer war es mir, als hörte ich ihre Stimme, als sähe ich ihren schwermüthigen Blick. Nein, ich will kein Hinderniß ihres Glückes sein. Wüßte die Welt darum, so würde sie mich vermuthlich thöricht schelten, daß ich den Worten einer Unbekannten unbedingten Glauben schenke, es liegt aber in der Stimme dieser Frau ein Adel der Wahrhaftigkeit, der jeden Zweifel aufhebt. Nein, ich will sie mit ihrem Freunde nicht entzweien, sie soll mich nicht mehr wiedersehen, ich will nicht mehr nach Zarstojes Eselo. Ueberdies habe ich heute Geschäfte. Freilich wäre es nach Beendigung derselben noch immer Zeit. Und, beim Nachdenken betrachtet, welches Recht habe ich denn eigentlich, diese Frau zu einer Entscheidung zu veranlassen, die ihr selbst vielleicht nicht zusagt? Was giebt mir die Befugniß, über das Geschick eines Wesens zu verfügen, dessen Namen ich nicht einmal kenne? Statt mich von ihr zu wenden, bin ich vielmehr berufen sie, die möglicherweise am Abgrund neuer Gefahren steht, zu beschützen? Wer sagt mir, daß sie mich nicht liebt, mich nicht zärtlich und glühend liebt, ohne selbst zu wissen warum, wie's die Weiber ja nie wissen, wenn sie wahrhaft lieben? Und ich sollte sie kalt, gleichgültig verlassen? Das wäre nicht nur albern, es wäre schlecht, undankbar, unritterlich. Es ist entschieden: ich fahre nach Zarstojes Eselo! Vielleicht zum letzten Male, aber ich fahre. Meine Geschäfte aber? Nun, ich will sie schnell abfertigen.

Den 14. October, Abends.

Ein neues Abenteuer!

Von Geschäften länger als ich dachte in Anspruch genommen, kam ich erst wenige Augenblicke vor der Abfahrt auf dem Bahnhofe an; fast alle Plätze waren bereits besetzt, die Conducteurs schlossen eben die Thüren. In fliegender Eile warf ich noch einen Blick in die Wagen erster Classe; aus einer ganzen Collection von häßlichen Gesichtern strahlte mir ihr liebliches entgegen. In dem Blick, den sie auf mich richtete, lag ein stiller Vorwurf. Da in ihrem Waggon kein Platz frei war, sprang ich rasch in den nächsten; eine Secunde später folgte mir ein Unbekannter, der sich gleich mir verspätet hatte. Ohne schön zu sein, hatte sein Aeußeres etwas Edles; seine Gestalt war groß und kräftig, sein dunkler Teint ließ die sonnengebräunten Züge fast hüßler erscheinen. Die seltsame Neugier, womit er mich betrachtete, konnte mir nicht entgehen. Ich sprach kein Wort. Mir war, als bewege sich die Locomotive mit Schildkrötenlangsamkeit. Mein Nachbar starrt mich unverwandt an; was mochte er an mir Besonderes finden? Alle Welt kennt mich, im Theater, auf Spaziergängen höre ich oft, wie Fremde meinen Namen nennen; der Herr im weißen Makintosh mag mich an irgend einem öffentlichen Orte gesehen haben. Ich erinnere mich seiner nicht. Habe ich doch eine Unzahl von Bekannten, die ich nicht kenne.

Wir kamen an. Mein Gefährte stieg vor mir aus, holte meine Unbekannte ein, grüßte sie und sagte ihr einige Worte, denen sie nur getheilte Aufmerksamkeit zu schenken schien. Plötzlich eilte sie in einen Winkel der Halle, wo eine alte Frau mit einem etwa siebenjährigen schönen Jungen stand. Den Blick auf sie geheftet, rührt der Fremde sich nicht von der Stelle. Meine Neugier war auf das Höchste gestiegen. Endlich eine günstige Gelegenheit, dachte ich. Ich habe die eingegangene Bedingung erfüllt, jetzt bin ich nicht länger durch mein Wort gebunden; ich darf unbedenklich zu erforschen suchen, wer sie ist.

Mit dem höflichsten Gruss näherte ich mich dem Unbekannten, dem ich im Waggon stamm gegenüber gesessen war. Er erwidert meinen Gruss so trocken wie möglich.

— Wollen Sie mir eine vielleicht unbescheidene Frage gestatten? begann ich.

— Die wäre?

— Darf ich Sie um den Namen der Dame ersuchen, mit der Sie soeben sprachen?

Er sah mich ungläubig an.

— Wie? rief er, — er sollte Ihnen unbekannt sein?

— Das ist er mir in der That.

— So hätten Sie diese Dame nie besucht?

Belletr. Bl. 2ter Jahrg.

- Niemals.
  - Sie wissen ihre Wohnung nicht?
  - Nein.
  - Nicht einmal ihren Namen?
  - Eben so wenig.
  - Und doch sind Sie mit ihr bekannt.
  - Ich war so glücklich, einigemal mit ihr nach Zarstoje Eselo zu fahren.
  - Und, diese Fahrten ausgenommen, waren Sie nie mit ihr zusammen?
  - Nicht ein einziges Mal.
  - Können Sie mir dies mit Ihrem Ehrenwort versichern?
  - Mit meinem Ehrenwort, dem Wort eines Edelmannes.
- Er fiel mir mit so stürmischer Freude um den Hals, daß ich in seinen Armen zu erstickn meinte. Ich fürchtete, er sei wahnsinnig geworden.

— Gemach, gemach! rief ich. — Mit wem...  
— Siebt es doch Böhewichter auf der Welt! rief er außer sich. — Da haben sie ansgeheft, daß sie mich tänsche und in täglichen Zusammenkünften mit Ihnen an meiner ehrlichen Liebe Berrath begeh. Mir schien es immer unmöglich, daß sie mich zu betrügen vermöge, aber dafür, daß Sie mir einen solchen Beweis ihrer Schuldlosigkeit geben, dafür muß ich Sie umarmen. Noch einmal, und noch einmal. Sie sind mein Wohlthäter! Sie gaben mir die verlorene Ruhe zurück. Sie... ich...  
Mit diesen Worten stürzte er von mir fort, der Unbekannten nach, deren Name zu erfahren wir nun wieder nicht gelang.

Den 15. October.

In diesem Augenblick erhalte ich folgende Zeilen:  
«Sie haben gestern über mein Schicksal entschieden; ich bin im Begriffe, Maxim Iwanowitsch meine Hand zu reichen. Er hat zu viel für mich gethan, als daß ich ihm eine Bitte verweigern dürfte. Er behauptet, ich sei es meinem Rufe, sei es meinem Sohne schuldig, seine Gattin zu werden, und ich fühle, daß er Recht hat. So geschehe es denn nach Gottes Willen! — Fremde Zwischenträgereien hatten Maxim Iwanowitsch in Bezug auf unsere Beziehungen in die qualvollste Unruhe versetzt, der Ihre gestrigen Erklärungen rasch ein Ende machten. Durch Maxim Iwanowitsch's Vermittelung ist mein Sohn als der einzige Erbe meines verstorbenen Gatten erklärt worden. In kurzem verlassen wir Rußland. Leben Sie wohl! Sein Sie glücklich!»  
«P. S. Wenn Sie wieder auf der Eisenbahn nach Zarstoje Eselo fahren, so gedenken Sie meiner.»

## Die Ehrensmacht.

(Aus dem Leben eines alten Militärs.)

Von Th. Bulgarin.

(Aus dem Russischen.)

... Ihr lächelt, meine jungen Freunde und ihr schmunzelt, ihr alten Stabsofficer, wenn ihr mich jetzt anseht und in meiner Gestalt und meinem ganzen Wesen auch nicht die geringste Spur mehr von jener Flottigkeit entdecken könnt, von der euch meine früheren Kameraden so oft vorzählt. Ja, ja, es ist leider wahr: Zeit und Sorgen haben die Rinde meines feurigen Herzens erstarren gemacht — und ich bin mir selbst nicht mehr ähnlich. Es gab aber einst eine Zeit, lieben Freunde, wo ich mich bei 17 Grad Kälte in leichter Uniform wärmer und bequemer fühlte, als jetzt bei 2 Grad, eingehüllt in meinen dicken Schuppenpelz! Jetzt bin ich durch und durch verwehlicht. Meinen schönen Hengst habe ich mit einem weichen Voltaire vertauscht, den Säbel mit der Feder, die Sporen mit Galoschen! Const... ja, sonst war es mir ein wahrer Genuss, in Gesellschaft braver Kameraden, auf gutem Ross durch das weite Feld zu sprengen und unter feindlichen Kugeln zu plänkeln und zu scharmüßeln... Jetzt — jetzt irre ich im Geiste durch die Sandwüste der Literatur, mühe mich ab, ohne von der Stelle zu kommen und ermüde gewöhnlich nicht nur mich selbst, sondern auch meine Leser durch die Erzählungen von all dem, was ist und nicht ist, von dem, was sich begeben und nicht begeben, und gewinne mir endlich in diesem literarischen Tirailleur-Feuer, wo ich über Prosa und Verse stets die Wahrheit zu sagen beflissen bin, weit unversöhnlichere Feinde, als es je die Schweden und Franzosen gewesen sind, mit denen wir weiland auf den Borposten zuweilen recht brüderlich gezecht haben.

Meine einzige Freude besteht jetzt in der Erinnerung an jene Tage. — Habe ich z. B. keinen Appetit, so denke ich an den Mangel und die Noth im Bivouac — und sogleich fühle ich mich hungrig wie ein Wolf. Ich kann nicht schlafen? — gut: dann rufe ich mir jene Nächte ins Gedächtniß, wo auf Schnee oder nassem Tannenreisig gebettet, die Müdigkeit mir die Augen schloß, aber von einer Seite die schneidende Kälte, von der andern die glühende Hitze des Lagerfeuers den Schlaf verjagte, — ich denke daran, und im Nu bin ich sanft entschlummert. — Ueber-

schleicht Traurigkeit meine Seele, — augenblicklich erinnere ich mich an die lärmenden Freuden des Feldzugs, an die Bälle und Gelage im Hauptquartier — und alsbald sind Sorgen und Kummer vergessen. — Auch den Menschen wäre ich längst gram geworden, wenn ich eben nicht in Kriegsdiensten gewesen wäre, und sie nur aus ihren Heldenthaten auf dem Parquet des Ballsaals und auf dem Stempelpapier der Gerichtsstube kennen gelernt hätte. Aber das Andenken an meine braven Kameraden, so froh, so offen, so uneigennützig, das Andenken an so manche mittelbilde und theilnehmende Hauswirthe, bei denen ich im Quartier lag, und noch mehr an die lebenswürdigen Wirthinnen, die Erinnerung an die gebildigen und freundlichen Menschen auf dem Kriegsschauplatz selbst, söhnen mich mit dem ganzen Menschengeschlechte wieder aus und knüpfen das locker gewordene Band wieder fester.

Aber ihr wolltet ja die Begebenheiten jener Schreckensnacht in Finnland von mir hören? Wohl, hier ist die Geschichte.

Nachdem die Russen den Sieg bei Kalarlebý erfochten hatten, nahmen plöblich die Kriegsoperationen eine ganz andere Wendung. Die Schweden begannen eilig längs der Uleåborgschen Straße zu retiriren, so daß wir ihnen kaum folgen konnten. Mittlerweile rückte der grimmige, nordische Winter heran, mit Frost und Schneestürmen. Die Armee brachte größtentheils die Tage auf dem Marsche und die Nächte im Bivnac zu. Es fehlte an Mundvorrath: um unsern Hunger zu stillen, zerdrücken wir uns die Zähne am schwedischen Brote \*) und nur selten waren wir so glücklich, unsere erschöpften Kräfte mit einem Schluß Gin oder einem Glase Svagdricka \*\*) wieder etwas stärken zu können: aus Mangel an Tabak rauchten manche Liebhaber getrockneten Hopfen. Unsere Pferde fütterten wir mit allem, was sich gerade vorfand, mit Mehl, mit Stroh oder Ross; und wir selbst waren durch die Asche und den Rauch der Wachsfeuer dermaßen geschwärzt, daß wir mehr Kohlenbrennern oder Schornsteinfegern als Soldaten glichen. Der Führer unseres Corps, Graf R. M. Ramenski, theilte mit uns brüderlich alle Mühseligkeiten und Gefahren des Feldzugs. Er operirte wie Suworow und die beiden Hauptregeln seiner Tactik waren: Schnelligkeit in den Bewegungen und Kühnheit beim Angriff.

---

\*) In Finnland wird in armen Häusern nur zwei oder dreimal im Jahr Brot gebacken, oder eigentlich flache Fladen, welche sodann getrocknet und in den Bauerhäusern unter der Zimmerbede und längs den Wänden aufgehängt werden. Dieses sogenannte Knäcke-Brod dient dann für mehrere Monate zum täglichen Gebrauch.

\*\*) Svagdricka ist eine Art leichtes Bier, oder vielmehr Kwas, welches der Bauer selbst zu brauen pflegt. (Anw. des Verfassers.)

— Vorwärts, Kinder, pflegte er den erschöpften Soldaten zuzurufen, — vorwärts, Brüder! Und dann wollen wir ausruhen und uns einen frohen Tag machen!

Und wirklich sorgte Graf Ramenski für alle wie ein Vater: für die Officiere veranstaltete er fast in jeder Stadt Feste und Bälle, und die Soldaten versah er bei jeder Gelegenheit mit Speise und warmer Kleidung. Ach, Freunde, es war schön, unter einem solchen Führer zu dienen! Warum mußten wir diesen braven General so bald verlieren!

Bei Verfolgung der Schweden besetzten wir Brabestadt, wohin das Hauptquartier verlegt wurde, während die Regimenter sich in den umliegenden Dorfschaften vertheilten, um dort mit Beobachtung aller kriegerischen Vorsichtsmaßregeln, einige Tage zu rasten und wieder zu Kräften zu kommen. Nur die Avantgarde, die hier eine andere Bestimmung erhielt und von nun an die Arrière-Garde ausmachen sollte, bezog Quartiere im Rücken der Stadt, als Belohnung für die bis jetzt ausgestandenen Strapazen: unter diesen Truppen befand sich auch die Ulanen-Escadron, bei welcher ich damals stand.

Ach, lieben Freunde, welch ein Genuß ist es doch, in der geheizten Stube sich auf frischem Stroh auszustrecken! Und sich dehnen und umwenden zu können, ohne die kalte Feuchtigkeit des Erdbodens fühlen zu müssen! Und in heißer Milch aufgeweichtes Knäcke-Bröd zu kauen, und Kartoffeln mit Breitlingen zu speisen! Vielleicht lächelt ihr über meinen Geschmack, aber wer im Felde gewesen ist, wird mich schon verstehen.

Noch am nämlichen Abend machten die Officiere unserer Escadron eine lange Liste von allen möglichen Mundvorraths-Artikeln, man schloß Geld zusammen, und da ich das Schwedische etwas besser als die Andern radebrechen konnte, so wurde ich einstimmig dazu erwählt, am folgenden Tage die beabsichtigten Einkäufe zu besorgen.

Schon mit Tagesanbruch machte ich mich in Begleitung zweier Diener nach Brabestadt auf den Weg, reichlich versehen mit Körben, Säcken, Feldflaschen und Fätschen. Nach einer Stunde befand ich mich in den Buden, führte alle meine Aufträge pünctlich aus und schickte die Diener mit den eingekauften Lebensmitteln heim, indem ich selbst in der Stadt bleiben und erst gegen Abend ins Lager zurückkommen wollte.

Ich will es euch nur frei heraus sagen, lieben Freunde: ich dachte damals weder an Altershümer, noch an Kunstschätze, noch an sonst etwas dergleichen, was gewöhnlich die Aufmerksamkeit des Reisenden zu reizen pflegt. Meine erste Frage war vielmehr: «Wo ist das Wirthshaus?» — Das Wirthshaus ist nämlich der Brenn- und Einigungs-Punct des ganzen Hauptquartiers, und nur mit genauer Noth konnte ich mich durch die Zimmer drängen, welche alle mit Officieren vollgeproppst waren: hier bewirtheten sich gegenseitig Freunde, Verwandte und Bekannte von ver-



schiedenen Regimentern und Divisionen, erzählten sich von Schlachten und Scharmäulen, sprachen über verwundete und gefallene Kameraden und vergaßen in augenblicklicher Fröhlichkeit die überstandenen Mühseligkeiten und Beschwerden. In einer Ecke des Saals knallten Champagnerstropfen; in einer andern klinkerten Gold- und Silbermünzen auf dem grünen Tuche; hier erschallte helles Gelächter, dort hörte man die laute und emphatische Erzählung einer Affaire, und am Buffet rollte ohne Unterlaß gutes russisches Geld und abgebrochene schwedische Phrasen, die ein jeder, so gut es eben anging, auswendig gelernt hatte, um damit vor den niedlichen Wirthstöchtern prunken zu können.

Was mich anbelangt, so schien ich mir wie neugeboren: ich ließ das Vergangene vergangen sein und suchte meine alten Freunde auf, die Fürsten Ischerkast..., Golly... und Kepnus..., alle drei Officiere beim Leib-Garde-Jäger-Regimente. Mit diesen setzte ich mich an einen reichlich mit Flaschen, Braten und Kuchen besetzten Tisch, und begann meinen Magen in Hinsicht für seine bei Hunger und Durst bis jetzt bewiesene Geduld, nach Kräften zu entschädigen. Jetzt jagte eine Erzählung die andere: Erinnerungen an die Residenz und Lustschlösser für die Zukunft; ehe wir es uns versehen, trat die Abenddämmerung ein.

— Jetzt, Freunde, rief ich aus, — ist es Zeit für mich, nach Hause zurückzukehren!

— Ei was! Es ist schon zu spät! Es schneit! Bleibe doch da! Dein Pferd ist satt und wohl gepflegt. Wozu brauchst du nach Hause zu reiten?

— Nein, meine Herren, es geht nicht: ich habe mein Wort gegeben, heute Abend noch zur Escadron zu hofen, und fünf Werk sind ja am Ende keine Hexerei!

Man führte mir mein Pferd vor: ich nahm Abschied von den Freunden, rauchte meine Pfeife an und ritt im scharfen Trab von dannen.

In der Stadt selbst war von dem heftigen Schneesturm wenig zu merken: kaum befand ich mich aber im freien Felde, als ich die schneidende Kälte auf das Empfindlichste zu fühlen begann. Der Wind schrie pfeifend durch die Bäume des nahen Waldes und trieb Wolken von Schnee vor sich her, die alsbald den Weg bedeckten; feine, harte Eisklößen flogen durch die Luft und zerflachen mir das Gesicht wie Nadeln. Endlich wurde es finster und um nicht den Weg zu verlieren, war ich genöthigt Schritt zu reiten und mehrere Male abzustiegen. Bald fing ich an es zu bereuen, mich bei solchem Wetter auf den Weg gemacht zu haben: aber zum Umkehren war es zu spät, und übrigens brauchte ich ja auch nur den Wald zu erreichen, um in einer halben Stunde an Ort und Stelle zu sein und ruhig in mein Nachtquartier zu gelangen.

Mit vieler Mühe folgte ich dem Saume des Waldes und endlich

glückte es mir, mehr durch den Sinn des Gefühls als durch das Gesicht, die Straße wieder aufzufinden, von welcher ich im freien Felde und unter den aufgetriebenen Schneebergen unvermerkt abgekommen. Mein Pferd war fast ganz erschöpft und um es ein halbes Stündchen verschmäuften zu lassen, stieg ich ab und setzte mich auf einen am Wege stehenden Baumstumpf. Trotzdem daß ich mitten im Walde, in Sturm und Schneegeddröbe allein dafuß, kam mir kein Gedanke an eine mögliche Gefahr: nur lähmten mir Müdigkeit, die Erschlaffung nach einem reichlichen Mittagessen und eine unüberwindliche Schläffucht alle Glieder: meine Augen schlossen sich unwillkürlich. Endlich raffte ich mich auf, zündete eine neue Pfeife an und setzte mich abermals in Trab.

Indessen wurde der Schnee immer tiefer: bald mußte ich wieder Schritt reiten, und was mich am allermeisten verwunderte, war der Umstand, daß ich mich so lange auf dem Rückwege befand, während meine Reise am Morgen so kurze Zeit gedauert hatte: es waren nämlich schon fünf Stunden verfloßen, seitdem ich Braheskadt verlassen und noch immer war kein Ende des Waldes zu sehen.

Endlich blickte in der Ferne der Schein eines Feuers und, ich muß es gestehen, mein Herz erzitterte vor Wonne; das Pferd fing an freudig zu schnaufen und verdoppelte freiwillig seine Schritte, obgleich es sich nur mühsam durch den angehäuften Schnee hindurcharbeiten konnte. Bald gelangte ich an eine offene Wiese und befand mich plötzlich vor einem Weiler. Rechts vor mir flammte ein großes Feuer und um dieses herum saßen und wärmten sich mehrere Infanterie-Soldaten, unter Verschlägen von Brettern und Strohdächern. Alle Fenster der Bauerhäuser waren hell erleuchtet. Ich bemerkte eben, daß ich mich dem Weiler von der Rückseite, über Scheunen und Teunen näherte, als ich plötzlich, nachdem ich nur noch wenige Schritte vorwärts geritten, durch das laute, in schwedischer Sprache ausgestoßene: «Wer da?!» einer Schildwache wie festgebaut stehen blieb.

Wenn der Blitz mich getroffen und an meiner Nasenspitze herabgeglitten wäre, so hätte mich ein solches Naturereigniß gewiß nicht mehr erschreckt, als diese zwei Worte in schwedischer Sprache.

Einen ehrlichen Soldatentod auf dem Schlachtfelde fürchtete ich nicht, aber mir graute vor einer schmachvollen Gefangenschaft. Es ganz allein mit einer Abtheilung Infanterie aufzunehmen, wäre Unsinn gewesen, und Flucht war eben so unmöglich, da mein armes Pferd kaum noch einen Fuß vor den andern setzen konnte. Was war also bei so bewandten Umständen zu thun?

Plötzlich durchjuckte ein Gedanke mein Gehirn, hell und schnell wie ein Blitz, und machte mir das Herz wieder warm: Geistesgegenwart und Hoffnung belebten und ermunterten mich aufs Neue.

Wohlan, dachte ich, wollen wir wenigstens den Versuch machen, uns aus dieser schlimmen Lage zu befreien.

Mittlerweile rief die Schildwache zum zweiten Male ihr: «Wer da?»

— Schwede! antwortete ich laut und sicher.

Der wachhabende Soldat öffnete das Bretterthor und ich ritt in die Einfriedigung des Dorfes hinein.

*Alea jacta est*, der Würfel ist geworfen! sagte Cäsar, als er über den Rubicon schritt. Ich wiederholte im Geiste diese Worte, als ich die schwedischen Vorposten passirte, und wenn gleich mit meinem Schicksale auch nicht das Schicksal der römischen Republik und der ganzen damaligen Welt zusammenhing, so war doch mir, mir selbst, mir, dem jungen Cornet, seine Zukunft und sein Wohlbefinden eben so werth und theurer, wie weiland dem großen Cäsar das seinige und sein ganzes Dictatoriat.

Nachdem ich hinter einer Scheuer der Schildwache aus den Augen gekommen war, hielt ich an, um mit mir selbst über meine gegenwärtige Lage Rath zu pflegen.

Die erste Pflicht des Soldaten, meine lieben Freunde, besteht darin, daß er selbst seinen Feinden die gebührende Gerechtigkeit widerfahren läßt. Daher will ich euch denn bei dieser Gelegenheit sagen, daß ich die Schweden von Herzen achte und ehre: sie haben sich tapfer und mannhafte geschlagen, und ihre Officiere bezeugten selbst in den kühnsten und schwierigsten Fällen des Kriegslebens einen Edelmuthe und eine Ritterlichkeit, die ihnen alle Ehre machte.

Zwischen uns und den Schweden herrschte also eine dicke Freundschaft auf den Vorposten: wir theilten brüderlich unsere Vorräthe, und schickten einander gegenseitig etwas von dem, was der andern Partei gerade mangelte; zuweilen trafen wir uns auch auf der Linie, tranken auf das Wohl unserer beiderseitigen Monarchen und Armeen, schieden ganz freundschaftlich von einander, und besiegelten endlich unseren Bund mit Pistolenschüssen und Säbelhieben, ohne dabei den mindesten Groll und Haß zu empfinden. Ich sehe ihn noch heute vor mir, den braven und edlen Capitain Fuchs, vom Sawolar'schen Dragoner-Regimente, im blauen Ueberrothe und rundem Hute, wie er auf seinem kleinen Rothfuchs heranzureiten pflegte, und mit einem weißen Tuche winkte, sich nach dem Wohlbefinden unsers tapfern Kulseners erkundigte und ihm endlich Rum und Tabak zuschickte, als Gegengeschenk für den erhaltenern russischen Caviar und chinesischen Thee. Mit einem Worte: die Russen und Schweden schlugen sich bis auf's Blut, aber bei alle dem ehrten und achteten sie sich gegenseitig, wie es denn tapfern und edelmüthigen Feinden so wohl geziemt.

Diesen Edelmuthe gedachte ich nun einer harten und gefährlichen Probe zu unterwerfen: ich beabsichtigte nämlich, mich dem ersten besten

schwedischen Officier anzuvertrauen und ihm zu entdecken, daß ich durchaus nicht die Absicht gehabt, ihr Lager zu überfallen, sondern ganz einfach ein verirrter, von seinem Wege abgekommener Reisender sei, der durch unvorhergesehene Umstände in diese schlimme Klemme gerathen: dieses, hoffte ich, würde mich von der Gefangenschaft befreien.

Ganz mit meinen Gedanken beschäftigt, kehrte ich in eine Gasse ein und ritt gerade auf den schwedischen Bivouac zu.

Meine Kleidung bestand in einem blauen Mantel und blauer Feldmütze mit rother Kante; glücklicherweise trug auch mein Pferd nur einen Saumsattel, so daß man auch an der Schabracke nicht erkennen konnte, zu welcher Armee ich gehörte.

Bei meiner Annäherung sprangen die Soldaten auf und einige von ihnen griffen zu den Gewehren.

— Wo ist der diensthabende Officier? fragte ich auf schwedisch.

Sie sahen einander lange an, bis endlich ein alter Soldat an mich herantrat, und mir in halb schwedischem, halb finnischem Dialect anseinersepte, daß es hier keinen Oberofficier gäbe und daß nur ein Sergeant den Posten commandire. Ich befragte ihn in ziemlichem Kauderwelsch über den Namen des Regiments, zu welchem sie gehörten, und als ich erfuhr, daß es die Kareliischen Scharfschützen wären, änderte ich sogleich meinen Plan und beschloß, mich für einen schwedischen Officier auszugeben, indem mir sehr wohl bekannt war, daß die meisten Einwohner Kareliens gar kein Schwedisch verstehen.

Somit befahl ich denn, mich in das Quartier des Sergeanten zu führen, von dessen mehr oder weniger ausgebreiteten philologischen Kenntnissen die Entscheidung meines Schicksals abhing. Der alte Soldat übernahm es, mich hinzuleiten.

Der ganze Weiler bestand aus vier großen Häusern, mit einigen Nebengebäuden, wie es denn in Neu-Finnland, und namentlich in den Gegenden unfern von der Küste, wo die Landleute sehr wohlhabend sind, allgemein der Brauch ist. In dem schönsten und größten dieser vier Häuser hatte sich der Sergeant sein Quartier auserlesen.

Nachdem ich mein Pferd am Eingange angebunden, trat ich mit meinem Führer in die untere Stube, wo ich eine zahlreiche Versammlung von Bauern antraf. Sie saßen um den Heerd herum, rauchten ihre kurzen Pfeifchen, tranken von Zeit zu Zeit einen Schluck Brauntwein und horchten, wie es schien, auf die Erzählungen des Sergeanten.

Mein Herz pochte mir heftig in der Brust, aber ohne meine Besorgensgegenwart zu verlieren, begrüßte ich die Gesellschaft in schwedischer Sprache, so ruhig und sicher, wie es mir nur irgend möglich war.

Alle erhoben sich von ihren Stühlen. Der Sergeant trat zu mir heran und fragte auf finnisch, was ich wollte und wer ich eigentlich sei?

Bellettr. Bl. 2ter Jahrg.

— En minä muista Suomea, antwortete ich, — minä olen Ruotsalainen! (Ich kann kein finnisch; ich bin ein Schwede!)

Bei diesen Worten machte mir jeder von den anwesenden Landleuten eine tiefe Verbeugung, der Sergeant nahm die Pfeife aus dem Munde und fuhr, als militairische Ehrenbezeugung, mit der Hand an die Stirne, der Herr des Hauses endlich näherte sich mir mit einer vollen Flasche, füllte ein Glas, hielt mir in finnischer Sprache eine lange Rede, von welcher ich nur wenige Worte verstehen konnte und endigte damit, daß er mich einlud auf das Wohl des Königs von Schweden zu trinken.

Mitterweile mußte ich dem Sergeanten einige Erklärungen geben: ich sammelte in der Eile alle Ausdrücke, die mein Gedächtniß aus dem Schwedischen aufgeschnappt, vermengte diese auf eine seltsame Weise mit einigen finnischen Worten und berichtete ihm in dieser selbstgeschaffenen Sprache: ich sei ein schwedischer Doctor und eile zum Capitain Fuchs, der gestern Abend gefährlich erkrankt; das Pferd meines Führers sei auf der Reise gefallen und ich selbst wäre aus dieser Ursache vom rechten Wege abgekommen und hätte mich späterhin gänzlich verirrt.

Zu meiner großen Freude merkte ich bald, daß der Sergeant noch viel schlechter schwedisch sprach als ich selbst, seine Unkenntniß der Sprache aber, aus falscher Schaam, vor den Bauern nicht eingestehen wollte; er machte im Gegentheil als ob er alles, was ich ihm sagte, vollkommen verstände und antwortete beständig und auf alle meine Reden und Fragen: O ja, mücke bra! (Ja, ja, gut, vortrefflich.)

Und somit war ich plötzlich, statt ein Kriegsgefangener zu sein, zum Commandanten des Dörfchens geworden. Der Sergeant erwartete meine Befehle und die gutmüthigen Bauern suchten allen meinen Wünschen zuvorzukommen. Mein Pferd wurde im Triumph in den Stall gebracht, und für mich ein Tisch gedeckt, der bald unter einer Last von Speisen senkte: Käse, Butter, gedbrtes Fleisch, gesalzene Fische und verschiedenes Eingemachtes. Man betrachtete mich als einen lieben, lang erwarteten Gast und es währte nicht lange, so war das Zimmer mit einer großen Menge Neugieriger angefüllt, unter denen sich viele Weiber und junge Mädchen befanden, rothwangig, frisch und niedlich, und unsern finnischen Schönen aus dem wiburger und petersburger Gouvernement durchaus unähnlich.

— Audaces fortuna juvat, dachte ich, machte es mir bequem, warf den Mantel ab und dehnte mich behaglich in meinem Lehnstuhl.

— Hier, sagte ich und fuhr mit der Hand über den gestickten Kragen meiner Uniform: — Stabs-Doctor aus Stockholm!

Die braven und leichtgläubigen Finnen konnten sich durchaus nicht denken, daß ein russischer Ulanen-Cornet vor ihnen eine Scene aus dem «Médécin malgré lui» aufführe, sondern umstanden ehrerbietig den Tisch,

freuten sich über den gesunden Appetit, mit welchem ich dem aufgetragenen Abendessen zusprach und schienen sich nur über meine allzugroße Jugendlichkeit zu wundern. Ich verstand etwas weniges von ihren Reden und es gelang mir glücklich, alle ihre Zweifel zu beseitigen, indem ich mir erst bedächtig den Bart strich, dann mit dem Finger an die Stirne klopfte und endlich feierlich sagte: «Upsala-Akademie Mediziner!»)

Nach beendigtem Abendmahls bat mich einer der Bauern durch Zeichen und durch Worte, seine kranke Frau zu besuchen. Ich ging mit ihm nach seiner Wohnung und befahl dem Sergeanten und einigen Landleuten, mir zu folgen, um ihnen keine Zeit zu Vermuthungen und Berathschlagungen über mich zu lassen. Ehe ich noch das Haus der Patientin erreicht und mich mit der erforderlichen Doctoral-Grandezza an ihrem Bette niedergelassen, umringte mich ein ganzes Heer von Leuten, die meine Kunst und Wissenschaft in Anspruch nahmen: da waren abgelebte alte Weiber, junge Mütter mit kränklichen Kindern, ein armer junger Mensch, den das heftigste Fieber schüttelte und ein schönes, bleiches junges Mädchen. Ich befühlte ihnen den Puls, hieß ihnen die Zunge hervorstrecken, forderte Feder, Tinte und Papier, und fing dann an in Gottes Namen meine Recepte zu schreiben, indem ich dabei meinen Patienten fest in's Auge blickte und die Kinder und jungen Weiber freundlich in die Wangen kniff, welche denn ihrerseits an meiner guten Laune Theil zu nehmen schienen und mir eben so freundlich zulächelten. Ich konnte mich noch recht gut der Conjugation von ein Paar Zeitwörtern erinnern und hatte auch noch zwei bis drei Duzend lateinischer Brocken im Gedächtniß: diese vertheilte ich denn alle mit freigebiger Hand unter meine Kranken und händigte jedem einen besonderen Fezen Papier ein, mit der ausdrücklichen Aneempfehlung, die verschriebene Medizin gleich am morgen den Tage aus der Apotheke holen zu lassen, worauf ohne Zweifel Besserung und Genesung erfolgen würde — vorausgesetzt, daß der grimme Tod meinen Mitteln nicht hindernd in den Weg träte. Für meine gelehrten Leistungen und meine wohlgemeinten Wünsche wurden mir sogar einige plots \*) zur Belohnung angeboten: ich schlug aber das Geld aus und diese Uneigennützigkeit trug ohne Zweifel nicht wenig dazu bei allen Anwesenden eine wo möglich noch höhere Meinung von meiner Gelehrsamkeit einzusäßen.

Mit allen diesen Krankenbesuchen waren über zwei Stunden verfloßen und noch dachte niemand im Dorfe daran, sich zur Ruhe zu geben. Mittlerweile hatte sich der Sturm gelegt, mein Pferd war ausgeruhet und hatte sich hinlänglich satt gefressen, und ich wünschte auf das Schlichste, diese ganze Komödie je eher, je lieber zu beendigen. Raum

\*) Ein schwedisches Papiergeld zum Werthe von 60 Kop. Banco.

hatte ich den Wunsch geäußert, abzureisen, als auch sogleich ein Führer bereit war, mich zur Avantgarde der schwedischen Armee zu geleiten. Mein freundlicher Wirth wollte durchaus keine Bezahlung annehmen: ich schenkte ihm also meine aus Hirschgeweih gedrechselte Pfeife und verehrte dem Sergeanten meinen rothsaffianenen Tabaksbeutel mit sammt seinem Inhalt.

In feierlichem Zuge begleitete man mich unter Danksgesungen zum Dorfe hinaus und jedermann wünschte mir eine glückliche Reise. Die schwedische Schildwache präsentirte das Gewehr und die andern umherstehenden Soldaten fuhren mit der Hand an ihre Ischalos. Ich dankte ihnen von Herzensgrunde, aber nicht für die mir erwiesenen Ehrenbezeugungen, sondern für ihre Blindheit und ritt im scharfen Trabe durch das geöffnete Thor.

Nach einer halben Stunde waren wir im Walde und hier theilte sich der Weg in drei Arme: gerade vor mir, in der Entfernung einer Werst, sah ich die Wachtfeuer im schwedischen Lager brennen.

— Wohin führt der Weg linker Hand? fragte ich den Führer.

— Nach Brahestadt.

— Ist es weit bis dahin?

— Eine halbe Meile.

— Bring mich hin.

Der Führer stand da wie versteinert und glogte mich an, ohne sich vom Flecke zu rühren.

— Nach Brahestadt! fuhr ich ihn zornig an, indem ich den Säbel aus der Scheide riß und ihn drohend über seinem Kopfe schwang.

Fort ging es jetzt in raschem Galopp und bald waren wir aus dem Walde ins freie Feld gekommen: bei Tagesanbruch erblickte ich die Kirchtürme der Stadt und sah die Rauchsäulen unserer Divomacs in die graue Morgenluft hinaufwirbeln. Ich entließ meinen Führer, nachdem ich ihn reichlich belohnt hatte und gelangte glücklich zu unseren Worpfeßen und von da in die Stadt, wo ich nichts eiligeres zu thun hatte, als den verwunderten Freunden mein eben bestandenes Abenteuer zu erzählen.

.....  
Ja, höre ich den getäuschten Leser sagen, der weiß der Himmel was für romantische Ereignisse erwartete, — ja, die Nacht hätten wir: aber wo bleiben denn die Schrecken? Hier haben wir weder Räuber noch Gespenster, noch Mord und Todtschlag, nicht einmal eine kleine Entführung!

Das mag alles wahr sein, meine Herren: aber dennoch kann ich Ihnen versichern, daß für mich diese Nacht schrecklich genug war, und daß ich meinem schlimmsten Feind nicht wünsche, jemals in eine ähnliche Lage versetzt zu sein.

Und jetzt noch ein Wort. Die Menschen lieben gewöhnlich aus dem

gelesenen Buche eine Moral zu ziehen... Freilich lieben sie dergleichen eben nur in Büchern, — und wenn sich in den Handlungen und Schicksalen unvernünftiger Thiere, wie die Fabeldichter sie uns beschreiben, eine Nutzenanwendung findet, warum sollte eine solche nicht auch in den Abentheuern eines Ulanen-Cornets enthalten sein? Also, lieben Freunde, hört jetzt die Moral meiner Geschichte :

Erstlich ist es für den Soldaten von größtem Nutzen, die Sprache des Landes zu kennen, wo eben der Krieg geführt wird; zweitens soll ein Officier in-Feindesland niemals auf's Gerathewohl und in's Blaue hineinreiten, und drittens endlich, nie, und selbst wenn es zum Schlimmen kommt, darf er die Geistesgegenwart verlieren. — Habt ihr genug daran? Dann schlaft wohl und auf Wiedersehen!





# B e r g t ö n e n .

Ein Märchen.

## I.

Im alten Lande Westphalen, zwischen Iserlohn und Oberfeld, wo die silberhelle Ruhr fließt, sind gar liebliche Berge und Thäler. Da tragen die Eichen herrliches goldgrünes Laub im Frühjahr, und in den spiegelklaren plätschernden Bächlein schießen die blanken rothgesteckten Forellen im Sonnenschein blitzschnell hin und her. Die Buchen sind frisch und duftig, die Saat auf den Feldern keimt recht bunt und hell und in den Dörfern gackern die Hühner und schnattern die Enten und Gänse und die dunklen Hammerwerke pochen zu all dem fröhlichen Lärm den Takt. Da ist es denn eine wahre Lust, im Felde herumzuwandern und die Lerche aufzfliegen zu sehen, wie sie immer höher und höher steigt und dabei singt und schmettert aus voller Brust, bis sie zuletzt ausfliehet wie ein ganz kleiner Punkt und am klaren blauen Himmel verschwindet.

Zwischen all den grünen Laubhügeln und bunten Feldern zieht sich das Wolmethal schlängelnd hin, nach der Ruhr zu, noch viel schöner und fruchtbarer wie alle die anderen rings umher. In dem Wolmethale aber, nicht weit von dem Dörfchen Hagen, da liegt ein kahler unbedauter Berg, auf dem wächst nur wenig Moos und gar kein Gras und keine Bäume. Die dunklen nackten Steine sehen recht unheimlich und finster aus, aber in den Berg hinein ziehen sich tiefe schroffe Schluchten, die sich in dem pechschwarzen Abgrunde verlieren und die Hagener Bauern, die des Nachts heimkehren aus der Stadt, wo sie den Tag über Hafer und Gerste verkaufen, die haben schon oft gesehen, daß aus den Bergschluchten ein feuriger Nebel ganz langsam in die Höhe gestiegen ist und hat nach und nach den ganzen Berg in einen rothflammenden Schleier gehüllt. In dem Schleier aber haben sich glühende Gestalten, kleine und große durcheinander bewegt und haben bald wie furchtbare Riesen ausgesehen, bald wie schreckliche Thiere mit feurigem Rachen, die jeden Augenblick eine andere Gestalt annahmen, bald aber auch wie kleine Zwerge mit großen ungefalteten, fraßenhaften Köpfen. Und alles das hat dann den Berg herum durcheinander geschwankt und getanzt, bald auf dem Kopf, bald auf den Füßen, mit schrecklichem Summen und Brummen. Gewirr und Geschwirr. Wie es aber weiter gegangen ist, das konnten die Bauern nicht erzählen, denn sie sind eilenden Schrittes davongelaufen, damit die

bbfen Geister nicht ihr Splel mit ihnen treiben und ihnen ein Leid an-  
thun möchten.

Der Berg aber heißt der Goldberg und vor alten Zeiten sind reiche  
tiefe Bergwerke darin gewesen, und in dem ganzen Dorfe Hagen haben  
lauter fleißige muntere Bergleute gewohnt, die haben Silber und Gold-  
erz aus dem Berge gegraben, und das ist dann nachher geschmolzen und  
von geschickten Leuten verarbeitet und Kaiser und Könige haben Kronen,  
Ketten und Spangen getragen von dem Golde, das aus dem Hagener  
Goldberge gekommen ist.

Jetzt aber ist der Berg einsam und öde, und in Hagen wohnen  
keine Bergleute mehr, und alles Gold und Silber ist aus der ganzen  
Gegend verschwunden.

Wie das nun alles noch nicht so war, und der Goldberg eine zier-  
liche Krone von Schachthäuschen hatte, durch die man in die Tiefe hin-  
untersteigen und zum blinkenden, glitzernden Erz gelangen konnte, da lebte  
in Hagen ein Bergmeister, der vom König über alle Bergleute gesetzt war,  
der hieß Friedrich Glenser, und war ein gar strenger und stolzer Mann.

Dieser Bergmeister Glenser stand nun einmal des Abends vor seiner  
Hanshüt und die Bergleute zogen nach ihrer Tagesarbeit langsam vor-  
über und nahmen ehrerbietig grüßend ihre Schachthüte vor ihm ab. Der  
ernste Mann dankte ihnen durch ein leises Nicken, desto freundlicher aber  
wurde der Gruf der müden Arbeiter von einem kleinen rothgen Kinde  
erwidert, das neben dem Bergmeister stand und mit seinem blonden  
Lockenköpfchen jedem Vorübergehenden so lange zuwinkte, bis er ganz um  
die Ecke war, und jeden bei seinem Namen rief und ein freundliches  
«Glück auf!» wünschte, wie denn dieser Gruf überall bei den Bergleuten  
Sitte ist. Das kleine liebliche Mädchen war des Bergmeisters einzige Toch-  
ter und wie der Vater von allen Leuten nur gefürchtet und geschont  
wurde wegen seines stolzen hochfahrenden Gemüthes, so wurde das gute  
herzige Kind vom ganzen Dorfe geliebt und jeder freute sich, wenn Berg-  
meisters Else oder schön Elfeken, wie sie auch genannt wurde, zum Be-  
such kam und man brach ihr im Frühjahr die schönsten Blumen und las  
ihr im Herbst die saftigsten rothwangigsten Äpfel aus.

So standen denn die beiden in der Thür, die Bergleute waren nach  
und nach alle vorübergezogen, die Straße war ganz leer geworden und  
Elfeken schmiegte sich recht zärtlich und innig an den Vater und sah oft  
mit ihren glänzenden dunkelkornblauen Augen zu ihm auf und wenn er  
sie dann gar nicht zu bemerken schien und immer mit ernstem finsternen  
Blick weit weit in das bunte Feld hinaus sah, dann kam ihr eine Thräne  
nach der anderen die frischen rothen Wangen heruntergelaufen. Denn ihr  
Vater war ja der einzige Mensch, den sie auf der Welt hatte, ihre Mut-  
ter lag schon recht lange in der kühlen Erde und Elfeken wußte gar

nicht mehr, wie sie angesehen hatte; und sie hatte den Vater so lieb, so lieb, daß sie ihm immer hätte um den Hals fallen und die Falten aus dem Antlitz wegfassen mögen, aber wenn sie sich einen Anlauf dazu nahm und sah ihn dann so recht ernst und finster blicken, dann verlor sie immer allen Muth zur Zärtlichkeit und es fuhr ihr ganz eiskalt über ihr kleines Herz.

Wie sich nun Eiseken mit der Schürze die Thränen abgetrocknet hatte, ohne daß es der Vater sah, und wie sie sich nun wieder so recht hell und klar in dem schönen Abendroth umblickte, da rief sie auf einmal ganz verwundert aus: «Sieh, Vater, die fremden Leute!»

Der alte Glenzer sah nach der Richtung hin, wie Eiseken mit ihrem kleinen Fingerchen zeigte und da sah er dann rechts an der Weißdornhecke eine große schlanke Frau auf sich zu kommen, die führte einen schönen braungefleckten Knaben an der Hand, ungefähr auch acht Jahre, gerade so alt wie Eiseken sein mochte. Die Frau hatte langes kohlschwarzes Haar und war wunderschön, aber ihr ganzes Aussehn war wie Trauer und Behnuth und nur manchmal, wenn sie die langen Wimpern aufschlug, war es, als ob es in ihren schwarzen Augen blühte und wetterleuchtete. Sie ging mit festem Schritte auf den Bergmeister zu und sah ihn dabei immer unverwandt an, zuletzt stand sie ganz nahe vor ihm und sah ihn ernst und traurig in das Gesicht, auch der Bergmeister sah schweigend und forschend nach ihr hin. Der Knabe und Eiseken hatten sich aber gleich einander die Hände gereicht und lächelten sich freundlich zu.

«Ihr seid der Bergmeister Glenzer?» sprach jetzt die Frau langsam mit einer tiefen hohlen Stimme, «ich habe im Geheim mit euch zu reden.»

Der Bergmeister nickte ihr zu und ging mit ihr in das Haus. Unterdessen hatten die beiden Kinder da draußen schon Freundschaft geschlossen und sprangen an der Weißdornhecke hin und her und pflückten die weißen schönen Blüten und die grünen Blätter und wollten daraus einen Kranz machen und einen Strauß und wollten das dem Vater und der Mutter schenken. Und der Knabe hatte Eiseken gleich gefragt, wie sie hieße und hatte ihr gesagt, er heiße Anton und sie nannten sich Else und Anton und Eiseken sagte immer Mutter, wenn sie von Antons Mutter sprach und Anton sagte immer Vater, wenn er Eisekens Vater meinte. Unterdessen waren die beiden Alten wieder aus des Bergmeisters Hause gekommen und sahen viel freundlicher aus wie vorher und lächelten, als sie die beiden Kinder so fröhlich mit einander spielen sahen.

«Das kann einmal ein Pärchen werden», sagte Antons Mutter zum Bergmeister.

«Wenn ihr haltet, was ihr versprochen habt, so kanns was werden», meinte der, und sie riefen die Kinder zu sich.

Was aber Antons Mutter mit dem Bergmeister so geheimnißvoll

gespröchen hatte, das hat nie ein Mensch erfahren. So viel ist gewiß, daß der Bergmeister Blenzer, der nie einem Menschen was gönnte, geschweige denn was gab, der Mutter und dem Sohne schon am anderen Tage ein Haus nicht weit von dem seinigen bauen ließ, ihnen Wiese, Feld und Garten gab, so daß es ihnen an nichts zum vollständigen und bequemen Lebensunterhalt mangelte.

Von der Zeit an aber, wo Frau Gertrud, so hieß Antons Mutter, in Hagen lebte, waren die Gold- und Silberbergwerke noch einmal so ergiebig, die Erzgänge, statt in der Tiefe immer ärmer und dünner zu werden, wurden breiter und goldreicher und mancher neue glänzende Erzbaum streckte den Bergleuten seine Aeste entgegen, wo sie sich dessen gar nicht gewärtig waren. Das hatten nun die Hagerer wohl gemerkt und manche Leute sagten, Frau Trude sei eine schlimme Zauberin, die mit bösen Geistern einen Bund geschlossen und ihnen die Seele verschrieben habe, wofür der Satan ihr alle seine sonstigen Künste und Kniffe lehre, es würde aber einmal mit der ganzen Geschichte ein Ende mit Schrecken nehmen und man würde schon sehen, was davon käme, wenn man sich mit Teufelspersonen einliese. Auf einmal würde sich das Hergengold in Kohlen oder noch was Aergeres verwandeln und die Leute, die daran geglaubt hätten, würden dann schon einsehen, wie sie der Satan zum Narren gehabt hätte.

Dem war aber nicht so; Frau Trude war zwar eine Frau, die viel mehr wußte, wie andere Menschenkinder und die manches von der Zauberei und geheimen Wissenschaft verstand; aber eine böse Zauberin war sie nicht und noch viel weniger hatte sie sich dem Teufel verschrieben.

Die Gerüchte und Gespräche von der Hexerei der Frau Trude wurden aber immer ärger, als die Hagerer merkten, daß sie jedes Jahr um die Zeit der Tag- und Nachtgleiche auf viele Wochen verreiste ohne irgend jemandes Begleitung und dann immer krank und bleich und abgehärtet zurückkehrte. Da sagten denn nun die Leute, der Satan diene Frau Truden das ganze Jahr und sie müsse ihm dafür zum Entgelt in der Tag- und Nachtgleiche dienßbar sein. Die Sache verhielt sich aber gerade umgekehrt. Frau Trude hatte mit ihrem Manne, der auch zum Bergbau gehörte und Bergmeister war, ganz fromm und friedlich in dem fernen kalten Lande Schweden gelebt. Sie hatten von Vater zum Sohn gar große bergmännische Weisheit und viele hohe Geheimmisse ererbt und mit Hülfe derselben blühte das untergebene Bergwerk herrlich und ergiebig. Da ließ sich der unglückliche Bergmeister durch die Wortspielungen böser Geister verblenden, daß er sich ihnen um größeren Reichtums willen ergab und verschrieb. Frau Trude hatte nichts davon geahnt; sie dachte, der Reichtum käme all auf rechlichem Wege, bis denn der Satan seinen Sold forderte und den armen verführten Berg-Belletr. Bl. 2ter Jahrg. 51

meister im Schacht von der Leiter hinunterstürzte und ihm das Genick brach.

Die unglückliche Frau wollte schier verzweifeln, als man ihr den sterbenden Mann ins Haus brachte, aber sie wäre beinahe auch gestorben, als ihr der Bergmeister seine Sünden gestand und sie bat und flehte, jedes Jahr um die Tag- und Nachtgleiche 6 Wochen an seinem Grabe zu beten, damit die bösen Geister keine Macht über seine unsterbliche Seele gewinnen könnten. Zugleich befahl er ihr, nach Westphalen zum Torfe-Hagen zu ziehen, wo er den Bergmeister als einen ehrzeitigen goldliebenden Mann kannte, der gewiß von ihren tiefgeheimen Kenntnissen gern Nutzen ziehen würde — denn an ihrem Wohnorte konnten sie der Traurigkeit und der Leute wegen nicht bleiben. Als nun ihr Mann todt war, hatte Frau Trude pünktlich alles ausgerichtet, wie er es wünschte, sie reiste jedes Jahr den weiten Weg nach Schweden ganz allein, betete dort auf dem Grabe ihres verstorbenen Mannes und rettete so seine Seele aus den Klauen des bösen Feindes.

Frau Trudens Söhnlein aber wurde alle Jahr schöner und größer, und Bergmeisters Elfsen blühte aus dem bescheidenen Knospchen zu einer gar herrlichen Rose heran und beide Kinder hatten sich so von Herzen lieb, daß das eine ohne das andere gar nicht leben konnte. Wollten sie die Sprüche auswendig lernen, die ihnen der Bergschulmeister aufgegeben hatte, so mußten sie erst zusammen sein, und wenn Elfsen und Anton sich nicht einander abhören konnten, dann wollten die Aufgaben gar nicht in den Kopf. Wenn Elfsen auf die Wiese mußte, um den Mähern das Essen zu bringen, dann war Anton gleich da und half tragen, wollte aber Anton auf die Halde oben an den Goldberg gehen und sich schöne Kryskalle und Erzspiegel suchen, dann fehlte gewiß Elfsen nicht, und sie gingen Hand in Hand oben hinauf zu den Goldgruben und Anton wollte gar nicht mehr ohne Elfsen gehen, denn er sagte, sie fände immer die schönsten Kryskalle und die glatteften Erzspiegel. Oben an dem Bergwerke aber zu sein und den Knappen zuzuschauen, oder in die Puchwerke zu gehen und das edle Erz in kleine Stücke pochen zu helfen, das war Anton's größte Lust, und die Bergknappen sahen es gerne, wenn der schöne braunlockige Knabe ihnen zuschaute oder sich bemühte, ihnen mit seinen kleinen Händchen Hülfe zu leisten. Die Leute aber, die des Knaben große Liebe zum Bergwesen sahen, freuten sich darüber und sagten, er würde gewiß einmal ein tüchtiger großer Bergmann werden und sie nannten ihn deshalb gewöhnlich nur: «Bergknaben»

Bergknaben wurde aber alle Tage größer und stärker und seine Mutter sah es gern, wenn er sich viel mit dem Bergwesen abgab, denn das altdergmännische Blut aus dem sie entsprossen, hatte ihr eine gewisse Vorliebe für den Beruf ihrer Vorfahren eingebläst und sie gedachte der-

maleinß dem geliebten Eßhulein alle die großen Geheimnisse mitzutheilen, die sie über das Vorkommen der Erze und nutzbaren Gesteine kannte, damit ihm daraus in Zukunft viel Reichthum und Ehre erwüchse.

Als nun Bergböckeln zwölf Jahre alt war, wurde er Puchjunge und hämmerte gar freudig auf die blanken Erze und schimmernden Gesteine los. Das Geklapper der Puchwerke und der vielen künstlichen Maschinen, die er nun bald begriff und verständig zu gebrauchen lernte, das war ihm eine herrliche Musik und er stimmte fröhlich mit ein in die Jubellieder der anderen Knaben, wenn die großen Hochstempel den Tact kräftig dazu stampften. Wenn er aber an den Erzstufen recht spiegelhellen Bergkryskall, oder schöne braune Zinkblende, oder recht glänzende Bleiknöpfchen fand, dann schlug er sie sorgsam und vorsichtig ab und nahm sie Abends mit heim und brachte sie Bergmeister's Eßfellen. Die freute sich dann immer königlich über solche liebe Geschenke und hatte gewöhnlich schon ein Blumensträuschen oder Kränzchen oder im Winter einen rothwangigen Apfel bereit, den sie für ihr treues Bergböckeln zum Entgelt für seine schönen Steine aufgehoben hatte.

## II.

Als Anton vierzehn Jahre alt geworden war, da gab es nicht leicht einen stattlicheren Jüngling im ganzen Dorfe Hagen und er hatte sich als Puchjunge immer so gut, so fleißig und brav gehalten, daß ihn der Berggeschworene jetzt schon von dem Puchwerk wegnahm und ihn als Lehrhauer in die Schaar der wirklichen Bergleute und Grubenarbeiter einreichte. Da war denn nun niemand fleißiger als unser Eßböckeln; früh des Morgens, vor Sonnenaufgang, noch ehe der erste Ton der Zechenhausglocke durch die Luft zitterte, war er schon aus den Federn, hatte ein frommes Gebet gesprochen, von der alten Mutter im vollen Bergmannsstaat Abschied genommen, und wanderte im schwarzen Grubenittel, den grünen Schachthut fest in die braunen Locken gedrückt, munter den Goldberg hinan, und manche junge Dirne, die früh genug aufgestanden war, sah dem prächtigen Jungen lange nach, wie er so froh und rüstig dahinschritt, sein lustiges Bergmannsliedchen sang, den blanken Gurt fest um die schlankte Gestalt geschnürt, indem er sein glitzerndes Grubenlicht im lachenden Sonnenstrahl hin und herschwenkte. Er war der hübscheste Junge im Dorfe und die Dirne, die ihm nachsah, war gewiß nicht umsonst so früh aufgestanden. Am Ende des Dorfes aber, wo des Bergmeisters Haus stand, da war es immer, als ob Eßböckeln schon müde würde, er ging so langsam und sah bei jedem Schritt über den Weg, als suche er sich irgendwo ein Ruheplätzchen; aber sein Lied wurde lau-

ter und lauter und in den Thnen mußte wohl eine eigene Kraft verborgen sein, denn jedesmal öffnete sich von dem Gange das Fenster in des Bergweisters kleinem Erkerhäuschen, und ein herrliches, blondes Köpfchen, ein Paar Rosenwangen, ein Paar Kornblumenaugen schauten zwischen den Epheuranen heraus und dann klang es «Glad auf, Thneken!» — «Schön Dank, Elseten!» — «Fahr glücklich, Thneke!» — «Es geh dir wol, Elseten!» Und wenn der junge Bursche dann weiter wanderte zum frühlichen Tagewerk und noch lauter und munterer sein Liedchen in die alten demoosten Steine hineinsang, dann prangte nicht selten ein schönes, buntes Blumensträußchen hinter dem silbernen Schlägel und Eisen an seinem Schachshut, und ein paar sanfte, blaue Sternlein leuchteten ihm nach, bis er in der dunklen Thüre des Zechenhauses verschwand.

Elseten war eine gar schöne, holde Jungfrau geworden; wenn des alten Vaters Blick auf dem lieblichen Mädlein weilte, da lächelte er gar freudig und behaglich, und meine Großmutter hat mir gesagt, er hätte davon gesprochen, daß ein Prinz für seine Tochter nicht zu gut sei; und weil sie es gesagt hat, muß es wohl wahr sein.

Wenn Elseten die Geschäfte des Hauses besorgt hatte, und sie war ein gar sorgfames und fleißiges Hausmütterchen, dann war sie gar oft bei Thneken's Mutter, der alten Frau Trude. Der Bergmeister sah das ganz gern und er hatte wohl Recht, der Alte; denn Elseth lernte bei der klugen Frau nicht allein alles, was zur Haushaltung, Wirthschaft, zum Feld- und Gartenbau gehörte, aufs Schußte und Beste, sie verstand auch gar bald unter Frau Trudens Anleitung so flink mit Spinnrad, Haspel, Weberschiffchen und Nadel umzugehen, daß kein Dirnlein im Dorfe sich in diesen nützlichen Künsten mit ihr messen konnte. Und wenn sie so bei einander saßen, die alte, gute Frau Gertrud und das junge liebe Elseten, dann freute die weise, kluge Frau gar manches herrliche Saat Korn in das empfängliche frische Herz. Sie erzählte ihr von den guten, edlen Menschen, die vor alten Zeiten gelebt, und was sie schönes gesagt und gethan, dann las sie auch wohl dem jungen Mädchen die schönsten und erbaulichsten Stellen der heiligen Schrift vor und sprach darüber gar klar und verständlich und pflegte den Glauben und die Frömmigkeit in dem Herzen der holden Jungfrau. Dazwischen aber sprachen sie auch dann und wann von Thneken und was er jetzt wohl treibe, und wie es ihm ergehe unten im tiefen Schacht, und dann wurden beide gar redselig und ich weiß nicht, wem das Geplauder lieber und angenehmer war; wenn du es aber wissen willst, so frage deine Frau Maria oder deinen Schatz; einer von ihnen wird es dir wohl sagen.

Wenn aber der Abend hereinbrach und die Sonne tiefer und immer tiefer hinter den Goldberg hinuntersank, wenn die Schicht verfahren war und Thneken sich nach der Mühe des Tages an dem Heerde der Mutter

gelobt und gepflegt hatte, dann saß er gar oft mit den beiden Frauen in dem schönen Garten hinter dem Häuschen und erzählte ihnen von dem schönen Bergwerk und den glänzenden Erzen, von Grubenbau und Bergmannsfreude, und Frau Trude und Eilfen konnten sich nicht satt hören an den Worten des jungen Häuers; und Eilfen wurde nicht müde zu erzählen, wenn er die Hand der alten Mutter in der seinen hielt und der schönen Elisabeth dabei in die Augen sah.

Es war aber auch ein wunderbarer, herrlicher Garten, der Garten der Frau Gertrud; nirgends im ganzen Dorfe konnte man so schöne, so seltene Blumen sehen. Wenn Frau Gertrud im Frühjahr den Saamen in die frische, duftende Erde ausgestreut hatte, da schossen gar bald prächtige, wunderbare Gewächse empor, wie sie nie zuvor ein Mensch in der Gegend gesehen hatte, und wenn die warme Sommer Sonne in das schöne Thal hineinschien, da blühte alles in dem blendendsten Farbenschmelz, und wenn sich die feenhaften Blüten auf den zierlichen Stengeln im lauen Abendwinde hin- und herwiegen, so war es, als ob sie süße, zauberische Weisen sängen und wenn die bunten Kelche sich leis berührten, so war es, als wenn Glasglöcklein an einander klingen.

Es war der Tag des heiligen Johannes, der sich seinem Ende entgegenneigte. Die Pochwerke und Schmelzhütten in weiter Ferne tauchten in einem rothigen Nebelmeere unter und versanken allmählig im Schleier des tiefsten Abenddunkels. Die bunte Heerde verließ die fetten Weiden und zog mit traulichem Blicke in das stille Dorf. Die Abendglocken vom Kirchlein und vom Zechenhause brachten fromm und milde mit dem letzten, schmetternden Gesange der Lerche der sinkenden Sonne ihre Abschiedsgrüße zu. Still und stiller wurde es im lieblichen Thale, dumpf murmelte der klare Bach über den glatten Kieseln, furchtsam verließ das schlanke, schüchterne Reh den tiefen Schatten des Waldes, um sich am kühlen Brunne zu laben. Hier und dort verschwanden düstere Menschengestalten in der Dunkelheit des Gehölzes, die ängstlich eilten, die lang-ersehnte Nacht zu benutzen, um das Johannisblut zu sammeln, die Springwurzel zu suchen oder gar der Wunderblume zu begegnen, die den glücklichen Finder zu den herrlichsten Reichthümern geleitet.

Die Sonne war hinter den knorrigen Stämmen des Eichenwaldes verschwunden, ein milbes Abendroth umzog den Himmel und die purpurgefärbten Wölkchen strahlten mit goldenem Saume. Die sengende Hitze des Tages war entschwunden, die Blätter der Bäume, von leisen Lüftchen bewegt, wiegten sich flüsternd hin und her. Der glänzende Abendstern stieg hinter dem dunkeln Walde herauf und strahlte in glühendem, röhlichen Lichte. Der bezaubernde Ort in Frau Trudens Garten war eine schattige Laube von wilhem Wein und duftigem Geißblatt; purpurrothe Blüten streckten hier und da die glatten Äpfelchen zwischen den bunten Blättern



hervor und hauchten würzigen Balsam in die laue Luft. In der Laube saßen Tönelen und Etselen in wonnigem Zwiegespräch; Frau Trude aber ging langsam im Garten umher, pflückte hier ein vertrocknetes Blatt, zog dort ein Unkrautplänzchen aus den Büscheln nützlicher Kräuter, oder erquickte eine schwachtende Blume mit frischem Nachtrunk. Tönelen erzählte dem lieben Mädchen von der Herrlichkeit in der Tiefe des Bergwerks, er sprach von Schacht und Stollen, Fahrt und Kunst, Erz und Berg, von den rauschenden Wasserfällen des Felsengrundes und den bösen, Verderben bringenden Wettern. Wie ein Feuerstrom floss die Rede von den Lippen des prächtigen Jungen, man sah es ihm an, das edle Bergmannsleben erfüllte ihm Geist und Herz, und wenn er mit strahlendem Auge Freud und Leid des unterirdischen Tagwerks schilderte, dann griff er wohl auch zu der neunseitigen, künstlich aus Holz geschnittenen Bergmannszither und sang der stillhorchenden Jungfrau eine schöne alte Bergweise.

Blasser und blasser wurde das Abendroth, Stern um Stern entzündete sich am blauen Himmel, die purpurnen Mohnblüthen wiegten im leisen Winde ihr Haupt auf den schwanken, grünen Stengeln; Käfer und Schmetterlinge summteten durch die Luft, daß es klang wie ein ferner, ersterbender Orgelton.

Tönelen erzählte, wie oft in der Tiefe des Gebirges die Lagen kostbaren Gesteins mit einander wechseln und auf einander folgen. «Siehst du», sprach er zu Etselen, «denke dir, der schmale Pfad, der hier von der Laube durch das Mohnfeld führt, sei eine durch den Fels getriebene Strecke. Und das kannst du dir ja recht gut vorstellen, sieh hin, wie die hohen, schwanken Stengel sich von beiden Seiten über den Pfad hinüberneigen, schau, die rothen Blütenblätter bilden oben ein dichtes Dach, daß kein zitternder Mondstrahl hindurchdringen mag. Denke dir also, das sei eine Strecke; die grünen Wände zu beiden Seiten sind herrlicher Malachit, die Purpurdecke — köpliches Rothgölben, der gelbe Kiesboden glitzert der Felspath und dort ziehn ein Paar Glühwürmchen langsam durch den Gang, das sind ferne, ferne Grubenlichter, die locken uns hinein in das schöne Bergwerk, daß wir ihn schauen, den Glanz und den Reichtum in der herrlichen Tiefe.» Und als Tönelen so sprach, da waren sie hinausgetreten aus der Laube und unwiderstehlich zog es sie hinein in die dunkle Halle, die von den hohen, sich zu einander neigenden Mohnpflanzen gebildet wurde; Arm in Arm, fast bewußtlos, schritten sie weiter und weiter, das Summen der Käfer tönte heller und klarer, zu den Glühwürmchen die sie gesehen, gesellten sich mehr und mehr glänzende Punkte und kamen näher und wurden größer und größer. Und plötzlich wichen die schönen grünen Malachitwände weit auseinander, die Decke hob sich zur herrlichen Domschluppel, das Summen der Käfer ward zum

feierlichen Choral, die Blühdürmchen traten herbei aus dem nahen Gange, eine Schaar freudlicher Bergleute mit flackernden Lampen — sie waren in der Tiefe des Bergwerks.

Und mit dem freundlichsten «Glück auf» begrüßten die Schlägelgesellen das junge schöne Paar, als hätten sie ihrer schon lange geharrt und nun ging es weiter und weiter durch den unterirdischen Riesenbau, voran leuchteten die wackeren Bergleute unter ernstem kräftigen Gesang und hinter ihnen führte der Jüngling die schöne Elisabeth und zeigte ihr das unterirdische Wirken der Natur und die Werke der eifrigen Männer. Bald weckte ihre Bewunderung das rubinglänzende Rothgüldenerz, oder die rosige Kobaldblüthe, oder der spiegelglatte stahlschimmernde Bleiglanz, bald staunte sie ob der mächtigen Maschinen, Räder und Wasserflüsse, die der winzig kleine Mensch in der grausigen Bergestiefe, beim matten Lichte des Lämpchens gebaut, und mit denen er den unbändigen Widerstand der rohen Naturkräfte zu bewältigen versteht. So hatten sie nach und nach die schönsten Gruben des Goldlagers durchwandert. Tönelens Kameraden waren einer nach dem andern in Strecken und Stollen verschwunden und er hatte sich mit dem lieben Mädchen niedergelassen zur Ruhe auf einer Bank von schönem Erze, die in der prächtigsten, von der Natur selbst gebildeten Grotte stand. Die hohe Grotte war aber nichts anderes, als eine große gewaltige Krysalldruse und die Wände ringsum strahlen und glitzerten bald im schönsten Dunkelroth, bald im frischsten Blättergrün von dem herrlichsten Rothgülden und Kupfermalachit. Und Elisabeth war, überwältigt von der Macht der neuen Eindrücke an die Brust ihres Freundes gesunken und sah voll Wonne und Seligkeit zu ihm hinauf. Und da war es denn beiden so eigen, so neu — so selig und doch so bekümmert im Herzen — ihre Lippen hatten sich gefunden und sie tauschten Kuß und Kuß mit zärtlichem Liebeswort.

Lange hatten sie so gefessen und wußten nicht, wie ihnen geschehen, was sie gethan und gesprochen. «Wenn ich Knappe werde», sagte jetzt Tönelen und richtete sich stolz auf aus der Umarmung des holden Mädchens, — «wenn ich Knappe werde, so trete ich hin vor deinen Vater und fordere dich von ihm zum Weibe. Der Segen der Mutter ist uns gewiß!»

Und indem die Lebenden, der süßen Hoffnung froh, von Neuem in kindlicher Freude sich einander in die Arme sanken, legten sich zwei Hände sanft auf ihre Häupter und eine zärtliche Stimme sprach tiefbewegt über ihnen: «Der Segen der Mutter ist euch gewiß!»

Sie saßen sich um. Der schöne Kupfermalachit war zu grünen Weinblättern geworden, das strahlende Rothgülden hatte sich in purpurne Blüten verwandelt; sie saßen in der schönen Laube, in Frau Trudens Garten. Und die Mutter stand vor ihnen, Thräne auf Thräne entrollte

den Augen der Alten und mit zitternder Hand weihte sie den Bund des lieblichen Paares.

### III.

Der Herbstwind pfliff so kalt und schaurig durch die dürrn blätterleeren Aeste, daß das Eichläpchein sich bang und frostig in den Jacken der dicht bemooften Tanne barg, das gelbe Laub wirbelte am fruchten Boden und jagte blizschnell durch die Luft; am trüben Himmel kochte, wogte und brauste es beständig; es war die Jahreszeit, wo man am liebsten daheim ist, in schützender traulicher Behausung.

Frau Gertrud war aber nicht daheim bei den geliebten Kindern, sie war in ferne Länder gewandert, zu dem alljährlichen Werke frommer Liebe und so oft auch Anton und Elisabeth den Goldberg erklimmen und ausschauten bis zu den fernsten blauen Bergen, kein Weg wollte eine Spur zeigen von der heimkehrenden heißersehnten Mutter. Bald meinte Anton, sie müsse vom Siebengebirge herkommen und dann schauten sie nach Mittag, dann war Eisfeln mehr für den Rhein und sie spähten nach Abend, jetzt kam das Münsterland und das Waldeckische an die Reihe, aber alles blieb vergebens. Schon klopfte der Winter mit seinen Eiszapfenfingern an die Hütten der Bergleute und Frau Gertrud war noch immer nicht heimgekehrt.

Aber nicht allein bei dem liebenden Paare hatte der Mutter Abwesenheit Kummer und Sehnsucht erregt, auch dem Bergmeister Glenzer war ihr Fernsein verdrießlich und unangenehm. Die Gruben sungen an schlechte Ausbeute zu machen, reiche Gänge keilten sich aus, zerfielen in Trümmer oder wurden durch faule Muscheln so weit von ihrem Streichen verworfen, daß selbst die kundigsten Steiger das fortlaufende Trum nicht wiederzufinden vermochten. Böse Wetter lagerten sich an den besten Abhandrtern, Grundwasser hinderten das Absenken der Schachte, kurz, es war, als ob alle bösen Berggeister sich gegen die hagenen Gruben verschworen hätten. In solchen Fällen hatte Frau Gertrud immer den besten Rath zu ertheilen gewußt, und wenn man ihren Weisungen folgte, legten sich die zerfahrenen Trümmer wieder zu Gange, die bösen Wetter wurden vertrieben und die Grundwasser gewältigt. Während sich nun der alte Glenzer schon darüber weiblich ärgerte, daß die weise Frau nicht am Orte war, um durch ihren Rath den Bergwerken wieder auf die Beine zu helfen, so erbotte ihn noch viel mehr das Geflüster der Leute, das von Zeit zu Zeit bis zu seinen Ohren drang: der schlechte Ertrag der Bergwerke sei nur die Folge davon, daß der Bergmeister sich mit der alten Hexe eingelassen. «Wer den Teufel ruft, muß auf Gestank gefaßt sein», sagten die Leute und zuckten die Achseln. So war denn Elisabeths

Vater in beständiger Wuth, in ununterbrochenem gährenden Zorne über das Unglück des Goldbergs, Frau Trudens Fernsein und das Gerede der Leute.

Frau Gertrud aber sehnte sich eben so sehr aus dem fernem kalten Lande in das traute Hagen, nach den Lieblingen ihres Herzens zurück, wie ihre Zurückkunft dort erbeten und ersehnt wurde. Ein schweres Leiden hatte sie auf das Krankenlager geworfen, freundliche theilnehmende Menschen pflegten und trösteten sie, so weit es die eigene Armuth erlaubte, aber unerträglicher als der unsäglichste Körperschmerz drückte sie die Erkenntung von ihren Lieben und das Bewußtsein ihnen Angst und Kummer zu bereiten.

So war denn der Tag erschienen, an welchem Tbncken unter die Zahl der Knappen aufgenommen werden sollte, und Frau Trude war noch immer in weiter Ferne. Im Zechenhanse war die Knappschaft versammelt, unter dem Schalle der Glocke verlas der Obersteiger den Bergbefehl, durch den Anton in die Reihe der Wollhäuer eintrat. Den sammtenen Schulterbefeh seiner Grabenjacket zierten silberne Schlägel und Eisen, und in seiner Hand blitzte die Bergparthe, die Wahrzeichen seines neuen Standes. Nachdem die Ernennung verlesen und die feierliche Handlung durch ein frommes Gebet beschlossen, reichte zuerst der Obersteiger und dann jeder der Knappen dem neuen Kameraden die Hand und begrüßte ihn mit herzlichem Druck und Bruderfuß; dann ging alles an das gewohnte Tagewerk. Nicht so Bergtbncken. Sein Pfad führte ihn heute ganz wo anders hin. Mit jagendem Schritte schlug er den Weg ein zu des Bergmeisters Wohnung, und mit ängstlich klopfendem Herzen trat er vor den streng gebietenden Mann.

— Glück auf, Bergmeister, grüßte er den Finsterblickenden, dessen Groll durch Tbnckens Erscheinen von neuem angefaßt wurde, da ihm um so lebendiger all das Ungemach vor die Seele trat, das ihm aus Frau Gertruds Abwesenheit erwuchs.

— Glück auf, Knappe, herrschte er dem Eintretenden entgegen, — was bringst du?

Wäre der Bergmeister dem jungen Manne mit der Freundlichkeit begegnet, die dieser ausnahmsweise vor allen Knappen von ihm gewohnt war, Tbnckens Befangenheit hätte sich von Augenblick zu Augenblick gesteigert, so aber rief des alten Mannes Rauheit in dem Jünglinge das ganze Bewußtsein seiner Männlichkeit wach. Seine Brust erweiterte sich, seine Gestalt richtete sich empor, sein Blick strahlte in dem Gefühle des eigenen Wertes.

— Ich liebe eure Tochter, Bergmeister Glenzer, sprach er mit fester Stimme. — Gleich hat mir ihr Herz geschenkt, ich komme, um euch zu bitten, daß ihr sie mir zum Weibe gebet.

— Meine Tochter dir zum Weibe? schrie der Alte bleich vor Zorn  
Belletr. Bl. 2ter Jahrg.

und seine Augen bligten in unheimlicher Wuth. — Seht mir an, den Landstreicher! Wer bist du, woher kommst du, was hast du? daß du mit solchen ledern Gelüsten hintrittst vor deinen Meister? Sag, wer ist dein Vater, wo weilt deine Mutter, wer sind deine Eltern, daß du es wagh, meinen ehrlichen Namen mit dem deinen verbinden zu wollen?

— Mein Vater war ein Bergmeister wie ihr, antwortete Anton stolz, — meine Mutter stammt aus gutem Bergmannsblute, unsere Verwandtschaft würde dem Berghauptmann keine Schande bringen.

— Aber was hast du, wo ist dein Vermögen, mit dem du ein Weib ernähren kannst, das aus meinem Hause entpflissen? Glaubst du, ich werde meine Tochter einem Bettler vermählen?

— Ihr wißt, Bergmeister Glenzer, daß ich kein Bettler bin, erwiderte Edneken ruhig. — Mein kräftiger Arm und mein gesunder Verstand sind die Güter, die ich besitze, durch sie bin ich geworden, was ich heute bin, durch sie kann und hoffe ich zu werden, was ihr heute seid.

Der Bergmeister zitterte vor innerer Aufregung, aber er verbiß den Zorn, der die Adern seiner bleichen Stirn schwellen machte und sprach in finstern Hohne zu dem Jüngling:

— Wohlan, Knappe, ich willige ein: deine Bitte ist dir gewährt, doch wisse, daß man nicht mit leeren Händen hintritt, um die Tochter eines Bergmeisters zu freien. Bring' meiner Tochter zum Halschaz ein güldenes Kettlein, vom reinsten Golde geschmiedet, die Glieder so groß wie Erbsen, und die Kette so lang, daß Elisabeth sie zwölfmal um ihren Hals zu schlingen vermag — und wir wollen die Hochzeit austrichten. Betrittst du bis dahin meine Schwelle, ja, bringe ich nur in Erfahrung, daß du gewagt hast ein Wort zu wechseln mit meiner Tochter, so laß ich dich verhaften als einen Ehrendieb und der finstern Kerker soll dein Loos sein.

Er ging und ließ den armen Knappen allein. Der stand und wußte nicht, wie ihm geschehen; sein Herz war zerrissen, seine Hoffnung vernichtet. Träumerisch und ohne Besinnung schwankte er der einsamen Hütte zu; träumerisch und ohne Besinnung ging er andern Tags an die Arbeit, kehrte er heim in die verlassen Wohnstatt. Niemand sah ihn anders, als auf dem Wege zum Bergwerk oder zur stillen Behausung, selten nur schweifte er Nachts, wenn der Sturmwind die dunkeln Wolken am bleichen Monde vorüberjagte, in den finstern Wäldern und Schluchten umher.

Die schöne Elisabeth aber schwand hin wie eine Rosenknospe, in deren innerstem Herzen ein böser Wurm nagt. Ohne es zu wollen, war sie Zeugin gewesen des Gespräches zwischen Vater und Geliebten. Wie Anton beugte sie sich unter dem schweren Gesichte, das ihr beschied, sie wußte, daß der Jüngling keinen Versuch machen würde, sich ihr gegen

den Willen des Vaters zu nähern, sie billigte im innersten Gemüthe seine edle Anopferung und senkte nach Frau Gertrud ober dem Grabe.

Frau Gertrud aberehrte noch immer nicht wieder.

#### IV.

Nicht viele Wochen waren ins Land gegangen, da stand wieder ein junger Mann vor dem alten Bergmeister und bat um die Hand seiner schönen Tochter. Diesmal trug aber der Freiwerber kein dunkles Bergmannskleid. An seine schlankte, hohe Gestalt schmiegte sich schmuck und knapp das grüne, goldgesichtige Gewand des Oberförsters. Er brachte sein Gesuch vor mit der Sicherheit des Mannes, dem alle Thüren gern geöffnet werden und fand denn auch bei dem stolzen Glenzer ein williges Gehör. Dennoch aber hatten die beiden die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Elisabeth wurde von dem Vater herbeigerufen, der ihr ohne weiteres den Förster als ihren Bräutigam vorstellte. Elfelen war bleich, als sie über die Schwelle des Zimmers trat; viele kummervolle Nächte hatten den Frühling ihrer Wangen verweht und ihre Augen waren roth und geschwollen von unversiegbaren quillenden Thränen. Als der Vater ihr den Beschluß mittheilte, der Förster sollte sein Eibam werden, da farbte dunkle Röthe die Wangen des holden Kindes, schneller eilte das Blut ihr durch die Adern, tiefer und schwerer wurden ihre Athemzüge, aber ihr Auge blickte klar in fester Entschlossenheit und einen Schritt vortretend, sprach sie zu den beiden Männern:

— Ihr könnt mich dem verweigern, Vater, den ich liebe, aber ihr werdet mich nimmer zwingen, einen andern zum Manne zu nehmen, und der Förster wird wohl meiner nicht fürder begehren, wenn ich ihm sage, daß ich lieber sterben, als mit ihm vor den Altar treten will.

Als Elfelen die Worte mit fester Stimme gesprochen hatte, wendete sie sich, um das Zimmer zu verlassen; jetzt aber schwand ihr die Kraft, mit der sie sich mühsam aufrecht erhalten hatte, sie schwankte und sank leblos auf der Schwelle nieder.

— Nichts für ungut, Förster, rief Glenzer, der der Ohnmächtigen zu Hülfe eilte, — habt Geduld und sprecht bald wieder vor; die Dirne wird andern Sinnes werden.

Und indem der harte Vater mit der herbeieilenden Magd beschäftigt war, das kranke Kind wieder zum Leben zurückzurufen, verließ der junge Waidmann mit unwohlster Stirne, eilenden Schrittes das Haus.

Kaum dankte der Förster den bezeugenden Bergleuten und Bauern für ihre freundlichen Grüße; der Grimm vereitelte Hoffnung ließ ihn nicht Acht haben auf die Welt außer ihm, und indem er von Zeit zu Zeit einen kräftigen Fluch ausstieß, wendete er um den Goldberg herum in einen finstern alten Wald voll Tannengestrüpp und modernden Eichen.

und ließ seinen Aerger aus an dem jungen Geßiß, das er absichtlich niedertrat, wo es sich im Wege blicken ließ.

Leise rollte der Donner in weiter Ferne, ein Gewitter stieg allgemach über die Berge herauf; der Förster aber hatte dessen nicht Acht, setzte sich auf einen alten, bemoosten Baumstumpf und schaute starr vor sich hin in das struppige Haldekraut. Immer näher zog das Gewitter, immer lauter rollte der Donner, und der Wind sauste durch die alten Bäume und brach die trockenen Aeste von den Eichen. Siehe da war's, als ob's im Moose neben dem Förster mit feiner, zarter Stimme flüsterte und bat. Er sah sich um, nirgends war ein lebendes Wesen zu erblicken. Und wieder wisperte es neben ihm und flehte gar rührend, und als er sich niederbengte zu den Wurzeln des alten Stumpfes, auf den er sich gesetzt hatte, da unterschied er ganz deutlich, wie's kläglich zu ihm emporsang:

Drei Kreuzlein ins Bäumlein,  
Ich bit' dich gar sehr;  
Mir bringt es Errettung,  
Dir fällt es nicht schwer;  
Drei Kreuzlein ins Bäumlein,  
Will's lohnen gar fein  
Mit güldenen Ketten  
Und Edelgestein.

Der Förster rieb sich die Stirn, er wußte nicht, wie ihm geschah. Und doch war es kein Traum, die Stimme flehte und bat gar dringend in einem Fort, so daß es dem muthigen Manne fast unheimlich um's Herz werden wollte.

— Und wer bist du, wo weißt du? frug er endlich, — zu welchem Ende soll ich drei Kreuze in den Baum schneiden?

— Moosleuten sind wir, wisperte es aus der Tiefe, — arme, arme Moosleuten, wohnen in der Erde, uns jagt der wilde Jäger, haben nirgends Ruhe, Ruhe nur auf Bäumen mit drei weißen Kreuzen. O, schneid uns doch die Kreuzchen, wollen's reichlich lohnen.

Jetzt fielen dem Förster alle die Geschichten ein, die er in seiner Kindheit von den Moosleuten gehört und da er ohnedies als guter Waldmann kein Freund des wilden Jägers war, so fühlte er sich sehr geneigt, den Bitten der kleinen Moosleuten Gehör zu schenken.

— Und werdet ihr mir helfen zur Erreichung meiner Wünsche, wenn ich euch Hülfe leiste? frug er weiter.

Drei Kreuzlein ins Bäumlein,  
Will's lohnen gar fein,  
Sprich, Herz, was begehrst du?  
Schon morgen ist's dein.

wisperte es unter der Baumwurzel hervor.

— Wohl! sprach der Förster, so verdirb den, der mir im Wege steht! und er zog seinen Genickfänger aus der Scheide und hieb in die Rinde des nächsten Baumes drei Kreuzchen neben einander.

Und stärker und lauter rollte der Donner, in Erdmen goß der Regen vom Himmel herab, die Windsbraut toste und heulte durch den Wald und dem Förster war es, als ob die alten ausgewitterten Tannenzapfen sich in lauter iduende, schrille Glocken verwandelten, die ihm immer heller und greller in das Ohr läuteten

Bin, bam, bum,  
Seine Zeit ist um.

Den Jäger überließ es eiskalt bei dem unheimlichen Lärm und hastigen Schritten verließ er den Wald.

---

Edneken saß in der einsamen Hütte. Da brüllte der Donner auf wie ein wildes Thier und die Feuerschlangen der Blitze zischten am dunkeln Himmel hernieder.

Der Regen schien von Zeit zu Zeit auszurauchen, um neuen Vorrath zu sammeln und schoß dann nach jedem Wetterstrahl mit verstärkter Kraft zur Erde. Heulend fuhr der Sturmwind in die Schornsteine der Schmelzhfen und jagte den erschrocken Hüttenleuten Kohlen und Schlacken ins Antlitz. Das war aber ein Wetter, bei dem Ednekens Brust freier athmete, das der Stimmung seines gequälten, zerrissenen Innern entsprach, bei dem er die schauerliche Einsamkeit der dumpfen Hütte zu verlassen pflegte und sich hinaus begab in den wilden Tanz der tobenden Elemente. Und so wanderte er denn in Nacht und Dunkel hinein; was kümmerte es ihn, daß der jäh flammende Blitz keine Spur eines Weges beleuchtete, wo seine irren Füße den willenlosen hintrugen, was kümmerte es ihn, daß hohe Eichen vom Strahl getroffen neben ihm niederstürzten, daß die geängstete Gule ihm entsezt in das Antlitz flog und mit zitterndem Flügel seine Wangen peitschte; er sah nichts und fühlte nichts, und wanderte hinein in Sturm und Dunkel.

Der Morgen grante; einzelne, schwere Regentropfen fielen noch vom Himmel herab, an dem ein frischer Ostwind die fliehenden Gewitterwolken zerriß und ihre Ueberbleibsel in wilder Hast vor sich herjagte. Der Orkan hatte sich gelegt, es wogte und brauste nur dumpf in der aufgeregten Natur, die den Groll der Elemente noch nicht verwinden konnte.

Bleich und erschöpft stand Anton gelehnt an den verwitterten, geborstenen Stamm einer alten Eiche. Kalt und gedankenlos blickte er vor sich hin in das Wurzelgeflecht und Haldeemoos; da klang aus der Tiefe eine leise, liebliche Melodie, die immer lauter und vernehmlicher wurde, bis sie Edneken aus seinem dumpfen Brüten weckte und sich ihm lockend



und verführerisch ins arme, gequälte Herz sahl. Die unterirdische Stimme aber sang gar anmuthig mit dem klaren Tone eines Silberglöckchens :

Kettchen fein,  
Gold so rein,  
Zwölf mal ums Hälsken ;  
Ebncken, Efsken,  
Ebncken, Efsken.

Halb entsetzt, halb süß beklommen, beugte sich der Knappe zur Erde nieder und lauschte dem wunderbaren Gesang. Und wieder tönte dasselbe Liedchen in sein Ohr und wie er starrte und lauschte, da blipte es ihm ins Auge und vor seinen Füßen glänzte um die Wurzel der alten Eiche geschlungen eine Kette vom reinsten, besten Golde. Mit zitternder Hand griff Anton nach dem heißersehten, köstlichen Kleinod ; wie von selbst lösten sich die kostbaren Ringe von dem Geäst und schlangen sich um Arme und Hände. Die Glieder waren größer als Erbsen. Ein wilder Schrei der Freude rang sich empor aus der Brust des Jünglings ; er schlang die Kette um seinen Hals, und siehe, zwölf glitzernde, strahlende Kreise glänzten ihm vom schwarzen Grubenkittel entgegen. Und mit hellem Ruf sprang er in das grüne Gebüsch, weinte und jubelte, janzchte und sang und lange noch tönte sein Lied aus weiter Ferne durch den düstern Wald :

Zwölf mal ums Hälsken,  
Ebncken, Efsken,  
Ebncken, Efsken !

Raum hatte die Glocke des Zechenhauses vom Goldberge herab zur Arbeit gerufen, da stand Bergtöneken mit freudestrahlendem Antlitz vor dem Meister Glenzer und hielt dem Staunenden die herrliche, goldene Kette entgegen.

— Seht da, Bergmeister, rief er mit zitternder Stimme, — die Morgengabe, die Ihr für eure Tochter verlangtet.

Staunend sah der alte Mann bald auf den Knappen, bald auf das Kleinod, und sein finstrier Blick wurde noch finstrier und düstrier.

— Und wer gab Dir die Kette ? frug er barsch den Jüngling, der vom unerbhofften Glücke verwirrt, fast bewusstlos vor ihm lehnte.

In abgebrochenen, unzusammenhängenden Worten erzählte Töneken die Geschichte seines Fundes.

— Berziehe hier, bald soll Dir Antwort werden, sprach der Bergmeister kurz und kalt und entfernte sich ellenden Schrittes.

Lange verharrte Anton in trostloser Einsamkeit. Dem lieblichsten Glücke so nahe, wurde er wieder zurückgeschleudert in den Abgrund der Ungewißheit. Das Wesen des Alten schien ihm nichts gutes zu verkünden

und ängstlich schweiften seine Blicke umher, begierig lauschte sein Ohr auf das kleinste Geräusch, ob ihm nicht irgend ein Zeichen die Nähe des geliebten Mädchens verrathen würde. Aber alles blieb still und stumm wie das Grab. Seine Elisabeth ahnte nichts von dem, was um sie vorging. Sie lag auf schwerem Siechbett seit jenem Tage, wo sie die Hand des Förstlers von sich gewiesen; von Stunde zu Stunde schwanden die Kräfte ihres Lebens mehr und mehr und schon drohte die zitternde Flamme auf immer zu verlöschen.

Eine lange Zeit, für Anton reich, an entsetzlicher Qual war verstrichen, da trat der Bergmeister wieder ein zu dem Harrenden. Aber diesmal war er nicht allein, in seinem Geleite folgten finstere Männer, die Schöffen des Berggerichts. Mit Entsetzen weifte Anton's Blick auf dem dunkeln Kreise, seine Glieder bebten, seine Füße verfielen den Dienst, als Elisabeth's Vater also anhub:

— Erzähle noch einmal hier diesen Männern die Geschichte der goldenen Kette; Ihr aber hört und prüft! wandte er sich zu den Schöffen.

Mit zitternder Stimme wiederholte Anton, was er dem Bergmeister bereits mitgetheilt, nur war seine Rede noch verworrener und befangener, da die Gegenwart der Richter ihn ängstete.

Als der Jüngling geendet, sprach Glenger zu den Umstehenden:

— Ihr seid gewiß weit davon entfernt, Schöffen des Berggerichts, dieser schlecht erfundenen Mähr Glauben beizumessen, auch ist jener Knappe nicht abgefeimt und verhärtet genug, um mit frecher und ruhiger Stirn sein Lügengewebe vor uns auszubreiten, Ihr hört es an dem unsicheren Ton seiner Stimme, an der Verwirrung seiner Worte, Ihr seht es an dem Beben seines Körpers, an der Blässe seines Antlitzes, daß er schuldig; — darum also gaben die Gruben so geringen Ertrag, darum verschwand auf undegreifliche Weise das Gold aus Gängen und Adern. Es ist offenbar — er hat das Bergwerk bestohlen.

Mit einem Schrei des Entsetzens sank Anton bewußtlos zur Erde.

— Er hat das Bergwerk bestohlen, wiederholten die Schöffen rings im Kreise und die Diener des Berggerichts traten ein, fesselten den leblosen mit schweren Ketten und schleppten ihn fort, zum finstern, alten Gerichtshurm.

Wenige Wochen nach jenem Tage waren verstrichen. Ein unheimliches Treiben belebte den Gipfel des Goldbergs. Die Gerichtsknechte bauten dort einen hohen, mächtigen Scheiterhaufen, und ein langer düsterer Zug bewegte sich von dem Hagener Schöffenhause dem Goldberg zu. Voran wanderte der Scharführer mit seinen Gehälfen, hinter ihm folgte von Häfchern umgeben ein schöner, herrlicher Jüngling, der mit Gott ergebenem Herzen zum Himmel schaute und mit gefalteten Händen das

Gebet eines frommen, schuldblosen Gemüthes sprach. Gefenkten Blickes schritt dann der finstre Meister Glenzer einher und mit ihm die Schöffen des Gerichts. Eine Schaar trauernder Knappen, die ein schönes feierliches Lied anstimmten, beschloß den Zug.

Und broden auf dem Berge bildeten sie einen Kreis um den Scheiterhaufen und banden den Jüngling fest an den schwarzen Pfahl, der Stab wurde gebrochen und unter dem frommen Gesange der Knappen schlugen über dem sterbenden, betenden Anton die hellen Flammen zusammen und glänzten im Widerschein an den grauen Wolken des Himmels.

Um dieselbe Stunde aber war des Bergmeisters Tochter gestorben.

So lange Bergbuecken im Gefängniß geschwachtet hatte, stand Frau Gertruds Hütte öde und verlassen, kein Zeichen des Lebens regte sich hinter den verschlossenen Thüren und Läden und mit leisem Schauer gingen die Leute an der Wohnung des unglücklichen Knappen vorüber.

Am Morgen aber nach dem Gerichtstag auf dem Goldberg, da sahen die Bewohner des Dorfes mit Angst und Schrecken, wie die Thür der Hütte sich langsam öffnete und Frau Gertrud aus derselben hervortrat. Ihr Aussehen war entseßlich und gespenstisch, wild durch einander flatterten die langen, schwarzen Haare um das bleiche, tief gefurchte Antlitz. Düstere Wolken verhüllten den Himmel, Donner rollte, Blitze zuckten. Auf dem Haupte trug die Greisin einen runden Scheffel, gefüllt mit dunklem Mohnsamen, und durch Donner, Sturm und Wetterkrach schritt sie mit starrem Blicke und feierlichen Schrittes den Goldberg hinauf. Dreimal wanderte sie dort oben um den Gipfel des Berges und murmelte dumpf und abgebrochen vor sich hin:

Sohn im Grab,  
Braut im Grab,  
Einf hinab  
Verfluchtes Gold!  
Soviel tausend Jahr  
Als Körner im Waas;  
Sündenold,  
Verfluchtes Gold!

Als sie so dreimal um den Berg herumgegangen war, stürzte sie den Scheffel mit Mohn in den Hauptschacht hinab, sprach einen entseßlichen Fluch und sprang in die Tiefe. Aus dem Schacht aber fuhr eine gräßliche Flamme, ein furchtbares Krachen erhob sich und das ganze Bergwerk stürzte donnernd zusammen.

Von dem Augenblicke an lag der Hagen Goldberg einsam und verlassen; nie hat man wieder in der Gegend eine Spnr von Gold oder Silber gefunden, in Hagen wohnen keine Knappen mehr, der Berg liegt fahl und öde und auf ihm wächst nur wenig Moos und gar kein Gras.

## Eine Reise nach der Krim.

(Nach den Reiseberichten des Hrn. v. Demidow.)

Von Su-dagh nach Alupka,

der Residenz des Fürsten Woronzow, an der Südküste der Krim.

Wir hatten Theodosia und Kassa verlassen und gelangten nach Su-dagh. Dieser Name muß sehr alt sein, denn er war schon zur Zeit der griechischen Colonien bekannt, wenn auch manche Abweichungen daraus Solbaja oder Soubain machten. Gegen das neunte Jahrhundert war der Wohlstand von Su-dagh so groß, daß diese Stadt ihren Namen allen griechischen Besitzungen in der Krim gab, welche unter dem gemeinschaftlichen Namen Sogbaja begriffen wurden. Auch noch später, unter den Genuesen, erhob sich Su-dagh aufs neue zu großer Macht; jetzt noch bedecken die Ueberreste dieser Stadt ein großes Vorgebirge mit ihren noch erhaltenen Mauern; feste Thürme bilden die Umfassung derselben. Am Fuße des Berges steht man ein ärmliches tatarisches Dorf; wenn man zu der zerstörten Stadt hinaufsteigt, findet man einen türkischen Brunnen mit iletlicher Sculptur, in welche man eine Gestalt des heiligen Michael von grober Arbeit eingemeißelt hat.

Die Festung war vormals mit einem Graben umgeben, den die Zeit ausgefüllt hat; ganz so wie zu Balaklava ist der Boden dieser alten Citadelle sehr steil, allein da, wo die Mauern sich dem niedrigeren Theile nähern, bemerkt man noch einige größere Bauwerke: zwei verfallene Kasernen, Ruinen einer Ruine, denn sie waren aus alten Trümmern erbaut worden; große Eiskernen mit Wasserleitungen, die sehr verständig angelegt waren; eine Moschee und einige moderne, aber verlassene Gebäude: dies sind die dormaligen Spuren dieser reichen Stadt Su-dagh, welche lange Zeit durch die Lage ihres Hafens begünstigt, durch den Schutz ihrer Festung und die bewundernswerthe Fruchtbarkeit der benachbarten Gegenden, eine Hauptstadt der Macht und des Handels war. Betrachtet man sich in diesem reizenden Thale, von kräftigem Baumwuchse bedeckt, und unter dem Laubgewölbe, in welchem der klare Bach fließt, in jene alte Zeit zurück, mit ihrer thätigen und lebendigen Stadt, mit dem von Schiffen angefüllten Hafen, so kann man sich eine Vorstellung von dem so berühmten Thal von Su-dagh machen. Jetzt hat dies reizende Bild dem nützlicheren Schmuck unermeßlicher Weinberge Platz gemacht.

Belletr. Bl. Zier Jahrg. 53

welche mit fruchtbaren Obhgärten abwechseln. Man sagte uns, daß Su-dagh vornehmlich im Frühjahr gesehen werden muß, wo die Mandel- und Pflersichbäume mit ihren Blüten dieses reizende, von der Natur so begünstigte Becken bedecken. So bringt jedes Jahrhundert seinen Schmuck und seine Poesie mit sich.

Ein trauriges Unterkommen in einer ärmlichen Kammer, eine reichliche Stren, weite Spaziergänge in der Umgegend, einträgliche Jagden, denkwürdige Besuche in den Ruinen, bei den Schwefelquellen der Nachbarschaft, welche für manche Hautkrankheiten einen großen Ruf haben, und in den Schieferschluchten, welche die Sage gern zu Steinkohlenflößen machen möchte, dies war unser Leben und unsere Beschäftigung während der Zeit, die wir in Su-dagh zubrachten.

Wir verließen diese schöne Gegend unter dem Widerhall der Weinfässer und der Keltern, und richteten unsere zahlreiche Cavalcade gegen das Dorf Kuttal, am nördlichen Ende dieses Thales, in einer Landschaft von seltener Fruchtbarkeit. Von Kuttal stiegen wir nach der Küste in einer ungeheueren Schlucht herab, welche ganz von gerollten Steinen der Wildbäche angefüllt ist, so daß wir mit der Nacht in Kapshor eintrafen.

Dies ist ein schönes tatarisches Dorf, wozu ihm der Raum nicht fehlt; es ist geschmackvoll auf einem großen Amphitheater erbaut, und die Häuser sind stufenweise dergestalt angelegt, daß sich alle diese Terrassen überragen. Eine ganz neue Moschee nimmt eine der Seiten des Berges ein. Hier stiegen wir ab und wurden mit der höchsten und würdevollsten Anmuth durch einen Mullah empfangen, der eben aus der Moschee trat; es war ein reizender Kasacklopf. Bald wurden wir der Sorgfalt des Umbaschi überwiesen, welcher von seiner Terrasse herab laut alle diejenigen zusammenrief, deren Kunst oder Gegenwart zu der Gastfreundschaft nöthig waren, die er uns bereitete. Es war eben die Zeit, wo jede Familie zum Abendessen versammelt war. Auf dies Zeichen des Oberhauptes des Dorfes eilten alle aus ihren Häusern und erfüllten im Augenblick alle Terrassen, um sich nach dem Gegenstande des erhobenen Rufes zu erkundigen. Dies war eins der auffallenden Schauspiele, die stets im Gedächtniß bleiben. Wir erhielten ein sehr reichliches Zimmer, ganz mit Teppichen belegt. Das Papier, welches den Tataren im Winter statt der Fensterscheiben dient, war bereits sorgfältig an die Rahmen der schmalen Fenster geklebt worden. Ein ganz patriarchalisches Mahl, allein mit Anstand und Gutmüthigkeit dargeboten, endete den Tag und lud uns zum Schlafen ein.

Am 9. October schlugen wir wieder den Weg nach der Küste ein. Unsere guten Wirthe von Kapshor hatten uns als Hauptführer einen Mann mitgegeben, einen Hadji, dessen weißer Turban seine Pilgerfahrt nach Mekka andeutete. Unsere Abreise wurde durch einen men-

schenfreundlichen Zweck etwas aufgehalten. Ein junger Tatar war am vergangenen Abend gekommen, um sich zu erkundigen, ob es unter uns einen Arzt gebe, und hatte eine große Freude geäußert, als er den Dr. Léveillé bereit fand, ihn von einer Beule zu befreien, welche von den Augenbrauen an das ganze Augenlid einzunehmen drohte. Der andere Morgen war dazu bestimmt worden; allein der junge Mensch, welcher Tags vorher so entschlossen gewesen war, erschien nicht wieder, und wir verließen das Dorf erst, nachdem er aufgesucht worden war und sich wahrscheinlich sehr glücklich schätzte, uns entgangen zu sein.

Die Berge, welche wir auf unserer Reise trafen, obwohl sehr hoch und durch diese Höhe auffallend, haben eine gewöhnliche Gestalt und bieten auf dem Wege keinen besondern Charakter dar. Nur durch ungewöhnlichere Schluchten und auf steilen Bergpfaden führte uns unser Weg am ganzen Morgen. Nachdem wir in einiger Entfernung einen alten Thurm gesehen hatten, der aus der Römerzeit herrühren soll, den die Tataren Eschoban-Kaleb, den Schäferthurm, nennen, bekamen wir das Dorf Uskut zu sehen, das in einem tiefen Thale verborgen liegt. Hier hatten wir einige Kühe, Pferde zu erhalten. Der würdige Dmbaschi, der in so vorgerückter Jahreszeit nicht auf so zahlreiche Reisende rechnete, hatte diese Thiere nach ihrem Gefallen den Weg nach den Bergen einschlagen lassen, und es war eine lange und beschwerliche Arbeit, von so weit her die erforderliche Anzahl von Pferden zusammenzubringen. Gegen Abend entwickelte sich eine noch weit reizendere Landschaft zu unsern Füßen. Nachdem wir lange abwärts geritten waren, um in ein enges Thal zu gelangen, indem wir zwei Bäche überschritten, sahen wir Quak, ein freundliches, unsern des Meeres gelegenes Dorf, welches sich über die schönen Bäume seiner Obstgärten erhebt. Während man unsere Pferde sattelte, streckten wir uns auf den schwellenden Teppich hin, den der Dmbaschi auf ein Terrassendach hatte legen lassen, wo man uns als Abendessen Trauben und süßen Wein vorsetzte. Nach Beendigung dieses einfachen Mahls trat die Reisegesellschaft wieder ihren Marsch an, durchritt bald Kuskschul-Uzen und Kuru-Uzen, den kleinen und trockenen Bach, hübsche Dörfer mit diesen bezeichnenden Namen, und wurden von der Nacht eben da überfallen, wo die gebahnte Straße aufhört, um bis nach Alushta den Zufälligkeiten eines ungleichen Ufers zu folgen.

Wir hatten da, wo unser Pfad aufhörte, zwei tatarische Schäfer gefunden, welche in der Richtung, wo die Sonne untergegangen war, auf einen kleinen untergebreiteten Teppich niedergekniet waren und mit frommem Eifer ihre Abendandacht verrichteten. Wo ist Alushta? wo ist der Weg nach Alushta? fragten wir; die frommen Schäfer zeigten zu gleicher Zeit nach dem Ufer des Meeres, und wir bedurften einer zweiten Versicherung, um uns zu überzeugen, daß hier wirklich der Weg war. Doch nachdem wir einmal begriffen hatten, schloß sich unsere reitende

Gesellschaft Dichter und wir betraten den Strand mit seinen gerollten Kieselsteinen. Unsere Führer, durch unser Gepäck aufgehalten, dessen mangelhafte Befestigung hier alle Augenblicke aufhielt, hatten viel von ihrer Geschwindigkeit verloren und bereits trennte sie eine bedeutende Entfernung von uns. Dennoch wies uns dies ein sehr auffallender Weg, da wir nicht wußten, daß dies der einzige Theil der Küste war, wo aus Mangel an Zeit das nützliche System der bequemen und ebenen Straßen noch nicht hatte ausgeführt werden können, welches der Graf Woznow über diesen Garten der Halbinsel ausgedehnt hat. Wir schritten daher auf diesem beweglichen Grunde, so gut es gehen wollte, fort, auf welchem der Eifer unserer trefflichen Pferde auf einmal abstumpfte. Plötzlich wurde die Nacht ganz finster, der Wind erhob sich, das Meer ging höher und benetzte die Füße unserer Pferde, während zugleich ein horizontaler eiskalter Regen uns in das Gesicht schlug. Jetzt fing unsere Lage an, wie Rastet zu sagen pflegte, sich scharf abzuzeichnen. Die Finsterniß war so stark, daß keiner von uns den Kopf seines Pferdes sehen konnte; man zog auf diese Weise weiter, wie in einem Abgrunde, ohne einen andern Führer als den Lärm der Wellen, der die Kiesel rollte. Mit jedem Schritt fand sich ein neues Hinderniß; hier ein umgeworfener Baum, dort ein unsichtbares Loch, welches der bewundernswürdige Instinct unserer Pferde jedesmal errieth. Diese verständigen Thiere erklimmten, wie die Geusen, bald in das Meer gestürzte Felsen, bald einen schmalen Pfad auf dem beweglichen Ufer, das unter ihren Füßen leicht zusammenstürzen konnte. Vor Kälte zitternd, vom Regen durchweicht, unter wiederholten Stürzen, deren Gefahr uns die Finsterniß nicht abnen ließ, brachten wir drei Stunden zu, so lange und mühselig wie möglich, um die wenigen Werst zurückzulegen, die uns von Mutschta trennten. Endlich erschien uns ein Licht, ein Rettungszeichen in dieser finstern Nacht. Unsere Pferde, einen festern Grund erkennend, nahmen wieder ihren sichern Schritt an; wir durchschritten einen kleinen Fluß, ohne ihn zu sehen, und hielten unter der weiten Gallerie eines hübschen Hauses in türkischem Stil an. Dies Haus war die Post von Mutschta. Eine Stunde nachher war alles vergessen. Dennoch verließen uns zwei von unsern Gefährten, um unsere Rückreise mit dem Dampfschiff sicher zu stellen, denn es war das letzte Schiff, und seine baldige Abfahrt war uns bekannt, ohne daß wir den Tag genau wußten; diese beiden Gefährten hielten es daher für angemessen, nach einer Stunde Aufenthalt den andern einen Vorsprung abzugewinnen und sich klugerweise um Mitternacht auf den Weg nach Halta zu begeben. Nichts war leichter; wir waren auf der Post selbst, es bedurfte nur eines Winkes; eine Telega war bald bereit und unsere beiden Reisenden neben einander in den schmalen Wagen gepackt, welcher in vollem Schneegeföder fortrollte, während wir als wahre Spartaner

zum heißen Ofen zurückkehrten, um den wir uns auf unsern Mänteln statt der Matrasen hinstreckten. Der Schlaf bemächtigte sich schon der müden Reisenden, als man noch auf dem benachbarten Berge die Glocke der Telega hören konnte, welche unsere beiden frierenden Genossen entführte.

Doch des andern Tages um 8 Uhr Morgens wurde die schlafende Gesellschaft von einer Glocke geweckt, und zwar von derselben, das war nicht zu bezweifeln. Welche Ueberraschung! was ist vorgefallen? Nichts, oder wenigstens nicht viel. Unsere beiden Gefährten hatten mitten bei dem Abschiednehmen am vergangenen Abend ganz einfach vergessen, dem Postillon den Weg anzugeben, den sie einschlagen wollten. Kaum hatten sie sich auf ihrem leichten Wagen festgesetzt, als sie das verhängnißvolle Wort «Paschol!» aussprachen, d. h. «fort!» und der Postillon fuhr fort. Allein in welcher Richtung? Ach! grade nach Norden, gegen den Tschadir-Dagh, auf Schynperopol zu, während der Weg unserer abenteuerlichen Nachtreisenden sie nach Sudar an das Meeresufer bringen sollte. Es schneite so wüthend, der Wind heulte, daß unsere bedauernswerthen Gefährten dahinfuhren, ohne zu wissen wohin, wie das Blatt, das der Sturm umherjagt. Es kommt eine Poststation, Taoschan-Bazar, Hasenmarkt, ein hübsches Posthaus am Wege unter der östlichen Seite des Tschadir-Dagh, ähnlich einem Häuschen in einem englischen Garten, in gesuchtem Geschmack aufgeführt. Hier ermuntern sich unsere Reisenden, welche beide die erforderlichen Kenntnisse besitzen, um in russischer Sprache eine Redensart von drei Worten zusammenzuflicken; sie fragen den Postmeister: Wie viel Werst bis Jalta? — Vierundfünfzig! antwortete der Beamte. — Vierundfünfzig? unmöglich! Dieser Mensch schläft ohne Zweifel. — Man nimmt eine Feder und läßt den Beamten diese verhängnißvolle Zahl schreiben, worauf sich alles zum schmerzlichen Erstaunen unserer Collegen aufklärt, welche darauf zu uns, ganz weiß von Schnee, von dieser verhängnißvollen Fahrt zurückkehren mußten.

Leider war die Straße nach Jalta beinahe von Pferden entblößt, da die meisten von dem Dienst in Anspruch genommen worden waren; wir mußten daher, um diesen gemeinschaftlichen Sammelplatz zu erreichen, alle Mittel benutzen, die uns geboten wurden, und waren genöthigt, diesen schönen Weg vereinzelt einzuschlagen, einige zu Wagen, die andern zu Pferd, wie jeder es möglich machen konnte.

Wir haben schon anderweit die malerische Lage von Aiuschta beschrieben. Diese Stadt, die sich am Abhang einer riesenhaften Schlucht erhebt, liegt hier wie eine Schildwache, um dies Thal zu bewachen. Aiuschta und Sudagh sind die beiden einzigen Punkte der Küste, wo die Vorberge der taurischen Kette unterbrochen werden. Man sollte sagen, daß der Hintergrund der Berge nur dazu bestimmt ist, um die Küste vor dem



zerstrenden Nordwind zu schätzen. Für Alushta ist der majestätische Tschadir-Dag der beschützende Berg. Die Stadt Alushta ist, Dank ihrer strategischen Lage, nicht ohne geschichtliche Berühmtheit geblieben. Im fünften Jahrhundert, als das römische Reich diese Gegenden beherrschte und gegen die Barbaren schützte, ließ Justinian am Eingange des Hafens von Alushta eine Festung bauen, die den Namen Phourion erhielt. Drei hohe Thürme dieser Citadelle stehen noch hüßlich von dieser Schlucht, mitten zwischen tatarischen Häusern. Seit dieser alten Zeit ist Alushta, dessen slavischer Name ein zärtliches Diminutiv von dem schönen Namen Helena, dem gewöhnlichsten in Griechenland sein soll, eine große Stadt und selbst ein Bischofssitz geworden. Jetzt hat Alushta etwas von seiner Wichtigkeit verloren, aber mit Recht ist diese Stadt auf ihre schöne Lage stolz, auf ihre beiden Thäler, ganz mit Gärten und Weinbergen bedeckt und von zwei Bächen bewässert, von denen der von Korbesoju der bedeutendste ist. Die öffentliche Stellung dieser Stadt beschränkt sich lediglich auf eine Brief- und Pferdepost und ein Hauptzollamt. Ein schönes Wirthshaus im asiatischen Geschmack, eine ganz neue Moschee und einige Magazine, darauf beschränkt sich die Statistil der Bauwerke dieses Orts, welcher bedeutend gewinnen wird, wenn die Straßen sämmtlich beendet sein werden, die hier zusammentreffen sollen.

Uebrigens hat der Weinbau, eine sehr glückliche Unternehmung in der südlichen Krim, bereits solche Fortschritte gemacht, daß die Dessjatine Landes seit zehn Jahren sich von einem Werth von 50 Rubeln auf 800 Rubel erhöht hat, und auch selbst zu diesem Preis fehlt es nicht an Käufern.

Wir setzten unsern Weg nach Yalta fort. Will man eine Reihe von schönen Landschaften bewundern, die Natur wechselweise in ihrer wilden Pracht oder in ihren reizendsten Einzelheiten betrachten, so muß man diesen freundlichen Weg einschlagen, eine lachende Allee des schönsten Parks, mit den bezauberndsten und abwechselndsten Ansichten umgeben. Aber hier, wie auf dem Wege von Yalta nach Alupka, wollen wir keine Beschreibung versuchen, sondern uns lediglich darauf beschränken, ganz einfach die durchreisten Orte zu nennen.

Das trostlose Wetter, welches uns durch diesen Irrgarten von Felsen und Wäldern verfolgte, ließ uns dennoch Bujuk-Lampat erkennen, das große Lampat, das verloschene Andenken des alten Lampas, das sich am Ufer zur Zeit der griechischen Colonien erhob, welches nach seinen Mauern, die den Handelsleuten wohl bekannt waren, viele Schiffe lockte, obwohl sie gegen das Unwetter schlecht beschützt waren. Etwas weiter bemerkten wir Parthenite.

Diesen alten Namen führt jetzt ein für Weinreben fruchtbares Landgut, wo mit Sorgfalt Flachs und der beste Tabak der Krim gebaut wird,

die daran so reich ist. Auf der ganzen Küste kann man die Spuren einer ungeheuern Erdrevolution verfolgen. Hat man Parthenite hinter sich gelassen, so bringt man, sich vom Meere entfernend, in eine geheimnißvolle Landschaft ein, denn der große Mia-Dagh, der Bärenberg, erhebt sich wie ein ungeheurer Ke gel, während er seinen Fuß weit hinaus in das Meer erstreckt. Zwischen diesem Felsen und dem taurischen Gebirge erstreckt sich ein geschütztes Thal und an den Abhängen des Hintergrunds führt die bewundernswerthe Straße hin. Hier findet man die Erinnerungen an die Schweiz, welche allen Reisenden so aufgefallen sind; in der That fehlt hier nichts: Felsen, Mühlen, kühne Brücken und das Geräusch der Wasserfälle. Wie alle Bergschuchten, so hat auch dieser Weg seine Sagen und Dichtungen. Wenn man einige Reisende hört, so sollte man glauben, daß man in diesen verborgenen Schlupfwinkeln manchmal irgend einem tatarischen Schobry begegnet, der sich mit der Bente seiner geheimnißvollen Unternehmungen auf den Gipfel des Mia-Dagh flüchtet. Doch verhindern diese Sagen, die mehr dichterisch als furchtbar sind, keinen Menschen, diese Straße zu jeder Stunde des Tages und der Nacht zu benutzen.

Eine glückliche Lage hat ferner das Landgut Artel, für welches ein alter Professor, der ebenso sehr Freund des Griechischen wie der Romantik war, den Namen Kardiatrikon, Heilmittel für das Herz, erfunden hat; man sollte glauben, daß dieser Name ganz frisch in dem Garten der griechischen Wurzelwörter des ehrwürdigen Vaters Lancelot gepflückt worden wäre. Von hier kamen wir nach Ursuf, eine andere Festung Jusfinians, welche zur Zeit des Einfalls der Slaven Gorzabita, der zersprungene Berg, genannt wurde. Ursuf wurde seiner Zeit ebenfalls genuetisch. Ruinen, die aus der genuetischen Herrschaft herrühren und vielleicht römische Fundamente haben, überragen dies Städtchen, welches amphitheatralisch am Rande eines Baches emporsteigt. Hier läßt man links den Weinberg Aj-Danil. Solche Namen sind an dieser Küste häufig; so ist das Vorgebirge Aj-Todor der heiligen Theodora geweiht; Aj-Petri ist ein Felsen, der gleich einem Thurm mit Zinnen sich über Klupla erhebt; Aj-Bassilli, der große schwarze Berg, dem wir uns näherten; dies sind eben so viele Spuren alter Namen, die zur Zeit des byzantinischen Reichs gegeben wurden. Das Wort agios, heilig, ist so lange abgekürzt worden, bis aj daraus geworden ist.

Nicht weit von Aj-Danil kommt man nach Kiskta, ein schönes Dorf unter dem Schatten von Rußbäumen. Alle diese fruchtbareren Thäler werden von fließendem Wasser, dem Reichthum der mittäglichen Krän, bewässert. Weiter abwärts, zwischen dem Meer und Kiskta, liegt der botanische Garten, den die Krone im Jahr 1812 gründete. Dieser kostbare Garten enthält eine Menge mit Sorgfalt behandelte Pflanzen, welche

der milde Himmel und die Kraft des Bodens über alle Erwartung begünstigt haben. Ein einfaches Gebäude mit Säulen ist in der Mitte der schönsten Aussichten errichtet worden, wo die Bäfte Linnae's, des gelehrten und geistreichen Lehrers der Botanik, von seinem erhabenen Festgestelle herab das junge gelehrte Gewächs beschützt. Ein so kurzer und durch das schlechte Wetter so sehr gestörter Besuch konnte unsern botanischen Eifer nicht befriedigen, daher der Dr. Leveillé wieder dierher zurückkehrte, um einen ganzen Tag dem schönen Leben der Wissenschaft zu widmen, deren Genuß allein die Eingeweihten zu würdigen verstehen.

Je mehr man sich Yalta nähert, desto mehr findet man auf den steilen Berggründen den Pflanzenwuchs wieder, welcher den weiten Umfang von Estille-Bogaz bedeckt. Unsere Leser erinnern sich vielleicht noch, daß wir bei unserer Abreise die schönen Pinien und die verkrüppelten Wachholderbäume bemerkt hatten. Wir folgten daher im Galopp der Straße, welche nach Yalta führt, als wir nahe bei Rassandra, dem schönen Landgut Woronzow's, einige in ihre Burkas gehüllte Reiter bemerkten. Dies sind die vortrefflichen circassischen Mäntel, welche wirklich, wie man in Paris sagt, undurchbringlich sind. Das Haupt dieser Gesellschaft war kein anderer, als der Graf Woronzow selbst. Bei unserm Anblick zeigte der edle Graf den Ausdruck tiefen Mißfallens und richtete mit ernstem Tone starke Vorwürfe an den Postillon, der die erste Telega unserer Karawane führte. Auch war dieser Mensch wirklich sehr strafbar; ungeachtet der strengsten Verordnungen hatte er drei Pferde diesem gebrechlichen Fahrzeug vorgespannt, obwohl die Gefahr der überall mit Abgründen umgebenen Straße an dieser Stelle nur zwei Pferde erlaubt. Dazu kommt noch, daß der unvorsichtige Kutscher, ein alter verabschiedeter verwundeter Soldat, nur einen Arm hatte, um drei feurige Pferde zu lenken, die stets im Galopp waren und mit erschreckender Schnelligkeit sich in alle Windungen des Weges warfen. Daher diese strenge Strafpredigt, von der wir selbst, unbekannt mit der Verordnung und dem begangenen Fehler, ganz beschürzt waren. Was den Strafbaren betraf, so wußte er sehr wohl, was ihn erwartete. Hierauf legte der Generalgouverneur seine ernste Miene ab und zeigte sich voll Theilnahme und Güte für seine Pflegebefohlenen, die ihm zu danken hatten, daß sie mit seltenem Glück diese lange Reise, voll von Anregung und Merkwürdigkeiten zurückgelegt hatten.

---

## Gedichte von M. Cambecq.

### Die Erlenmaid.

#### 1.

Die Blumen duften, der Waldbach rauscht,  
Es ertönt lockende Melodei;  
Der Ritter hält am Quell und lauscht  
Dem Lied der schönen Erlensei.

Er lauscht von süßem Weh erfüllt  
Den Tönen lockend wunderbar.  
Sie reicht, von Blüthen bunt umhüllt,  
Die Muschel ihm zum Trunke dar.

«Du schöne Maid dein Sang entzückt,  
Noch nie Vernommnes thust du kund —  
Den Mund, der mir mein Ohr berückt,  
Laß küssen mich den lieben Mund!»

Er zieht die Maid an seine Brust —  
Ihr Auge flammt, ihre Wangen glühn  
Sie schaut ihn an mit wilder Lust —  
Es lockt das dunkle Waldesgrün.

«Du hast geküßt mich auf den Mund,  
Nun mußt mich tragen dein wildes Roß;  
Schaust du dort fern den Erlengrund,  
Dort ist mein Land, da ragt mein Schloß!»

#### 2.

Der Abend ist kalt, die Luft ist schwer,  
Im Thale schwanke Nebelgebild,  
Die Wolken ziehen langsam einher  
Wie Grabesgeister in Trauer gehüllt.

«Mein Lieb wo ist dein Ahnenschloß?  
Ich schau nur Erlen und alt Gestein —  
Geliebter schon naht der Dienertroß,  
Siehst du dort ferne Fackelschein? —

«Ich schau nur Erlen, der Nebel schwankt —  
Nur Irrlichtschimmer, du bleiche Maid —  
Mein Kopf ist müde, der Boden wankt,  
Die Nacht ist kalt, dein Schloß ist weit.

«Mein Schloß ist nahe, drum schwankt der Grund,  
Siehst du dort ferne den Runenstein?  
Du hast mich geküßt auf den bleichen Mund,  
Du mußt nun mit, du bist nun mein!»

Der Waldbach rauscht, die Wolken ziehn,  
Den Ritter grant es vor der Maid.  
Aus ihren Armen ist kein Entfliehn,  
Die Nacht ist kalt, der Weg ist weit.

Ihr Auge flammt, ihre Wang' ist erbläst —  
Ihr Lachen schallt durch den stillen Hain.  
«Du mußt nun mit, du bist nun mein!»

---

Lang geträumt.

Spät noch sitz ich mit dem Liebchen  
An dem Fenster, niedrig klein,  
In das alte traute Stübchen  
Dringt des Mondes Silberschein;

Irrlicht hüpfet zur Geisterkunde,  
Wo die Erle einsam steht —  
Nebelbild schwankt in dem Grunde,  
Wo das Mühlrad rauschend geht.

Liebchen fürchtet die Gespenster,  
Birke rauscht im Abendwind —  
Klopft an das lose Fenster,  
Schreckt das liebe bange Kind.

Bunte schöne Bilder ziehen  
Durch der Liebe süßen Traum.  
Jahre kommen, Jahre fliehen  
Und wir merken's beide kaum.

Malennacht im Rosenschimmer  
Locket in den kühlen Hain —  
Blumenduft und Sternegestirmer  
Ziehn in unsre Hütte ein.

Wieder sitz ich in dem Stübchen  
An dem Fenster niedrig klein.  
Vor mir sitzt mein treues Liebchen —  
Nun ein altes Mütterlein.

Ist die Zeit so rasch entwichen?  
Mich erfasst ein eigen Weh —  
Liebchens Wangen sind erblichen,  
Liebchens Haar ist weiß wie Schnee.

Ist es denn so spät mein Liebchen,  
Haben wir so lang gesäumt?  
In dem kleinen trauten Stübchen  
Haben wir so lang geträumt?



## Die Sage vom schwarzen Bache am Ilmen-See,

von

J. Kuprianow.

(Aus dem Russischen.)

Der schwarze Bach oder Schwarzbach ergießt sich in den Ilmen-See am südlichen Ufer dieses Wasserbeckens und kann wegen der Seichtigkeit seines Bettes nur wenig oder gar nicht befahren werden: indessen wäre es für die umliegende Gegend dennoch möglich, einen Vortheil aus diesem Bache zu ziehen, wenn man seine Strömung zum Treiben von Mühlen benutzte; aber am ganzen schwarzen Bache ist keine einzige Mühle zu erblicken, was folgender Ueberlieferung zugeschrieben wird, die noch jetzt im Munde des Volkes lebt.

Vor langen Jahren, erzählen die alten Leute der Umgegend, da noch sowohl der Ilmen-See selbst, wie die in denselben strömenden Flüsse und Bäche viel wasserreicher, und folglich auch bei weitem fischreicher waren als jetzt, war auch besonders der Schwarzbach berühmt wegen seines Ueberflusses an Fischen und ein Lieblingsplatz, für die Angler aus Nowgorod, wo sie sich zu versammeln pflegten. Eine Fahrt dahin im Boot galt den Bürgern Nowgorod's für die angenehmste Lustparthie, wozu ohne Zweifel die malerischen Ufer des Ilmen und die einsame, wilde und romantische Umgebung des Baches selbst das ihrige beitragen mochten.

Da begab es sich denn einstmals, daß ein speculativer und industrieller Kopf die Wasser des Schwarzbachs zu benutzen und eine Mühle zu bauen beschloß. Gesagt, gethan: bald stand die Mühle fix und fertig da und arbeitete, daß es eine Lust war. Aber tief betrübt kamen zum Schwarzbach die Fische, und klagten ihm ihre Noth und flehten ihn an um Schutz und Beistand:

— Sonst hatten wir hier Raum genug, sprachen sie, — und es war uns wohl und kühl in deinen Fluthen und wir kannten keine Sorge und Betrübniß: jetzt aber dünnt ein schlimmer Mensch das Wasser ab, und will es uns vorenthalten und wir müssen verderben.

Der Schwarzbach suchte die geängstigten Fische zu trösten und versprach ihnen Schutz und Hülfe.

Um jene Zeit nun traf es sich, daß ein nowgoroder Bürger zum Bache hinausfuhr um zu fischen. Da saß er denn geruhig am Ufer, blickte unverwandt auf das Floß seiner Angeln und laute von Zeit zu Zeit an

einer Brotrinde. Plötzlich und unversehens aber kommt ein Unbekannter auf ihn zugeschritten, schwarz gekleidet von Kopf bis zu Fuß, der ihn höflich anredet mit folgenden Worten :

— Willkommen, Freund Nowgoroder !

Der Bürger beantwortete höflich den Gruß und zog die Mütze.

— Du angstst also ? fragte der Fremde.

— Ja, wie du siehst.

— Hum... Nun, und heißen die Fische an ?

— Je nun, so, so : nicht eben sonderlich.

— Und möchtest du wohl, daß ich dir eine Stelle zeige, wo es geradezu wimmelt von Fischen ? Nimm dann so viele davon, wie dir gefällig ist : du kannst sie mit Händen greifen.

— Freilich möchte ich das, antwortete der Angler, — ich bin ja in der Absicht hergekommen, recht viel Fische zu fangen.

— Nun gut, du sollst zufrieden sein ; aber du mußt mir dafür einen Dienst leisten : willst du ?

— Je nachdem : was für einen ?

— Der Dienst, den ich von dir verlange, ist eine solche Kleinigkeit, daß man ihn im Grunde gar nicht einmal einen Dienst nennen kann !

— Nun gut ; was begehrt du ?

— Wirst du am Sonntage in Nowgorod sein ?

— Gewiß werde ich da sein.

— Gut. Dort also wirst du einen hochgewachsenen und dreischnurigen Mann antreffen, im blauen Kasan, breiten blauen Pluderhosen und hoher blauer Mütze auf dem Kopfe. Wenn du nun dieses Mannes ansichtig wirst, so wende dich zu ihm, und sprich ihn an und sage : « Vater Ilmen-See ! der Schwarzbach sendet mich zu dir mit Klage und Beschwerde, wegen ihm angethaner Unbill : denn man hat eine Mühle auf ihm erbaut und seine Wasser treiben die Räder. Was du jetzt befehlst, das soll auch geschehen, und wie du es anordnest, so wird es gehalten werden.»

Der Nowgoroder versprach den erhaltenen Auftrag getreulich auszuführen, worauf ihm der schwarze Unbekannte eine Stelle des Baches wies, wo sich die Fische in unzähliger Menge versammelt hatten : der Angler fing davon so viel nur sein Herz begehrte und kehrte dann seelenvergnügt nach Nowgorod zu den seinigen zurück.

Am folgenden Sonntage begegnete er wirklich dem hochgewachsenen Manne im blauen Kasan, und da alle Werkzeichen eintrafen, so konnte er nicht zweifeln, daß dieses die Person war, an welche er die ihm vorgeschriebene Rede zu halten hatte.

— Vater Ilmen, begann er also, — der Schwarzbach sendet mich zu dir mit Klage und Beschwerde über ihm zugefügte Unbill ; man hat eine



Mühle an seinem Wasser gebant und benntzt seine Strömung zum Treiben der Räder. Und der schwarze Bach läßt dir sagen : wie du befehlst, so soll es geschehen und wie du es anordnest, so soll es gehalten werden.

— Ueberbringe dem Schwarzbache meinen Gruß, antwortete der Unbekannte, und wiederhole ihm meine Worte : «Solches wie er mir meldet, hat es nicht gegeben in frühern Zeiten, und solches soll es auch fürder nicht geben.»

Mit diesen Worten verschwand er dem Nowgoroder aus den Augen.

In der folgenden Woche fuhr dieser abermals hinaus nach dem schwarzen Bache, um wieder daselbst zu angeln : alsobald stand aber auch schon der Unbekannte vor ihm, mit dem er schon einmal hier zusammengetroffen war.

Nach gegenseitiger Begrüßung fragte der Fremde den Nowgoroder, ob er seinen Auftrag ausgerichtet und welche Antwort der Vater Ilmen ihm zu geben geruht habe ?

Der Bürger wiederholte die Worte, die er aus dem Munde des hochgewachsenen Mannes im blauen Kastan vernommen hatte.

— Wenn die Sachen so stehen, Freund, sagte der schwarze Bach zum Nowgoroder, so angle hier bis zum Abend ; kehre aber heute nicht mehr zur Stadt zurück, sondern übernachte hier an einem sichern und ruhigen Plätzchen, das ich dir anweisen will. Diese Nacht noch wird der Schwarzbach springen und rasen und auf dem Ilmen-See wird es zugehen flott und lustig, toll und wild : nimmer hat es Mühlen gegeben auf dem Schwarzbach und nimmer soll es deren geben auch in Zukunft.

Und in derselben Nacht, meldet die Sage, erhob sich ein Sturm und schwemmte die neuerbaute Mühle hinweg ; unser Nowgoroder aber übernachtete ruhig an der ihm angewiesenen Stelle und kehrte am andern Morgen heim, gesund und unverfehrt.

## Der Petersburger Dwornik. \*)

Vom Kosaken Luganski (Dahl).

Im Hofe ist das Wetter weder gut noch schlecht, d. h. nach der Ansicht Fremder ist es schlecht, die beständigen Einwohner finden es erträglich und hoffen, es werde gegen Abend noch besser werden, und die Mletskutscher sind damit vollkommen zufrieden: fährt man doch mehr in verdeckten Equipagen.

Ein Dwornik setzt das Trottoir aus, ein anderer, ihm gegenüber, lakirt die gußeisernen Pfosten mit einem Gemisch von Lampenöl und Ruß.

— Das Öl, das du da hast, ist wohl ungesotten, Iwan, nicht wahr? hebt der mit dem Besen an.

— Wie so?

— So, man kann es heute von der andern Seite der Straße nicht riechen; sonst zog der Geruch so recht von dir zu uns.

— Ja, es ist ungesotten. Wo soll man denn die Zeit zum Sieden hernehmen, wenn ich nur erst die Pfosten geschmiert hätte, damit man mich nicht wieder beim Grips nimmt.

Da eben Leute vorübergehen mit einem Gange, der zwischen Paß und Trabe die Mitte hält, schlägt sie der erste Dwornik, mit dem Besen weit ausholend, der Reihe nach alle an die Füße. Der Reihe nach hüpfen sie alle über den Besen; einer aber, der Gefahr entgangen, bleibt stehen und schilt.

Der Dwornik setzt seine Beschäftigung fort, als ob er nichts höre und brummt nur nachher vor sich hin, aber doch so, daß es über die Straße zu hören ist: «Kannst du denn nicht einen kleinen Umweg machen? hast du denn keine Augen an der Stirn?» Der andere Hausknecht, für den eben das Wort losgelassen war, lacht, richtet sich auf, streift, mit dem Ellenbogen über die Seite fahrend, die Ärmel etwas auf, läßt den schwarzen fetten Lappen aus der rechten Hand in die linke wandern und kratzt sich mit der freigewordenen Hand den Kopf.

---

\*) Dwornik, eine Art von Hausknecht, der aber mehr zur Bewachung und Reinhaltung von Haus und Hof, als zur Bedienung da ist, wie der deutsche Hausknecht.

Ein ordentlich gekleideter Herr bleibt vor der Pforte des Hauses stehen, sieht nach der Aufschrift und spricht, indem er sich umsieht:

— Hör', Freund, wo ist der Dwornik dieses Hauses?

Grigori schweigt, als hätte er nichts gehört; jener wiederholt seine Frage lauter und dringender.

— Fragen Sie da im Hofe.

Der Herr geht in die Pforte hinein; der andere Hausknecht lacht.

— Warum gestehst du nicht, daß du der Dwornik bist?

— Dergleichen Leute gehen hier viele! antwortet der erste und fährt fort zu fegen.

Da fährt ein Iswoschtschik (Miehlatscher), von Hause kommend im Schritte vorbei, auf der Droschke schlummernd; das Pferd ist wie zerschlagen, die Droschke alt, unter dem Kissen sieht rings herum Hen hervor; vom Rade fällt die Schraubenmutter ab.

Der Dwornik mit dem Besen sieht dem Iswoschtschik eine Zeit lang nach, geht dann in die Mitte der Straße, hebt die Schraubenmutter auf und steckt sie in die Tasche. Als das Rad von der Droschke abfiel, wäre der Iswoschtschik beinahe mit der Nase aufs Pflaster gefallen; er springt ab, hält das Pferd an, sieht sich im Kreise um und läßt zurück. Da er den Hausknecht von der Mitte der Straße zum Trottoir gehen sieht, wendet er sich an ihn.

— Hast du sie aufgehoben, Dinkel?

— Wen aufgehoben?

— Nun, die Schraubenmutter; gib sie mir ab, ich bitte!

— Hast du's denn etwa gesehen?

— Ach, was, gesehen! gib sie mir ab!

— Gib ab, gib ab! was soll ich dir abgeben? erst hättest du mir einen Dworzivennik (дворцовый, 20 Kopelen Silber) bieten sollen, dann könntest du sagen: gib ab.

Der Streit wird etwas hitziger; anfangs bittet der Iswoschtschik, darauf schwört er, er habe nicht einen Djatal (fünf Kopelen Kupfer), er sei eben erst ausgefahren; dann kommt es zum Schelten und Schreien. Hierbei hört man, außer den gewöhnlichen Apostrophen, von einer Seite nur: «Gib sie mir ab!» von der andern: «Was soll ich dir abgeben? hast du's denn etwa gesehen?» Mit diesem Geschrei nähern sich die Feinde einander zum Angriff: der Hausknecht Iwan benützt das angenehme Schauspiel, um lächelnd von seiner Nähe auszuruhen; es beginnt sich das Volk zu sammeln und einen Kreis zu bilden. Da bleibt ein voller, starker Bursche gleichfalls stehen und sagt, nachdem er sich nach der Sachlage erkundigt:

— Was schreist du ans vollem Halse, was red'st du mit ihm? gib du ihm eins, und ich will ihm den Nacken bläuen.

Raum ist das gesagt, als Beide, wie auf Commando, in einem Tempo diese praktische Ermahnung in Ausführung bringen.

Das Volk lacht. Der widerspenstige Grischka, plötzlich überredet, schüttelt etwas den Kopf, holt die Schraubenmutter aus der Tasche seiner Pluderhosen hervor und giebt sie dem Iswoschtschil mit dem Rathe, sie ein anderes Mal nicht wieder zu verlieren; sonst könnte er sie vielleicht nicht wieder bekommen. «Ein anderer wird sie nicht abgeben wollen und in der Schmiede mußt du dafür nach langem Bitten und Beugen einen Rubel zahlen: hat man doch dort euresgleichen viele!»

Nachdem die Zuschauer sich zur Genüge an diesem Schauspiel erfreut, gehen sie jeder seines Weges, aus einander, wobei sie sich von Zeit zu Zeit umsehen; der Iswoschtschil legt das Rad an, dreht die Schraubenmutter und schilt die ganze Zeit hindurch. Grigori nimmt wieder den Besen zur Hand und beschränkt sich auf die Wiederholung desselben freundschaftlichen Rathes. Dwornik Iwan neckt seinen Cameraden mit leisem Lachen:

— Warum hast du es dem Iswoschtschil erlassen! Der Kerl hat wohl eine gesunde Faust, nicht wahr?

Jetzt tritt der oben erwähnte Herr, nachdem er den Hausknecht vergeblich auf dem Hofe gesucht, zur Pforte heraus und wendet sich ziemlich eindringlich an unsern Freund:

— Bist du nicht vielleicht doch der Dwornik?

— Und wen brauchen Sie denn?

— Den Titularrath Bülow.

— Links unter der Pforte, ganz oben, die Thüre linker Hand.

— Warum sagtest du es mir nicht gleich, als ich frug? Du bist ja doch der Dwornik?

— Es giebt viele Dwornike. Bei andern, bei guten Hauswirthen, leben deren drei bis vier; nur der unsrige behilft sich mit einem einzigen.

Der Fremde muß diese ganz eigenthümliche Logik als Antwort hinnehmen, juckt die Achseln und geht der Anweisung gemäß.

Auf der andern Seite der Straße gehen eben zwei Damen vorbei; die eine von ihnen hält ein Schäferhündchen auf dem Arm und kost und küßt es eifrig.

— Sieh, sagt der lustige Dwornik Iwan, — die Damen da wollen ihre Kinder nicht pflegen und warten kleine Hunde.

Beide Damen sehen sich nach dem lustigen Hausknecht um und blicken ihn mit solchen Augen an, als hätte er eine unverzeihliche Frechheit gesagt.

Inzwischen springt aus dem Hause des Dworniks mit dem Besen ein schmutziges Weib, die Hände unter der fettgetränkten Zipschürze gefaltet, welche sie sich, getränkt, daß ihr die Hausfrau zum Küchengebrauch

ein Paar zwillichene oder linnene hatte kaufen wollen, auf eigene Kosten genäht hat.

— Grigori! beginnt sie zu schreien: — was für Volk! Grigori, was ist denn mit dir? wirfst du uns denn heute kein Wasser holen?

— Kannst warten! bist mir gar zu eilig!

— Kannst warten! ach du, mein Gott! die Frau schilt, jagt mich schon zum dritten Mal nach Wasser; im ganzen Hause bin ich herumgelaufen — nirgends ein Tropfen; und siehe, der kühlt sich hier ab, als trüge er uns nur aus christlichem Mitleiden (Христианская любовь) Wasser; wahrlich! So geh doch endlich einmal und hol' Wasser!

— Hol' Wasser, hol' Wasser! geh' nach Wasser und setze zugleich die StraÙe ans, wenn nun aber der Radstratel' (Polizeiofficier) kommt, so haben wir einen schlimmen Feiertag.

— Was soll ich mit deinem Feiertag? feiert ihr, wann ihr wollt, aber jetzt bring' Wasser.

Grigori wendet sich wie ein Bär um und macht sich auf den Weg zur Pforte; das schmutzige Weibsbild läuft, nachdem sie durch ihre Beredsamkeit seine Widerspenstigkeit besiegt, behend unter die Pforte, er aber wirft ihr mit starkem Schwunge den Besen nach, während Iwan die Stimme erhebt:

— Aha! weg ist die halbe Dame: ja, wenig fehlte, so hättest du sie tüchtig gewärmt! Sie belieben gar zu fein beschuht einherzuwandeln! fügt er mit einer Anspielung auf ihre nackten FüÙe hinzu. — Sie werden sich noch die Strümpfe abfrieren, Madam!

Während dieser Unterhaltung haben jedoch Iwan und Grigori das ihrige gethan, weil doch niemand für sie arbeitet. Mit der Morgendämmerung aufgestanden, müssen sie das Holz an Ort und Stelle legen, vor der Pforte auskehren, Wasser für ein Duzend Familien holen, in den vierten Stock Holz, für einen Poltinnik (ein halber Kubel) monatlich, tragen. Da packt denn Grigori einen fürchterlichen HolzstoÙ auf seine Schultern — er möchte es gern mit einem Male abmachen — zieht den Strick, nachdem er die Räder untergelegt, gerade über die Stirn und reibt sich diese nachher nur etwas mit der Hand.

Dann muß er das Trottoir schaden, rein fegen und mit Sand bestreuen, die StraÙe auskehren, den Kehrriht wegbringen, beim Pferdefutterkasten, wo die Riehtkutschen stehen, gleichfalls alles auflesen und in den Hof tragen; übrigens zahlen für diesen Dünger Colonisten gern einen Kubel für's Fuder: da sieht man's, diese Deutschen \*) können alles brauchen. Sieh! da regnet oder schneit es wieder, und er muß wieder das

\*) Unter dem Worte *Аннеур* sind übrigens eigentlich alle Ausländer einbegriffen. D. Uebers.

Trottir fegen — und so geht es einen Tag nach dem andern. Die ganze Zeit muß er auch das Haus hüten und mit dem Billet eines Riethsmanns nach der Stadttheilspolizei laufen; auch des Nachts kann er sich nicht recht schlafen legen; kaum eingeschlummert, weckt ihn die Klingel über seinem Haupte, vor der er sich, wenn er auch wollte, nirgends retten könnte, weil seine ganze Kellerwohnung unter der Pforte kaum für den ungeheuren Ofen Raum genug hat. Steigt man nämlich sechs Stufen hinab, bleibt stehen und bläst die dicke Luft und einen gewissen Wolkendampf um sich herum weg; wird man dann nicht schon auf der dritten Stufe von einer Ohnmacht überfallen, wegen eines gewissen sauern und bitteren Dunstes, so sieht man, nachdem man inmitten der ewigen Dämmerung dieses Kellers die Gegenstände allmählig zu unterscheiden angefangen, außer dem finst erblickenden Ofen noch eine Bank, welche mit ihrem fuslosen Ende auf einem Fasse ruht, einen Tisch, dessen Füße schon einen Zoll über das Tischblatt hervorragen und zwischen dem Ofen und der Wand — ein Bett. Dieses ist an die Klingel, so gut wie ein Fisch in der Fischbarte gewohnt, nur in umgekehrtem Sinne: den Augenblick geht es aneinander, sobald nur die unheilvolle Klingel über dem Haupte des schlafenden Grigori ertönt und erwartet ruhig seine Wiederkunft. — und augenblicklich kommt es wieder kühn in seiner Bewegung, wenn er sich wieder niederlegt und einen Theil seines Schafpelzes über den Kopf zieht. Neben dem Ofen sind an der Wand drei kurze Bretter befestigt und auf diesen befinden sich zwei hölzerne und eine irdene Schale, Löffel, ein Selzwasser-Krug, ein Viertel-Stof, ein halbes Stof, eine Karaffe, ein trübes, leeres Glas und eine vergoldete, buntdesigelte Porzellantasse. Unter der Bank steht ein dunkelbraun-grünlicher Esamowar (russische Theemaschine) auf drei Füßen, zwei zerschlagene Flaschen mit Lampendöl und Ruß, zum Einsmieren der Straßenpfosten und, wahrscheinlich des angenehmen, sättigenden Geruchs halber, eine Menge ausgebrannter, bei Illuminationen gebräuchlicher Lampen. Töpfe giebt es in Grigori's Wirthschaft nicht, dagegen aber halten sich zwei gusseiserne Geschirre, für Kohlsuppe und Grütze, beständig im Ofen auf oder steigen wenigstens vom Herde nicht herab. Sie, wenn auch nur bisweilen, zu waschen, hält Grigori für überflüssig, da er sich aus Erfahrung überzeugt hat, daß, so oft man sie auch waschen mag, sie doch immer schwarz bleiben.

In der Ecke hängen Heiligenbilder, um sie hernm Osterpalmen (pop-  
60pнa), im Heiligenbilder-Behäuse ein vom vergangenen Jahr aufbewahrt  
tes Oßerei und ein Stückchen Kulitsch; unter den Heiligenbildern ein Fläsch-  
chen mit am Epiphaniastage geweihtem Wasser und ein Paar Porzellan-  
eier. Auch dürfen wir das Handtuch, das unter einem kleinen Spiegel in  
einer anderen Ecke, in derselben Reihe mit Platow und Blücher, hängt,

nicht unerwähnt lassen — sei es auch nur darum, weil dessen beide Enden hellroth gefärbt sind. Dieses Handtuch ist mit einer Mischung der verschiedensten Substanzen über und über getränkt und eingeschnürt und wird in dieser Gestalt wohl noch sehr lange verbleiben, — weil Mäuse es nicht erreichen können und Hunde Brigori nicht hält; doch hat er es einst wirklich erlebt, daß ein hungriger Hund dieses mit wahrhaften Substanzen gesättigte Handtuch heimlich davontrug, das auch wahrscheinlich auf diese Art gänzlich verschwunden wäre, hätte sich der Hund nicht mit einem andern um den Lederbissen zu beißen angefangen. Der Streit lenkte die Aufmerksamkeit unseres Dworniks auf die streitige Bente, die nun keiner der kämpfenden Parteien zufiel, sondern ihnen entrisen wurde. Brigori stieß noch den Hund mit dem Fuße, schüttelte das Handtuch ein Paar Mal und hing es dann an seinen Nap. In gewissen Fällen liebt er die Ordnung.

Der Leser könnte die Frage aufwerfen, woher der Hof und die Straße bei Brigori stets so rein, während sein eigener Winkel sich keines übermäßig peinlichen Herren rühmen konnte? Nun, an dieser äußerlichen Reinlichkeit war nicht Brigori schuld, sondern der Rabstratel, der ihn nicht aus den Augen ließ. Daher war eben unserm Dwornik die Reinlichkeit so zuwider geworden und er rächte sich dafür an seiner eigenen Kellerwohnung, über die er als unbeschränkter Herr zu verfügen hatte. Nur hier konnte Brigori frei athmen, nur hier konnte sein Auge mit Wohlgefallen auf dem weich und fettig aussehenden Geräthe seiner kleinen Wittschafft ruhen, hier konnte er sich an Wohlgerüchen weiden und an der nahrhaften Dichtigkeit der Atmosphäre seiner Wohnung.

Den folgenden Morgen grüßten sich Iwan und Brigori wieder über die Straße, mit dem Besen in der Hand.

— Was ist dir? bist du krank?

— Ja, nicht recht wohl; ich kann kaum gehen, so schmerzt mich der Leib.

— Du solltest etwas mit Gurken, tüchtig gefalzen, nüchtern zu dir nehmen.

— Nein, ich habe schon Asche mit Salz eingenommen; vielleicht läßt es davon nach.

Aber offenbar wollte das Uebel von der Asche mit Salz nicht nachlassen; Brigori ging zu seinem Arzte, dem Krämer (Laworschnik) und bat ihn um Abhülfe. Nachdem dieser, ohne viel zu fragen, die wichtigsten Umstände erfahren, ließ er Brigori sich mit dem Leib auf ein heißes Roggenbrot legen, bedeckte den Kranken mit einem Schafspelz, gab ihm etwas heißes zu trinken und stellte ihn so zum Mittag wieder auf die Beine. Brigori bedankte sich bei seinem Arzte und überlegte es, nach dem allen wäre es doch gut, sich in Acht zu nehmen und sich an diesem Tage

mit leichtem Fastenspeisen zu begnügen, mit Samerkohl, Gurken, gedbr-tem Fisch und Hantsbl.

Grigori liebt es mitunter jemanden anzuschreien, bisweilen auch grob anzufahren, aber eben so gern erträgt er manches geduldig und begnügt sich alsdann, sich schmolleud abzuwenden oder auch allenfalls hinter dem Rücken zu schelten. Wohl hundertmal hat er Jwan auf der StraÙe gesagt, es sei der letzte Tag, den er bei seinem Herrn diene, er werde den Dienst morgen bestimmt verlassen, — und am folgenden Morgen trat er immer wieder den Dienst mit dem Besen, der Schaufel und den Wasserfässern an. Der Hauseigentümer ist mit ihm zufrieden, namentlich wegen seiner Ehrlichkeit und seiner strengen Aufsicht.

Verdächtige Gäste erkennt Grigori instinktmäßig auf den ersten Blick und begleitet sie gewöhnlich hinaus, indem er sie mit Fragen, zu wem sie gingen und was sie wollten anfragt, auch wohl mit Fragen nach ihrem PaÙ und Wohnort. Ueber dergleichen Gegenstände lassen sich, wie Grigori aus langer Erfahrung wußte, Leute von diesem Schlage höchst ungern aus und daher entfernten sie sich gewöhnlich, ohne ein Gespräch anzuknüpfen, um an andern Orten ihre Nachsichungen anzustellen. Manchmal geschah es, daß, wenn Grigori einen Mann mit halbabgeschorenem Barte, mit einem schmierigen bunten baumwollenen Luche und zerrissenem Mantel in der Pforte traf, er sich mit ihm unverzüglich in offenerzige Erklärungen einließ und ihm versicherte: «Hier, lieber Freund, ist nicht gut hausen für dich, glaub's mir und geh mit Gott.» Fing er einen solchen Mann bei sich im Hause, so faßte er ihn am Kopf und begleitete ihn so zur Pforte hinaus. Der heitere Hausknecht Jwan amüßte sich in solchen Fällen auf eine andere Art: er ließ den Dieb in die enge Spalte unter der Pforte hineinkriechen und stieß ihn dann von hinten unter verschiedenen Redensarten mit dem Besen.

Trug aber irgend ein glücklicher Finder unter dem Arm ein Kleidungsstück, das ihm irgendwie in die Hände gerathen war, so handelte Grigori mit ihm mit dem ruhigsten Gewissen, sobald man es ihm nur für einen Spottpreis abtrat und es zum verändern taugte. «Was geht es mich an?» sprach er alsdann: «was weiß ich denn? Hab' ich's denn etwa gestohlen? Ist es gestohlen, so ist es doch nicht bei uns gestohlen.»

An Feiertagen kleidet sich Grigori gern als Kutscher, im Sommer in einen PläÙ-Poddsowla (Unterkleid), im Winter in einen fingerhastigen Potulastan (Halblastan), plüschene Pluderhosen und wirft einen Schapsely über die Schultern. Auch trägt er einen niedrigen Sammethut. So sitzt er nicht selten vor der Pforte, mit über der Brust zusammengelegten Armen, pfeift zwischen den Zähnen ein Liedchen, oder nascht Erdbeeren, die er aus einem, man möchte sagen, glühend rothen Luche herausholt. Jwan, neben ihm oder ihm gegenüber, zieht Kohlstämme oder, wenn er



deren keine hat, eine Kube vor. Ihren beiderseitigen Geschmack vermitteln im Sommer unreife, grüne und harte Stachelbeeren von der Größe einer Erbse und beide Dwornike versorgen sich dann fast täglich mit zwei oder drei Pomadenbüchsen von diesem Kaschwerk, welches auf der Straße eine mißgestaltete Alte, mit einer turbanähnlichen Binde auf dem Kopfe herumträgt, indem sie mit einer krähennden Stimme: «reife Stachelbeeren! schöne reife Garten-Stachelbeeren!» ruft. Sie diegt den Kopf nicht zu den oberen Stockwerken hinauf, sondern schießt gewöhnlich in die Kellerwohnungen und füllt für einen Kopelen eine Pomadenbüchse über-voll.

Küsse kann Grigori nicht leiden; er behauptet, daß Küsse zu knacken sich nur für Dirnen zieme.

Darin besteht Grigori's ganzer Feiertag; nur selten betrinkt er sich nach Herzenslust, nachdem er vorher irgend einen Landsmann auf einen ganzen Tag an seine Stelle gesetzt. Ohne diese vorgängige Maßregel getroffen zu haben, geht er niemals spazieren. Erwähnt irgend jemand einen Feiertag, so ist seine beständige Redensart: «Was hat denn unser-eins für Feiertage!» Er war vollkommen einverstanden mit jenem Handwerker, der sich einst sogar über Weihnachten als Feiertag mit einer Beimischung philosophischen Spleens also geäußert hatte: «Was hat Unser-eins für Feiertage! sind's doch im Ganzen nur 3 Tage; man hat nicht Zeit, sich zu amüsiren.» Doch sind die alljährlichen Feiertage, bei all ihrer Bedeutungslosigkeit für Grigori, insofern für ihn wichtig, als er zu allen Einwohnern des Hauses geht, seinen Tribut einzufordern. Auch sind bei ihm, wie bei seinem Herren, alle Wohnungen nach den Einkünften, die er von ihnen zieht, taxirt, vom Grivennik an, den er zweimal des Jahres vom armseligen Buchbinder erhält, bis zu dem rothen Zettel einer Wohnung des zweiten Stockes. Vom Wigbold Iwan nahm er die Gewohnheit an, die Miethsleute selbst nach der Zahl der zu Weihnachten und Ostern von ihnen erhaltenen Rubel zu benennen, wie der Dwugrivenni-Buchbinder, der Dreirubel-Beamte u. s. w. Auf diese Art gelang es ihm sogar, da dergleichen bisweilen zu den Ohren der ehrgeizigen Miethsleute drang, seine Steuer zum Einkaufe von Brantwein zu erhöhen und der Mieths-mann kam aus der Freirubel- in die Fünfrubel-Glasse. Beim Einziehen eines neuen Miethsmannes verstand es Grigori vor der Zeit, vor dem Beginn der Feiertage, diesem mitzutheilen, wieviel er gewöhnlich von seinem Borgänger erhalten habe. Von unruhigen Miethsleuten, die gewöhnlich in der Nacht nach Hause kommen, verlangt er bisweilen dringend ein Trinkgeld (на чай — zum Thee); um ihrewillen habe man gar viel Plackereien, hieß es.

Uebrigens hat Grigori noch einen andern kleinen Erwerbszweig; er beschäftigt sich nämlich in seinem Kreise mit dem Umfah seines eigenen

Capitaliens, und leih auf zuverlässige Bürgschaft oder auf Pfänder bis an 100 Rubel auf Zinsen aus. Es gelingt ihm selten mehr als 8 oder 10 Procent monatlich zu bekommen, wenn man ihm aber eine solche Forderung zum Vorwurf macht, so antwortet er mit einer Handbewegung ganz ruhig: «Nun, so gehe und nimm von anderen.» Grigori sah darin durchaus keine Sünde; «ich zwinge keinen», sprach er, dränge mich keinem auf; meine fünfzig Rubel werden mir ihren Platz im Kasten auch nicht durchliegen.» Daß man so etwas heimlich thun müsse, verstand er sehr wohl. Als alter Dwornik und Bewohner der Petersburger Straßen, der nicht selten Verührungen und selbst Befreundungen mit Gesindel aller Art erlebt hatte, war Grigori nicht nur mit allen Pfaffen der Petersburger Epibuben sehr genau bekannt, sondern verstand auch theilweise ihre Sprache und sein junger Nachbar Iwan nahm bei ihm nicht selten Unterricht in diesem den Wächtern der Hauspolizei nützlichen Wissenszweige. Als beide Dwornike einst an einem Feiertage neben einander vor der Pforte saßen und den Qualm der Illuminationslampen einsogen, brachte Grigori den lustigen Iwan stark zum lachen; es ging eben ein kleiner Haufe Menschen vorbei, wie es schien, vom Theater kommend, wo die Vorstellung eben beendet war, und als dieser Haufe einen Genossen, der zur Beobachtung der шармань (кармань, d. i. Taschen) der Fußgänger aufgestellt war, erblickte, empfingen sie ihn mit der Frage: «То како?» (was oder wieviel hast du an Leim?) d. h. wie viel hast du gewonnen? Da antwortete Grigori ganz ruhig: «дабам, вочнух да монень, d. h. Geld, eine Uhr und ein Sacktuch, und die Epibuben sahen Grigori verwundert an, ohne recht zu wissen, ob er auch ein Masurik, d. h. ihr Camerad oder ein Verräther sei? Iwan lernte gleichfalls von Grigori die Epibuben schrecken und sie mitten in einem Menschenhaufen erkennen: man brauche nur *чрепа*, d. h. nimm dich in Acht! zu sagen und jeder Masurik sieht sich im Kreise um.

Grigori kannte eines jeden Miethsmannes Art zu klingeln. Wenn er des Nachts von der Klingel, die bei den Bewohnern seiner Behausung augenblicklich eine solche Verwirrung anrichtet, aufwacht, brummt er gewöhnlich halb im Schlafe vor sich: «Der Dwugriwenni-Herr — nun, werd' mir nicht zu hitzig, kannst warten»; darauf wendet er sich langsam um, fragt sich, gähnt, wirft den Schafspelz um, nimmt die Schlüssel, macht sich barfuß über den gefrorenen Schnee auf den Weg, zieht unterwegs den linken Armel auf den rechten Arm, bleibt vor der Pforte noch einual stehen, kann in der Schlaftrunkenheit den Armel nicht finden, brummt: «Was Kuckuck, ist denn der Armel vernäht!» ruft dann hörbar: «sogleich!» bemerkt aber dabei, und zwar nicht ganz leise: «Kannst warten, sagt man dir; bist du denn erfroren?» hat aber Grigori endlich das Pförtchen geöffnet, so wird er gewöhnlich höflicher und weicher in

seinem Umgange und sagt sogar, wie wider Willen und mit Zähnen: «treten Sie gefälligst ein!» Zwan hatte für solche Fälle einen andern Kniff; als heittrer und lebhafter Mensch ließ er niemanden vor der Pforte lange warten; wenn es aber spät war, so sagte er zum Eintretenden, indem er ihn, beim Froste barfuß, im bloßen Hemde stehend, begrüßte: «wir hatten, mein Herr, früher auch so einen, der immer spät nach Hause kam — einen guten Herrn, wie Sie, mein Herr, immer gab er mir ein Ratshai. Ratshai! (zum Thee) nicht Kawodki (zu Branntwein), hieß es». Zwan hatte einen Landsmann, einen Dielenbohner, einen Mann von ziemlich feinem Umgange, von diesem hatte er gelernt, sich etwas Höflicher auszudrücken.

Es bleibt uns nur noch übrig, über die Familie, Verwandten, wirthschaftlichen und überhaupt über die häuslichen Verhältnisse unseres Brigori einige Worte zu sagen.

Wohnte er schlecht oder gut, ehrlich auf seine oder unsere Art sein, mochte er viel oder wenig erwerben, — aber er ernährte zu Hause auf dem Lande eine Familie.

Noch an zehn, vielleicht 15 Jahre bleibt Brigori an seiner Stelle, dann aber setzt er sich entweder auf den Ofen, von Geschäften unberührt, oder er fängt im Dorfe einen Handel an, falls die verliehenen Gelder ihm nicht verloren gehen. Dann geht er heim, bringt drei bis vierhundert Rubel mit — hant in der Hütte ein breites Fenster aus, hängt den herabhängenden Laden auf einen Stock und hängt in seiner Wade ein Duzend Bund Bast- und Haufstricke, Halfter u. dergl. mehr auf, stellt ein Faß Theer, ein anderes Faß Honig auf, — leben sie doch auch im Sprichwort beisammen — ein Duzend lederner Peitschen, behaunte Krummhölzer, Fernerklingen, Bastschuhe, Pfeffertuchen, Bänder und ein Paar Bund «Baraschki» — das ist sein ganzer Vorrath, sein ganzer Handel. Wenn ihr oder glaubt, daß Brigori bei solchem Umsatze vor Sorgen um's liebe Brot sich keinen Krass erarbeitet, so irrt ihr euch; ist er doch ein Mann, der sich in der Welt umgesehen hat: sein Theer nimmt bei ihm so wenig ab, daß er dir davon aus einem Faße zwei, selbst drei Fäßer abzapft; den Honig schneidet und schmiert er so uetserhaft, daß, wenn man zum Thee das Papier, in den der Honig eingepackt war, nicht mit ableckt und ausfangt, man den Geschmack dieses Honigs gar nicht zu erkennen vermag. Und seine Stricke vollends — die nehmen gar kein Ende; er mißt sie mit Armsfaden und mißt dir davon soviel, als jedem nur beliebt, ab; es flimmert dem Käufer vor den Augen, so schnell dreites er dabei seine Arme aus; der Artikel ist auf der Reise unumgänglich nöthig und dabei nirgends zu haben, also muß man ihn doch bei ihm nehmen.

Zwan wird wohl nicht ins Dorf zurückkehren, sondern entweder

Rauscher werden oder im Winter Eis hacken und im Sommer mit Äpfeln handeln, im Frühling und Herbst aber auf dem Trödelmarkt alles mögliche kaufen und verkaufen. Das Leben eines Dworniks ist für einen so kühnen Geist zu eng, das Leben daheim zu langweilig; für einen Menschen mit hauptstädtischer Bildung ist es schwer, in solcher Dede zu leben.



## Ein Lustspiel-Stoff,

von Dr. —j.

In einem kleinen Städtchen Deutschlands, einer Gegend, wo die Vaudevillisten die Helden ihrer geistreichen Theaterstücke auftreten lassen, steht in einer namen- und pflasterlosen Straße ein zweistöckiges steinernes Haus, das vom Schicksal ausersehen wurde, der Schauplatz einer Scene zu werden, die man höchst tragisch nennen müßte, wenn sie nicht zugleich höchst komisch wäre. Deshalb ziehen wir auch den Namen Lustspiel, trotz Kummer, Noth und Verzweiflung, die in mancherlei Formen darin vorkommen, jeder andern Benennung vor. Unser Lustspiel zeichnet sich nun vor andern dadurch aus, daß erstens der Held desselben darin gar nicht auftritt, sondern aufgetragen wird, daß er kein Wort spricht, weil er noch nicht sprechen kann, sondern seine Zeit am Lufschdintel schlafend zubringt, und zweitens dadurch, daß von Liebe darin durchaus nichts vorkommt, weder Menschenliebe, noch Liebhaberliebe, weder Gattenliebe, noch Kindesliebe. Um aber der dramatischen Anforderung Genüge zu leisten, steht der Zufall ungesehen hinter den Coulissen, läßt einige der handelnden Personen was wenigens zappeln und begnügt sich zum Schluß, da es keine Tugend zu belohnen giebt, in der Gestalt einer Geldbörse das Ganze zu einem fröhlichen Ende zu bringen. Auf Couplets, fade oder witzig, darf wahrlich der Leser oder Zuschauer durchaus nicht rechnen und zwar aus dem Grunde, weil den Spielenden, dem einen vor Aergern, den andern vor Angst und Verzweiflung, gar nicht sängerig zu Muthe ist, und weil der Held selbst noch gar nicht singt und höchstens schreit.

Und jetzt zur Exposition.

Der Ort der Handlung ist, wie gesagt, jenes zweistöckige Haus, das stolz auf die andern, schlechteren hölzernen Glieder der Straße hinabsieht. Im untern Stock wohnt der Hauseigentümer selbst, Herr Hämmerlein, im obern, außer andern Miethskleuten, der Kopist Schmurzel. Herr Hämmerlein gehört einer Familie an, deren Genealogie bis in das heidnische Sparta hinauf reicht, wo bekanntlich das Stehlen einen Zweig des Jugend-Unterrichtes ausmachte. Wie gut, nebenbei gesagt, daß die Civilisation jenen Lehrazweig aus der Erziehung gestrichen und eine Menge Gesetze über Mein und Dein aufgestellt hat, welche die erschreckliche Fruchtbarkeit jener Familie beschränken sollen. Unser Hämmerlein ist ein Mann, der nach einem thatenreichen Leben sich in die Ruhe zurückgezogen hat.

Wir dürfen, ohne ihm zu schaden, offen bekennen, daß, als er in die Welt trat, eine innere moralische Centrifugalkraft ihn aus dem Herzen seines Vaterlandes an dessen Peripherie oder Grenze zog, wo er seine Landsleute mit den Erzeugnissen des Auslandes auf wohlfeile, obgleich heimliche Weise bekannt zu machen strebte. Hämmerlein war ein berüchtigter Schleichhändler. Als er aber einst in einer schönen Nacht von den Jöllnern überfallen wurde, gab er jenes gefährliche, obgleich lucrative Handwerk auf — die moralische Umwandlung und Reaction geschah wahrscheinlich während der langwierigen Cur seiner vielen Wunden jenseits der Grenze — er wurde statt des gehegten Wildes selbst hegender Jäger, er wurde selbst Zollwächter, und in kurzer Zeit ein Schrecken seiner früheren Genossen. Als er aber wieder einst in einer schönen Nacht überfallen wurde — aber diesmal von den Schleichhändlern — gab er auch dieses lucrative aber gefährliche Handwerk auf, verließ den Schauplatz seiner Thaten für immer und kaufte sich in jenem gelegneten Städtchen an mit «dem Wischen, was er erübrigt.» Er ist jetzt ein hoher Fünfziger, noch rüthig, obgleich beleibt, erzählt gern von seinen Heldenthaten — als Grenzwächter und zeigt seinen Freunden bei Gelegenheit seinen benardten Körper (Schleichhändler-Marken sehen genau so aus wie Jöllner-Marken). Unser Hämmerlein hatte es in anderen Carriern versucht, aber sich bald, über Mangel an Anerkennung klagend, zurückgezogen; eben so war ein Heirathsversuch, man sagt, an seinem Kufe, gescheitert. Er lebt also als Junggesell in seinem eigenen Hause, hält sich eine Haushälterin, die zufälligerweise sehr ehrlich, aber sehr unsauber ist, verbringt den Vormittag mit Rauchen und dem Studium des Intelligenzblattes, das sich mit nichts weniger als mit der Intelligenz beschäftigt — eine andere Lectüre kennt er nicht — ist zu Mittag bei einem Spel-sewirth und macht Abends seine Parthie Schaafskopf. Besondere Kennzeichen: ist durch und durch Egoist.

Steigen wir nun die Treppe im Hämmerlein'schen Hause hinauf, in die Wohnung N<sup>o</sup> 7, und machen uns mit dem Copisten Schmurzel nebst Familie bekannt. Gotthold Nepomuk Schmurzel ist das gerade Gegenheil seines Wirthes, moralisch wie physisch. Ein kleines, mageres gebrechliches Männchen, viel älter aussehend als er in der That ist, seit vier Jahren glücklicher Besitzer von einer nicht mehr ganz jungen Frau und vier Kindern, seit fünf Jahren in einem Comptoir dienend und zweihundert Thaler Gehalt beziehend. Gotthold Nepomuk Schmurzel ist ein stiller, rechtlicher und arbeitsamer Mann; er ist immer der Erste an seinem Ganzeleitische und findet wenig Zeit, daselbst Zeitungen zu lesen oder über Allotria mit den Collegen zu conversiren. Denn er hat in dem Comptoir das wichtige Geschäft — nicht des Abfassens der Papiere, sondern das wichtigere, des Reinschreibens derselben, und seit vielen Jahren

hat kein Papier das Comptoir verlassen, das nicht die kalligraphischen Schriftzüge Schmurzel's aufwies. Unnachahmlich schön sind besonders die ersten Worte in jeder Schrift geschrieben. Denn da der Comptoir-Chef ein im Stile ergrauter Veteran, die Eigenthümlichkeit besitzt, jedes in der Kanzlei angefertigte Schriftstück mit einem viel sagenden «Alldiweil» beginnen zu lassen, eine Eigenthümlichkeit, die streng wie ein Gesetz befolgt wird, und unser Schmurzel der Copist par excellence ist, so war es natürlich, daß er bei tausendfältiger Wiederholung der nämlichen Anfangsworte auch endlich das meiste Interesse auf diese verwandte, daß das «Alldiweil» endlich in fabelhafter Schönheit erschien zu nicht geringer Befriedigung seines Chefs und zu seinem eigenen innersten Entzücken. So sehr verwuchs endlich das geliebte «Alldiweil» mit ihm selbst, so sehr absorbirte es sein ganzes Denken, daß er nur mechanisch und bewußtlos copirte, was hinter dem «Alldiweil» stand; er würde ruhig die furchtbare Anklage seiner selbst abgeschrieben haben, wenn sie mit «Alldiweil» angefangen hätte. Endlich ging es auch in seine Redeweise über und Gotthold Repomul begann auch die gleichgültigste Bemerkung mit dem unvermeidlichen «Alldiweil». Diese rührende Anhänglichkeit zog ihm, neben seinem Fleiße, eine jährliche Geldbelohnung von seinem Obern zu, aber auch manche Verspottung seiner Collegen, und er wird jetzt allgemein einfach Gotthold Repomul Alldiweil genannt.

Was seine häuslichen Verhältnisse betrifft, so berechnen ihn seine Gemüthsruhe und Anspruchslosigkeit dazu, sich glücklich und zufrieden zu fühlen; er würde es auch sein, wenn er nicht arm wäre. Madame Schmurzel, Agathe Emerentia, vor vier Jahren eine nicht mehr junge und nicht eben schöne Jungfrau, ziemlich beschränkten Geistes, aber mit vielen Anforderungen an das Leben und an Gotthold Repomul, hat sich seitdem nicht sehr zu ihrem Vortheil verändert. Die vielen Kinder und die vermehrten Ausgaben, welche die Armuth zur Noth steigerten, haben sie etwas empfindlich und scheltföchtig gemacht. Als Wittigst hatte sie ihrem Manne, außer ihren persönlichen Vorzügen, die in ihren Augen unschätzbar waren, nichts mitgebracht, als einen zu beerdenden Dufel, der auch bei seinen seltenen Besuchen in der Schmurzelschen Wohnung nie unterließ, seinen Kindern, wie er das Ehepaar nannte, die Fata Morgana eines nicht unbeträchtlichen Nachlasses vorzuspiegeln. Da er aber beim Kommen und Gehen ihnen nie etwas anderes in die Hand drückte, als seine eigene, leere, so muß man sie nicht für unmoralisch halten, wenn sie zuweilen mit Vergnügen an den schmerzlichen Augenblick der Trennung von diesem Dufel dachten, dessen ewig leere Hand sich erst füllen sollte, wenn sie kalt und starr war. Unglücklicherweise genoß derselbe, ein rüstiger Sechziger und Verwalter in einem adeligen Hause, einer entsetzlich guten Gesundheit, und die kleinen Schlag-

anfalle, die ihn wiederholt getroffen und bei denen Mad. Schmurgel sich äußerst zärtlich und betrübt geberdet hatte, schienen nur eben so viel Beweise der Ohnmacht des Todes gegen eine solche Menschen-Constitution gewesen zu sein. Immerhin spielte der Dunkel, trotz seiner seltenen Besuche, eine große Rolle in der Familie; er war der Leitstern dieses ehelichen Lebens, obgleich er, wie gesagt, selten über dem Horizont desselben erschien.

Außer den drei Hauptpersonen, deren Character wir zum Frommen der Bearbeiter dieses Lustspielstoffes zu schildern gesucht haben, und außer der Haushälterin des Herrn Hämmerlein, die sich von einer gewöhnlichen Bäuerin durch nichts unterscheidet, als durch etwas weniger Unsauberkeit, sind noch zu erwähnen eine stumme Person, weiblichen Geschlechts und vier schreiende, die aber glücklicherweise hinter der Scene bleiben und niemand anders sind, als die vier Schmurgel'schen Kinder und darunter der Held selbst. Beim Aufrollen des Vorhangs stellt die Decoration ein gemeinsames Wohnzimmer oder Vorhaus dar, in welches mehrere Wohnungen münden. Rechts und links von der Bühne sieht man keine Möbel; dahingegen im Hintergrunde auch nicht. Einige Fußtrayer oder schaumige Fußteppiche vor den Thüren beleben allein die Scene. Nachdem das Publicum Zeit gehabt, sich zu orientiren, geht eine Seitenthür auf — die Wohnung des Wirthes — und Herr Hämmerlein tritt, begleitet von der Haushälterin, Frau Zierlein, auf. Er hat zu Mittag gegessen, geschlafen und verbaut, und schickt sich an, sich zu einem Freunde zu begeben, um seine Abend-Schaafskopfs-Parthie zu machen.

Es erfolgt nun zwischen ihm und dem begleitenden Weibe eine Scene — nicht das, was man gewöhnlich eine Scene nennt — sondern die gewöhnliche Scene eines Abschiedsgespräches, welches dem Bearbeiter des Lustspiels ein weites Feld der Thätigkeit überläßt, indem es ihm freistellt, die Leute einander sagen zu lassen, was er will, mit einziger Ausnahme von etwas geistreichem oder edlem, weil das nicht mit den späteren Handlungen des Wirthes übereinstimmen würde. Nach unserm Dafürhalten bleibt das Wetter unberücksichtigt, dagegen wird die Wachsamkeit dringend empfohlen, Mäßigkeit und Ehrlichkeit gehörig gewürdigt. Ein Ausfall auf schlechte Menschen überhaupt und Epigbuben insbesondere — ein kleiner Seitenhieb auf zweideutige Mietbsleute läuft darunter — eine ganz frische Diebsgeschichte, das Schrecken einer selbstverschuldeten Feuersbrunst, besonders in einem unversicherten Hause, alles dieses bringt Hämmerlein, vielleicht zum hundertsten Male, aufs Tapet, in der edlen Absicht, bei seinem Kartentisch nicht durch beunruhigende Gedanken an sein Haus gestört zu werden. Der Bearbeiter hat zugleich von Glück zu sagen, wenn es ihm jetzt einfällt, die Rede auf die Familie Schmurgel zu bringen, und zwar von Seiten der Haushälterin — die von dem Jammer derselben mit bäurischer Gefühlsweise spricht. Häm-



merlein, kein Freund von irgend einer Gefühlswaise, und besonders kein Kinderfreund, schießt die mitleidige Seele zum Ruck und empfindet sich auf diese zweideutige Weise dem Publicum. Nach seinem Abtritt kann sich Frau Hierlein nicht enthalten, einige leider sehr wahre, aber tabeinde Bemerkungen über ihres Brodherren Character zu machen, indem sie ihn der Erbarmungslosigkeit zeihet und etwas von seinem früheren Lebenslauf fallen läßt. Es schmerzt sie zugleich sehr, daß sie selbst nichts hat, der armen Familie zu helfen, und in dieses Nichts durchbohrendem Gefühle geht sie ab.

Nach diesen beiden Scenen verwandelt sich das Theater und macht das Publicum mit dem Gros der Zimmer der Familie Schmurzel bekannt. Saal, Gast- und Speisezimmer stellen sich zusammen in der Decoration einer Stube unter dem Dache dar, eine Seitenthür ängstigt aus mit der Idee eines Schlaf- und Kinderzimmers, und die Lage der Rücke bleibt der Phantasie des Zuschauers überlassen. Das Armement dieser Stube gleicht dem der ersten Scene sehr, mit alleiniger Ausnahme eines Arbeitstisches für den fleißigen Vater und einiger heftischen Stühle. Uebri- gens sehen wir es kommen, daß ein gefühlvoller Regisseur noch eine rothangestrichene Kommode, und ist er zugleich ästhetisch, gar einen klei- nen Wandspiegel, hinzusetzt. Es sei. Die Eheleute treten aus der fata- len Seitenthür ein, er in einem verkommenen Hausrock, sie ebenfalls im négligés und so schlampauzig, als es das ästhetische Gefühl der Schau- spielerin erlaubt. Das jetzige Gespräch der Eheleute ist nur das résumé eines in der Schlafkammer stattgehabten, in welchem sie zu dem verzweifel- ten aber nothwendigen Entschluß gelangt sind, einen ihrer Zwillinge auszu- setzen, da es der Mutter unmöglich wird, beide zu ernähren. Madame ist zugleich mit ihrer Ansicht durchgedrungen, den reichen, kinderlosen Häuwerlein mit dem Geschenk eines neugebornen Kindes zu beglücken und zweifelt nicht, daß er dem unbekanntem Oeder dankbar und dem ge- schenkten Kinde ein guter Waisen- und Pflege-Vater sein werde. Schmur- zel war mit seinen Zweifeln in der Minorität, geblieben. Alle seine Gründe gegen den Act des Aussetzens selbst, wie auch gegen die Wahl des künftigen Erziehers, hatte Madame siegreich und rasch widerlegt und zwar durch eine einzige Handbewegung, nämlich die auf ihren inhaltlee- ren Busen. Aber des Vaters Einwilligung genügte noch nicht; er sollte auch noch die Rolle des postillon d'amour übernehmen, und dem zu beglückenden Häuwerlein das Geschenk vor die Thüre setzen. Hiergegen nun hatte sich der unglückliche Schmurzel mit der ganzen Energie seiner Haarsenfüßigkeit gestemmt, hatte geschworen, daß Angst und Schwäche ihn zum Kindesmörder machen würden, da er nicht die Kraft, wenn auch den Muth, das Kind hinunter zu tragen, haben werde, und so lange gejamert, bis Madame ihre Autorität geltend machte und durch ein la-

tegorisches «Ich will!» ihm Schweigen auflegte. Wie gesagt, das Ehepaar resumirt nur beim Auftreten das früher Verhandelte. Da es unterdes dunkel geworden und Hämmerlein ausgegangen ist, fordert Madame ihren Gatten auf, sich fertig zu machen, indem sie selbst sich entfernt, um das Würmlein zu holen. Schmurgel ist jetzt allein. Es ver schlägt übrigens nicht, wenn man ihn in diesem Augenblick einen Hamlet'schen Monolog halten lassen wollte; er mag gelinde jammern, aber zum philosophiren hat er weder Zeit, noch auch Gabe. Madame erscheint mit einem verpackten Waschkorb, dessen Inhalt zärtliche Mütter unter den Zuschauern ahnen und bemitleiden. Madame nimmt selbst einen Anlauf zur Nührung, hält indes klüglich genug an, als sie sieht, daß ihr Gatte selbst jammert; sie untersucht nicht einmal, ob es der Vater oder der Haasensfuß in ihm ist, sondern schiebt ihn mit seiner theuren Last zur Thüre hinaus. Wenn der Regisseur in diesem Augenblicke über einige schreiende Kinderstimmen hinter den Couliissen zu disponiren hätte und der Bearbeiter für Mad. Schmurgel selbst einige herzzerreißende Worte einer Rode, Medea oder Norma entlehnte, mit obligatem Gebehrdenspiel, der Eindruck müßte ein wahrhaft colossaler sein, und unter dem allgemeinen Schreuzen und Schluchzen fände die unglückliche Mutter die beste Gelegenheit, sich in ihr Schlaf- und Kinder-Zimmer zu begeben.

Nun verwandelt sich wieder die Scene, wie im ersten Austritt. Die Leere und Dunkelheit des Vorzimmers ist ganz geeignet, das erschütterte Publicum wieder zur Fassung zu bringen; alles ist jetzt auf das weitere Schicksal des Wurmes gespannt. Schmurgel tritt mit dem verhängnißvollen Korb, und so viel man in der Dunkelheit erkennen kann, zitternd und jagend ein. Er stellt denselben an die Thür Hämmerleins, so daß der die Thür passirende an ihn stoßen muß, dann erst tritt er in den Vordergrund und spricht allerlei, worin nichts von Neue aber viel von Angst vorkommt. Eben als er sich entfernen will, hört er Geräusch an der Thür; diese öffnet sich und eine Weibsperson schleicht herein mit einem Korb unter dem Arme, setzt diesen Korb an Hämmerleins Thür, klopft heftig an diese und schleicht dann ebenso leicht davon. Es ist gerade noch hell genug für Schmurgel zu erkennen, daß er dies Weibsbild nicht kennt — aber ewig schade bleibt es, daß es für das Publicum nicht hell genug ist, um Schmurgels Gesichtszüge genügend zu beobachten. Sein Miensspiel unter dem Einfluß aller möglichen niederschlagenden Gemüthseffecte ist unbeschreiblich. Sprachlos und gelähmt steht er da und als er Zunge und Beine wiederfindet, benützt er diese nicht, um schweigend davonzulaufen, sondern nur sich zu überzeugen, was der zweite Korb enthält. Mit dem Ausruf: «ein Kind!» telegraphirt er mit den Armen in der Luft umher und schickt sich an zu monologistren. Aber darüber versäumt er unwiederbringlich eine köstliche Minute, die Minute der

Flucht. Zuerst öffnet sich geräuschvoll die Mittelhür und herein tritt brummend der Hauswirth und noch dazu in der übelsten Laune von der Welt, da aus seiner Schaafskopf-Partie nichts geworden ist. Hämmerlein hört an seiner Thür etwas rappeln, springt beherzt hinzu und faßt den unglücklichen Vater. Daß er ihn vor Eröffnung der Verhandlungen gleich realiter beleidigt, ist nicht notwendig, und der Bearbeiter mag es vermeiden, doch ist kaum zu verhüten, daß der alte Zollwächter seine Beute, wie olim einen Schleichhändler, etwas derbe packt und zauft, was, nebenbei gesagt, dem Rabenvater ganz recht geschieht. Nun öffnet sich auch die Seitenthür und Frau Zierlein, durch das Klopfen herbei gerufen, erscheint mit einem Licht und beleuchtet die graufige Scene. Schmurgel bleibt nichts übrig, als in die Knie zu sinken und die Wahrheit zu berichten. Als man aber nachsieht und zwei Körbe mit zwei Kindern findet und nun Schmurgel die Geschichte von dem unbefannten Weibsbilde aufzählt, glaubt ihm, außer dem Publicum, niemand. Hämmerlein nennt ihn einen schamlosen Lügner und selbst die sonst milde Frau Zierlein ist über die Art und Weise, wie der Rabenvater die Entäußerung aller Kindesliebe zu bemänteln sucht, empört. Ja, der unglückliche Schmurgel ist nicht einmal im Stande, auf die höhnische Aufforderung Hämmerleins, zu bestimmen, welches von beiden Kindern denn seines sei, da beide Körbe sich ähnlich sehen und er am Ende gar ein fremdes seiner Frau zurückbringen könnte. Hämmerlein macht allen Zweifeln dadurch ein Ende, daß er Schmurgel unter Androhen einer Klage bei der Polizei oder dem Comptoir-Chef, beide Körbe anzwingt und dieser Unglückliche mit beiden Körben beladen, den Fluch des Wirthes und den Abscheu der Haushälterin gar nicht einmal gerechnet, geht weinend und wehklagend ab. Die Stimmung des Publicums ist getheilt. Die einen verdammen den Abgehenden und sagen: «Es geschieht ihm schon recht»; die andern bemitleiden ihn und sagen: «Es ist doch zu hart.» Und diese getheilte Stimmung benützt Schmurgel weise, um sich durch seine Entfernung dem Ausdruck des gerechten Tadels über seine Unbarmherzigkeit zu entziehen. — Während der Verwandlung, die die Zuschauer wieder und schließlich in die Schmurgelsche Familie versezt, dauert die getheilte Stimmung noch fort; erst als man die arme Frau auftreten und sich über das lange Ausbleiben des Gatten wundern sieht, gewinnt das Mitleid die Oberhand, und Parterre und Logen sehen mit Beklemmung auf die Thür. Endlich öffnet sich diese und, ein Bild der Verzweiflung, kehrt der Erwartete mit seinen beiden Körben in seine Heimath zurück. Die nun satt habende Erklärung bietet dem Bearbeiter reichlichen Stoff dar, und er braucht gewaltige Redensarten und Thränen nicht zu schonen, denn je graufiger er die Vorken sich über diesen schuldigen Häuptern zusammenballen läßt, desto herrlicher ist dann das plötzliche

Erscheinen der Glücksscene mit dem versöhnenden Regenbogen. Und dieser plötzliche Durchbruch geschieht in dem Augenblick, wo Madame den fremden Korb untersucht, und darin ein hübsches Kind, einen vollen Beutel und einen Brief findet, in welchem dem Erzieher keine kleine Summe auch für die Zukunft garantirt, eine Summe, die hinreicht, auch alle Schmutzigen Kinder zu ernähren und zu erziehen.

Dieser versöhnende Ausgang ist ganz geeignet, nicht nur die Schmutzigen Eheleute, sondern was wichtiger ist, alle Anwesenden zu befriedigen und für den erlebten Jammer zu entschädigen, und es ist daher mehr als wahrscheinlich, daß der moralische Eindruck ein wohlthuender und nachhaltiger sein wird. Daher, herbei alle ihr Baudevillisten und Lustspielichter, deutsche, russische oder französische, die ihr so reich an Stoffmangel und doch so gern und oft die Affichen, wenn auch nicht das Theater, mit euren Geistesproducten füllt. Hier ist ein dankbarer Stoff und es bleibt euch fast nichts übrig, als die Wahl des Titels; so mundgerecht überkommt ihr die Sache. Eine Schablone, ein Bild und die nöthigen Farben zum Coloriren dazu. Und alles — Gratis!



## Uwarowski's Erinnerungsu. \*)

(Aus dem Jakutischen)

Brief Uwarowski's an den Akademiker Herrn D. Böhlingk.

Mit dem Wunsche, die Sprachen verschiedner benannter Völker kennen zu lernen, kamst du im vergangenen März in meine Wohnung, und erzähltest mir von deinem Vorhaben, die ganze von den Jakuten gesprochene Sprache in Schrift zu setzen. Du batest mich, dir bei dieser Arbeit behüßlich zu sein.

Das Land der Jakuten ist mein Geburtsland, die Sprache der Jakuten meine Muttersprache: hätte ich demnach nein sagen und dir bei deiner schönen und nützlichen Arbeit nicht behüßlich sein sollen?

Der siebente Monat wird eden voll seit dem Tage, da du den Anfang mit der jakutischen Sprache machtest: in wenigen Monaten geht deine Arbeit zu Ende. Dein Verstand und der Umstand, daß du im Verlauf von wenigen Monaten den Grund und die Kraft der jakutischen Sprache erkanntest, ist ein bewundernswerther und guter Bürge dafür, daß die Mäßen, denen du dich unterzogst, zu großem Nutzen gereichen werden. Die jakutische Sprache gilt aus Mangel an Schrift für eine todtte Sprache; nur eine kleine Zeit wird es dauern, so wirst du sie beleben. In kurzem wirst du das Lob, sowohl hochstehender als auch gelehrter Leute erlangen und den endlosen Dank des jakutischen Volkes empfangen. Die jetzige Generation wird in vollem Maße aus deiner Schöpfung Nutzen ziehen, deinen Namen preisen und mit aufrichtigem Herzen für dich ihre Knie beugen vor dem hohen göttlichen Schöpfer. Dies wird das Zeichen ihrer Erkenntlichkeit, dies dein Lohn sein.

Im Verlauf unserer Beschäftigung wünschtest du aus einer jakutisch geschriebenen Schrift die Art und Weise meiner Abstammung, meiner

---

\*) Die nachfolgenden Schilderungen aus dem jakutischen Leben wurden von Herrn Akademiker Dr. Otto Böhlingk als Sprachprobe in seinem ausführlichen Werke «Ueber die Sprache der Jakuten» mitgetheilt. Wir haben uns so viel als möglich an die wörtliche Uebersetzung des Textes gehalten, um unsere Leser nicht des vollen Eindrucks der Einfachheit und Gemüthlichkeit jener Sprache zu berauben.

Geburt und meines Lebensganges kennen zu lernen. Bei deiner Freundlichkeit war es unmöglich, auch in diesem Punkte deinen Wunsch nicht nach Kräften zu erfüllen. Das mit diesem Gedanken von mir beschriebene Leben, das ich «Erinnerungen» benenne, übergebe ich dir mit diesem Brief.

Ich bin mit der Unpöflichkeit dieser Schrift bewußt: nur du wirst sie Beispiels halber lesen, niemand anders als du wird sie durchblättern. — Nichtsdestoweniger war das Schreiben dieser «Erinnerungen» ziemlich schwierig, und es konnte auch nicht anders sein: es war vorher noch keine Schrift in jakutischer Sprache geschrieben worden, man kannte noch nicht die geeignete Weise und das Gesetz, die Sprache in Schrift zu setzen. Von alten Zeiten her bis jetzt tritt uns, jakutisch geschrieben, nur ein heiliges Buch, Katechismus genannt, entgegen, und auch diese Schrift ist aus einem russischen Buche sehr schlecht übersetzt worden. Daher freue ich mich jetzt darüber, daß ich die erste Schrift in der Sprache der mir theuren Jakuten verfaßt habe.

Ich hielt es für zu gering, in diesen «Erinnerungen» einzig und allein von mir selbst zu schreiben: da findet sich nichts als Unglück und traurige Erinnerungen. Aus diesem Grunde fügte ich, wenn auch nur kurz gefaßt, eine Beschreibung der Lebensweise der Jakuten hinzu. Ausführlich zu schreiben verbot die Veranlassung meiner Schrift; dann ist aber auch der Jakute in seiner Lebensweise von allen andern Völkern verschieden; seine Denkweise und sein Character haben sich im Verlauf von mehreren Jahrhunderten wenig verändert, seine Gesetze und Rechte sind eigenthümlich, der Umfang des von ihm bewohnten Landes maßlos, seine Wälder reich an unverrichtbaren, kostbaren Thieren, seine Gewässer an bekannten schönen Fischen, die Kälte und Hitze seines Landes ist von übermäßiger Heftigkeit, die Treibkraft der Gräser und Bäume sucht ihres Gleichen. Wenn man alles dieses ins Einzelne beschreiben wollte, würden mehrere dicke Bücher daraus hervorgehen. Dabei dürfen noch die von Jahrhundert zu Jahrhundert, von Generation zu Generation fortlaufenden mündlichen Ueberlieferungen nicht vergessen werden: wer war ihr Urahne? wodurch getrieben, fanden sie das über alle Maßen entfernte Land? haben sie von Alters her keine Schrift gekannt, oder haben sie in der Folge ihre Schrift erdacht? In diesen mündlichen Ueberlieferungen würde man manches Alterthümliche, das nützlich und glaubwürdig ist, schöpfen können. Alles dieses bleibt jetzt ungesagt bis zu der Zeit, da die Jakuten aus deiner Unterweisung die Sprache, die sie reden, werden zu schreiben gelernt haben, oder ein verständiger Russe, in glücklichen Lebensverhältnissen, eine solche Mühe wird auf sich nehmen. Wie nützlich wäre es, wenn man indessen die heilige Schrift, oder die Lebensbeschreibung berühmter Männer in ihre Sprache übersetzte und ihnen zuseh-

bete! Sie würden dieses alles lesen, begreifen und sich an Nachdenken und Unterricht gewöhnen.

Von Herzen wünsche ich, daß du das von dir begonnene Werk vollenden mögest. Krankheit und Verlaß treffe weder dich noch deine Familie, Unglück irgend einer Art nahe sich dir nicht bis zur Stunde, da du stirbst.

Dein dich beständig achtender und dir gutes wünschender  
Uwarowski.

Nach der Rechnung der Jakuten: der achte Tag der neuen Hälfte des siebenten Monats (November).

### Uwarowski's Erinnerungen.

Glück und Unglück gehen in einer Reihe mit dem Menschen.  
Sprüchwort.

Korn wird Mehl, wenn es gemahlen wird.  
Sprüchwort.

Am linken Ufer des berühmten großen Flusses (der Lena), hundert Riß von der Stadt Jakutsk, nahe am Eismeer, war eine Stadt mit Namen Schigansk. Es ist schon lange her, daß sie verfiel und verlassen wurde. In dieser Stadt, meinem Geburtsort, war mein Vater Kreishauptmann.

Als jene Stadt aufgehoben wurde, kehrte mein Vater nach Jakutsk zurück: ich war damals vier oder fünf Jahre alt. In diesem Alter erinnert sich das Kind weniger Dinge. Dessen ungeachtet ist mir in meinem Gedächtniß geblieben, wie mein Vater acht bis neun Monate im Jahre auf weiten Reisen zubrachte, und ein hübsches Theil Mühen auf seine Schultern nahm; wie ich mit meiner Mutter weinte, mich langweilte und ihn nicht erwarten konnte; wie ich zweimal beinahe gestorben wäre: einmal, als ich längs eines Baumes über einen Fluß ging und ins Wasser stürzte; das andere Mal, als ich im Hause eines Jakuten in einen Kessel fiel, in dem man Futter für die Hunde kochte.

Endlich erinnere ich mich der folgenden Begebenheit. Als ich eines Tages im Sommer früh am Morgen aufgestanden war, erschrad ich mich zu Tode vor einem furchtbaren Räuber von wildem Aussehen, der am Eingange des Hauses, mit einem geladenen Gewehre stand. Später erfuhr ich, daß er als Wache hingestellt worden, damit seine Gefährten nicht aus Versehen unser Gut raubten.

Er war der Genosse von vierzehn bis funfzehn entlaufenen Epikubun. Sie alle waren aus dem Orte in Schypl, wo das Salz gekocht wird, entlaufen, hatten unterwegs das Gepäck vieler Kaufleute geraubt, sich längs des Alban in die Lena hinabgelassen und waren so zu Schiffe nach Schigansk gekommen. Als sie hier in der Nacht anlangend, die

Soldaten und Kosaken schlafend antrafen, banden sie ihnen Hände und Füße, steckten sie in's Arrestantenhaus und schloßen sie dort ein. Sie selbst theilten sich in mehrere Parteien und raubten die Güter der ganzen Stadt.

Denselben Tag, ungefähr zu der Zeit, wenn die Tagesmilkung der Kühe (zwischen neun und zehn Uhr) vor sich geht, versammelten sie sich alle, nachdem sie den Raub vollbracht hatten, in unserm Hause.

Ich erinnere mich, wie eines gestrigen Ereignisses, wie diese thierähnlichen, furchtbaren Leute\*), eben zu der Zeit, als ihr zorniges, schwarzes Blut vor Feuer kochte, und das Blut der von ihnen getödteten Menschen dampfte, meinen Vater und meine Mutter umstanden, in einem Augenblicke aus ihrem Schrecken erregenden Wesen in die Art und Weise gutgesinnter Menschen übergingen und aus dem Innern ihres Herzens ihren Dank dafür abhatteten, daß jene hülfreich waren gegen arme Leute.

Dieses Ereigniß hatte nicht seines Gleichen im Lande der Jakuten.

Ich erinnere mich, als wenn es gestern geschehen wäre, wie ihr Anführer, seiner Nation nach ein Georgier, ein Mann von überaus großer Statur, der sich allerlei Waffen angehängt hatte, und mit rothen, längs der Naht mit Silber besetzten Weinkleidern geschmückt war, mich auf seinem Schooße hielt, und während er mich beständig mit Süßigkeiten bewirthete, selbst weinend da saß. Es hatte den Anschein, als wenn er sich irgend einer Vergangenheit erinnerte.

Mein Vater und meine Mutter konnten von ihrer Seite an diesem Tage, der unerwartetes Unglück gebracht hatte, nicht anders als von Dank erfüllt sein: wenn der schwarze Gedanke des Raubes in die Köpfe dieser Leute gekommen wäre, dann ohne Zweifel würden sie gänzlich zu Grunde gerichtet sein.

Hierauf wurden die Räuber mit einem Frühstück gespeist, worauf sie um Mittagszeit, ihre reiche Beute mit sich nahmen, und auf der Lena fortschifften.

Es ist unmdglich, die Trauer, die Thränen aller Familien der Stadt, deren über dreißig waren, zu schildern. Als sie erst am Abend aus dem Balle, in den sie sich gestücht hatten, zurückkehrten, fanden sie ihre Häuser rein ausgeleert und das unterste zu oberst gekehrt.

Denselben Sommer, ich erinnere mich nicht nach Verlauf wie vieler Monate, holten von Irkutsk gekommene Soldaten und Kosaken die Räuber in einer Entfernung von 70 Rds von Schigansk ein, diese ergaben sich nicht in Güte, sondern vertheidigten sich, in Folge dessen tödteten die Soldaten die größte Hälfte, die am Leben gebliebenen brachten sie nach Irkutsk.

---

\*) Es waren gebrandmarkte Verbrecher.



Von dem geräthsten Gute kam nur sehr wenig zum Vorschein : das Uebrige hatten sie versanken lassen und auf diese und jene Weise verschleudert.

Die Gegend von Schiganof entbehrt für den Blick des Menschen jeglicher Schönheit und Mannigfaltigkeit. Die Physiognomie und der Character des Landes sind folgender Art : eine zwischen zwei Bergen befindliche Tunge, und herum dichtes Gebüß, in dem die Schwanz eines Hundes nicht Raum findet ; sobald du ungefähr zehn Schritte in dieses Gebüß machst, mußt du bis an die Knie, in kothigem, weichen Grunde versinken. Von Beeren finden sich nur Preiselbeeren, schwarze Rauschbeeren (*Ampotrum*) rothe Johannisbeeren, Steinbeeren und Hagebutten.

Die Zeit, in der der Winter wüthet, währt acht Monate ; in diesen fällt die warme Kleidung nicht von den Schultern des Menschen. Zwei Monate vertheilen sich auf Frühjahr und Herbst, für den armen Sommer bleiben vom runden Jahr mit genauer Noth nur zwei Monate übrig. Der Schnee fällt mehr als hantsoch ; der Wind bläst so stark, daß man sich nicht auf den Füßen zu erhalten vermag ; die Kälte benimmt den Athem, die Sonne zeigt sich während der zwei Wintermonate niemals dem Auge des Menschen. Das ist alles. Um die Wahrheit anzuverhohlen zu sagen : wenn man es meinem Willen anheim gestellt hätte, würde ich für nichts Schiganof gewählt haben, um es zu meinem Geburtsort zu machen.

Die Bewohner von Schiganof sind Tungusen, an Zahl vier bis fünfhundert. Diese Leute gehen der Jagd nach, indem sie auf einem Umkreise von mehr als zweihundert Rds das Schneemeer durchwaten. Das Wild, das sie jagen, ist das wilde Reuthier, der Schwarzfuchs, der Zobel, der Fuchs mit dunkelfarbiger Kehle, der Rothfuchs, der Giefuchs, das Giehhörnchen, das Hermelin, der schwarze Bär, der weiße Bär (Giehbär) und das theure Thierhorn, aus dem Rämme gemacht werden (Rammuthszähne).

Ein Land, es sei welches es wolle, pflügt nicht alles Schönen zu entbehren : während der zwei Sommermonate ungefähr geht die Sonne nicht unter ; ein Mensch, der nicht daran gewöhnt ist, findet nicht die Zeit, da er sich schlafen legen könnte.

Die ganze Gegend von Schiganof hat ihres gleichen nicht, was Flußfische betrifft sowohl in Bezug auf Menge als auch auf Vorzüglichkeit : *Salmo nelma*, Wallfisch, Esdr, Esterlet, Lischir, Ruffin, Duml, *Salmo lavarotas* und andere kleine Fische mit mannigfachen Namen werden in unzähliger Menge gefangen.

Diese schönen Fische gehen scheinbar ohne Nutzen verloren und zwar aus zwei Umständen : aus Mangel an Salz, und dann, weil sich das Volk so daran gewöhnt hat. Der Tunguse gräbt an der Stelle, wo er

den Fisch fängt, eine Grube, ungefähr einen Faden tief. Die Wände und den Boden dieser Grube bedeckt er mit Rinde. Nachdem er die Eingeweide und Knochen entfernt hat, legt er diese Grube gedrängt voll mit den gefangenen Fischen. Hier fault dieser überaus schöne Fisch so lange, bis er blau und grünartig wird und bildet so eine Lieblingspeise der Tungusen. Ich gedenke, daß ich in meiner Kindheit so zubereiteten Fisch im Geheim und offen außerordentlich gern gegessen habe, und, wenn er da wäre, würde ich ihn auch jetzt noch essen.

In der Mitte des verflohenen Jahrhunderts lebte in Schigansk eine Russin, mit Namen Agrippina. Meine Großmutter kannte sie von Angesicht. Diese Frau wurde für eine große Zauberin gehalten. Derjenige, den sie liebte, galt für glücklich; derjenige, dem sie zürnte, glaubte sich überaus unglücklich. Ein Wort das sie sprach, wurde so angesehen, als wenn es aus der Welt Gottes gesprochen würde. Nachdem sie auf diese Weise das Zutrauen der Menschen gewonnen hatte, baute sie sich in ihrem Alter, in einer Entfernung von vier Rds oberhalb Schigansk, zwischen Felsen ein Häuschen und wohnte daselbst. Niemand pflegte vorüberzugehen, ohne bei ihr anzusprechen und ohne ihr irgend etwas zum Geschenk zu bringen. Diejenigen Leute, die vorbeiwanderten, ohne so zu thun, brachte sie in großes Elend, indem sie sich in einem schwarzen Rauben verwandelte, sie mit einem heftigen Wirbelwind erreichte und ihnen verschiedene Sachen ins Wasser fallen ließ, beraubte sie des Verstandes und machte sie verrückt. Auch nach ihrem Tode, bis jetzt, geht man an diesem Orte nicht vorüber, ohne Geschenke aufzuhängen. Diese alte Frau kennen außer den Bewohnern von Schigansk auch alle Jakuten der Umgegend von Jakutsk. Von einer recht verrückten Frau sagt man, daß die Agrippina von Schigansk sie ergriffen habe.

Man erzählt, daß diese alte Frau bis zum 80sten Jahre gelebt, daß sie klein von Wuchs, aber dick, ihr Gesicht von Blattern duntelfurcht, ihr Auge wie der Morgenstern so scharf gewesen sei, und daß ihre Stimme so laut geklungen habe, wie wenn man an Eichen schlägt. Ihr Name ist bis jetzt im nördlichen Lande noch nicht verschwunden. Am Tage meiner Abreise aus Schigansk nahm ich nach der Sitte der damaligen Zeit eine Blase mit Erde aus meinem Geburtsort, um am Tage des Heimwehs dieselbe in Wasser zu mischen und dieses zu trinken. Zum Glück habe ich niemals Heimweh empfunden und daher keimmal meinen Wagen mit schwarzer Erde angefüllt.

Nach dieser Zeit habe ich Schigansk nie wiedergesehen. Gott weiß es, ob ich mein Geburtsland jemals wieder erblicken werde.

Zwei und ein halb Rds auf der Nordseite der Stadt Jakutsk ist eine Gegend, die Killäm heißt. Hier hatten mein Vater und meine Mutter, ehe sie nach Schigansk zogen, sich ein hübsches russisches Haus ge-

haut und darin gewohnt. Dicht an ihrem Hause wohnten in einem besondern Hause der Vater und die Mutter meiner Mutter, die ein hohes Alter erreichten.

Ich hatte noch niemals, weder in Schigansk noch unterwegs ein weites Feld oder eine offene Gegend geschaut. Ich hatte nur die strahlende, blaue Wasserfläche des Flusses gesehen, von einer so großen Ausdehnung, daß sie das Auge des Menschen nicht erreichen kann, oder längs den beiden Seiten dieses Wassers ununterbrochen fortlaufende Stein- oder Erdberge, die dasselbe verdeckten, die immer von oben bis unten mit den Bäumen eines undurchbringlichen Gebölzes bewachsen, das eines Menschen Auge nicht zu durchbringen vermag. Mein Ohr hatte niemals dem Gesang der Lerche oder die Stimme eines Singvogels vernommen; ich hatte nur die Stimme des schwarzen Raben und der Krähe gehört, oder das Gezwoitscher des Dompfaffen. Von Bräfern hatte ich nur das geruchlose Niedgras gesehen. Hiernach errieset selbst, wie groß meine Bewunderung war, als ich die Kilkäm genannte Gegend betreten hatte. Vor meinen Augen eröfnete sich eine mehr als ein Rds breite und mehrere Rds lange offene Wiese, über der die Luft mit grünlichem Scheine zitterte, und die so eben wie eine Wasserfläche war. Die mannigfaltigsten Blumen ohne Zahl hatten das Ansehen, als wenn man ein grünes oder gelbes Gewebe ausgebreitet hätte. Hier und da standen dichte Lärchen- oder Birkenwäldchen, als wenn man sie mit Känstlerhand hingesezt hätte. Mitten durch die Wiese strich, dem Sande eines mit schwarzen, jähen Ufern besetzten breiten Flusses entlang, ein reines, stark fließendes Wasser hin. Die gegenüberliegende Seite dieses Flusses war mit dichtem, nahhaften Mähgras bewachsen. Auf diesen Plätzen blühten die grasmähenden Sennen von hunderten von Menschen in den Strahlen der Sonne wie Silber. Auf der weiten Fläche der Wiese weideten zahllose Pferde und Kinder, die sich vor nichts fürchteten und nach Lust umherwandelten. Die auf dieser Wiese immer zu fünf oder zehu stehenden, mit Lehm überfüßten Jakutenhäuser oder glänzend weißen, kegelförmigen Sommerjurten nahmen sich wie gemalt aus. Die Fenster der Jurten aus Marienglas oder Glas, blühten in den Sonnenstrahlen aus der Ferne wie Edelsteine. Am Ende, auf einer bedeutenden Erhöhung dieses Feldes, erhob sich unser Haus wie ein hoher Hügel.

Alles dieses zusammengenommen, erschien meinen Augen unansprechlich schön und unendlich ausgedehnt, wie es sich mein Kindergehirn vorher nicht hatte vorstellen können. Es schien mir nur diese Gegend unter der Sonne maßlos ausgedehnt, und bei dem Gedanken konnte meine große Freude nicht in Worten ausgebrückt werden.

Raum waren wir in diese Gegend gekommen, so traf ein Unglück unser Haus. Mein Vater, der bis zu seinem 72sten Jahre niemals krank

gewesen, fiel eines Tages nach dem Mittagessen besinnungslos auf die Wandbank und übergab hierauf, ehe noch eine Stunde verfloßen, Gott seinen Geist.

Das Weinen und Trauern meiner Mutter über dieses unerwartete Unglück war ohne Maß. Es konnte nicht anders sein, da sie ihres Allen verlustig ging, mit dem sie über 40 Jahre im besten Einverständnis gelebt hatte.

Nachdem meine Mutter den Satten begraben, sah sie um sich herum nur beengte Verhältnisse. Es waren acht bis neunhundert Rubel Schulden zurückgeblieben; damals galt dies für eine große Summe. Nachdem man neun Jahre in Schigansk gelebt, fand man von dem in Klläm zurückgebliebenen Vieh nur eine sehr geringe Anzahl vor; alles Uebrige war durch fremde Hände auf verschiedene Weise verloren gegangen. Das Kllämsche Haus war bis zur Verwüstung ausgeleert worden.

Es nahte gerade die Zeit, wo ich in die Lehre gegeben werden mußte; um aber zu diesem Endzweck in der Stadt zu wohnen, fehlte uns dort ein Haus. Alles dies zusammengenommen, betrückte meine Mutter außerordentlich. Dessenungeachtet ließ sie nicht ab vom Wege des Handelns. Unterdessen rechnet es mir nicht zur Schuld an, wenn ich etwas über sie sage.

Meine Mutter konnte nicht lesen und schreiben, von Verstand war sie aber sehr klug. Die Vorzüglichkeit ihres Gedächtnisses war ohne Gleichen: sie erinnerte sich aller Dinge von ihrem vierten Lebensalter an; was sie irgend von dieser Zeit an bis zur Vollendung ihres 70sten Jahres gehört, hatte sie niemals vergessen; ohne nachzudenken sagte sie, auf welchen Tag jeder Feiertag fiel; sie erzählte, ohne zu irren, welcher Gouverneur vor hundert Jahren, und wie viele Jahre er gelebt hatte. Wenn sie nur eben nachgedacht, sagte sie fehlerlos das Resultat einer Addition oder Division einer noch so großen Geldzahl. Auf diese Weise kamen Leute, die irgend einen Umstand aus alten frühern Zeiten vergessen hatten, zu ihr und schlichteten ihren Streit. Sie kannte des Volkes Sagen, Märchen, Lieder, Räthsel, Alles; weibliche Arbeiten, das Zuschneiden und Nähen der Kleider, die die Herren aus der alten Zeit trugen, entging ihrer Hand und Kunst nicht. Sie war sehr gottesfürchtig; bis zu ihrem Todestage hat sie kein unwahres Wort gesprochen; auch nicht ein hungriger Mensch trat aus ihrem Hause, ohne sich gesättigt zu haben. Da sie gegen arme Leute hülfreich war, pflegte in ihrem Hause ein Sack Geldes (100 Rubel) niemals zehn Tage hindurch unberührt zu bleiben; die Zeit, wo die großen Festtage des Jahres kommen, blieb in ihren mit Speisen angefüllten Vorrathskammern nur die Hälfte übrig. Demzufolge galt sie für eine gutherzige Frau von reiner Wahrheitsliebe. Wer ihr geborgt hatte, schämte sich die Schuld zu erwähnen; wer sie

Belletr. Bl. 2ter Jahrg.

durch irgend ein gutes Werk, oder durch einen Dienst erkrent hatte, sah sich an dem Tage für beglückt an.

Der Tod meines Vaters verursachte mir gleichfalls viele Sorgen. Ich meine mit diesen Worten nicht allein die Thränen des Kindes, die bald trocknen: ich meine jene Nacht der Trauer, die sogar das Herz eines Erwachsenen mit Blut übergießt. Von eben diesem Tage begann die Kette des Unglücks, die sich bis zu meinem jetzigen Lebensalter ununterbrochen, jeden Tag und jedes Jahr zunehmend, hinzog.

Niemand stirbt mit dem Gestorbenen, der Lebende denkt an den Lebenden. Nachdem meine Mutter die Gedanken der ersten Trauer verschleucht hatte, brachte sie zuerst das Haus in Ordnung, hierauf vermehrte sie während der fünf Jahre, die wir in Killäm wohnten, gehörig den Viehstand.

Das Leben, das wir in Killäm führten, entbehrte der Freude. Die damalige Kälte erlaubte nicht hinauszufragen auf das frei gelegene, wüste Land: während fünf Monaten gingen wir nirgends hin. Mich unterrichtete am Morgen der Großvater im Lesen und Schreiben, am Abend las ich der Mutter die heilige Schrift vor, oder sie richtete meinen Sinn auf die Liebe zu Gott, zur Verehrung des Kaisers, zur Pflege der Armen, zum Mitleid, zur Menschenliebe, mit einem Worte, zu jener guten Handlungsweise, die uns die heilige Schrift als Gesetz vorschreibt. In Folge meiner unvergleichlichen Liebe zur Mutter, und in Folge meines angeborenen Charakters, hörte ich jedes ihrer Worte, ohne eins davon außer Acht zu lassen.

Indem wir auf diese Weise lebten, wurden wir mit vielen Jakuten bekannt. Diese liebten mich wie ihr Kind und auch ich liebte sie von Herzen. Auf diese Weise erlernte ich vollkommen ihre Sprache, machte mich mit ihrer Denkungsart vollkommen vertraut, hörte überaus gern ihre Märchen, Lieder, Räthsel und alten Sagen, ging mit Lust auf ihre Feste, Hochzeitschmäuse und Volksversammlungen und nahm Theil an den Spielen, die sie im Sommer feiern.

Auf diese Weise erlernte ich ihre Geschicklichkeiten vollkommen; weder in Geschwindigkeit noch in Gewandtheit stand ich irgend einem jakutischen Helden nach. Ich war bekannt als guter Schütze, sowohl mit dem jakutischen Bogen als mit der Flinte; man lobte die Art und Weise wie ich ein wildes Pferd bestieg und über das weite Feld wie der Wind dahin flog; an gewissen Zeichen der Pferde erkannte ich, ohne mich zu irren, ihre Kraft, Geschwindigkeit, ihre Wehendigkeit und ihren Muth; kaum hatte ich ein Kind angesehen, so kannte ich, ohne es zu befühlen, seine Vorzüge oder seine Mängel.

Weil ich auf alle derartige geringfügige Umstände Acht gab, liebten mich nicht nur die Männer, sondern auch alle jakutischen alten Mütter-

chen, junge Frauen und Kinder auf eine ungläubliche Weise. Nachdem ich dergestalt die Jakuten mich zu lieben veranlaßt und zu ihrem Vertrauen gelangt, war es mir unmöglich, ihrer Denkungsart entgegen zu handeln, wenn ich auch zu dieser Handlungsweise geschickt und geneigt gewesen wäre.

Die Seen der Gegend waren im Laufe des Sommers mit verschiedenen Arten von Enten angefüllt, die in der Nähe befindlichen Gebölge und Wälder mit Hasen, Birk-, Hasel- und Rebhühnern. Im Frühjahr beim Eisgange und im Herbst, wenn alle Vögel, nachdem ihre Jungen flügge geworden, in wärmere Länder heimflogen, konnte man bei dem immerwährenden Geschrei der Gänse, Enten, Schwäne, Kraniche, Störche und kleiner Vögel mit verschiedenen Namen nicht schlafen.

Ich habe von meinem 11ten oder 12ten Jahre an so viele Vögel getödtet, wie gewiß sehr wenig Menschen. Da ich Vergnügen am Schießen fand, erschien mir die entfernteste Gegend nahe; drei ganze Tage ohne Schlaf auf der Jagd zuzubringen, hielt ich für keine Anstrengung; von Müdigkeit wußte ich nie etwas. Im Herbst schlief ich, wenn ich auf das Weichen der nächtlichen Finsterniß wartete, auf feuchtem Boden, einen Baumstamm unter dem Kopf, ohne Decke, ohne Bettzeug, in Kleidern ohne Pelzfutter, während Schnee und Regen von Wind begleitet, auf mich herabfielen, oder ich fing Fische indem ich die ganze Nacht auf dem Saube, wo die Netze ausgeworfen werden, im kalten Wasser wartete. Daß ich mich auf diese Weise von Kindheit auf an Anstrengungen gewöhnte, ist mir in der Folge von Nutzen gewesen.

So lebten wir; da es aber in Folge Nothwendigkeit wurde, in der Stadt zu wohnen, so ließ meine Mutter das Haus, das wir in Killam bewohnten, auseinander nehmen, es in die Stadt überführen und es hier auf einen guten Platz hinstellen, den sie sich ausgewählt hatte. Bis diese Arbeit zu Stande kam, setzte ich meinen Unterricht fort.

In meinem 16ten Jahre trat ich in den Schreiberdienst des Kaisers, in der Oberbehörde von Jakutsk. Nach ungefähr zwei Jahren wurde ich Tischhalter; im dritten Jahre übertrug man mir sechs Tische. Ueberdies übertrug man mir in Kurzem die abgeforderte Canzelei des Gouverneurs. Die Liebe meiner Vorgesetzten, die Achtung aller Leute und die Freude meiner Mutter über alles dieses verliehen mir Kraft; dann hatte ich aber auch das Bewußtsein, daß meine Bemühungen von Nutzen waren.

Nachdem meine Mutter 12 Kinder, die sie geboren, und ihren geliebten Alten begraben hatte, lebte sie nur für und durch mich. Gerade als ich auf diese Weise sie erfreute, zu einer Zeit, wo sie hätte ausruhen sollen, wurde sie von einer tödtlichen Krankheit ergriffen. Diese, ihre Krankheit, die von Tage zu Tage zunahm, zwang sie, zwei ganze Jahre

im Bette zu liegen. Während dieser ganzen Zeit vertraute ich auch nicht eine Nacht irgend einem andern die Aufsicht und Sorge an sie : das Reichen der Arznei, das Speisen, das Umwenden im Bette, alles pflegte ich mit eigener Hand zu thun ; an ihrer Seite sitzend schlief ich und nachdem ich die meiste Zeit schlaflos zugebracht, ging ich in die Kanzlei. Endlich begannen ihre Kräfte merklich zu schwinden. Wenn Tage und wenn Nächte vor ihrem Tode pflegte ich sie, ohne von ihr zu weichen oder zu schlafen. Der letzten Vermächtnisworte, die sie in diesen neun Tagen sprach, waren viele, sehr viele. Die Nacht vor ihrem Todestage sagte sie : »Bleibe nicht in der Stadt Jafutsk, diese Stadt ist voll neidischer Menschen. Die Jafuten haben dich geliebt und werden dich ferner lieben ; du wirst beneidet werden, und der Neid dir Gefahr bringen ; er wird deine Unabhängigkeit fesseln und dich ins Elend bringen. Verkaufe dein Haus und deine Habe, du selbst aber gehe nach Rußland ; dort wirst du den Sonnenkaiser sehen, dies wird dein Glück werden. Du bleibst jetzt allein zurück unter der Sonne, die Art und Weise meines Denkens kennst du vollständig ; entferne dich nicht von meiner Art und Weise zu sein. Diese wird dein Herz, wenn dich auch noch so viel Unglück heimsucht, erfrönen. Vergiß nicht, gegen die Menschen hülfreich zu sein mit deiner Habe, mit deinem Rathe, mit deiner Arbeit : der Art muß der Mensch sein. Morgen werde ich sterben, bei Sonnenaufgang schicke nach dem Geistlichen und rufe alle meine Verwandten und Bekannten herbei.«

Am frühen, herblichen Tage, bei Anbruch der Morgenämmerung kam der Geistliche ; meine Mutter beichtete ihre Sünden, empfing das Abendmahl und nahm Abschied von allen Personen, die auf den Ruf sich versammelt hatten. Hierauf umarmte sie mich. Meine Schulter fühlte die Kälte des Aethens der Sterbenden ; nach einem Augenblicke sagten alle Dastehenden mit einer Stimme : »sie ist gekorben.« Meine Mutter war nicht mehr.

In der Art und Weise wie sie lag, war auch nicht ein Ausbruch Sterbender Menschen : auf ihrem Gesichte hatte sich kein Zug verändert, ihr Lob unterschied sich nicht vom tiefen Schlummer eines Ermüdeten. Auf diese Weise hatte sie von gegen 40 zusammengekommenen Menschen keinen Erwachsenen, kein Kind erschreckt. Die Leute betrachteten, ohne sich im Geringsten zu fürchten, ihr Antlitz, auf dem ein Lächeln der Freude schwebte, gleich als wenn die Mutter sich freute über den Anblick eines Kindes, der in der Lichtregion der hohen Gotteswelt bereitet wird, wenn die Seele eines sündenlosen Menschen heraustritt aus dem der Krankheit und dem Tode unterworfenen Körper. So war ihr Tod.

Gute Mutter ! Du hast unter dieser Sonne keinen Tag ohne Roth gesehen, du hast kein glückliches Leben gelebt : dein Glück bestand einzig

und allein in guten Werken. Für diese deine Werke wirst du selig sein in der Lichtregion jener hohen Welt, wohin der schaffende Gott den sündentosen Menschen, den er auserwählt, zu endloser Freude hinsetzt. Während deiner Lebenszeit habe ich deinen Willen nicht übertreten, auch erinnere ich mich nicht, daß ich dein gutes Herz gekränkt hätte. Du erscheinst beständig in meinen Träumen, und in diesen zerstreust du meine Trauergedanken und richtest mich auf. Das ist das einzige Gut, durch das ich lebe und glücklich bin. Unvergessliche Mutter! Bete für mich, wenn deine Kraft hinreicht, zu den Füßen des hellen Eises des hohen schaffenden Gottes!

Mit meiner Mutter begrub ich alles, was mich auf dieser Erde erfreute. Da ich weder Bruder noch Schwester habe und da ich unverheiratet geblieben bin, so ist von eben dem Tage bis zum heutigen niemand da, der mich in dunkeln Tagen bedauerte oder an hellen Tagen sich mit mir freute: ich bin allen Menschen ein Fremdling, an jedem Orte, wohin ich komme, erscheine ich als Gast.

Demnach war mir in Jakutsk nichts mehr übrig geblieben, was mich erfreut hätte: das ganze Land, alle Dinge, die mir früher schön erschienen, wurden mir später zum größten Ueberdruß. Dann kamen aber auch die dortigen Jakuten von Jahr zu Jahr immer mehr in ihren Verhältnissen zurück. Das alles zusammengenommen, änderte meine Absicht, an jenem Orte zu leben.

Während der Umstände, die ich erzähle, liebte mich der dortlebende Gouverneur wie seinen Sohn. Ich verwaltete seine Kanzlei: weit entfernt, mich in eine andere Stadt ziehen zu lassen, pflegte er mich kaum auf eine Stunde von sich zu enternern. Er starb zu Jakutsk. Sobald er verschieden, ging ich nach Irkutsk, nachdem ich zuvor mein Haus und mein Habe verkauft und die von früherer Zeit angelaufene Schuld abgetragen. Hier wurde ich in einer Kanzlei angestellt und brachte anderthalb Jahre in Ruhe zu, indem ich 80 Rubel im Monat Gehalt erhielt und außer dem leichten Dienst keine andere Sorge hatte.

Zu der Zeit, als ich gerade im Begriff war die Stadt zu verlassen, kam nach Irkutsk ein Herr M., der zum Gouverneur in Jakutsk ernannt worden. Als dieser Herr hörte, daß ich die Sprache und Lebensart der Jakuten kenne, bat er sich meine Person aus. Wenn ich auch zum Gehen noch so wenig Lust gehabt hätte, so lebte ich schon bloß deshalb, weil ich an das Wohl der Jakuten dachte, dann aber auch, weil ich den guten und scharfen Verstand dieses neuen Beamten bemerkte, mit ihm nach Jakutsk zurück.

Er selbst, von Natur gesund, schonte während der sechs bis sieben Jahre, die er dort zubrachte, weder Kraft noch Mühe, bis zur Entkräftung sogar, um eine Lebenszukunft für die Jakuten zu bereiten. Die



Dauer seines Daseins hielt der Jakute für ein Glück und jetzt, nach fünfzehn Jahren seines Scheidens lebt sein Name bis zum heutigen Tage noch lebendig in dem Gedächtnisse der Jakuten. Südöstlich von der Stadt Jakutsk, in einer weit größern Entfernung als 100 Rds, ist eine Gegend mit Namen Udsloi, die berühmt ist wegen ihrer mannigfaltigen Jagd. Der Umfang dieser Gegend beträgt ungefähr 500 Rds. Die Grenze derselben fließt von einer Seite an das Meer von Schogz, von der andern an das Land der Chinesen, von der dritten, vierten und fünften an die Gebiete von Kertschinsk, Dlekminsk und der Changanng.

Diese Gegend galt, weil Jakutsk ein über alle Maßen weites Gebiet ist, für die wüste Winkelgegend. In ihrer ganzen Ausdehnung wurden kaum 400 bis 500 nomadisirende Tungusen gezählt; übrigens verdient sie wegen ihres Reichthums und ihrer eigenthümlichen Verhältnisse durchaus nicht, für eine nichtsagende Gegend gehalten zu werden.

Hier pflegten eine Menge Jakuten und Russen den jagenden Tungusen nachzugehen und die ganze von ihnen erjagte Beute zu einem billigen Preise einzusammeln, ihre eigenen Waaren aber theuer jenen zu überlassen. Hieraus entstanden verwickelte Angelegenheiten, die zur Nothwendigkeit führten, einen Beamten nach Udsloi abzuschicken und ich wurde zu dieser Sendung bestimmt.

Zwei Monate vor meiner Abreise wurden mir viele Schreibereien übergeben. Diese Arbeit und die Vorbereitungen zur Reise waren der Anfang jener Mühen, die mich anderthalb Jahre lang auf der mir vorgeschriebenen, weiten Reise erwarteten.

Zu meiner Zurüstung gehörten Winterkleider, dreimal zu wechseln, Sommerkleider, viermal zu wechseln, Thee, Zucker, getrocknete russische Mehlspeise (Zwieback) Fleischkücheln, Pulver, Blei, Gewehre, ein wenig Rum und Spiritus, Fleisch, jakutische und russische Butter. Alles dieses wurde besonders in Ledersäcke, in die 2 $\frac{1}{2}$  Pud hineingehen, in Holzkisten, oder in Kisten von Birkenrinde gepackt und nachdem es so bedeckt war, daß kein Wasser eindringen konnte, mit starken, ledernen Riemen umbunden, so daß die Last, die man einem Pferde auflegte, auf keine Weise schwerer als 6 Pud war.

Es war Februar, dessenungeachtet hatte die Kälte noch nicht im geringsten nachgelassen; sie überstieg nach dem Dinge, womit die Russen die Kälte messen, die Zahl 30, als ich aus der Stadt Jakutsk mit den zwei mir beigegebenen Kosaken aufbrach. Bis Unga, das 20 Rds entfernt ist, gelangte ich auf Schlitten, die von Pferden gezogen wurden. In Unga luden wir unser Gepäck auf sieben bereitstehende Pferde, bestiegen selbst drei Pferde und machten uns mit zwei Führern auf den Weg.

Die Pferde waren alle fett und übermüthig und warfen fortwährend ihre Last ab. Aus diesem Grunde, und um dieselben nicht vom er-

sten Tage an zu erhitzen, machten wir, nachdem wir nur drei Rds Weges zurückgelegt, an einem Orte, wo wir zu übernachten gedachten, Halt.

Hier nahmen die Führer vor allem den Pferden die Last vollständig ab; schaufelten, bis sie auf Erde stießen, den Schnee fort und suchten trockenes Holz zusammen. Sobald sie Feuer angemacht hatten, füllten sie den Theekessel und ein anderes großes Gefäß mit Schnee und brachten das Wasser zum Kochen. Als die Wärme des Thees unser Blut in rascheren Umlauf gebracht hatte, machten sie eine Schlafstelle zurecht. Zuerst breiteten sie die Zweige kleiner Bäume hoch aufeinander aus, über diese die Satteldecken, und über diese ein Bett von Bärenfell. Nachdem wir die unterdessen zubereitete Abendmahlzeit verzehrt hatten, kleideten wir uns recht schnell aus und legten uns schlafen. Die Stiefeln, Strümpfe und Handschuhe, die wir angehabt und die gänzlich durchnäßt waren, vergruben wir in tiefen Schnee, damit die Feuchtigkeit herausjüge. Nachdem wir etwa eine Stunde gelegen, so daß unsere Betten und die Decken, mit denen wir uns umhüllt hatten, warm geworden, schliefen wir ein. Am Morgen, beim Anbruch der Dämmerung, zogen wir in größter Eile unsere Kleider an, die unter dem Schnee vortrefflich ausgetrocknet waren, wuschen uns zitternd mit Schnee, tranken Thee und machten uns wieder auf den Weg. Auf diese Weise setzten wir unsere Reise bis zum Schmelzen des Schnees fort.

Hier muß ich bemerken, daß es zu den unerträglichsten Beschwerden einer Winterreise gehört, sich mitten in der schneidenden Kälte anzukleiden und zu Bett zu legen; aber noch viel unerträglicher ist es, am Morgen aufzustehen, die mannigfaltigen Kleidungsstücke anzulegen und sich mit Schnee zu waschen. Um alles dieses ohne Schaden für die Gesundheit zu ertragen, muß man einen eisenfesten Körper haben.

Ich trinke keine starken, berausenden Getränke und die Erquickung ist mir demnach unbekannt, die sie den Menschen gewähren können. Dagegen bin ich der Meinung, daß der Mensch auf einer solchen Reise ohne Thee nicht am Leben bleiben würde. Von den Jakuten und Tungusen spreche ich hier natürlich nicht. Auf dem Schnee geboren und erzogen, verbringen sie auf ihren Reisen oft drei Tage, ohne inzwischen Nahrung zu sich zu nehmen.

Nachdem wir drei bis vier Tage unterwegs gewesen, langten wir am Ufer des großen Flusses Aldan an, gegenüber der Stelle, wo sich der Utschur von der rechten Seite in den Aldan ergießt. In einer Tungusenjurte hielten wir hier Rast und hörten, daß vom Ausfluß des Utschur, in der Richtung unseres Weges, auf einer Ausdehnung von 10 Rds, der Schnee 7 Spannen hoch gefallen sei, und daß es unmöglich durchzubringen und unsere Reise fortzusetzen. Diese Nachricht brachte uns in große Verlegenheit; wir hatten keine Vorschrift, umzukehren und der

Schnee konnte nur an einer Stelle umgangen werden. Dieser Umweg betrug 20 Rds, um jedoch auf diese Weise unsere Reise fortzusetzen, mußten wir aus Mangel an Futter den Pferdevorspann aufgeben und uns der Rennthiere bedienen. Für diese mußte unser Gepäc leichter gemacht werden; wir hatten aber weder Taschen noch Behälter, in die wir unsere Sachen hätten einpacken können. Da wir uns in Folge dessen entschlossen, den Utschur entlang zu gehen, so bereiteten wir uns während der zwei Tage, die wir in der Furte zubrachten, Schneeschuhe, ließen die beiden unbeladenen Pferde zwei ganze Tage ohne Futter angebunden stehen und setzten am dritten über den Aldan. Kaum hatten wir das Eis des Utschur betreten, so begann der tiefe Schnee den Schritt des Pferdes zu hemmen.

Ein Führer mit Schneeschuhen ging voran und führte die beiden unbeladenen Pferde; diese bewegten sich derartig vorwärts, daß sie sich abwechselnd auf die Hinterfüße stellten und den mit einer harten Rinde versehenen Schnee durchbrachen. Hinter diesen folgten wir mit allen übrigen, zusammengepoppelten Pferden einzeln hinter einander, ohne von den Fußspäßen der Vorangehenden zu weichen.

Auf diese Weise hatten wir von früh Morgens bis zum Abend mit genauer Noth einen Rds zurückgelegt und kamen nach einer Reise von zehn Tagen über den 10 Rds sich erstreckenden, tiefen Schnee. Während der ganzen Zeit bestiegen wir höchst selten unsere Pferde. Bei den heftigen Bewegungen, die das Pferd in dem mit einer harten Rinde bedeckten Schnee macht, hält man sich mit Mühe im Sattel und wird bald von unerträglicher Müdigkeit übermannt; aus diesem Grunde legten wir mehrentheils unsere Schneeschuhe an und gingen, die Wahrheit zu sagen, im Schweiße unseres Angesichts, zu Fuß.

Die beiden Ufer des Flusses Utschur sind senkrechte Felsen. Am Fuße dieser Felsen steht hier und da ein schmaler Saum mit einem hohen, bröckligen, schwarzen Absturz in Verbindung, auf welchen ein bedacktes Pferd unmöglich hinaufgelangen kann; aus diesem Grunde pflegten wir, angekommen vor dem Orte, wo wir zu übernachten beabsichtigten, all unser Gepäc auf dem Schnee des Utschur-Eises abzuwerfen, ein Pferd nach dem andern auf den Absturz hinaufzuziehen und sie hier loszulassen, damit sie sich ihr Futter aus dem Schnee hervorscharren. Wenn das letztere in Folge des tiefen Schnees im Walde unmöglich war, fraßen sie die Spitzen von Birken- oder Weidenreisig.

Kaum waren wir mit genauer Noth über den unsere Reise behebenden Schnee hinweggekommen, so zeigte sich ein neues Leiden, eine neue Schwierigkeit. Durch die Heftigkeit der Kälte war aus den Felsen am Utschur Wasser gedrängt worden; dieses hatte sich in den Fluß ergossen, das zwölf bis dreizehn Spannen dicke Flußeis gehoben und zum

Berßen gebracht und strömte nun längs der Oberfläche des Eises. Häufig waten die Pferde bis an die Knie in diesem Ueberwasser; an einigen Stellen war es zum zweiten Mal gefroren und unser Weg war glatt wie ein Spiegel, so daß ein unbeschlagenes Pferd oder Rennthier keinen festen Fuß zu fassen vermochte. Zwei Männer schlugen nun mit Beilen und Messern Kerben in das Eis und wir gingen beständig zu Fuß hinter ihnen her. An andern Orten, wo sich nahegehende, bröcklige, schwarze Abhänge befanden, füllten wir trockne Erde oder Sand in leere Behälter und streuten dieses auf dem Eise aus. Wenn aus Versehen irgendwo das Eis nicht eingekerbelt oder mit Sand bestreut war, glitten unsere 16 bis 17 Pferde aus, und stürzten sammt und sonders zu Boden, wobei denn all unser Gepäc mit Sattelturten und Packsäcteln hinunterglitt, zerriß und zerbrach. Mit der Wiederherstellung des Schadens verging gewöhnlich ein großer Theil des Tages. Im Verlauf unseres Weges kamen wir bei wunderbaren Felsen vorbei: durch die Festigkeit der winterlichen Kälte wurde aus der Spitze des Berges Wasser hervorgebrängt, das im Hinunterfließen den hohen Berg von oben bis unten mit blizendem Eise bedeckte. Wenn die Sonne sich zum Untergange neigte, spiegelten sich die Strahlen an dem Felsen wieder, der wie ein buntfarbiger Regenbogen oder wie mit feurigen Edelsteinen bedeckt erschien. Am Fuße eines solchen Felsens floß das Wasser beständig, ohne zu gefrieren.

Es giebt einen Fluß mit Namen «Agnas», der von der linken Seite in den Utschur fällt; die Reisenden schlagen gewöhnlich den geraden Weg ein und geben diesem Fluße entlang. Es war im Aprk, als wir den Agna erreichten, da zeigte sich plötzlich in der Ferne am Ufer des Flusses eine schwarze bewegliche Gestalt. Zuerst glaubten wir, es wäre ein Thier, als wir aber näher kamen, erblickten wir einen Tungusen, der da saß und weinte. Nachdem er nach seiner Sitte aufgestanden und gegrüßt hatte, erzählte er auf unsere Frage, warum er weine, folgendes: «Als ich gestern im Walde ging, fand ich an einer Stelle viele Spuren von wilden Rennthieren. Ich freute mich außerordentlich über diesen Fund und kehrte augenblicklich zu meiner Familie zurück. Nachdem ich hier Waffen und Geräthe in die gehörige Ordnung gebracht und selbst ausgeruht hatte, kam ich um die gestrige Mitternacht zu den Rennthierspuren zurück, als eben die Oberfläche des Schnees, der am Tage weich geworden, wieder gefroren war, mit Schneeschuhen an den Füßen, meinen Hund an der Hand führend. Hier wartete ich, Tabak rauchend, zwei Stunden auf den Anbruch des Tages und ließ, sobald in der Morgendämmerung die Rennthierspur sich zeigte, meinen Hund los, indem ich selbst auf Schneeschuhen hinter ihm herließ. Eine Strecke von mehr als einem Rds legte ich zurück, indem ich von Felsen zu Felsen, von Fluß zu Fluß mich herabließ.

Velletr. Bl. 2ter Jahrg.

Auf dem frisch gefrorenen Schnee zeigten sich Blutspuren von den Füßen der Rennthiere, deutlich erkannte man, daß sie müde geworden, die Säge meines Hundes wurden seltener, endlich hörte ich sein Gebell. Ich war gewiß, die Rennthiere zu erreichen, da erklang plötzlich die Stimme meines Hundes, wie die Stimme eines Sterbenden. Ich erschrak, als wenn mein Herz entzwei gesprungen wäre. Ich verdoppelte meinen Lauf und erblickte in der Entfernung von ungefähr zwei Flintenschüssen zwei kleine blutige schwarze Stücke am Boden. In dem Augenblicke, als mein Hund eine große Rennthierherde erreicht, sie in einen klaren Bach getrieben hatte und um sie herumließ, um sie nicht fortzulassen, waren zwei heißhungrige Wölfe vom Abhange des Berges gestürzt, hatten meinen Hund am Kopf und an der Ruthe ergriffen, und ihn in einem Augenblicke zerrissen. Die Rennthiere hatten sich hierhin und dorthin zerstreut.

«Es war das der siebente Schnee meines Hundes. Als halbjähriger Welpe ging er schon auf den Fang und hat während 6 Jahren mich keinen hungrigen Tag sehen lassen. Das Elenn, das wilde Rennthier, der Sobel und viele andere Thiere entgingen mir nicht, sobald nur ihre Spur sich gezeigt hatte. Man wollte ihn für fünf Reitrennthiere von mir ersehen, ich gab ihn sogar für zehn nicht fort. Mit ihm war ich reich, jetzt bin ich der ärmste Mensch. Ich weiß nicht, wie ich mich meiner Familie zeigen soll: Frau und Kinder erwarten ihn, um ihn zu küssen, jetzt wird ihr Weinen mein Herz mit einem stumpfen Messer sägen.»

Es stand nicht in meiner Macht, diesem Lungusen irgend wie Hülfe zu leisten; ich richtete ihn demnach mit den Worten auf, daß das Bergangene nicht wiederkehre, das Ausgeflossene sich nicht wieder fülle und die Hoffnung auf Gott fester als alles sei, dann setzte ich meine Reise weiter fort.

Als wir uns von Agná entfernten, mußten wir einen hohen, beschwerlichen Berg ersteigen und wiederum zum Utschur hinabgeben. Als wir uns dem Berg bis auf zwei kleine Kbs genähert hatten, trafen wir viele Reisende dort versammelt; diese Leute erzählten, daß der Schnee auf dem Berge dreizehn Spannen hoch läge und es demnach in keiner Weise möglich sei hinauf zu gelangen. Sobald ich angekommen war, brachten unsere Leute von allen mit Pferddekoppeln versehenen Reisenden gegen 10 Pferde und 10 Rennthiere zusammen, führten dieselben, mit Schneeschuhen versehen, den Berg hinauf und brachten uns auf diese Weise Bahn. Am andern Morgen überflogen wir alle mit der größten Anstrengung jenen Berg und gelangten am ersten Mai zum uraltsibirischen Jahrmarkt.

Nachdem ich an diesem Versammlungsorte den Zusatz eingesammelt und mich anderer amtlicher Aufträge entledigt hatte, nachdem endlich die Pferde sich von ihrer adnatischen Erickbofung erholt hatten reisten wir ir

den ersten Tagen des Juni nach Udsloi ab, indem wir die von uns gekauften Rennthiere, etwa 10 Stück, mit uns führten.

Von dem Versammlungsort am Utschur sind ungefähr fünfzig Rds, wegen Beschwerlichkeit der Gegend rechnet man aber 70. Der Reisende gelangt beständig von einem Strom zum andern, von einem Berg auf den andern. Da es Regenzeit war, setzten wir über die meisten Flüsse, indem wir die Thiere zum Schwimmen antrieben, andere passirten wir mit Hülfe eines von uns gezimmerten Prahmes. Diese Gegend bietet nur Abwechslung zwischen spizen Steinen oder bodenlosem, nie trocknendem Morast.

Wenn ein Pferd in diesem Sumpf fällt, so vermag es nicht wieder aufzustehen. Unsere 17 Pferde stürzten mit ihrem Gepäc sammt und sonders. Die Wegweiser, bis an den Gürtel im Sumpfe wadend, schlepten alles Gepäc an eine trockene Stelle, stellten wieder her, was die Pferde beim um sich schlagen im Sumpfe zerbrochen und zerrissen hatten, und beluden die Pferde von neuem. Kaum hatten diese etwa zwanzig Schritt gemacht, so stürzten sie abermals und die Wegweiser hatten wieder die frühere Mühe. Einmal hielt ich, bis zur Hälfte meines Körpers im Sumpfe stehend, die Köpfe von drei gefallenem Pferden in die Höhe, damit sie nicht im Wasser erstickten. Während ich so stand, fiel neben mir ein viertes Pferd bergestalt, daß es nicht mehr aufstehen konnte und kaum hatte es seinen Kopf zwei bis dreimal in das Wasser gesteckt, so war es todt. Diese Beschwerden wurden noch durch die Sonnenhize vermehrt, die wie glühendes Feuer brannte und durch die Schwärme von Mücken, die uns nicht einmal athmen ließen. Kaum hatte man irgend etwas in ein Gefäß gegossen, so füllten die Mücken dasselbe an in dem Augenblicke, während man es zum Munde führte.

Bei dieser Gelegenheit sei hier Folgendes bemerkt. Nachdem der Wegweiser einen solchen Tag hindurch mit Beschwerden, Sumpfen, Wasser, Sonnenhize, Mücken, Wespen, Breusen und mit Mühen, die alle seine Kraft in Anspruch nehmen, im Schweiß seines Angesichts gekämpft hat, bessert er im Nachtquartier bis zur Mitternacht und bis die Pferde sich abgekühlt haben, das im Laufe des Tages gebrochene Geschirr und seine eigenen Kleider aus. Hierauf bindet er die Beine seiner Pferde, läßt sie ihrem Futter nachgehen und sieht beständig nach ihnen, indem er immer nur eine halbe Stunde schläft, damit sie nicht an einem Baum hängen bleiben oder ein wildes Thier sie zerreiße. Ihm bleiben vom ganzen Tage kaum zwei Stunden zum Schlafen übrig.

Nachdem wir eine Strecke von mehr als 10 Rds von Utschur zurückgelegt hatten, kamen wir zu einem Gebirge mit Namen Dschugschur (der große Umb:rg), das wir schon seit lange erwartet hatten. Dies Gebirge wird der Gürtel oder das Rückgrat des Landes genannt. Es um-

gürtet ganz Sibirien einem Rückgrat gleich, senkt sich nirgends und erleidet keine Unterbrechung. So erreicht es längs einer Oberfläche von mehreren tausend Rds kaum unterhalb der Wolken das Eismeer, wo es sich senkt und aufhört. Gerade Nachmittag langten wir am Fuße dieses Gebirges an, machten Halt und brachten dort die Nacht zu, damit unsere Pferde sich ausruhten. Am andern Morgen vor Sonnenaufgang, vor dem Beginn der Hitze, legte man den Pferden die Reit- und Packfattel auf eine besondere Weise auf und an; man zog die vordere Sattelgurte um die Brust des Pferdes, die übrigen gerade um die Herzgrube; hierauf begannen wir das überaus hohe Gebirge zu ersteigen. Die Pferde, an den Weg gewohnt, stiegen einzeln, unbeladen und ohne an einander geknüpft zu sein, behutsam und vorsichtig den Berg hinan, ohne daß eins von ihnen mit der Last an einem Baume im Dickicht hängen geblieben, ohne daß eins in eine Bergspalte oder in eine vom Wasser ausgeblöhte Bergschlucht aus Versehen hineingetreten hätte. Jeder Fehltritt würde übrigens das Pferd in einen bodenlosen Abgrund gestürzt haben, in dem nicht ein Stück seines Körpers übrig geblieben wäre. Nach etwa dreizehn bis vierzehn Stunden gelangten wir zur äußersten Spitze des Gebirges.

Auf der Höhe des Tschugdschur war es sehr kühl, keine Mücke, keine Wespe fand sich da. Um unsere Pferde austruben zu lassen, hielten wir hier zwei Stunden an, wobei wir ganz gehdrig froren. Von diesem Punkte erscheinen alle Berge, die das menschliche Auge überseht und die uns früher sehr hoch vorkamen als ganz unbedeutende niedrige Hügel. Die an beiden Seiten des Tschugdschur entspringenden und herabfließenden zahllosen, breiten Flüsse erscheinen wie dünne, bligende Silberfäden. Wenn die Wolken an einem regnerischen Tage sich neigen und dem Nebel gleich dahin fliegen, streifen sie an den hohen Tschugdschur und reißen auseinander. Diese zerrissenen Wolken liegen auf der Spitze des Berges und schwankeu wie ein dicker, mit Mehl gemischter Brei von Fichtentinde, den man ausgegossen hat. Das Auge des Menschen, der auf der äußersten scharfen Kante dieses Gebirges steht, das sich an den Wolken reiht, das Auge dieses Menschen bemerkt, wie ein Thau- oder Regentropfen, der auf die Schneide eines mit seiner scharfen Seite nach oben stehenden Steines fällt, sich nach beiden Seiten hin theilt, hinabfällt und keinem bemerkbar sich hinunter zieht.

Hierbei geht mir der Gedanke auf, wie die eine Hälfte dieses Tropfens bei ihrem Fall nach Osten sich mit dem nachfolgenden Tropfen vereinigt, sich wie ein Paar in gerader Linie fortbewegt, zu einem rieselnden Bach wird, allmählig zunimmt, und sich mit andern Bächen vereinigt, aus einem rieselnden Bache zu einem rauschenden Flusse und bald zu einem großen Strome wird und in das nie gefrierende endlose Meer fällt. Hier wird sie in Ewigkeit bewegt, mischt sich mit dem Wasser ver-

schieden benannter Meere und hilft allen auf dem Erdboden wohnenden Menschen mit den verschiedensten Namen, die alle die Götter in ihrer eigenen Sprache preisen, das Meer zu befahren.

Die andere Hälfte des erwähnten Tropfens nimmt auf dieselbe Weise ihre Richtung nach Westen und vermehrt kaum das Wasser des bekannten großen Stromes (der Lena). Längs diesem Ströme gelangt sie zum Eismeer. Hier wird sie in Eis verwandelt und trägt dazu bei, daß kein menschliches Denken und keine menschliche Kraft dieses Eismeer zu überwinden vermag. Einige Jahrhunderte werden vergehen, diese Tropfenhälften, die jetzt kein Sonnenstrahl berührt, werden nach langem Warten das Jahrhundert erreichen, wo das Eismeer schmelzen und ein Weg über dasselbe hinweg gehen wird.

Steigen ist beschwerlich, hinuntergeben leicht. Nach diesem Gesetze kamen wir vom Tschugdschur dreimal schneller hinunter, als wir hinaufgestiegen waren. Vom Besteigen des Gebirges und vom Kampf mit Mücken, Wespen und Breuseu während dieser Zeit waren wir mit unsern Pferden und Rennthieren so ermüdet, daß wir uns nicht rühren konnten; aus diesem Grunde machten wir Halt, sobald wir am Fuße des Berges angelangt, ein Nachlager zum Ausruhen gefunden hatten. Als wir hier, nachdem das Gepäck den Pferden abgenommen, zur Abwehr des Ungeziefers Tünger angezündet und Thee gekocht hatten und gerade im Begriff waren, die zweite Tasse zu trinken, kam mein Hund, den ich freigelassen, aus dem Innern des Waldes gelaufen und gab durch Winseln und Bellen zu verstehen, daß ein Thier in der Nähe sei. Ich weiß nicht, wo in diesem Augenblicke die Müdigkeit, der Hunger, der Durst blieben. Ohne zu bedenken, daß das ausgespürte Thier ein heißhungeriger Bär oder eine andere wilde Bestie sein könne, griff ich, mein junger Kosak und einer von den jakutischen Wegweisern nach unsern Gewehren, sahen nach der Ladung, schärften die Flintensteine, ergriffen ein Messer und liefen hinter dem Hunde her. Dieser führte uns wiederum auf den Gipfel des Tschugdschur, wo wir in der Mitte eines senkrechten Felsens auf einem Vorsprung von der Größe eines Bettes ein Thier erblickten; das man wildes Schaaf nennt. Wir fanden eine Vertiefung, die in großen Zwischenräumen mit Bäumen besetzt war, schlichen uns von Baum zu Baum, und in einer Entfernung von ungefähr hundert Faden schossen wir unsere drei Flinten auf einmal los. Wenn wir das wilde Schaaf auf der Stelle wo es stand, geödet hätten, würden wir nach Jägerart jemanden mit einem langen Stock ungürtet und ihn mit einem Strick in der Hand nach dem wilden Schaaf herabgelassen haben. Er hätte mit dem Strick in seiner Hand das Thier an den Hörnern festgebunden, das andere, freie Ende in die Zähne genommen und indem wir ihn in die Höhe zogen, hätten wir zu gleicher Zeit das Schaaf mit



heraufgewunden. Es geschah aber nicht, wie wir gedacht hatten. Das erlegte Thier, das im Sterben auf die Seite gefallen und von dem vorschlingenden Steine hinuntergeglitten war, rollte in einen Abgrund, dessen Boden kaum sichtbar, so daß das beständige Anschlagen der Hörner an die Steine ein Getöse hervorbrachte, dessen lauter Wiederhall von den Bergen gehört wurde. Uebrigens mag es unser Glück gewesen sein, daß das Schaaf auf jene Weise vom Steine glitt und hinunterfiel: wenn es auf seinem Plage verendet wäre, wären wir vielleicht beim Herausziehen selbst in den Abgrund gefallen.

Auf dem Rückwege nach dem Orte, wo wir Halt gemacht hatten, lernte ich eine Art der Jagd kennen, die mir bisher fremd gewesen war. Es flogen, von unserem Hunde aufgejagt, etwa zehn Vögel vom Boden und setzten sich auf die Zweige einer niedrigen jungen Birke. Sogleich knackte der Hahn meiner Flinte, doch hielt mich, ehe ich losschießen konnte, der jakutische Wegweiser zurück und sprach: «Herr! verschwende nicht Pulver und Blei, diese Vögel werden wir mit unseren Händen greifen.» Raum hatte er diese Worte gesprochen, so schnitt er mit dem Messer eine lange Gerte ab, reinigte sie von den Zweigen, band eine Haarschlinge an das Ende und führte diese ganz leise zum Vogel, der auf dem unteren Aste saß. Dieser Vogel streckte seinen Hals entgegen, um sich das Ding näher anzusehen, der Wegweiser legte ihm die Schlinge um den Kopf und zog ihn herunter. Nachdem er ihn auf diese Weise gefangen und ihm mit der Hand den Hals umgedreht hatte, fing er auf dieselbe Weise auch alle übrigen, einen nach dem andern mit der bloßen Schlinge. Der Name dieses Vogels ist im jakutischen Karaty, im russischen Diskuscha. Er ist größer, als das Haselhuhn, kleiner als das bunte Birkhuhn und beinahe eben so bunt, als dieses. Ich sah dergartige Vögel an keinem andern Orte, als auf dem Wege nach Udskoi, aber auch in dieser Gegend zeigen sie sich selten. Wahrscheinlich kennen die meisten Raubthiere die sanfte Natur dieser Vögel, wählen sie sich zur Speise und rotten sie auf diese Weise aus.

In der Mitte des Winters kamen wir zum Gebirgsrücken der Byraja. Dies Gebirge ist außerordentlich hoch. Nachdem wir am Fuße desselben die Nacht zugebracht, erreichten wir die Höhe erst beim Schwinden der Abendröthe. Hier hatten wir viele Leiden zu erdulden. Wir mußten auf unserem Wege den mit einer harten Rinde bedeckten fadenhohen Schnee wegschaufeln, dann stießen wir auf fadenhohe senkrecht stehende Felsen. Nachdem hier ein Mann mit der größten Anstrengung hinaufgekommen, zog er an einem Stricke einen Führer hinauf. Unser ganzes Gepäck wurde den Thieren abgenommen und zwei Mann zogen dasselbe stückweise an einem Stricke in die Höhe. Nachdem wir hierauf mit der

äußersten Anstrengung alle unsere Rennthiere unbelastet hinaufgewunden, kletterten wir selbst einzeln an dem Stricke hinauf. Die Beschwerden eines solchen Tages wird man nimmermehr vergessen. Körperliche Speise, Kleidung aus Thierhaut, heftiger Schweiß, Wind, der nicht gestattete, geradeaus zu sehen, alles das mußte ertragen werden. Meinem Neuseren nach unterschied ich mich damals in nichts von einem Lungusen, der lange Leiden ertragen hat. Durch Wind und Luft am Tage, durch Rauch und Feuergluth am Abend, glich mein Gesicht vollkommen dem eines Siljaken.

Da ich bei der Besteigung des Gebirges sehr an Hitze litt, aß ich, um den heftigen Durst zu stillen, in Ermangelung von Wasser, Schnee, und sog mir dadurch eine heftige Erkältung zu. Kaum hatte ich Abends den Ort erreicht, wo wir die Nacht zuzubringen gedachten, so wurde ich sehr krank. Alles Blut stieg mir zu Kopfe, mein Gesicht brannte wie Feuer, an dem Zittern bemerkte ich, daß eine Erkältung mich ergriffen hatte. Ohne Arznei, ohne jegliche Hülfe, wurde meine Lage im Winter, auf einem hohen Gebirge, inmitten eines pfeifenden kalten Windes, erschrecklich schwierig. Es schien, als ob der Schatten des Todes sich in der Ferne zeigte; doch schreckte mich das nicht. Ebenso wenig konnte mich eine in Noth zurückbleibende Familie ängstigen; ich besaß keine. Einzig und allein beklagte ich meine und meiner Leute nutzlose Bemühungen und meinen Tod, ehe ich meiner Behörde irgend etwas Nützliches, das ich gesehen und gehört, mitgetheilt, da schon die Zeit der Heimkehr heran-  
nahte.

Ich werde nicht davon reden, wie Tod und Leben die ganze Nacht hindurch mit einander kämpften, wie meine beiden Kosaken und die beiden Führer die ganze Nacht ohne zu schlafen, um mich herum saßen, mich mit aufrichtigem Herzen beklagten und darauf acht gaben, daß vor Allen die Decke nicht abgeworfen wurde und die Kälte hineindrang, was in jedem Falle mein Tod gewesen wäre. Am Morgen schlief ich ein. Als ich am Tage erwachte, fand ich mich so in Schweiß, als wenn ich aus dem Wasser gekommen wäre, gegen Abend war nur Kopfschmerz nachgeblieben, am andern Morgen machte ich mich auf den Weg. Was ich an dem Tage, den ich hier krank zubrachte, gesehen und gehört, werde ich in einer müßigen Stunde besonders erzählen.

Nachdem 7 Monate verstrichen waren, hatte ich alle meine Geschäfte vollbracht und kam nach Udskoi.

Die Gegend, die ich durchreiste, ist gesegnet mit beschwerlichen Wegen, mit Schrecken erregenden Wäldern, mit unübersteiglichen Bergen und zahllosen Flüssen. Nicht weniger reich ist sie an Thieren, von mannigfachen Namen. So finden sich hier der Panther, Bär, Wolf, Bielfraß, Luchs, schwarzer Fuchs, Rothfuchs, Zobel, Eichhorn, Hase, Glemnthier, Otter, wildes Rennthier, Reh, Dammhirsch, wildes Schaaf, Roschus-

hier, wildes Schwein, fliegendes Eichhorn, Fledermaus, alle Arten von Kräusen, Hermelin; von Vögeln: der weiße Storch, der Schwan, die Ente, der Laucher, die Gans, der Kranich, das Wirtshuhn, das Haselhuhn, das Schneehuhn, die Schwarzent, der Karak (ein Waldhuhn) und die Schnepfe.

Nachdem ich in Udskoi einen halben Monat verweilt und alle Aufträge vollständig ausgeführt, brach ich im Monat April nach Jakutsk auf.

Das Reisen in dieser Jahreszeit ist mit Schreck und Gefahr verbunden. Der Bär kommt aus seinem Lager hervor und wirft sich, da er ausgehungert ist, auf den ersten besten, der ihm in den Weg tritt. Wenn es nur seine Kräfte erlauben und er die Oberhand erhält, befreit kein Wieselb aus seinen Tagen. Fleisch und Blut — nur das ist sein Herz; deswegen wandert der Reisende, da er kein Fleisch und Blut vorräthig hat und nicht geneigt ist, das seinige hinzugeben, mit großer Furcht und Vorsicht. Der zweite Schreck und die zweite Gefahr kommt von der Beschaffenheit des Weges. Im April schwimmt das Eis aller Flüsse fort, das Wasser strömt von den Bergen und alle Gewässer, große und kleine, treten über und strömen, als wenn sie kochten, durch die dichtesten Wälder. Wenn man durch einen solchen Bach reitet, schlägt das Wasser, das bloß bis an den Leib des Rennthiers reicht, durch die Gewalt der Strömung über den Sattel des Thieres hinweg. Als ich eines Tages in dieser Weise durch den Fluß rit, glitt mein Rennthier auf einem großen runden, unter dem Wasser liegenden Steine aus, kürzte auf alle Biere und das heftig strömende Wasser schlug über meine Schultern hinweg. Wenn ich mich nicht auf einen Stock, den ich in der Hand hielt, gestützt und am Sattel des Rennthiers festgehalten hätte, wäre ich offenbar ins Wasser gefallen, und die Strömung hätte mich in einem Augenblicke fortgetragen. Dann wäre keines Menschen Kraft, keines Menschen Verstand und keines Menschen Geschwindigkeit im Stande gewesen, mich aufzuhalten und zu retten. An anderen Orten stößt man von schwarzen Erdbergen, von der Höhe eines Menschen, die Rennthiere sammt und sonders in den Fluß hinab. Während sie hier bis an die Brust im Wasser stehen, läßt man sich von der Höhe auf eine geschickte Weise so herab, daß man reitend auf den Sattel zu sitzen kommt, und so setzt man über den Fluß. Dies geschieht wohl zehnmal am Tage und jedesmal in großer Angst. Am Abend findet man keinen Ort zum Uebernachten, das Wasser, das von den Bergen strömt, verwandelt die ganze Gegend in einen Morast, in dem man bis an die Knie versinkt. Hier ist es unmöglich, eine Stangenjurte oder ein Zelt aufzuschlagen und Feuer zu machen. Man giebt sich nicht die Mühe, einen trocknen Platz ausfindig zu machen, hant zwei dicke Baumstämme ab, legt sie wieder, breitet junge, abgeschnittene Lärchen darüber aus und legt dort alles Ge-

päck aufeinander, hier ist auch der Platz zum Schlafen. An einem solchen Orte Feuer anzumachen, Thee und Essen zu kochen, ist ein Kunststück, dessen ungeachtet lehrt die Noth dies jedermann.

.....  
Es war gegen Ende August, als ich aus Jakutsk aufbrach. Der Gedanke, nach Petersburg zu gehen, den ich niemals aufgegeben hatte, erfreute jetzt im Augenblick der Abreise mein Herz mit einer vorher nicht gekannten Freude. Drei Postpferde zogen meinen Kahn dem Fuße der senkrechten Felsen am Flusse entlang, und brachten ihn in 37 Tagen und Nächten nach Irkutsk. Von hier aus gelangte ich, ohne mich unterwegs irgend wo aufzuhalten, in einem verdeckten, von Pferden gezogenen Winterschlitten, nach einer Reise von 70 Tagen in die große, vom Kaiser bewohnte Stadt.

.....  
Als ich in die große Stadt Petersburg kam, sah ich eine Menge Secoofficiere wieder, mit denen ich früher bekannt geworden war. Die Befinnungen dieser Herren, die mich auf ihrer Hin- und Rückreise nach Schokh, Kamtschatka und Amerika in Jakutsk geliebt hatten, veränderten sich auch hier nicht. Durch ihre Vermittelung wurde ich hier mit vielen Secoofficieren von hohem Range bekannt. Ihre aufrichtige Gesinnung und ihr freundliches Wesen näherten mich ihnen so, daß ich mich von ihnen nicht trennen kann. Der Umstand, daß sie von Kindheit an die Erde umreisen, mit allen Mühseligkeiten, Gefahren und Entbehrnissen einer Reise vertraut sind, zog mein Herz zu ihnen mit einem gewissen, unaussprechlichen Gefühle. Unter ihnen vergesse ich die ganze Vergangenheit und denke auch nicht an die Zukunft, die da kommen wird.

Es sind jetzt 8 Jahre, daß ich in der Stadt wohne: ihren beständig heitern Blick während dieser Zeit, ihre Speise und ihren Trank, so wie ihre Freundlichkeit werde ich erst im Grabe vergessen.

Acht Jahre sind eine lange Zeit, wenn man sie zählend betrachtet: für mich sind sie aber äußerst schnell vergangen. Ich vermag durchaus nicht zu sagen, ob die beispiellose Vortrefflichkeit der Stadt und ihrer Bewohner mir die acht Jahre unbemerkt hat vorüber gehen lassen, oder ob sich mein Herz bis jetzt vom Druck des Unglücks und Glends, der mit dem Kindesalter beginnt, noch nicht erholt hat. Dem sei wie ihm wolle, ich liebe diese Stadt mit aufrichtigem Herzen: ich glaube, daß, wenn es dazu käme, daß ich, durch Umstände getrieben, in irgend eine andere Stadt fortgehen müßte, mir dieses wiederum große Sorge und Trauer verursachen würde. Armes Herz! alsdann wird dein freies Schlagen wieder aufhören, du wirst wieder in enge Maße treten, du wirst wieder zusammengepreßt werden. Warum wurdest du so geschaffen, daß du weite Verhältnisse liebst? Warum wogst du nur bei hohen Schöpfun-

gen? Nur darum, um mich zu quälen? *Schicksal!* auch du bist schuldig, da du mich inmitten nie schmelzenden Eises erschaffen hatterst, warum gabst du mir nicht ein kaltes Herz, das nicht wogte? Dann würde ich in der nahen Umgegend meines Geburtslandes, nach Art der dortigen Leute, mit wenigem zufrieden, leben.

Dies ist das Bild meines Lebens unter der Sonne! In seiner Erscheinung wirst du kein großes Werk, das einen Menschen berühmt machen könnte, keine neu entdeckten Länder und Völker wahrnehmen. Dieses stand nicht in meiner Borschrift. Demzufolge beschlicke ich, was auf mich Bezug hat, und werde meinem gegebenen Versprechen gemäß, einige Worte über das Land und das Volk der Jakuten sagen. Des ist folgendes:

Der Character des jakutischen Landes ist von zweifacher Art. Wenn ich die diesen Namen (Jakutsk) führende Stadt zum Mittelpuncte nehme, so ist die davon nördlich und südlich gelegene Seite mit hohen Strengbirgen bedeckt, die westliche und nördliche haben ein flaches Aussehen. Alle vier Seiten sind mit dichten, stämmigen Bäumen bedeckt. Die Beschaffenheit der Oberfläche ist Lammerde; in Folge dessen ist die Kraft, Gras und Bäume zu erzeugen, ohne Gleichen. In den ersten Tagen des Mai wird das Keimen des grünen Grasses unter dem Schnee hervor kaum bemerkbar sein; am Ende desselben Monats wirst du die Blätter und Nadeln von allem, was nur Baum heißt, vollkommen entwickelt und das Gras des Feldes vollkommen ausgewachsen sehen. Das Mähgras erreicht auf den Flussinseln in einem Monat die Höhe eines zu Pferde sitzenden Menschen. Die Oberfläche der Erde schmilzt von den Strahlen der Sonne nur auf 3 bis 4 Spannen; was darunter liegt, ist bis auf 50 gestreckte Faden gefroren. Weiter als in diese Tiefe sind die menschlichen Anstrengungen bis jetzt noch nicht gelangt.

Die Menge der Ströme und Flüsse ist ohne Zahl. Ihre Länge und die Tiefe ihres Wassers ist bedeutend; die Ströme wären sehr geeignet zur Schifffahrt, wenn an ihren Ufern Menschen in Städten wohnen würden. Solche giebt es nicht, und so bringen nur aus sieben Brettern gemachte Boote oder Holz- oder Rindennachen, in denen zwei bis drei Menschen sitzen, das Wasser dieser Flüsse in Bewegung. Der Seen giebt es eine zahllose Menge. Die Flüsse und Seen erzeugen und enthalten alle, je nach dem Verhältniß ihrer größeren oder geringern Ausdehnung, Fische. Eine Hand, die sich Mühe giebt, findet hier bekändig ihre Nahrung durch Fischfang. Hier muß ich im Vorbeigehen eines bemerkenswerthen Umstandes gedenken. Zwischen Jakutsk und Wiljusk giebt es einen sieben Rds langen See. Die um ihn herum wohnenden Jakuten erzählten mir, sie erinnerten sich, daß der Platz, wo dieser See sich gebildet habe, früher trocken gewesen sei, daß eines Tages durch das Feuer

eines Wiesenbrandes oder durch einen Blitz, die gerade an dürrn Tagen sich ereignet hätten, die Bäume des Waldes, sammt und sonders, mit den Wurzeln, drei bis vier Spannen tief, und mit dem Rassen aufgebrannt wären; daß in drei bis vier Jahren diese abgebrannte Stelle durch Schnee- und Regenwasser sich mit Wasser gefüllt hätte und daß endlich, da das Wasser Jahr aus, Jahr ein durch den Wind bewegt worden wäre, sich eine Tiefe von zwei bis drei Faden gebildet hätte. Sie können unmöglich begreifen, wodurch sich an diesem Orte Fische erzeugt haben; daß sie aus einem andern See kommen müssen, kann man nicht sagen: mit diesem See steht kein einziges Wasser in Verbindung. Ich gab ihnen zu verstehen: Wewen und Meerschwalben schwimmen in den benachbarten Seen umher, verzehren den Kogen der laichenden Fische, fliegen sogleich nach dem Genusse desselben auf und setzen sich in einem andern See nieder; hier geben sie, ehe der verzehrte Kogen noch in Fäulniß übergegangen ist, weil sie im Uebermaß davon gegessen, denselben wieder von sich. Auf diese Weise kommt der Kogen von neuem in Berührung mit Wasser und wandelt sich in Fische um. Diese Erzählung war ihnen etwas neues, sie freuten sich außerordentlich.

Die Strenge der Kälte ist in Jakutsk sehr bedeutend; ich glaube nicht, daß sich innerhalb des Landes Sibirien eine solche Kälte erzeugt. Nach dem Instrument, womit die Russen die Kälte messen, erreicht die Zahl dieser Kälte in den vier Wintermonaten das Maß von 40 bis 49. Dessenungeachtet zieht diese Kälte dem Menschen außer Husten und Schnupfen keine besondere große Krankheit zu. Die Leute werden vom Ausgehen und Reisen nicht zurückgehalten. Das Maß der sommerlichen Hitze steht an den Orten, welche die Sonnenstrahlen in grader Richtung berühren, dem Maße der Kälte nicht nach. Diese Hitze raubt die Kraft, sich zu bewegen, sie erlaubt nicht, daß man mit bloßen Füßen auf einen sandigen Boden tritt. Sie ist dem Menschen bisweilen nachtheiliger, als die Kälte und bewirkt blutige Durchfälle, welche Krankheit bei den Jakuten, da sich diese im Sommer von Milch nähren, in einigen Jahren eine große Sterblichkeit verursacht.

Die unermessliche Ausdehnung des jakutischen Landes verbreitet diese Kälte und Wärme nicht nach allen Gebieten. In Gegenden, die sogar nur 20 Rds von Jakutsk entfernt sind, ist die Wärme und Kälte außerordentlich verschieden. Von Jakutsk nach Unga sind 20 Rds, nach Dietwinsk 60 Rds: an diesen Orten gedeiht das Korn immer gut, bloß deswegen, daß der Reif später fällt; in Schigansk dagegen thaut die Erde nicht auf zwei Spannen auf, der Winterschnee fällt schon im August.

Die Zahl der Leute, die den Namen Jakuten führen, beläuft sich auf mehr als 100,000; wenn man die Weiber mitzählt, auf das Dop-

pelte. Sie sind alle russisch getauft, zwei- bis dreihundert mögen vielleicht nicht getauft sein. Die Verordnungen der Kirche achten sie beständig nach Kräften; alljährlich beichten sie. Am Morgen beginnen sie nichts, bevor sie zu Gott gebetet haben; am Abend legen sie sich nicht schlafen, bevor sie zu Gott gebetet haben. Wenn ihnen Glück zukommt, preisen sie Gott, stößt ihnen Unglück zu, so halten sie dieses für eine Strafe Gottes in Folge ihrer Sünden: ohne dabei zu wanken, erwarten sie mutbig das bessere Geschick. Obgleich sie diese lobenswerthen Gesinnungen hegen, so geben sie doch ihre alte Sitte, an die Schamanen zu glauben, nicht ganz auf. Bei langwierigen Krankheiten und bei Viehseuchen lassen sie den Schamanen noch inuner zaubern: auf sein Geheiß bringen sie ein Stück Vieh von irgend einem besondern Haare zum Opfer.

Die Jakuten sind, was die Höhe ihrer Knochen anbeht, von mittlerer Größe; nichts desto weniger müssen sie ein stämmiges Volk genannt werden. Die Form ihres Gesichts ist etwas flach, ihre Nase von verhältnißmäßiger Größe, ihre Augen braun oder schwarz, ihre Haare schwarz, schlicht und dicht; der Bart wächst niemals, die Farbe ihres Fleisches kann man weder schwarz, noch weiß nennen: ihr Aussehen verändert sich drei bis viermal im Jahre. Im Frühjahr wirst du in Folge des Einflusses der Luft, im Sommer des der Sonnenhitze, im Winter des der Kälte und der Feuerflammen, die Gesichtsfarbe des Jakuten nicht benennen können. Sogar einen Bekannten wirst du nicht erkennen im Frühjahr oder am Ende des Sommers, wenn er aus Mangel an Nahrung, oder durch die Mäharbeit abmagert; im Sommer, bevor er auf die Heuernte geht, oder am Ende des Herbstes, wenn er durch den Ueberfluß an Milch, Sahne, Kумыs und Fleisch fett wird.

Da sie mit niemand Krieg führen, in Folge ihrer friedlichen Lebensweise, so können sie nicht Helden genannt werden; nichtsdestoweniger müssen sie wegen ihrer gewandten und raschen Bewegungen, ihrer leutseligen Rede und Gesinnung, den Nachkommen eines guten Geschlechtes auf dieser Erde beigelegt werden.

Um desto mehr trifft sie dieses Lob, als alle Jakuten überaus verständige Leute sind. Wenn sie sich mit jemand nur eben unterhalten haben, kennen sie sogleich die Gesinnung, den Character und den Verstand der Person, mit der sie geredet haben; den Sinn einer hohen Rede begreifen sie ohne Mühe; aus dem Beginn einer Rede errathen sie im voraus die zu erzählenden Umstände.

Speise und Trank ohne Bezahlung findet sich nur beim Jakuten. Hier zeigt sich das gute Herz des Jakuten ohne Schatten. Tritt in die Furte eines Jakuten: mit allem, was er an Speise hat, wird er dich bewirthen; verweile auch zehn Tage, verweile auch einen Monat: du

wirft immer satt werden, du selbst sowohl, als auch dein Pferd. Dafür irgend etwas als Bezahlung zu fordern, hält er nicht nur für Schande, sondern auch für Sünde. Er sagt: «Speise und Trank giebt Gott, damit alle Menschen essen; ich bin damit versehen, er nicht, ich muß mich also in das, was Gott gegeben hat, mit ihm theilen.» Werde krank in der Furte eines Jakuten: die ganze Familie wird abwechselnd um dich herum sein, wird alle deine Bedürfnisse nach Kräften erfüllen.

Ihre besahnten Greise halten sie sehr in Ehren; sie weichen nicht von ihrem Rath und halten es für ein Unrecht und eine Sünde, dieselbigen zu beleidigen und zu erzürnen. Wenn ein Vater mehrere Kinder hat, so verheirathet er sie allmählig, giebt ihnen einen abgeforderten Wohnsitz, indem er ihnen eine Furte an seiner Seite baut, und theilt mit ihnen nach Verhältniß seines Vermögens in Vieh und Sachen. Diese getrennten Eöhne weichen in keiner Weise vom Willen ihres Vaters. Wenn ein Vater nur einen Sohn hat, so trennt er diesen nicht von sich; er wird ihn nur dann von sich trennen, wenn er nach dem Tode der Mutter dieses Sohnes, ein anderes Weib nimmt, und wenn von diesem Weibe neue Kinder zur Welt kommen.

Der Jakute schätzt seinen Reichthum nach der Menge seines Viehes; aus diesem Grunde ist die Vermehrung des Viehes sein erster Gedanke, sein erstes Verlangen. Hat er diesen Gedanken glücklich erreicht, so kauft er andere Dinge und Geld.

Sie sind sehr begierig nach Branntwein und Tabak: gieb ihnen nicht zu essen, aber gieb ihnen nur dieses beides. Kehre, mit noch so viel Branntwein reisend, bei einem reichen Jakuten ein, und du wirst mit leerem Gefäße aus seiner Furte abziehen. Hier wird dich nur eine List befreien: sobald du zu einem reichen Jakuten gekommen bist, so gieb ihm Branntwein in einem besondern  $\frac{1}{6}$  Eimer haltenden Gefäß; er wird durch diesen Branntwein mit seiner ganzen Familie und mit zehn fremden Kameraden vollkommen angetrunken erscheinen und wird sich für vollkommen bewirthet halten. Wirft du ihn dagegen zu einem Weinglase bewirthet, dann, Adieu deinem Branntwein! am andern Morgen wirst du nur dein trocken gewordenes Geschirr erblicken: die Redensart, die da sagt: «er hat es rein ausgefogem», offenbart sich hier ohne alle Aenderung.

Des Jakuten muthiges Ertragen der Noth sucht seines Gleichen: beschwerliche Arbeit zu verrichten und dabei zwei bis drei Tage nicht zu essen, will bei ihm nichts sagen; wenn er während drei Monaten nur vom Genuß von Wasser und Fichtenrinde lebt, so ist er der Meinung, daß es so sein müsse. Wenn sich ihnen alsdann gute Speise darbietet, so halten einige Russen sie für gefräßig wegen ihres vielen Essens. Ich glaube, daß niemand, der wie sie mehrere Tage und Monate hindurch



gehungert hat und dann schwachste Speise zu Gesicht bekommt, solche nicht mit Heißhunger verzehren sollte.

Die Rache ist ein Gefühl, das jedes Volk kennt. Der Art ist auch der Jakute, nichtsdestoweniger vergißt der Jakute leichter, als irgend ein anderer, den Gedanken dieser Rache, wenn nur der Beleidiger sein Unrecht eingesteht und sich für schuldig erklärt.

Der Jakute hat Laster. Ich stelle diese Laster nicht auf Rechnung des ihm angeborenen Characters. Der Jakute ist gestohlenes Vieh. In diese Handlungsweise verfällt aber nur der arme Mann: er nimmt von dem gestohlenen Vieh nur für zwei oder dreimal zu essen, das übrige läßt er liegen. Hieraus wird einzig und allein ein Verlangen, den Hunger zu stillen, ersichtlich, indem dieser Hunger, der ihm nie etwas schwachhaftes zeigt, ihn, nach Monaten und Jahren rechnend, beständig verfolgt. Dann strafen aber auch die jakutischen Fürsten den Dieb, sobald sie seiner habhaft werden, nach einer alten Sitte, inmitten der Versammlung mit Ruthen. Dieser mit Ruthen gestrichene Mensch verliert bis zu seinem Tode nicht den Namen eines lasterhaften Menschen: man nimmt ihn nicht als Zeugen an; in den Versammlungen, wo das Volk berathschlägt, läßt man sein Wort nicht gelten, man wählt ihn weder zum Fürsten, noch zum Ältesten. Dieser Brauch der Jakuten zeigt gleichfalls, daß der Diebstahl kein Gewerbe bei ihnen gewesen ist. Der Dieb wird nicht nur bestraft, sondern auch bis zu seinem Tode nicht mit dem Namen eines ehrlichen Mannes belegt.

Wenn ein Jakute nur den Willen hat, irgend ein Meister zu werden, so entgeht nichts seiner Hand: er ist zu gleicher Zeit Silberarbeiter, Kupferschmied, Grobschmied und Zimmermann. Er wird auch eine Flinte wieder in Stand setzen und aus Knochen schneiden; wenn er nur will, wird er nach Betrachtung einer hübschen, kostbaren Sache, wenn er sich nur ein wenig einübt, eine eben solche verfertigen. Es ist sehr schade, daß in Jakutis Leute von höherer Kunst fehlen: von ihnen würde er etwas lernen und ungewöhnliche, bewundernswerthe Sachen verfertigen.

Der Jakute ist ein Meister im Schießen mit der Flinte. Keine Kälte und kein Regenwetter hemmt seine Verfolgung eines Vogels oder eines vierfüßigen Thieres; den Jakuten hält weder der Hunger, noch die Müdigkeit, die er leidet, von solchem Verlangen zurück. Er wird hinter einem Fuchs, hinter einem Hasen, zwei bis drei Tage jagen, ohne auf die Müdigkeit, ohne auf den Tod seines Pferdes zu achten.

Er hat viel Geschick zum Handel und auch große Lust daran. Er wird irgend einen unbedeutenden Fobel oder Fuchs, indem er seine Form und seine Farbe anzupft, auf irgend eine Weise zu einem hohen Preise verkaufen.

Wenn der Jakute Flintenkolben macht und Haarkämme durchbricht

und verziert, so übersteigt dies die Höhe der Kunst. Es muß bemerkt werden, daß die aus Ochsenhäuten verfertigten Gefäße nicht wissen, was faulen heißt, wenn sie auch zehn Jahre hindurch mit nassen Speisen angefüllt stehen. Die Stiefel, die sie aus der Haut am Ende des Rückens beim Pferde nähen, und die Sary heißen, werden nicht nur kein Wasser einsaugen, sondern auch nicht im geringsten deinen Fuß feucht werden lassen, wenn du sogar vier bis fünf Tage hindurch im Wasser herumgehen solltest. Das Messer, das sie aus Eisen verfertigen, läßt sich bis zum Hefte biegen. Damit höhlen sie Löffel und Tassen aus. Obgleich ein solches Messer weich ist, schneidet es ungeglühetes Eisen wie Zinn, ohne im geringsten die Schneide stumpf zu machen oder zu verbiegen.

Man kann den Jakuten in den Kleidern, die er anlegt, nicht sauber nennen; nichtsdestoweniger nehmen sie sich in Acht, die Pelze zu beschmutzen. Die Kleidungsstücke, die sie anziehen, und ihre Hemden werden sie, von dem Tage an, wo sie dieselben anlegen, bis dieselben von den Schultern gleiten, vielleicht zwei oder dreimal waschen, vielleicht aber auch nicht.

Die Krankheiten der Pferde und des Rindviehes zu heilen, ist dem Jakuten eine Kleinigkeit. Die Luüfsuche heilen sie so, daß sie nicht wiederkehrt, desgleichen innere Krankheiten, verschiedene Wunden, Hautkrankheiten und Augenübel. Die Art und Weise, wie sie Knochenbrüche jeder beliebigen Stelle heilen, und zwar so, daß man es nachdem nicht bemerkt, sucht ihres Gleichen.

Unter den jakutischen Weibern sind viele mit hübschen Gesichtern. Sie sind sauberer, als die Männer. Staat und Puffsachen lieben sie nach Art aller Frauen in hohem Grade. Das Geschick hat auch sie nicht um die Eigenschaft, den Mann zu reizen, gebracht. Wenn sie diese ihre Eigenschaft auch noch so sehr zu verbergen suchen, so wird der zu ihnen tretende Mann sie doch sogleich bemerken. Ihre Gefühle der Zuneigung zu einem andern, als ihrem Manne, verbergen sie gut: einen guten Ruf und einen soliden Namen zu bewahren, rechnen sie für eine Ehre. Demnach darf man sie nicht zum Geschlecht der schlechten, unsittlichen und leichtsinnigen Frauen gesellen. Den Vater, die Mutter und die bejahrten Verwandten des Mannes verehren sie tief: sie lassen sie nicht ihren Kopf unbedeckt und ihre Füße bloß sehen; sie gehen nicht auf der rechten Seite beim Kaminfeuer vorbei \*) und nennen einen Verwandten ihres Mannes nicht bei seinem jakutischen Namen. Eine Frau, deren

---

\*) Hier schlafen nämlich die Schwiegereltern der Frau. Dieselben Rückfichten nimmt die Schwiegertochter bei den sibirischen Tataren; vgl. Шумиль in Журналъ Министерства Внутреннихъ Дѣлъ, 1847, Juni, S. 267.

Art und Weise von der so eben beschriebenen verschieden ist, erscheint als eine Art wildes Thier; ihr Mann wird für überaus unglücklich gehalten.

Ein Weib von solidem Character und scharfem Verstande ist mit einem Worte das Haupt ihres Mannes. Ihr Mann übergiebt ihr die ganze Herrschaft über sein Vieh, seine Habe und seine Knechte. Sie hat die Verwaltung des ganzen Hauses, ihr Mann besorgt die Arbeit außer dem Hause, die Heuernte, das Einsammeln des Holzes und die Pferde, oder er geht auf die Jagd oder treibt Handel. Auf diese Weise macht eine fluge Frau mit Hülfe von 20 bis 30 Stück Vieh aus ihrem Hause eine volle Tasse \*). Hunger, Nothdurft und Mangel suchen sie nie heim, außer in einem unglücklichen Jahre, wenn das Vieh in Folge einer Seuche oder aus Mangel an Gras fällt. Der Art ist die bei weitem größere Hälfte der jakutischen Frauen.

Der Jakute hat zwei Jurten: in der einen von ihnen wohnt er im Winter, in der andern im Sommer. In der Winterjurte wohnt er vom September bis zum April, die übrigen Monate wohnt er in der Sommerjurte. Einige reichen Jakuten haben außerdem noch zwei Jurten: sie wohnen darin im Herbst und im Frühjahr. Solcher sind wenige.

Die Winterjurte hat der Jakute inmitten des Platzes, wo er sein Heu macht; hier hat er im Winter nicht die Mühe, Holz aufzuladen. Im Frühjahr, wenn das Mähgras zu wachsen beginnt, läßt er dasselbe nicht vom Vieh bekampfen, sondern siedelt sich in die Sommerjurte über, die vom Orte, wo er sein Heu macht, drei bis vier Werst, bisweilen aber auch ein bis zwei Rds entfernt ist.

Die Sommerjurte baut er da, wo er einen freien, trockenen, ebenen Platz ausfindig macht. Hier setzt er, wenn es angeht, neben seiner Jurte eine kegelförmige Jurte aus Birkenrinde hin; in dieser Jurte aus Birkenrinde wohnt der Hausherr selbst mit seiner Familie, in der andern Jurte wohnen die Knechte.

Die Form ihrer Jurten ist unveränderlich eine und dieselbe. An den vier Ecken stellt man vier dicke Pfähle auf, auf die man vier starke Querbalken legt und an diese wird rund herum glatt beschnittenes, gespaltenes Holz ein wenig geneigt angelehnt. Der Name dieser Wände ist Cholloghos. Oben breitet man wiederum in die Höhe gehende Bretter aus, indem man die beiden Seiten abschüssig macht, damit das Regenwasser ablaufe, alsdann wird Asche und Erde dick darüber ausgebreitet, die Wände der Winterjurte bestreichen sie über eine Spanne dick mit Kuhmist, ihre Sommerjurte dünn mit weißem Lehm. In die Mitte wird der jakutische Kamin gestellt, mit einem Heerde versehen und das auf-

---

\* ) Eine aus dem russischen entlehnte Ausdrucksweise, die ungefähr so viel besagt, daß immer alles vollauf sei.

recht stehende Holz, das den Kamin bildet, dick mit Lehm bestrichen. In die vier bis fünf Fenster setzen sie im Winter Eis, im Sommer Varienglas, Fensterglas oder Papier. Der Umfang einer Jurte pflegt von einer Wand zur andern vier bis acht gestreckte Faden zu enthalten. Die Sauberkeit der Arbeit und der Umfang der Jurte hängen von der Geschicklichkeit und dem Reichthum des Bauhoern ab.

Ein mittelmäßig reicher oder ein armer Jakute baut den Winterstall dicht an die eine Wand der Jurte und läßt dort das Rindvieh die Nacht zubringen. Neben der Jurte befinden sich eine Menge Vorrathshäuser, Keller, kalte Ställe, in denen das Vieh steht und eingehegte Plätze. Alles dies bauen sie hübsch, nützlich und stark. Hier muß bemerkt werden, daß der Eingang der Jurten immer nach Osten gerichtet ist, damit, wenn die Jakuten am Morgen früh aufstehen und hinaus treten, es ihnen bequem wird, die Sonne zu sehen und sich vor ihr zu verbeugen. Diese Sitte läßt erkennen, daß sie vor Zeiten, ehe sie getauft wurden, Sonnenverehrer waren.

Ihre Geschirre sind Kessel aus Eisen und Kupfer, Löpfe und Schalen aus Elfen; Laffen, kleinere und größere Rumysbecher und Löffel aus Holz, Löffel aus Horn, Geschirre von verschiedener Größe mit verschiedenen Namen, aus Birkenrinde, Schläuche aus Ochsenhaut, Gefäße aus besonders zubereiteter Ochsenhaut und Gefäße aus Holz. Jetzt hat der Jakute außerdem noch eine Menge russischer Geschirre: die Theemaschine mit vollständigem Zubehör zum Theetrinken, und einige Dinge, die zum Eßgeschirr gehören, wie silberne Löffel und Gabeln.

Ihre Nahrung besteht in Pferdefleisch, Rindfleisch, Vögeln, Fischen, Rumys von Stutenmilch und endlich Kuhmilch; aus letzterer bereiten sie süßen und sauren Schmand, russische (geschmolzene) und jakutische Butter, Haut, mit Asche zugerichteten Schaum, saure Milch, gefäste Milch, gesäuerte, gekochte Milch, Wasser mit süßer und saurer Milch vermischt und Kymys. Im Sommer ziehen sie Kymys aus Stutenmilch jeder andern Speise vor. Gegen Ende des Winters bleibt ihnen nur gekochte, gesäuerte Milch und die Milch, die sie von den Kühen melken; zu beiden mischen sie Mehl aus Fichtenrinde und einer besondern Wurzel, selten ordentliches Mehl und halten sich für gesättigt. Geht ihnen dieses zu Ende, so führt Wasser und geschabte Fichtenrinde sie zum Hunger.

Jetzt können die Jakuten ohne Thee nicht mehr bestehen: sie verkaufen alle überflüssigen Dinge und tauschen dafür Thee und Zucker ein; hierdurch richten sie sich zu Grunde.

Der Name ihrer Kleidung ist Son (Pelz). Sein Schnitt kommt mit dem eines Ischerkessenpelzes überein, nur ist er kürzer, so daß er kaum über die Knie geht, er hat eine Taille und wird vorn mit vier Knöpfen zugeknöpft. Diese Pelze werden je nach dem Wohlstande des Beltr. Bl. 2ter Jahrg.

Jakuten aus Hind-, Pferde-, Füllen- oder Rälberfellen gemächt, aus ge-  
gerbten Kenntzier- oder Glensfellen, aus kostbarem oder großem Luche.  
Der Saum des Pelzes wird mit einem mehr als fingerbreiten baum-  
wollenen Zenge oder mit rothem Luche eingefast. Der Schnitt des Wei-  
berpelzes ist von dem der Männerpelze nicht verschieden, nur ist er etwas  
länger. Die Kleidung einer gepuzten Frau ist folgender Art. Ihr Pelz  
ist von karmoisinrothem Luche, rings herum mit einem handbreiten Bi-  
berbesatz versehen, mit welchem gleichlaufend ein kostbarer Besatz von Gold-  
stoff angebracht ist; zwischen diesem und dem Biberbesatz geht in derselben  
Richtung eine ungefähr zwei Finger breite Verzierung von flach gehäm-  
mertem Silber. Der Pelz wird mit einem Gürtel an der Seite zusam-  
mengehalten, darüber umgürten sie sich mit einem drei Finger breiten sil-  
bernen Gürtel. Innen ist der Pelz mit Eichhörnchen gefuttert. An dem  
Halse und auf der Brust tragen die Frauen silberne Ringe, an den Ar-  
men breite, silberne Armbänder, an den Fingern acht bis neun silberne  
Ringe. Von der Hinterseite der Brustringe fallen vier fingerbreite Kün-  
käbisär (Borderrwurf) genannte, silberne Verzierungen über beide Schul-  
tern bis über den Gürtel hinab; von ihrem Nacken hängt bis zum Ende  
des Rückens eine handbreite Kälän-Käbisär (Hinterwurf) genannte Ver-  
zierung; in jedem Ohr tragen sie drei bis vier große, silberne Ohrge-  
hänge. Ihre Krüze ist mit Gold gefickt, hat vorn einen Besatz von Viel-  
krassfell, hinten einen breiteren von Biber, ist mit Eichhörnchen gefuttert  
und vorn mit einem großen, runden Silberblech verziert. Ueber dem Son  
wird im Winter ein Pelz mit nach außen gefehrtem Felle von Luchs,  
Murmeltier oder weißem Kenntziertalbe getragen. Das Hemd nähen  
sie aus rothem chinesischem Seidenstoff. Der Knopf vorn und hinten am  
Sattel ihrer Pferde ist ganz mit Silber bedeckt, die Schabrake, die zu  
beiden Seiten des Sattels herabhängenden Pferdebedecken, die Gebisse und  
Halfter sind dicht mit silbernen Verzierungen geschmückt. Der Werth der  
Kleidung und des Schmuckes einer auf diese Weise gekleideten Frau  
übersteigt 3000 Rubel.

Wenn ein Jakute zu heyrathen beabsichtigt, wählt er sich ein Mäd-  
chen in der Gemeinde eines andern Stammes. Aus seiner eigenen Ge-  
meinde eine Frau zu nehmen, hat er nicht das Recht, ausgenommen in  
dem Falle, wenn der Vater des Mädchens ein Jakute aus einem an-  
dern Stamme ist, der sich seiner jetzigen Gemeinde erst angeschlossen hat.  
Sobald das Mädchen gewählt ist, schickt der Jakute einen Brautwerber  
ab. Diesem bestimmt der Vater des Mädchens den Kaufpreis desselben,  
der nach dem Verhältniß seines Reichthums von fünf bis über siebenzig  
Eück Vieh beträgt, die lebenden und geschlachteten zusammen gerechnet.  
Hierauf nennt der Vater des Mädchens die ganze Aussteuer desselben an  
Kleidern, Schmucksachen und Vieh. Der Brautwerber berichtet, wenn er

zurückkehrt, jedes Wort das er vernommen, ohne irgend etwas mit Still-  
schweigen zu übergeben. Der Bräutigam versammelt, wenn er den Ver-  
trag des für das Mädchen zu erlegenden Kaufpreises genehmigt, seine  
ausgewählten Verwandten und Nächsten, versieht sich mit einem Geschenk  
von Brantwein und geht in das Haus des Mädchens, indem er ein  
Drittel oder Viertel des bestimmten Kaufpreises mitnimmt. Hier tritt er  
von dem Augenblicke an, wo er angekommen ist, in die Rechte des Man-  
nes, und weilt und kommt auf diese Weise, bis er den Kaufpreis voll-  
ständig erlegt hat und das Mädchen in sein Haus abführt.

Die Besuche, die der Bräutigam der Braut macht, ziehen sich bis-  
weilen ein, zwei, sogar drei Jahre hin. Wenn indessen beim Mädchen  
ein schlechter Character zu Tage kommt, oder der Bräutigam nicht von  
Herzen liebt, so stellt dieser seine Besuche ein und das Mädchen hat als-  
dann das Recht, einen andern Mann zu heirathen. Der Bräutigam ver-  
fällt für dieses Aufgeben des Verhältnisses in keine Schuld und keine  
Verantwortung, nur erleidet er den Verlust dessen, was er vom Kauf-  
preise und an kleinen Geschenken während seiner Besuche dem Vater des  
Mädchens gegeben hat. Hiervon darf er nichts zurückfordern und es ver-  
bleibt dem Mädchen als Ersatz für den Verlust ihres guten Namens,  
der unansprechlichen Folge einer solchen Lösung des Verhältnisses. Wenn  
man sie einem zweiten Manne zur Ehe giebt, vermindert sich ihr Kauf-  
preis bis auf die Hälfte. Der Vater, wenn auch sein gutes Verhältniß  
mit dem davongegangenen Schwiegersohn einen Bruch erlitten hat, rächt  
sich nicht an diesem: er ergiebt sich in die Fügung eines höhern Geschicks.

Die zwei Monate vom April, wo man die Sommerjurten bezieht,  
bis zur Heuernte, bilden die freie Zeit. Sobald die Kräfte der im Win-  
ter abgemagerten Pferde im Verhältniß, wie das Gras üppiger wird, zu-  
nehmen, fängt der Jakute die Füllen ein, damit sie nicht zu viel saugen,  
und der Kumys wird gesammelt. Diesen, so wie Milch und sauren  
Schmand zu genießen, geht einer zum andern zu Gaste; die bejahrten  
Ältern sitzen mit untergeschlagenen Beinen, oder liegen auf einem Arm  
gestützt, auf der Seite, draußen vor ihren Häusern im blumenreichen  
Grase, wechseln mit einander verständige Reden und gedenken gemein-  
schaftlich der verfloffenen Tage des Ueberflusses. Hierauf gefellen sie sich  
zu den Spielen der Knaben und erheben ein schallendes Gelächter dar-  
über, daß die Kraft ihrer weißen Köpfe und ihrer morschen Knochen nicht  
mehr ausreicht; dann treten sie unter die Mädchen, verwirren sie, unter-  
brechen ihre Spiele und Tänze und erregen von neuem Lachen und Lärm.

Sobald das Gras recht üppig geworden ist und sobald man ange-  
fangen hat, die Stuten neun mal des Tages zu melken, sammelt der  
reiche Jakute etwa zehn Tage hindurch Kumys. Dann macht er etwa  
zwei bis drei Tage vorher bekannt, wann er das Sommerfest zu veran-

halten gedenkt; unterdessen läßt er die Umgebungen seines Hauses reinigen und schmückt das Innere desselben und die Pfosten, an welche die Pferde gebunden werden, mit belaubten jungen Birken. Sobald sich an dem bestimmten Tage die Leute von nah und fern mit ihren Familien in Feiertagskleidern versammelt haben, spricht ein dazu erwählter Festredner, der einen mit Kumys gefüllten Becher von mittlerer Größe hält, und sich vor dem Feuer im Hause auf ein Knie niederläßt, den Segen über die höchste Gottheit, den Allseher und Allhalter, der allen Wesen Glück und Heil verleiht, er spricht den Segen über den Erschaffer des uugenbringenden Viehes, weil die Geschöpfe durch seine Geschenke atmen und leben; über den Herrn der ganzen Erde, der Vieh und Milch mehrt, indem er Gras und Bäume wachsen läßt; über den Hausherrn, auf daß sein Reichthum sich nicht vermindere, sondern von Jahr zu Jahr zunehme und das Volk sättige. So oft er diesen oder einen andern Segen gesprochen hat, gießt er ein ganz klein wenig Kumys ins Feuer. Hierauf wendet er sich rückwärts nach Westen und spricht den Wunsch aus, daß der böse Geist nichts Böses im Schilde führe und bewirke, daß das Vieh sich verläuft oder verloren geht. Kaum hat der Festredner seine Worte beendigt, so ruft er: «Urui, urui, urui!» nach ihm rufen alle im Hause versammelten Leute dasselbe mit einer Stimme. Sobald die Ceremonie zu Ende ist, läßt der Hausherr alle seine Gäste auf einer Wiese im Kreise Platz nehmen, die Weiber getrennt; dazu bestimmte Leute gießen Kumys in Becher von verschiedener Größe und reichen diese den Ehrengästen dar. Jeder, der getrunken hat, übergiebt den Becher dem neben ihm sitzenden. Auf diese Weise bringen zwei bis dreihundert Menschen allen in 6 bis 7 großen Ledergefäßen angesammelten Kumys in Verlaufe von zwei bis drei Stunden zu Ende.

Kaum ist man mit dem Kumys trinken fertig, so läßt man dreizehn bis vierzehnjährige Knaben Renner ohne Sattel besteigen und schiebt sie in eine Entfernung von einem halben oder einem ganzen Röss im Schritte ab. An einer bezeichneten Stelle wenden die Knaben die Pferde, treiben sie zu raschem Laufe an, und kommen so auf die versammelte Menge zu. Kaum hat das Volk die Stimmen der Knaben, die «Chyi, chyi!» rufen, vernommen, so richten sich aller Augen auf die um die Wette laufenden Pferde. Unmöglich ist es, die Freude desjenigen zu beschreiben, der das am schnellsten laufende Pferd besitzt, eben so das Lob und die Bewunderung der Menge bei dieser Gelegenheit. Die Art und Weise des Kampfes, bei welchem die Kämpfer nur ein paar kurze Beinkleider anbehalten, unterscheidet sich, du magst es glauben oder nicht, in nichts vom Kampfe zweier russischer Hähne \*). Fällt bei diesem Kampfe, bei

---

\*) Die Jakuten kennen die Hühner nur durch die Russen.

diesem Messen der Kräfte, einer der Kämpfenden, indem er ausgleitet, oder irgend wo hängen bleibt, auf alle Viere, oder nur so, daß er mit einem Finger die Erde berührt, so wird er für überwunden und gestürzt angesehen. Zwei seiner Verwandten kommen mit seinem Pelze gelaufen, werfen ihm denselben über, und führen ihn in die Mitte ihrer Versammlung ab. Den Grund seines Falles schreiben sie auf lange Zeit einem Versetzen oder einer Schwäche der Gelenke in Folge einer vorhergegangenen Krankheit zu. Die außerordentlichen Freudenbezeugungen und Lobeserhebungen der Verwandten und Nächsten des als Sieger hervorgegangenen Kämpfers sind dagegen ohne Ende.

Sobald keine Kämpfer mehr vorhanden sind, entkleidet man sich von neuem und läuft um die Wette; hierauf legt man alle drei bis vier Schritte ein Zeichen hin und springt auf einem Fuße. Andere Spiele als diese, giebt es nicht.

Der Tanz der Frauen bleibt sich von Jahrhundert zu Jahrhundert gleich. Sind auch hundert Frauen versammelt — zu ihnen gesellen sich wenige Männer — so stellen sie sich alle in einen Kreis, drehen sich Arm in Arm langsam in die Runde und singen dabei mehrere Stunden nach einander: ägäibinä, ogholor.

Das auf einer offenen, grünen Wiese versammelte Volk, seine Festkleider, seine freudigen Gesichter und freien Bewegungen, bieten besonders für denjenigen, welcher es früher noch nicht gesehen, einen hübschen und eigenthümlichen Anblick dar. Anders sind ihre Hochzeiten. Jakuten, die dorthin zu Gaste gegangen sind, bereuen meistens ihren Gang, wenn sie auch noch so große Freunde der Schauspiele und Versammlungen sind. Die jakutische Hochzeit findet immer im Winter statt, zur Zeit, wo das Fleischgeschenk nicht verdirbt. Der Jakute, der seine Hochzeit gefeiert hat, fährt seine Frau, mit seinen Verwandten selbst heim; an diesem Tage versammelt sich in seinem Hause alles Volk aus seiner Gemeinde. Jetzt muß man sich den Grad der Enge und Hitze vorstellen, welche die hundert, in der nicht großen Jurte, zusammengekommenen Leute hier vorbringen. Das über alles theure, unvergleichliche Glas Branntwein erreicht nicht den Mann seiner Bestimmung, wenn er sich nur etwas weit weg gesetzt hat: es wird unterwegs ausgetrunken. Ein Stück Fleisch, das dem Johann in der Ecke zugeworfen wird, gelangt zum heißhungrigen Wilhelm oder der gute Fänger Kirill, der von Nachbar zu Nachbar geht, fängt es unterwegs auf und nimmt es für sich. Vor dem Qualm im Innern des Hauses, und vor dem Redeschwalle der Leute kann niemand sehen oder hören, alle baden sich in ihrem Schweiß, werden gedrückt und gestoßen, daß sie aufschwellen; mit einem Worte der Jakute, der zu Gaste, zum Essen und Schauen gekommen ist, findet mit genauer Noth seine



Müde und seine Handschuhe und kehrt hungrig, zerdrückt und naß in sein Haus zurück.

Der Umfang meiner Schrift verbietet mir mehr über alle die Eigenheiten der Jakuten zu schreiben. Aus diesem Grunde sage ich kein Wort über die Tungusen, die das ganze jakutische Gebiet umwohnen; auch spreche ich hier nicht über das Volk der Tschutschen, Tschuwanen und Kirjaken: es würde mich zu weit führen. Demzufolge beschließe ich diese meine Schrift und bitte, daß wenn dieselbe irgend einem jakutisch lesenden Manne in die Hände fällt, dieser, ein falsch gesprochenes Wort nicht verdammen möge, weil dies seit Entstehung der Erde die erste jakutisch geschriebene Schrift ist. Daher ist es jetzt beim ersten Anfange überaus schwierig, ja sogar unmöglich gut zu schreiben; die zweite und dritte Schrift wird besser ausfallen. Der Art ist das Gesetz.

---

## Das verbogene Georgen-Kreuz \*).

(Nach dem Russischen des Hrn. N. Afanas'jew.)

(Mel. : Gott grüß euch, Alter, u. s. w.)

«Du bist wohl weit herumgezogen  
In Krieges Leid und Luß!  
Erzähl mir doch, warum verbogen  
Das Kreuz auf deiner Brust?

«War's in Italien, war's in Polen?  
War's in der Wallachei?  
Gingst du, das Kreuzlein dir zu holen,  
Wohl gar in die Tärkei?

«War es im Krieg im zwölften Jahre,  
Dem vaterländ'schen Krieg?  
Stets bleibt er neu, der wunderbare,  
Der gottverlich'ne Sieg!»

So fragt ich ihn, — und wie im Dunkeln  
Erglänzt ein plötzlic Licht, —  
Begann des Alten Blick zu funkeln  
Im narbigten Gesicht.

«S'ist lang schon her, daß diesen Orden  
Ich durch mein Blut erwarb,  
Doch der, durch den er mir geworden,  
Mein General — er starb!

---

\*) Die hier aus dem Leben des Grafen M. A. Miloradowitsch angeführte Anekdote erinnert an einen ähnlichen Zug des Prinzen von Condé, der bei der Schlacht von Rocroi (1643) seinen Commando-Stab mitten unter die Feinde geworfen haben soll. (Anm. d. Uebersetzers.)

«Das war ein Herr!... Du Gott im Himmel!  
Das war ein General!  
Ich seh' ihn stets auf seinem Schimmel!  
Ich seh' ihn überall!

«Wie stürmt er der Gefahr entgegen!  
Wie fest saß er zu Pferd!  
Und in dem dichtsten Kugelregen  
Blieb er stets unverfehrt!

«Ob auch Kartätschenhagel pfeife,  
Er macht sich nichts daraus!  
Steigt ruhig ab, stopft seine Pfeife,  
Bittet sich Feuer ans!

«Im allerwüthsten Schlachtgetümmel  
Sah man ihn stets voran:  
Durch Feindesreihen brach sein Schimmel  
Sich eine blut'ge Bahn!

«Von seinen Leuten kannt er jeden,  
Und des Soldaten Herz  
Ward stets gekürt durch seine Reden,  
Durch seinen Ernst und Scherz!

«Wie wußt er stets das Wort zu finden,  
Das uns die Brust bewegt!  
Selbst den Gedanken zu ergründen,  
Der sich im Kopfe regt!

«Er liebte uns so wie ein Vater,  
Und half mit That und Rath!  
Was er versprochen hatte, that er,  
War durch und durch Soldat!

«Einst, Herr, da galt es zu forciren  
Ein enges Defilé,  
Doch mit französischen Grenadieren  
War rings besetzt die Höh'.

«Sie hatten dreimal so viel Leute:  
Das macht uns just nicht viel —

Doch zwölf Kanonen von der Seite:  
Das war kein Kinderspiel!

«Wir stürzten zweimal mit dem blanken,  
Gefüllten Bajonett:  
Doch unsre bravsten Krieger sanken  
Aufs blut'ge Ehrenbett!

«Kaum daß die Feinde wir vertrieben  
Mit freudigem Hurrah!  
Kaum daß sie auseinanderfiebern,  
Sind neue Schaaren da!

«Dann krachen die Kanonen wieder,  
Und wenn der Schuß geschahn:  
Es stürzen ganze Reihen nieder,  
Um nie mehr aufzusehn!

«So standen wir vor den Geschossen,  
Unhüllt vom Pulverdampf;  
Und unentschieden, unentschlossen  
Schwankt hin und her der Kampf!

«Da plötzlich kommt in unsre Ritten,  
Mit frohlichem Gesicht,  
Graf Nikoladowitsch geritten  
Und lacht uns zu und spricht:

— «Na, Kinder, ist euch flau zu Muthe?  
Was macht ihr da für Zeug?  
Hört, Kinder, nehmt mir die Redoute!  
Hier hab' ich was für euch!

«Mit diesem werdet ihr nicht weichen!»  
Und zeigt in seiner Hand,  
Der heiligen Georgen-Zeichen  
Schwarz-gelb gestreiftes Band!

— «Mit diesen, Kinder, solls schon glücken,  
Geht hin, und sammelt sie!»  
Und schleudert sie vor unsern Blicken  
Hin in die Batterie!

«Jetzt, Wetter! war's in uns gefahren!  
Hurrah! erschallt's, Hurrah!  
Wir wußten nichts mehr von Gefahren!  
Der alte Muth war da!

«Und wie zum luft'gen Hochzeitstanz,  
Ging's fort zum neuen Sturm!  
Bergebens donnerte die Schanze  
Von Batterie und Thurm!

«Und wie der Pulverdampf zertronnen,  
Ist alles umgewandt:  
Die Batterie ist uns gewonnen!  
Und mein dies Ehrenband!

«Und alle Herzen, die gewann er!  
Es wirbelt Trommelschall!  
Und siegreich flattern Rußland's Banner  
Auf dem erkämpften Wall!»

Der Alte schwieg... und eine Jähre  
Rollt ihm die Wang' herab:  
Er denkt des Ruhmes und der Ehre,  
Die jener Tag ihm gab!

Für ihn entbehrt die Welt des Reizes,  
Vergang'nes sucht sein Blick:  
Schaut auf den Ehrentag des Kreuzes,  
Auf seinen Held zurück!

---

## **L i e d.**

Aus Lermontow's «Held unserer Zeit».

(Aus dem Russischen von Aug. Wiedert.)

Wie die Wogen frank und frei,  
Sehn auf grünem Meere  
Lauter Schiffelein hin und her,  
Mit schneeweißen Segeln.  
Unter diesen Schiffelein schwimmt,  
Auch mein liebes Böttlein,  
Böttlein ohne Lastenwert,  
Mit zwei kleinen Rudern.  
Bei des Sturmes wildem Spiel  
Heben die alten Schiffelein  
In die Höh' die Flügelein,  
Fliegen pfeilschnell über's Meer.  
Und ich grüß das wilde Meer,  
Tief bis an den Boden:  
«Näh' nicht an, du böses Meer,  
Mein geliebtes Böttlein;  
Denn mein Böttlein führet herbei  
Schöne, theure Sachen,  
Wird gelenkt bei dunkler Nacht  
Von dem kühnsten Böttlein.»

---

## Des russischen Kriegers Lied.

Von Fürst Wjasemski.

(Aus dem Russischen.)

1 8 5 3.

Gottesbild, ich beuge mich  
Drei mal tief zur Erde nieder  
Andachtsvoll, — dann stürze ich  
In die Schlachtenstürme wieder,  
Für das Vaterland, den Zar  
Und den heiligen Altar.

Schwert, du meiner Väter Gut,  
Hast dich oftmals schon getränkt  
In Tataren-, Heidenblut,  
Du wirfst nun aufs Neu' geschwenket.  
Heiß! Eine neue Kost  
Soll dich reinigen vom Rost.

Von dem Balkan uns're Brüder  
Flehen uns um Beistand an,  
Ihre Klagen idnen wieder  
In der Brust uns Mann für Mann.  
Russlands Sohn steht jederzeit  
Euch zu Schutz und Trutz bereit.

Ihener bleibt uns stets der Ort,  
Wo wir uns zu Christus wandten,  
Wir der Offenbarung Wort  
Durch die Heil'ge Schrift erkannten,  
Durch des Kelches Wundermacht  
Auf zum Leben sind erwacht.

Russlands früh'her Ruhmesglanz,  
Kiew, Urahn unsrer Tage,

War ein Taufsohn von Byzanz —  
Heilig ist uns diese Sage,  
Die bedeutungsvoll uns singt,  
Was die dunkle Zukunft bringt.

Russlands Kraft ist Kreuz und Schwert,  
Waren schon der Väter Wehre,  
Schützten damit ihren Herd  
Sich zur Ehr' und uns zur Lehre.  
Mit des Glaubens Banner ziehn  
Ginst zur Schlacht die Enkel hin.

Durch das Kreuz, das sie entwehrt,  
Sollen sie den Hochmuth büßen.  
Heiß endbrenne, heil'ger Streit!  
Mag auch unser Herzblut fließen.  
Unser Schlachtruf: Gott und Zar!  
Krdnt mit Sieg uns immerdar.





### Eine Reise in der Krim. \*)

Die Stadt Koslow ist, wie übrigens mehrere Städte der Krim, unter drei verschiedenen Namen bekannt; alle diese verschiedenen Namen sind ihr von der wechselnden Geschichte dieses Landes mitgetheilt worden. Allem Anschein nach haben die Tataren, ihre Gründer und lange Zeit einzigen Besitzer dieses Hafenplatzes, ihr den Namen Suzlow oder Sbeuslew gegeben; mag derjenige, der es versteht, die wahre Etymologie dieses Namens finden; wenigstens hat die orientalische Geographie, die an Bildern so reich ist, diesmal ihre gewöhnliche Klarheit nicht bewährt. Nach der Eroberung der Kaiserin Katharina wurden so viel wie möglich die historischen Namen der Städte wieder hergestellt, welche sich bis zu unseren Tagen erhalten hatten; was aber die Städte betrifft, deren Spuren von der Erde verschwunden waren, wollte man doch wenigstens ihren Namen der Vergessenheit entreißen, indem man ihn an irgend einem neuen Orte anwendete. So erben Odessa und Eswastopol diese geschichtlichen Namen, obwohl die Alterthumsforscher jenen ursprünglichen Städten eine ziemlich entfernte Lage von den gedachten neuen Städten anweisen. Aus demselben Grunde erhielt Suzlow, von welchem die alten Geographen keine Erwähnung gethan haben, damals den Namen Cypatoria, zum Andenken einer Stadt dieses Namens, welche Mithridates Cupator am Ende der kleinen herakleotischen Halbinsel an dem Orte erbaute, wo jetzt noch das Dorf Inlerman steht. Uebrigens hat dieser schöne griechische Name nicht verhindert, daß die tatarische Stadt bei dem Volke noch den alten Namen Suzlow oder Sbeuslew beibehalten hat, woraus die Russen Koslow gemacht haben. Dieser letztere Name ist jetzt im gemeinen Sprachgebrauche der gewöhnlichste, obwohl in öffentlichen Verhandlungen die neue Benennung die einzige amtliche ist.

Koslow war aber sonst eine mächtige tatarische Stadt; ihre schönen Moscheen, deren zwanzig Minarets sich schon von weitem über die Gegend erheben, ihre Bäder, Bazars und Werkstätten machten sie zur glücklichen Nebenbuhlerin von Bagtschek-Sarai und Kara-su-Bazar, die ge-

---

\*) Auszug aus der Reise des Herrn v. Demidow, welche in diesen Tagen in London erschienen ist, und wovon so eben auch eine deutsche Bearbeitung von J. F. Reigebaur bei Urban Kern in Breslau ausgegeben wurde.

werbreichsten Städte des Chans der Krim; ihr Hafen konnte eine bedeutende Menge von Schiffen fassen, die von Konstantinopel befrachtet hier einliefen. Es ist wahr, der schlecht geschützte Hafen ist oft gefährlich; allein diese ungünstigen Verhältnisse waren nicht im Stande, die morgenländischen Seeleute abzuschrecken, welche sich bei allen Vorfällen damit trösten, daß sie sagen: «So fand es geschrieben!»

Wenn diese große tatarische Stadt sonst blühend war, so muß man gesehen, daß man jetzt beinahe noch Ruinen findet, welche diesen alten Wohlstand andeuten. Koslow ist noch eine Stadt von erheblicher Ausdehnung; aber in ihren engen und unregelmäßigen Straßen findet man wenig mehr als verfallene Mauern, unbenuzte Plätze, niedrige und schlecht erhaltene Häuser. Ein einziges Stadtwiertel enthält noch einige Bazars, die mit schläfrigen Kaufleuten bevölkert sind, und einige Werkstätten, in denen man die dieser heruntergekommenen Stadt jetzt noch nützlichen Handwerke ausübt. Koslow liefert dem Handel Arbeiten von Maroquin und Gewebe von Filz. Die karaitischen Juden, welche sich hier niedergelassen haben, sind geschickte Juweliere, die sich in der Verfertigung mehrerer sehr geschätzter Schmucksachen der tatarischen und jüdischen Frauen auszeichnen. Das Leben ist hier leicht, und wenn die Stadt verddet ist, so ist dies nicht der Fall aus Mangel an Lebensmitteln. Die wahre Veranlassung des Verfalls von Koslow ist der alles an sich reisende Verkehr von Odessa und das Zunehmen der Küstenschifffahrt in dem Theile des Hafens von Sewastopol, welcher dem Handel vorbehalten ist. Auch muß man gesehen, wenn man auch Widerspruch finden sollte, daß das Klima, von Seiten der Nachbarschaft der Salzseen von Sal, der Gesundheit der Einwohner von Koslow nachtheilig sein muß; denn wenn wir auch die heilsamen Eigenschaften des Schlammes dieser benachbarten Seen durchaus nicht bestreiten, können wir doch daraus nicht folgern, daß ihre Ausdünstung eben so vortheilhaft für den öffentlichen Gesundheitszustand ist. Während unseres Aufenthalts in Koslow war es uns leicht, unter den Bewohnern zahlreiche Kennzeichen von endemischen Fiebern zu bemerken. Uebrigens bringt die Annäherung des Aequinoctiums und die Unbeständigkeit der Witterung an vielen anderen Orten dieselben Wirkungen hervor.

Der ganze 16. September hielt uns beinahe in vollständiger Gefangenschaft; ein wüthendes Ungewitter hatte die Gegend überfallen; die Windstöße waren von solcher Festigkeit, und die Gewitterwolken so dicht und zusammengedrängt, daß wir nur mit Mühe einen Blick über die Umgebungen unserer Wohnung werfen konnten. Einige Schritte von uns brachen sich die Wellen, und ihr heftiger Anprall riß einen Theil des ohnehin sehr beengten Ufers ab, auf dem sich die schönsten Häuser von Koslow befinden. Man hat neuerdings an dieser so unsicheren Küste ei-

nen großen und bequemen Ladeplatz von Holz angelegt, welcher den größten Schaluppen verflattet, auf die leichteste Art ihre Ladung einzunehmen; die großen Schiffe aber müssen weit von der Küste Anker werfen. Diese Lage ist nur bei Nordwestwind un bequem, sie wird aber gefährlich, wenn Süd- oder Südwestwinde sich erheben und einige Festigkeit erreichen. An dem Tage, von dem wir reden, lagen zehn Bricks von bedeutender Tragfähigkeit vor Anker, im Angesichte von Koslow; sie schienen aber nicht in bequemer Lage, obwohl das Meer viel stärker hätte sein können.

Am folgenden Morgen besuchten wir den größten Theil der Stadt. Ihr bedeutendstes Bauwerk ist die Moschee Djuma-Djamaï. Eine kühne Kuppel, von sechzehn kleineren Kuppeln umgeben, bekrönt dieses ansehnliche Gebäude, dessen starke Mauern durch schmale byzantinische Oeffnungen durchbrochen sind. Zwei Minarets vervollständigten diese reiche Anordnung; allein der Wind hat sie daniedergeworfen, und ihre Reste bedecken noch zerstreut den Boden. Diese, die schönste und geräumigste Moschee in der Krim, wurde 1552 gegründet, und eine Urkunde, welche in dem Allerheiligsten niedergelegt ist, sagt, daß dies durch den Chan Derolet-Sherai geschah. Die achtzehn Souveraine, welche bis zur Bereinigung Tauriens mit Rußland auf dem Throne von Baghsch-Sarai saßen, haben gewissenhaft ihre Unterschrift dieser über allen Zweifel achbaren Urkunde beigelegt, und dieses vergängliche Pergament hat die Dynastie der Sherai überlebt, so wie die hiesige muselmännische Herrschaft.

Einige Karaiten mit ihren weiten Gewändern und Tataren der vornehmen Classe brachten den ganzen Tag vor der Thür des Kaffeehauses zu, Tabak zu rauchen; sie machten die Auswahl der Bevölkerung von Koslow aus. Die Frauen leben für jeden profanen Blick unzugänglich. Dennoch war die Gefälligkeit unseres Wirthes, ein Mann, der sich zu helfen weiß, so groß, daß er uns Gelegenheit verschaffte, eine dieser tatarischen Frauen von Koslow zu sehen, die so vollständig eingeschlossen sind. Diese Erscheinung war nichts geringeres, als die Frau eines Kaufmanns, eines Freundes unseres Griechen, dessen Verhältnisse im Handel wahrscheinlich seine eheliche Strenge etwas gemildert hatten, denn er ließ sich nicht sehr bitten, uns seine Frau vorzuführen. Wenn wir nach dieser schönen Probe urtheilen sollen, die wir zu Gesicht bekamen, so sind wir den Frauen von Koslow Huldigung und Lob schuldig. Diese in der That, war von einer merkwürdigen Schönheit; lange schwarze Haare, welche lose durch ein seidenes Tuch zusammengehalten waren, dessen Falten nachlässig herabbingen, klare Augen, ein ruhiger und sanfter Blick, ein zierlicher Kopf, der sich sanft auf dem Halse wiegte, viel weißer als man ihn beschreiben kann. — so war diese schöne Tochter Muhammed's würdig der Tausend und einen Nacht. Eine Art von Schlaf-

rock, der sich eng um ihre Formen schloß, nebst einem mit Gold und Silber gestickten Gürtel, leichte Pantalons und doppelte Pantoffeln vollendeten das zierlichste Reglige. Auf diese Weise in ihrem Hausschönm überrascht, benahm diese Dame sich doch sehr fein; allein sie verschwand sehr bald zu unserm großen Mißvergnügen.

Sonntags, den  $\frac{5}{17}$  September, mußten wir an die Abreise denken. Wir überließen einem Kaufmanne zu Koslow unsere von unsern Sammlungen schweren Kisten, und auf einige Zeit am Gepäcke erleichtert, verschafften wir uns einen bedeckten Wagen für unseren kranken Gefährten. Was die gesunden Reisenden betraf, so behielten sie sich ohne Umstände zu zweien in ihren Posttelegen. Ehe wir die Stadt verließen, wollten wir die Arbeiten an einem artesischen Brunnen sehen, dessen schon tiefes Bohrloch an der Fortsetzung dadurch aufgehalten worden war, daß man auf Zwischengewässer gestoßen; die Arbeiter warteten nur auf neue Röhren, die man ihnen von Ddessa schicken sollte, um mit dem Bohren fortzufahren.

Unsere Reise wurde sieben Meilen hindurch durch nichts aufgehalten; unsere Posttelegen eilten unter der Führung Michael's im Galopp davon. Wir hatten Herrn Huot hinter uns gelassen, welcher unter dem Filze seines Magiaren gemessenen Schrittes reiste. Allein auf der Station von Tulat, einem ärmlichen Dorfe, fehlte es an Pferden; wir waren daher genöthigt, zu den Tataren unsere Zuflucht zu nehmen, um Mittel zu finden, nach Sympheropol zu kommen; vier ganze Stunden vergingen unter dem Hin- und Hergerede dieser Unterhandlung. Es gelang uns endlich, zwei lange Kordwagen zu erhalten, enge Schachteln, welche auf ungeheuren Rädern ruhten. Wir nahmen darauf in einer Reihe, ohne anderen Sitz als eine magere Streu, Platz, und ohne eine andere Decke, als das mit Ungewittern bedeckte Himmelsgewölbe, welches uns mit einer frühzeitigen Nacht umhüllte. So setzte sich unsere traurige Karawane in Bewegung, von mageren, viel zu schwachen Pferden geschleppt. Bald wurde aus dem drohenden Wetter Regen, aus dem Regen wurde ein Wolkenbruch; das heftigste Gewitter, mit Hagel und Schnee gemischt, stürzte sich auf uns, und wir waren bald mit eisigem Wasser bedeckt. Unsere Wagen waren nichts als angefüllte Wasserbehälter; die Ebene war nichts als ein See, in den unsere schwerfälligen Fuhrwerke versanken; bis Mitternacht hatten wir auf beiden Seiten nichts als Wasser. Endlich kamen wir in Sympheropol an, welches uns unsere verzweifelnde Einbildungskraft schon mehr als zehnmal durch die fürchterliche Finsterniß gezeigt hatte. Ein nackter, kalter Fußboden erwartete uns — hier sollten wir uns von allen diesen Wüthseligkeiten erholen.

Am andern Morgen waren wir sehr glücklich, uns wenigstens unter dem Dache eines neuen, reinlichen Hauses zu befinden, das ordent-

Belletr. Bl. 2ter Jahrg.

lich eingerichtet war und in dem Theile der Stadt lag, welcher am meisten den europäischen Städten gleicht. Wir stellten uns dem Civil-Gouverneur von Taurien, Herrn Wurompow, vor, der zum drittenmale Mitglied unserer Expedition aufnahm; er empfing uns, ungeachtet seiner Beschäftigung mit der bald bevorstehenden Ankunft des Kaiserlichen Hofes, auf die liebenswürdigste Weise. Dazu kam noch, daß der gelehrte Professor v. Steben, der hier in angenehmer Einsamkeit lebt, wie sonst der berühmte Pallas, uns mit der brüderlichen Herzlichkeit aufnahm, welche die Wissenschaft und die Beschäftigung mit derselben verleiht. Ein Herbarium von Taurien von großer Vollkommenheit und eine Insectensammlung, worin alle in diesen Gegenden bekannten Arten vorhanden, dies sind wahre wissenschaftliche Schätze, die Herr v. Steben mit ausdauernder Anstrengung gesammelt hat. Auch müssen wir die Sammlungen des Herrn Kasnalschejew erwähnen, wo sich alle Muscheln des schwarzen und asowschen Meeres und die merkwürdigsten Fossilien der Krim vereinigt finden.

Eine Fahrt nach Sabli ist für Beobachter sehr lohnend, welche sich von den Naturerzeugnissen Rechenschaft ablegen wollen, die auf dem nördlichen Abhange der südlich von Symbheropol gelegenen Berge producirt werden. In Sabli findet man eine bedeutende Besizung, welche alles in sich vereinigt, was im Westen von Europa zu einem Landgute gebört, nämlich Wälder, Felder und Dörfer; selbst das Schloß und die dahin führende Allee von Kastanienbäumen, von fruchtbaren Gemüsegärten umgeben — nichts fehlt zu dieser Vergleichung. Auf diesem Gute und den davon abhängenden Dörfern werden die nicht mit dem Ackerbau beschäftigten Bauern zu gewerblichen Arbeiten in einer Fabrik von grobem Luche und in einer Ebsenwerkstätte benützt. Nicht weit von Sabli findet man mehrere Schachte, welche die feisige Erde liefern, die man Walkerde nennt, die Tataren aber Kil. Da dieses Volk davon in der Hauswirthschaft häufigen Gebrauch macht, so findet dieses Erzeugniß in der ganzen Krim einen bedeutenden Absatz.

Unterdeß gingen die Tage bereits an abzunehmen, und die rauhe Jahreszeit begann schon sich fühlbar zu machen; kalter Regen am Morgen und Abend, und mitunter fortwährend, zeigten die Nähe des Herbst-*Aequinoctiums*. Ungeachtet dieser traurigen Vorläufer hatten wir von dem Erscheinen des *Ischadir-Dagh* zu viele nützliche Beobachtungen zu erwarten, als daß wir uns von einem so anziehenden Ausfluge hätten abhalten lassen sollen.

Wir waren daher bald auf dem Wege, glücklich unsere tatarischen Pferde wiederzufinden, um das Bergland zu durchstreifen. Diese Pferde bieten in der That das beste Mittel zum Fortkommen, sie sind leicht, behend, folgsam, vorsichtig bei schlechtem Wege und rasch, wenn der Weg

eben ist. Wir erreichten bald Kilburun, dessen Name zusammengesetzt ist aus der Bezeichnung eines erhabenen Vorgebirges mit dem vorgelegten Worte Kil, dessen Bedeutung wir vorstehend angegeben haben. Kilburun ist in der That eine bedeutende Höhe. Nicht weit davon überschritten wir den Salghir auf der Brücke von Djolma und bemerkten in geringer Entfernung von uns die unter dem Namen Eski-Sarai, altes Schloß, bekannten Ruinen, wie sie die Tataren nennen. Nach den Angaben der hiesigen Bewohner sind dies Ueberreste von einem Palaste, den ein Tatarenchan zu bauen angefangen hat, der aber verlassen worden ist, ohne daß er vollendet ward. Wenn wir dem gelehrten Pallas glauben, dem Geographen, Geschichtschreiber und Naturforscher von Laurien, den dieses Land als den geliebten Sohn der Wissenschaft adoptirt hat, so zeigen die noch stehenden Wände von Eski-Sarai nichts anderes, als die Ueberreste einer genuessischen Befestigung. Die Zeit fehlte uns übrigens, abgesehen von den erforderlichen Nachrichten, uns für die muselmännische Sage oder für die geistreiche Hypothese des Gelehrten auszusprechen.

Wir sahen hierauf den Ort Sultan Mahud, dessen Minaret die Baumgärten überragt, endlich Ischaski, ein auf dem steilen Abhange des großen Gebirgstockes schon sehr hoch gelegenes Dorf, über dem der Ischadir-Dagh seine schönen und scharfen Formen erhebt.

Nachdem wir den Fuß des Berges, den wir ersteigen wollten, auf seiner südlichen Seite umgangen hatten, blieben wir die folgende Nacht in Kordek, einem tatarischen Dorfe von auffallender und malerischer Lage. Von Kordek aus sieht man das Meer und das Thal von Muckta, das sich wie ein ungeheurer Graben bis zur Küste ausböhlt, endlich Muckta selbst, das wie ein vorgeschobener Posten den Eingang in diese riesenhafte Schlucht bewacht.

Noch war der Tag nicht angebrochen, als wir die Ersteigung des Ischadir-Dagh begonnen hatten; der Abhang ist von dieser Seite ziemlich zugänglich, so daß man sich lange der Pferde bedienen kann, die ihn mit vollkommener Sicherheit für den Reiter erklimmen. Nachdem wir fruchtbare Obhgärten und Ebenen durchschritten hatten, die mit wucherndem Graswuchse bedeckt waren, und endlich einige Gehölze, die von einem ungeheuren Walde getrennt lagen, erreichten wir die Stelle, wo die Baumgruppen immer seltener auf den letzten Abhängen des Berges werden. Unser Nachtlager war von unseren Führern in einer Art von Hütte zum Schutze gegen den Seewind aufgeschlagen worden. Die Anstelligkeit der Tataren, welche Michael als verständiger Leiter anspornte, hatte uns schnell ein Laubdach bereitet, das uns gegen die Nebel sehr nützlich war, welche bei dem Untergange der Sonne den Gipfel des Ischadir-Dagh einhüllten. Wir hatten noch eine Stunde Tag, die wir dazu benutzten, um Geler zu jagen, welche ihr Lager in den großen Höhlen der benach-

barten Felsen hatten. Die Jagd war mühsam, und dabei ganz fruchtlos. Diese scheuen Vögel, welche nur fallen, wenn sie von einer Kugel getroffen werden, schweben so hoch in der Luft, daß ein gewöhnliches Gewehr nicht so weit trägt; die besten tatarischen Schützen, durch sehr verführerische Belohnungen angespornt, zeigten sich weder geschickter, noch glücklicher, als wir, und jene Räuber der Lüste kamen mit den wiederholten Knallen davon, welche kaum ihren unerreichbaren Randzug führten.

Unterdess hatte unser unermüdlcher und unternehmender Geologe die wenigen Augenblicke von Tageslicht, die uns noch übrig blieben, benutzen wollen, um eine Felsenspitze zu besichtigen, die sich in bedeutender Entfernung von uns erhob. Er war deshalb in eine Schlucht hinabgestiegen, wo er bald unseren Augen entschwand. Die Nacht brach immer mehr herein, endlich wurde es ganz finster, und unser Gefährte konnte uns nicht wieder erreichen. Mit Tagesanbruch verdoppelte sich unsere Unruhe, da wir nicht auf unsere Zeichen antworten hörten; doch setzten wir voraus, daß Herr Huot, gezwungen, seiner Unternehmung, deren Entfernung er unterschätzt hatte, zu entsagen, sich in eine der Schäferhütten geflüchtet hatte, wie man sie an dem Bergabhange findet, den wir Tags vorher passiert waren. Eine andere Beforgniß hatten wir nicht, indem wir vollends den Berg erstiegen. In den ersten Morgenstunden erreichten wir das Plateau des Tschadir-Dagh, auf welches wir nicht ohne Anstrengung auf schmalen Fußsteigen gelangten. Seine beinahe senkrechten Abhänge bestehen aus bröcklichem, grauem Kalksteine, der in der Sonnenhitze einen leichten, übeln Geruch und dunkle Adern hat. Den Gipfel des Berges bildet eine ganz öde Platte, die sich von Südwest nach Nordost hinzieht und dort eine bedeutende Einsenkung hat. Der Tschadir-Dagh ist zu verschiedenen Zeiten und von Beobachtern gemessen worden, deren Namen hinreichendes Vertrauen gewährt; man kann daher dessen mittlere Höhe auf funfzehnhundert achtzig Mètres für die westliche Spitze annehmen, während der Rand der Platte am östlichen Ende nicht funfzehnhundert zehn Mètres erreicht, welches siebenzig Mètres Unterschied beträgt. Dennoch erscheint in der Ferne, bei der Ausdehnung dieses Plateaus und der ungeheuren Bergmasse, dasselbe beinahe horizontal, obgleich der höchste der beiden Gipfel sich wie eine Spitze über das Plateau selbst erhebt. Wie alle Berge von ähnlicher Form, welche den Strom der zu Wolken verdichteten Dünste brechen, die sich dann um seinen Scheitel sammeln, wird der Tschadir-Dagh auch oft mit solchen weißen Wolken bedeckt. Die Tataren, durch die Erfahrung von der gewöhnlichen Folge dieser Erscheinung belehrt, erwarten am folgenden Tage Regen; dann sagen sie, der Tschadir-Dagh hat seine Mühe aufgesetzt.

Die Luft war noch nicht vollständig von dem Morgennebel gereinigt, um dieses schöne Panorama deutlich genug zu sehen, das sich von

diesem erhabenen Mittelpuncte bis zu den äußersten Gränzen des Horizonts erstreckt. Auf Augenblicke erschien uns die Steppe mit ihrer verbrannten Färbung, wo kein Gegenstand unsere Blicke anzog; bisweilen entschleierte sich in der Ferne das Meer, wie ein ruhiger See, oder die unzähligen Berggipfel, die um uns her sich bis zur Ebene herab verflachten. Diese Abwechslung zwischen der Sonne und den Wolken brachte oft auf Augenblicke die auffallendsten Wirkungen hervor.

Die Alten nannten diesen Berg Berofus; es scheint uns klar, daß er auch den Namen Trapezos führte, welchen die Griechen einem bemerkenswerthen Berge der taurischen Halbinsel gegeben hatten; diese Benennung kann man auf keinen Berg besser, als auf den Tschadir-Dagh anwenden, dessen Gestalt so viel Aehnlichkeit mit dem Trapezium der Geometrie hat. Selbst der tatarische Name, Tschadir-Dagh, dessen beide Worte Zelt und Berg bedeuten, geht so sehr auf die der griechischen Benennung zu Grunde liegenden Gedanken ein, daß man vermuthen darf, Zelt und Trapez gehören demselben an. Uebrigens muß man sagen, daß die Gelehrten über die wahre Lage des Trapezos nicht einig sind. Manche wollen ihn in einem in der Nähe von Balaklawa liegenden Berge wiederfinden, eben so ist auch der Kriu-Metopon, der Widderkopf, dieses bei den Griechen in Taurien so berühmte Vorgebirge, jetzt ein schwer wieder zu erkennender Punct geworden, dergestalt, daß die Karten und die Geographen über dieses südliche Vorgebirge eine bedauerliche Unentschiedenheit verrathen.

Das Herabsteigen an der Seite, wo wir es unternahmen, ist gefährlich, so steil erhebt sich der Felsen über den Abgrund; doch suchten wir auf dieser schroffen Seite eine schmale Terrasse, die wir auch bald fanden, von wo man Zugang in eine geräumige Grotte findet. In diesen Höhlen, welche sich, wie man sagt, durch mehrere Gänge bis zu einer unbekanntem Tiefe fortsetzen, findet man Haufen von Eis, das sich von einem Winter zum anderen erhält. Uebrigens beschränkten wir uns darauf, den ersten Saal zu erforschen, eine großartige Höhle, deren Gewölbe sich etwa fünfzig Fuß erhebt, und ohne die etwas fabelhafte Ausdehnung dieser Eislabrynth zu untersuchen, kehrten wir schnell zum Tageslichte zurück.

Am Abend trafen wir uns in Korbet wieder vereinigt; unser verirrer Wanderer war vor uns, ganz von Ermüdung erschöpft, angekommen. Herr Huot hatte bei Schätzung der Entfernung, die ihn von dem Felsen trennte, den er Tags vorher untersuchen wollte, nicht Rücksicht genommen auf die Tiefe einer dazwischen liegenden Schlucht, die ganz mit Bäumen verdeckt gewesen war; kaum hatte er deren Rand betreten, und nachdem er unter dieses Laubdach der hohen Bäume gerathen war, überfiel ihn die Nacht: nun war es unmöglich, sich zurecht zu finden; er



wollte zurückkehren, da fand er sich vollständig verirrt. Ohne Lebensmittel, ohne eine andere Waffe, als seine schweren Hämmer, war er anfangs etwas über seine einsame Lage betroffen; doch erwartete er den Morgen an einem Feuer, das er anzündete, um uns zu begrüßen.



## Lieder von Alexei Kolzow.

Uebertragen

von August v. Biedert.

### 1.

Schlafe nicht, Bauersmann!  
Draußen ist Frühjahr schon!  
Deine Nachbarn sind all'  
Auf dem Felde schon längst.

Stehe auf, sei ein Mann!  
Und sieh dich einmal an:  
Was du warst, was du bist —  
Was dir geblieben ist!

In der Tenne kein Halm,  
In der Scheune kein Korn;  
Leer ist's rings in dem Hof  
Und das Gras wächst darin!

Und wie ausgelegt ist's  
In dem ganzen Haus jetzt;  
Deine Säule hast du  
Bei den Nachbarn versteckt.

Und es liegt umgekehrt  
Jetzt dein Koffer zur Erd';  
Wie ein altes Weib steht  
Deine Hütte gebückt.

Denk' an die früh're Zeit,  
Wie sie vorüberfloss,  
Sich auf Wiesen und Feld  
Wie ein Goldstrom ergoß:

Aus der Lenn', aus dem Hof  
Auf die Landstraß' hinaus,  
In die Dörfer und Städt'  
Zu den Kaufherrn ins Haus!

Und es ward jede Thür  
Für dich aufgemacht weit,  
Und ein Ehrenplaz dir  
Aller Orten bereit!

Und jetzt siegest du da —  
Lieggedrückt von der Noth,  
Schläfst den ganzen Tag du  
Auf dem Ofen wie todt!

Auf dem Felde das Korn,  
Ungemäht und verwaist,  
Bläst der Wind auf die Erd'  
Und der Vogel pickt's auf.

Wache auf, Bauersmann!  
Schon ist Sommer vorbei,  
Und es guckt über'n Zaun  
Schon der Herbst in den Hof.

In den Pelz eingehüllt,  
Folgt der Winter ihm nach,  
Streuet Schnee auf den Weg,  
Daß der Schlitten laut knirscht.

Und die Nachbarn behend  
Führen Korn zum Verkauf,  
Bringen Geld in das Haus,  
Sitzen fröhlich beim Schmaus!

2.

Singe nicht, Nachtigall,  
Unterm Fenster mir,  
Fliehe fort in den Wald,  
In mein Heimathland.

Hab' das Fensterchen lieb  
Meiner Herzensmaid,  
Echluchze mit sanfter Stimm'  
Ihr von meinem Leib.

Sag, wie ich ohne sie  
Welke und verdarr',  
Wie das Gras auf der Haib'  
Welkt und dörrt im Herbst.

Ohne sie ist des Nachts  
Dunkel mir der Mond,  
Ohne sie scheint die Sonn'  
Ohne Wärme mir.

Ohne sie, wer nimm' mich  
Freundlich auf zu sich?  
Welche Brust, auszuruhn,  
Hände sonst mein Kopf?

Ohne sie, wessen Wort  
Würde mich erfreun?  
Wessen Lied, wessen Graß  
Könn' zu Herzen sein?

Singe nicht, Nachtigall,  
Unterm Fenster mir,  
In die Heimath entflieh,  
Fliehe hin zu ihr.

3.

Der Wald.

(Zu Puschkin's Andenken.)

Warum, düst'rer Wald,  
Stehst du so verstummt?  
Hast in dunkeln Schmerz  
So dich eingemummt?  
Wie der Rief' Bowa,  
Der Bezauberte,

Unbedeckten Kampfs  
In dem Kampfe steht, —  
Kast du da gebüdt,  
Und du wehrst dich nicht  
Vor der Donnerwolf,  
Die vorüberzieht,  
Deinen starken Helm,  
Dichtbekränzt mit Laub,  
Niß der Wind die fort  
Und peitscht ihn zu Staub.  
Und wie Zunder fiel  
Dir dein Mantel ab...  
Du stehst da gebüdt,  
Und du wehrst dich nicht!  
Wohin wandte sich  
Deiner Rede Gut,  
Deine stolze Macht,  
Wo dein Fürstenmut?  
Wessen Lied-erklang  
Sonst in stiller Nacht  
Wie der Nachtigall  
Heller, lauter Sang?  
Wessen Tafel war  
Allezeit gedeckt,  
Wo's dem Freund und Feind  
Gleich hat wohl geschmeckt.  
Warst nicht du der Mann,  
Der des Abends spät  
Mit dem wilden Sturm  
Sonst hielt strenge Red'?  
Er umhüllte dich  
Mit der schwarzen Wolf'  
Und umgab dich ganz  
Mit des Windes Kält'.  
Und du riefst ihm nur  
Laut und drohend zu:  
«Heb dich weg von mir,  
Ziehe weiter fort!»  
Und er wirbelt sich,  
Und er macht sich auf...  
Deine Brust erbebt,  
Und du bebst vor Zorn;

Nochmals winkst du  
Streng gebieterisch:  
Dampf Gethöse nur  
Hörst du noch von fern.  
Seine Höllenrut  
Weint der Sturm nun aus, —  
Und trägt sein Gewölk  
Weit hin über's Meer.  
Wo ist jeso hin  
Deines Laubes Pracht?  
Ganz ergraut bist du  
Und umhüllt mit Nacht...  
Stumm bist du und schen...  
Nur im Unwetter  
Jammerst du und klagst  
Ueber Mißgeschick.  
Also, düst'rer Wald,  
Niesenberg Bowa!  
Hast dein Lebtag du  
Dich geplagt, gekämpft,  
Nicht bezwingen konnt'  
Dich der Kräftige, —  
Uebervältigt hat  
Dich der schwarze Herbst.  
Lagst wohl waffenlos  
Und im tiefen Schlaf,  
Als die Feindesmacht  
Auf dich losgeführt.

4.

Warum gabt ihr mich  
Unbarmherzig hin  
Einem häßlichen,  
Einem alten Mann.

Macht es Freude dir,  
Liebe Mutter mein,  
Ditt're Thränen mir  
Im Gesicht zu sehn.

Nacht es Freude dir,  
Lieber Vater mein,  
Wenn du ansiehst mich  
Und mein Leid erräthst.

O, das Herz in euch  
Reißt sich wohl' entzwei.  
Wenn ich so allein  
Komm zum hohen Fest.

Bring' Geschenke mit  
Von dem Gatten, seht:  
Im Gesichte — Gram,  
In der Seele — Pein.

Flucht dem Schicksal nicht,  
Lieben, 's ist zu spät,  
Und es hilft kein Rath,  
Keine Zauberei.

Kämen Schiffe auch  
Aus dem Meere her,  
Läg' das rothe Gold  
Zu den Füßen mir: —

Nach dem Herbst wächst  
Doch kein Gräschen mehr,  
Und im Frühling blüht  
Keine Blum' im Schnee.

5.

Untreue der Erwählten.

Von dem Himmel brennt die Sonne heiß,  
Doch sie wärmet nicht mein stark Gebein, —  
Meine Seele ist erstarrt wie Eis  
Von der Kälte meiner Ungetreu'n.

Schwer ist mir das kummervolle Haupt  
Und es peinigt meine Brust der Schmerz,

Aus dem Leibe suchet mit Gewalt  
Einen Ausgang sich das bange Herz.

Lachend wandten sich die Menschen ab,  
Als ich Hilfe suchend sie beschwor; —  
Ich ging hin auf meiner Aeltern Grab,  
Doch mein Ruf erreichte nicht ihr Ohr.

Dunkel ward es vor den Augen mir,  
Auf die Erde fiel ich ohne Kraft...  
Nacht war's und der Sturmwind heulte laut,  
Als ich mich vom Grabe auferrafft.

Nachts im Sturme sattelt' ich mein Ross,  
Floh ins Wegelese querselbein,  
Leid und Leben muthig zu besteh'n  
Und zu kämpfen mit dem bittern Loos!

6.

Abschiednehmend sagte mir mein Freund:  
«Ach, wozu gegrämt, wozu geweint!  
Trübe nicht dein weißes Angesicht,  
Lösche deiner Wange Hochroth nicht.

Wisset es ja doch, meine liebe Maid,  
Dass ich selber ungern von dir scheid';  
Doch das Schicksal will's, es drängt die Noth,  
Ich befolg' nur Vaters streng Gebot.

Ich will hingehn, sagen ihm gradaus:  
«Alles was ich habe, nimm dir hin,  
Doch in deinem väterlichen Haus  
Ist mein Bleiben nicht, ist nicht mein Sinn,

Darum halt mich nicht und lasse frei  
Wo ich will, verleben meine Tag',  
Was mir dorten auch beschieden sei,  
Wie es meinem Krauskopf glücken mag.»

Also sprach zum Abschiede der Freund —  
Anders hat er's in der Seel' gemeint:



Nicht zum Vater gehn, im fremden Dorf  
Wollt' er eine reiche Witwe freu'n.

Nun, so leb denn wohl, Lieb Freundchen mein!  
Ich bin für den Trug nicht böse dir,  
Heirath' dort, du wirst es schon bereu'n,  
Kommt vielleicht noch einst zurück zu mir.

7.

Rausche nicht mein Korn.

Rausche nicht, mein Korn,  
Mit den reifen Aehr'n!  
Einge, Schuttler, nicht  
Von der breiten Stepp'!

Wozu sollte ich  
Meine Scheuern füll'n,  
Wozu sollte ich  
Mich bereichern jetzt?

Sparfam war der Bursch,  
Sparte Geld und Gut  
Nicht für's eigne Herz —  
Für die Herzensmaid.

O, wie süß war's mir,  
In die Augen ihr  
In die liebevoll'n  
Augen ihr zu schau'n.

Ihrer Augen Hell  
Ist erloschen nun,  
Tief im Grabeschlaf  
Schläft die schöne Maid.

Schwerer als ein Berg,  
Dunkler als die Nacht,  
Legte sich auf's Herz  
Schwarze Geistesmacht.

Dorfunglück.

Lebte mal im Dorf ein junger Fant,  
Der nichts wußte und der nichts verstand,  
Lebte alle Tag' in Saus und Braus  
Und gab seinen Freunden Zech' und Schmaus.  
Sonntags tief bis in die Nacht hinein  
Sang er Lieder in den bunten Reih'n,  
Und erdachte mit der schönsten Maid  
Manchen neuen Tanz zu Lust und Freud'.

Ueber alles liebt ich' diese Maid  
Nicht nur um ihr Herz und ihren Sinn:  
Schöner war ihr Gang als Pfauengang,  
Ihre Rede Nachtigallensang!  
Dftmals gingen wir zur Sommerszeit  
Beide Hand in Hand die Straß' entlang  
Bis zu ihrem schmucken Meierhof,  
Bis zu ihres hohen Hauses Thür.  
Schau' ich bei der Abendröthe dann  
In die Augen ihr — auf ihre Brau'n —  
Ins Gesicht ihr — auf die weiße Brust,  
Ganz mit blankem Filttergold bedeckt —  
Floß mir nicht der Schweiß von meiner Stirn?  
Schlug nicht wild das Herz an meine Brust?  
In die Wolken hüllte sich der Mond  
Und die kleinen Stern' versteckten sich!

Also saßen wir nach Mitternacht,  
Sprachen, wie es um das Herz uns war,  
Und verlobten uns mit Kuß um Kuß,  
Und versprachen eins dem andern uns.

Doch, o weh, der Schulze hatte schon  
Sie vorausgefreit für seinen Sohn,  
Und sein schweres, unzählbares Gold  
Hat die Sach' gedreht, wie er gewollt.  
Kramphast zuckte mir das Herz im Leib,  
Als er aus der Kirche kam mit ihr,  
Vor dem Volke ihre Hand ergriff  
Und sich prahlerisch verbeugte mir.

Krampfhaft zuckte mir das Herz im Leib,  
Als mit ihr den breiten Weg entlang  
Pfeilschnell, was er konnte, fuhr der Kerl  
Bis zu seinem stolzen Meierhof!

Ich stand da, sah zu und dachte nach;  
Zog die Mähe, stampfte mit dem Fuß,  
Und ging langsam bei der Lein' vorbei,  
Unter seine bunten Fenster hin.  
Lichter brennen da, die Mädchen da  
Singen Lieder; die Kam'raden da  
Trinken, spielen und ergötzen sich,  
Alles küßt sich mit dem jungen Paar...

Kam heran die todt' Mitternacht!  
Die berauschten Gäste gingen heim,  
Führen ihrer Wege rechts und links...  
Und die Pforte wurde zugesperrt.

Jetzt braut' ich für den werthen Freund  
Einen andern trunk'nen Trank zurecht,  
Spielt' ihm eine neue Hochzeit auf,  
Wie sie noch nicht dagewesen ist:  
War's nicht Rauch, der dort zum Himmel stieg?  
Schlug dort nicht die helle Flamme auf?  
Ueber Nachbarnhäuser, quer hindurch,  
Auch zu meiner Hütte ging ihr Lauf.  
Wo sein prachtvoll Haus gestanden hat,  
Wo die kleine arme Hütte war —  
Mit der Erde war's am Morgen gleich,  
Nur die Kohlen schauten schwarz und still!

Seit der Zeit, gedrängt von bitt'rer Noth,  
Schlepp' ich in der Fremden Häuser mich,  
Arbeit' um mein tägliches Stück Brot,  
Wasche meinen Leib mit blut'gem Schweiß...

9.

Landmanns Nachdenken.

Seh' mich an den Tisch  
Und bedenke mir's:

Hart ist's — so allein  
In der Welt zu sein!

Jeder hat der Burſch  
Eine junge Frau.  
Noch 'nen treuen Freund  
Hat der junge Burſch,

Keine gold'ne Börſ',  
Keine warme Stätt,  
Keinen Falkenflug,  
Keinen Adergaul...

Mit der Armuth gab  
Mir der Vater nur  
Eine einz'ge Gab' —  
Eine ſtarke Kraft.

Doch auch die hat bald  
Bittere Armuthsnoth,  
Arbeit fremder Leut'  
Ganz verbraucht, erſchöpft.

Seß' mich an den Tiſch  
Und bedenke mir's:  
Hart ist's — so allein  
In der Welt zu sein!

10.

Winde wehn im Felde,  
Die das Gras erſchrecken  
Und mir Weg und Stege  
Ganz mit Staub bedecken.

Komm hervor, du Wolke,  
Mit Gewitterschauer;  
Hüll' das helle Taglicht  
Ein in Nacht und Trauer!

Doch der ſlotte Burſche  
Wird wie'n Vogel ſpelfen,

Ohne Pfad, ohne Taglicht  
Wird er weiter streifen.

Was macht er aus Wolken  
Sich und Weg und Stegen,  
Wenn die blauen Augen  
Sich an's Herz ihm legen!

Was macht sich der Durche  
Aus dem Loos viel Schmerzen,  
Wenn die junge Maid ihn  
Liebt von ganzem Herzen!

11.

Liebes gold'nes Ringelein.

Liebes gold'nes Ringelein,  
Theure Augenweide mein,  
Lichtes Untersand von ihr,  
Schan in's schwarze Auge mir!

Wenn sie traurig sollte sein,  
Werde schwarz, mein Ringelein;  
Ist sie fröhlich, funkle schnell  
Wie ein Diamant so hell.

Wenn sie einst mich ganz vergißt,  
Keine Lieb' ihr nichts mehr ist, —  
Dann, mein gold'nes Ringelein,  
Wirst du schwarz von selber sein!

12.

Warum folgt er wie ein Hüter.

Warum folgt er wie ein Hüter  
Nach mir alle Augenblicke,  
Und begegnet er mir, sieht er  
Mir in's Auge mit solcher Lüste?

Was er höflich an mir findet,  
Kann ich wirklich nicht begreifen;  
Doch wer gab ein Recht dem Herren  
Zunmer so mir nachzustreifen?

Auf dem Ball war's bei Bekannten —  
D, ich hab' es nicht vergessen!  
Lanzt' er doch den ganzen Abend  
Nur mit mir, gleichwie besessen!

Wahrlich, er ist nicht so übel;  
Hübsche Nase, Stirn und Haare —  
Nur die Augen — für die Augen  
Haf' ich ihn, daß Gott bewahre!

Blaue Augen, die wie Feuer  
Unter seiner Stirne glühen,  
Wie bei einem Ungeheuer,  
Und von Gift und Galle sprühen.

«Folgen Sie mir nicht, ich bitte,  
Bleiben Sie auf Ihrer Stelle!  
Ihre teuflischen Augen  
Fürcht' ich ärger als die Hölle!

13.

Habe manch stattlich Schloß.

Habe manch stattlich Schloß,  
Gärten prächtig und groß,  
Weite Felder umher,  
Waldungen hoch und hehr.

Habe viel Länderel'n,  
Viele Leute sind mein,  
Und den Größten im Land  
Bin ich werth und bekannt.

Habe edles Geschmeid,  
Kostbar Pelzwerk und Kleid,

Bunte Teppiche sei  
Decken im Haus die Deck'!

Habe Silbergeschirr  
Für die Feste im Schrein,  
Bin ein lustiger Wirth  
Und hab feurigen Wein.

Doch ich weiß wohl, warum  
Ich nach Zauberkrant späb',  
Doch ich weiß wohl, warum  
Mir's im Herzen so weh.

14.

Die Zeit der Liede.

Im Frühling ist die grüne Stepp'  
Mit Blumen weit und breit geschmückt,  
Und Vögelein mit Sing und Sang  
Sind in der Luft die Hüß' und Füll';  
Sie singen Tag's und singen Nacht's;  
Gar wundervolle Lieder sind's!  
Es höret sie die schöne Maid  
Und findet nicht den Sinn heraus,  
Sie fühlt in ihrer Seele nicht,  
Daß diese Lieder zaubervoll:  
In ihnen birgt sich Liebeskraft...  
Von Lieb' kommt Feu'r, dann Feuersbrunst...  
Hör' sie nicht an, du schöne Maid,  
So lang dein Traum, dein Mädchenraum  
Noch ruhig ist, bis Morgenroth —  
Du hörst dir leicht ein Unglück an:  
Zerbrich die Schönheit in der Blüth',  
Dein hübsches rothwangig Gesicht  
Ist schneller als ein Tuch dahin.  
Still steht sie da und denkt nach,  
Vom Hauch der Hitze angefaßt;  
Die Liebe senkt sich in die Brust,  
Die Seele drückt der Seufzer Laß:  
Die weiße Brust, sie wällt und wällt,

Und wie das tiefe Bächlein, wirft  
Sie nicht den Sand vom Grund heraus ;  
Im Nullig Feu'r, das Ang' umflort...  
Die Steppe dümmert, licht glüht der West...  
Im Lenz, am Fluß, bei Mondenschein,  
Tränkt seinen Saum der junge Bursch,  
Selbst denket in Gedanken er  
An seine sprödd' und bibbe Maid :  
« Schon ist's das vierte Jahr, daß ich  
Die jüngste Nachbarstochter lieb' ;  
Geb' ich ihr auf der Straße nach  
Und deute nur auf meine Lieb' —  
Doch wo hinaus ! sie sitzt und schweigt..  
Schick' ich zum Vater, um zu stel'n,  
So spreizt der greise Alte sich :  
« Es geht nicht an — wart' ab die Nech'. »  
Wie schmerzet mich mein armer Kopf,  
Wie quält das Herz sich in der Brust !  
Mein Herzeleid ist grenzenlos, —  
Ein ungedemes Unglück ist's,  
Wie werd' ich's los — wenn ich's nur wüßt'.  
Die Kraft ist da, der Wille fehlt ;  
Der Schatz ist da — heb' ich ihn ?  
Es mengt sich unser Brauch dorein...  
Ich geh und schau und quäl' mich ab,  
Sprich einer mit 'nem letzen Kopf...  
So nehm ich denn zwei Scheffel Korn  
Und fahre auf die Mühl' damit, —  
Vom Müller gehet das Gerücht,  
Daß er im Zaubern Meister ist —  
Und sage ihm ! Jwan Kus'mitsch !  
Sei Helfer nit in meiner Noth :  
Berlange, was du willst von mir,  
Nur mach' es nit noch meinem Sinn. »  
Im Dorf, im Lenz, bei Mondenschein,  
Schläft ruhig schon die Menschheit ;  
Die Straß' entlang geht unser Bursch,  
Zusammen mit der Nachbarin ;  
Sie fähren beide unter sich,  
Wie's scheint, ein artiges Gespräch.  
Er überreicht ihr seinen Ring  
Und nimmt zum Latsch den ihren an ;



Doch war er auf der Mühle nicht,  
Aus'mittsch hat keine Schuld dabei.  
Ach, Steppe, grüne Steppe du,  
Ihr Abgeleir mit Sing und Sang,  
Ihr habt das Herz der Maid erweicht,  
Dem Müller in sein Fach gefuscht!  
Mehr Zauber übt im Lenz ihr aus,  
Als jeder Zauberspruch vermag...

15.

Pflügers Lied.

Ziehe, ziehe Brauchen!  
Pflüg die feuchte Erde,  
So daß unser Eisen  
Blauk wie Silber werde.

Helle Morgenröthe  
Leuchtet schon am Himmel,  
Hinterm großen Walde  
Kommt die Sonn' herüber.

Luftig ist's im Felde!  
Ziehe, ziehe Brauchen!  
Ich und du, wir beide  
Sind hier Herr und Diener.

Mit Vergnügen lenk ich  
Hakenpflug und Egge,  
Halt' bereit den Wagen  
Streu' zur Erd' den Samen.

Mit Vergnügen schau ich  
Hin auf Tenn' und Schöder, —  
Und ich dresch' und worfle...  
Ziehe, ziehe Brauchen!

Unser kleines Feldchen  
Ist im Nu geackert,  
Eine sich're Wiege  
Geben wir dem Samen.

Feuchte Mutter Erde  
Wird ihn tränken, nähren, —  
Und das Gras wird aufgehen —  
Ziehe, ziehe Branchen!

Und das Gras wird aufgehen,  
Und dann wächst die Aehre,  
Und wird reif und schmückt sich  
In ein Goldgewebe.

Dann erglänzt die Sichel,  
Dann erklingen Sensen!  
Herrlich wird sich's ruhen  
Auf den vollen Garben.

Ziehe, ziehe Branchen!  
Werde satt dich füttern,  
Dich mit Wasser tränken,  
Schönem Quellenwasser.

Stille für mich betend  
Pflüge ich und säe:  
Laß mein Brot gerathen,  
Gott! es ist mein Reichthum!



## Tat'jana Borissowna und ihr Neffe.

Aus dem Tagebuche eines Jägers,

von Iwan Targenew.

Gieb mir die Hand, geliebter Leser, und fahre mit mir. Das Wetter ist schön; im sanften Blau lächelt der Maihimmel; die glatten jungen Blätter der Weiden glänzen wie polirt; der breite, ebene Feldweg ist ganz mit jenem feinen Grase in röthlichem Schafte bedeckt, das die Schafe so gern rupfen; links und rechts auf den weiten Abhängen der schrägen Hügel kräuselt sich leise die grüne Wintersaat: dünngewebte Schatten kleiner Wolken gleiten darüber hinweg. In der Ferne dunkeln Wälder, erglänzen Teiche und die gelben Strohdächer der Dörfer; die Lerchen steigen zu hunderten in die Luft, trillern hell auf, stürzen sich kopfüber hinunter, und erscheinen mit ausgebreitem Hälschen wieder auf der Spitze einer Erbscholle; die Saatkrähnen bleiben auf dem Wege stehen, ducken sich zur Erde nieder und lassen uns vorbeifahren, indem sie schwerfällig zur Seite fliegen; hinter der Schlucht, auf dem Berge, pflügt ein Bauer; ein scheetiges Füllen mit pudrigem Schweife und struppiger Mähne läuft auf unsichern Füßchen der Mutter nach.

Wir kommen in ein Birkenwäldchen; angenehm bekommen athmet die Brust den frischen, kräftigen Duft ein. Hier kommt ein Dorfgehege. Der Kutscher steigt ab, die Kasse schnauben, die Seitensperde setzen sich um, das Mittelpferd wehet in kurzen Pausen mit dem Schweife und reibt den Kopf am Krummholze. Knarrend öffnet sich das Thor. Der Kutscher setzt sich wieder auf den Boß: Fahr zu! Das Dorf steht vor uns. Wir fahren an fünf Gehöften vorüber, diegen rechts ein, lassen uns in einen Hohlweg hinunter und kommen auf einen Damm.

Hinter einem kleinen Teiche kommt über den runden Wipfeln einiger Aepfel- und Hollunderbäume ein Bretterdach zum Vorschein, das ehemals roth war und zwei Schornsteine hat. Der Kutscher lenkt links dem Saum entlang, und unter dem winselnden und heisern Gebelle dreier abgelebter Schäferhunde, fährt er in das weitgeöffnete Thor, jagt übermüthig und sicher in weitem Bogen bei Ställen und Schuppen vorbei, wirft der alten Haushälterin einen lech-burschifosen Gruß zu (in dem Augenblicke, als diese seitwärts über die hohe Schwelle in die geöffnete Thür der Vorrathskammer hineinschreiten will) und hält endlich vor der Trep-

pentüre eines dunkeln Häuschens mit hellblinkenden Fenstern an... Wir sind bei Tat'jana Borissowna. Da öffnet sie auch selbst schon das Guckfenster und nickt uns mit dem Kopfe zu. «Guten Morgen, Frau Nachbarin!»

Tat'jana Borissowna ist eine Frau von ungefähr fünfzig Jahren, hat große graue hervorstehende Augen, eine etwas stumpfe Nase, rote Wangen und ein doppeltes Kinn. Ihr Gesicht athmet Willkomm und Freundlichkeit. Sie war einmal verheirathet, wurde aber schnell Wittwe. Tat'jana Borissowna ist eine sehr merkwürdige Frau. Sie wohnt bekümmert auf ihrem kleinen Gute, pflegt wenig Bekanntschaft mit den Nachbarn, liebt und empfängt bei sich nur junge Leute. Sie ist die Tochter eines sehr armen Gutsbesizers und hat gar keine Erziehung genossen, denn sie spricht nicht französisch; sie ist sogar nie in Moskau gewesen, und abgesehen von diesen Mängeln benimmt sie sich so gut und so einfach, fühlt und denkt so richtig, ist so wenig von den Gebrechen der Nachbarinnen angesteckt, daß man sich wahrlich über sie nicht genug wundern kann. Man bedenke: die Frau lebt das runde Jahr hindurch auf dem Lande vergraben und klaischt nicht, plepht nicht, knirzt nicht, kommt nicht außer sich, ersickt nicht, zittert nicht vor Neugierde... Wunderbar!

Sie trägt gewöhnlich ein graues Taffetkleid und eine weiße Haube mit herabhängenden Lila-Bändern. Sie liebt einen guten, doch nicht übermäßig besetzten Tisch; Süßigkeiten einfachen, Früchte trocken oder einsalzen ist weniger ihre Sache, als die ihrer Haushälterin. — Womit beschäftigt sie sich denn den ganzen Tag? werdet ihr fragen. Lieft sie? — Nein, sie lieft nicht, und die Wahrheit zu sagen, werden die Bücher nicht für sie gedruckt...

Wenn keine Gäste bei ihr sind, dann sitzt im Winter unsere Tat'jana Borissowna am Fenster und strickt ihren Strumpf; im Sommer geht sie in den Garten, pflanzt Blumen und begießt sie, spielt stundenlang mit ihren Käpchen, füttert die Tauben... Mit der Landwirtschaft beschäftigt sie sich wenig.

Aber wenn ein Gast bei ihr absteigt, irgend ein junger Nachbar, der ihre Gewogenheit besitzt, dann wird Tat'jana Borissowna wie neu belebt. Sie bittet ihn Platz zu nehmen, regaliert ihn mit Thee, hört seinen Erzählungen zu, lacht, klopf ihm auch manchmal auf die Wange, spricht aber selbst wenig. In Kummer und Leid tröstet sie, giebt guten Rath... Wie viele haben ihr schon ihre häuslichen, ihre allergerheimsten Herzensangelegenheiten anvertraut, auf ihren Händen geweint!...

Zuweilen setzt sie sich dem Gaste gegenüber und schaut ihm mit solcher Theilnahme in die Augen, lächelt ihm so freundlich zu, daß dem Gaste unwillkürlich der Gedanke in den Kopf kommt: «was bist du doch Belletr. Bl. 2ter Jahrg. 66

für eine herrliche Frau, Tat'jana Borissowna! Laß mich dir erzählen, was ich auf dem Herzen habe.»

In ihren kleinen, gemächlichen Stuben sitzt jeder gut und warm; bei ihr im Hause ist, so zu sagen, immer schönes Wetter. Eine wunderbare Frau ist Tat'jana Borissowna! aber niemand wundert sich über sie: ihr gesunder Verstand, ihre Sicherheit und Ungezwungenheit, ihre warme Theilnahme bei Leiden und Freuden anderer, mit einem Worte, alle ihre Tugenden scheinen mit ihr geboren zu sein, sie haben ihr nicht die geringste Mühe gekostet... man kann sie sich nicht anders vorstellen, folglich braucht man ihr auch für nichts zu danken. Besonders sieht sie gern den Spielen und dem Muthwillen der jungen Welt zu; sie legt die Arme unter die Brust, wirft den Kopf zurück, blinzelt mit den Augen, sieht und lächelt. Und plötzlich seufzt sie auf und spricht: «ach, Kinderchen, ihr Kinderchen!...»

So möchte man denn manchmal zu ihr hingehn, sie bei der Hand nehmen und sagen: «hören Sie, Tat'jana Borissowna, Sie wissen nicht, wie viel Sie werth sind: sehen Sie, bei all' Ihrer Einfachheit und Ungelehrtheit sind Sie ein außerordentliches Wesen!» — Schon ihr Name klingt so freundlich und traulich, man spricht ihn so gern aus, er entlockt ein leutseliges Lächeln... Wie oft traf es sich zum Beispiel, daß ich einem Bauern begegnete und ihn fragte: «Hört, Freund! welchen Weg muß ich fahren, um etwa nach Gratschowka zu kommen?»

— Da müßt ihr, lieber Herr, erst nach Wasowa, und von da her zu Tat'jana Borissowna, und seid ihr bei Tat'jana Borissowna, so wird's euch ein jeder zeigen.

Und bei dem Namen Tat'jana Borissowna nickt er auf ganz besondere Art mit dem Kopfe.

Von Dienstleuten hält sie nur wenige, nach ihren Verdienst-umständen. Die Aufsicht über Haus, Wäscherei, Vorrathskammer und Küche hat die Haushälterin Agaf'ja, ein äußerst gutes, weinerliches und zahloses Geschöpf; zwei gesunde Dirnen mit harten, bläulichen Backen, wie Antons-Aepfel, stehen unter ihrer Leitung. Das Amt eines Kammerdieners, Haushofmeisters und Mundschens versieht der siebenjährige Diener Polikarp, ein drolliger Kauz, belesen, ein abgedankter Violinspieler und Verehrer Biotti's, ein persönlicher Feind Napoleons, oder, wie er ihn nennt, Bonapartatschels und ein leidenschaftlicher Liebhaber von Nachtigallen. Er hält ihrer immer fünf oder sechs in seinem Zimmer, sitzt bei Frühlingsanfang ganze Tage lang neben seinen Vogelbauern und wartet auf ihr erstes «Dichten», und wenn er es endlich hört, stöhnt er: «Ach, du liebes, armes Thierchen!...» und weint in Strömen.

Ihm zur Hand ist sein eigner Enkel Wasja beigegeben, ein zwölfjähriger kraustöpfiger Junge mit sinken Augen; Polikarp liebt ihn wie

wahnsinnig und drummt auf ihn vom Morgen bis zum Abend. Er ist es, der sich auch mit seiner Erziehung beschäftigt.

— Mit den Nachbarinnen hat Tat'jana Borissowna wenig Verkehr; diese fahren ungern zu ihr, und sie versteht sie nicht zu unterhalten, beim Gelispel ihrer Neben wird sie schläfrig, fährt empor, reißt mit Gewalt die Augen auf und versinkt von neuem in Schlummer. Tat'jana Borissowna ist überhaupt keine Freundin von Frauenzimmern. Einer ihrer Freunde, ein guter, stiller Mensch, hatte eine Schwester, eine alte Jungfrau von neun und dreißig Jahren, ein herzengutes Geschöpf, aber verkroben, geziert und exaltirt. Der Bruder hatte ihr oft von seiner Nachbarin erzählt.

Eines schönen Morgens ließ unsere alte Jungfrau in der besten Absicht von der Welt sich ein Pferd satteln und machte sich zu Tat'jana Borissowna auf den Weg. In ihrem langen Kleide, den Hut auf dem Kopfe, mit dem grünen Schleier und den aufgedickten Locken trat sie ins Vorzimmer, und an dem entseztten Wasja, der sie für eine Nixe hielt, vorüber, lief sie ins Saßzimmer. Tat'jana Borissowna erschrak, wollte sich erheben, aber die Knie knickten ihr zusammen.

— Tat'jana Borissowna, begann die Ankommende mit stehender Stimme: — entschuldigen Sie meine Dreistigkeit; ich bin die Schwester ihres Freundes Alexei Nikolaitsch's R\*\*\*, und ich habe so viel von ihm über Sie gehört, daß ich mich entschlossen habe, Ihre Bekanntschaft zu machen.

— Viel Ehre, brachte die bestürzte Hausfrau murrend hervor.

Der Besuch warf seinen Hut bei Seite, schüttelte die Locken, setzte sich neben Tat'jana Borissowna und nahm sie bei der Hand...

— Also da ist sie nun, sing sie mit gedankenvoller und gerührter Stimme an: — da ist dieses gute, reine, edle Wesen! Da ist sie, diese einfache und zugleich tiefe Frau! O, wie glücklich bin ich! Wie werden wir einander lieb haben! Endlich soll ich Ruhe finden... Gerade so habe ich mir sie vorgestellt! setzte sie flüsternd hinzu, indem sie Tat'jana Borissowna starr in die Augen sah. — Nicht wahr, Sie zürnen mir nicht, meine gute, lebenswürdige Freundin!

— Bitte, bitte... ich bin sehr erfreut... Wünschen Sie nicht Thee?

Der Besuch lächelte gnädig.

— Wie wahr, wie unreflectirt \*)! flüsterte sie, als ob sie für sich spräche. — Lassen Sie Sich umarmen, meine liebe!!

Die alte Jungfrau saß bei Tat'jana Borissowna drei Stunden fast, ohne einen Augenblick zu schweigen. Sie bemühte sich die neue Bekanntschaft über ihre eigene Bestimmung aufzuklären.

---

\*) Im russischen Originale stehen diese Worte in deutscher Sprache.

Gleich nachdem der unerwartete Gast sie verlassen hatte, ging die arme Frau in die Badstube, ließ sich Lindenthee kochen und legte sich zu Bett.

Aber schon den Tag darauf kam die alte Jungfrau wieder; saß vier Stunden, und entfernte sich mit dem Versprechen, Tar'jana Borissowna täglich zu besuchen.

Ihr müßt nämlich wissen, sie hatte die Idee gefaßt, diese, wie sie sich ausdrückte, reiche Natur zu entwickeln und zur völligen Reife zu erziehen, und wirklich hätte sie auch wohl der armen Frau den Rest gegeben, wenn sie nicht erstlich nach einigen Wochen über den Werth ihrer neuen Freundin gänzlich enttäuscht worden wäre, und zweitens sich in einen jungen Reisenden verliebt hätte, mit dem sie sogleich in einen lebhaften und warmen Briefwechsel trat.

Wie gebräuchlich, ermahnte sie ihn in ihren Briefen zu einem schönen Leben, brachte sich «ganz» zum Opfer dar, verlangte nur den Namen einer Schwester, erging sich in Naturschilderungen, sprach von Göthe, Schiller, Bettina und der deutschen Philosophie — und brachte es endlich dahin, daß der arme Jüngling in eine düstere Verzweiflung verfiel.

Aber die Jugend behielt die Oberhand: eines schönen Morgens erwachte er mit solch grimmigem Haß gegen seine «Schwester und beste Freundin», daß er in der Hitze noch lange nachher bei Erwähnung der erhabenen und uneigennütigen Liebe die Leute heißen wollte.

Von dieser Zeit an suchte Tar'jana Borissowna noch mehr den Berührungen mit ihren Nachbarinnen auszuweichen.

Aber, o weh! nichts ist von Dauer auf der Erde. Alles was ich euch von dem Leben und Weben meiner guten Nachbarin erzählt habe, gehört einer früheren Zeit an. Die Stille, die in ihrem Hause herrschte, ist auf ewig gestört. Jetzt, schon länger als ein Jahr, wohnt bei ihr ihr Nefte, ein Künstler aus Petersburg. Dies hat sich so zugetragen.

Vor ungefähr acht Jahren lebte bei Tar'jana Borissowna ein zwölfjähriger Knabe, eine vater- und mutterlose Waise, der Sohn ihres verstorbenen Bruders. Andruscha hatte große helle, feuchte Augen, einen kleinen Mund, eine regelmäßige Nase und eine schöne erhabene Stirn. Er sprach mit leiser und süßer Stimme, hielt sich reinlich und ordentlich, war gegen Gäste freundlich und dienstfertig und küßte seiner Tante mit Ehrerbietung die Hand.

Manchmal, wenn man kaum hereintrat, hatte er schon wusch! einen Lehnstuhl herbeigeholt. Ungezogenheiten kamen bei ihm gar nicht vor, kannu daß er mußte. Er saß hübsch beim Buch im Winkelchen, und so bescheiden, so still, sogar an die Stuhl-Lehne legte er sich nicht an. Kam ein Gast — sogleich stand mein Andruscha auf, lächelte höflich und wurde

roth; ging der Saß hinaus, so setzte er sich wieder hin, holte aus der Tasche ein Bürstchen mit einem Spiegel hervor und kämmt sich die Haare zurecht.

Von den frühesten Jahren erwachte in ihm die Lust zum Zeichnen. Fiel ihm ein Stückchen Papier in die Hände, sogleich bat er sich bei der Haushälterin Agaf'ja eine Scheere aus, schnitt sorgfältig das Papierchen zu einem regelrechten Biereck, machte rundherum eine Einfassung und setzte sich an die Arbeit. Entweder zeichnete er ein Auge mit einem ungeheuern Augapfel, oder eine gleichliche Nase, oder ein Haus mit einem Schornsteine und schraubensförmigem Hauße, einen Hund («en fac»), einen Schemel ähnlich, oder einen Baum mit zwei Tauben... und schrieb darunter: «gezeichnet von Andrei Belowsorow, an dem und dem, in dem und dem Jahre — Dorf Klein-Brifen.»

Mit besonderem Eifer arbeitete er ein paar Wochen vor dem Namenstage Tar'jana Borissowna's. Er war unter allen zuerst da mit seinem Gratulations-Complimente und überreichte eine Rolle, die ein rosenfarbenes Bändchen festhielt. Tar'jana Borissowna küßte den Keffen auf die Stirn und löste den Knoten: das Papier rollte auf — und dem neugierigen Blicke des Beschauers stellte sich ein runder, gewagt tuschirter Tempel mit Säulen dar und einem Altar in der Mitte. Auf dem Altare loderte ein Herz und lag ein Kranz und darüber, auf einer gewundenen Banderole, stand mit deutlichen Buchstaben: «Der Laute und Wohlthäterin Tar'jana Borissowna Bogdanow, gewidmet von ihrem ehrerbietigen und liebenden Keffen als Zeichen der tiefsten Anhänglichkeit.» Tar'jana Borissowna küßte ihren Keffen noch einmal und schenkte ihm einen Silber-Rubel.

Große Zuneigung fühlte sie übrigens nicht zu ihm: Andruscha's Zuthullichkeit wollte ihr nicht ganz gefallen.

Unterdessen wuchs Andruscha heran. Seine Zukunft fing an, Tar'jana Borissowna Sorge zu machen... Ein unerwarteter Zufall brachte sie aus der Verlegenheit.

Dies geschah nämlich so. Einmal, vor ungefähr acht Jahren, kam zu ihr angefahren ein gewisser Herr von Benewolenski, Peter Michailitsch mit Vornamen. Herr Benewolenski war vormals in der nächsten Kreisstadt Beamter gewesen und ein fleißiger Besucher Tar'jana Borissowna's; dann zog er nach Petersburg, diente in einem Ministerium, erreichte einen ziemlich wichtigen Posten und während einer seiner häufigen Reisen in Kronen-Angelegenheiten erinnerte er sich seiner alten Bekannten und lehrte bei ihr ein, um im Schoße der ländlichen Stille ein paar Tage von den Geschäftssorgen auszuruhen. Tar'jana Borissowna empfing ihn mit ihrer gewöhnlichen Leutseligkeit und Herr Benewolenski...



Doch ehe ich zur Fortsetzung der Erzählung schreite, erlaube mir mein Leser, daß ich ihn mit dieser neuen Person bekannt mache.

Herr Benewolenski war ein zur Wohlbeleidtheit geneigter Mann, von mittlerer Größe und weichen Umrissen, mit kurzen Füßchen und runden Händchen; er trug einen weiten und äußerst saubern Frack; ein hohes und breites Halstuch, Wäsche weiß wie Schnee, eine goldene Kette auf der seidenen Weste, einen Siegelring mit einer Camée, und eine blonde Perrücke. Er sprach überzeugend und sanft, trat geräuschlos auf, angenehm lächelte er, machte angenehme Augen, vergrub angenehm sein Kinn in das Halstuch... es war überhaupt ein angenehmer Mensch. Auch hatte er ein weiches Herz; er war leicht zum weinen und in Ekstase zu bringen; außerdem loderte in ihm das Feuer einer uneigennütigen Leidenschaft zur Kunst — einer höchst uneigennütigen, da gerade von der Kunst, die Wahrheit zu sagen, Herr Benewolenski nicht den geringsten Begriff hatte. Es ist sogar wunderbar, woher und kraft welcher geheimnißvollen und unbegreiflichen Gesetze er diese Leidenschaft bekommen hatte. Er war doch, wie es schien, ein ziemlich gefetzter, sogar beleidter Mann...

Uebrigens giebt es überall dergleichen Leute in Menge. Ihre Liebe zur Kunst und den Künstlern, oder wie sie sich ausdrücken, «zur Kunst und den Künstlern» macht sie unsäglich unausstehlich; mit ihnen Bekanntschaft zu haben, ein Gespräch zu führen — ist eine Qual: wahre Zaunpfähle mit Kreide angestrichen. Sie nennen zum Beispiel Raphael nie Raphael, Correggio nicht Correggio... «der göttliche Sanzio, der unnachahmliche Allegri!» sagen sie und verdrehen immer die Vocale in o; jedes winkelhafte, düntelhafte und mittelmäßige Talent erheben sie zum Genie oder richtiger «Genie»; der blaue Himmel Italiens, die südlüche Limone, die duftigen Nebel der Brenta-Gebade kommen ihnen nicht von der Zunge. «Ach, Friß, Friß!» oder «ach, Hans, Hans!» sagen sie mit Gefühl zu einander, «nach dem Süden sollten wir, nach dem Süden!»

Beobachten kann man sie auf den Ausstellungen, wenn sie vor gewissen Producten gewisser Maler stehen. Bald treten sie einige Schritte zurück und werfen den Kopf in die Schulter, bald rücken sie wieder an das Bild heran, während ihre Augen von einer blattigen Feuchtigkeit erglänzen... «Wahrhaftig!» sagen sie endlich mit vor Aufregung gepresster Stimme: — «ist das ein Gemüth, ein Gemüth! wie viel Seele hat er da hineingelegt! Unmenschlich viel Seele!... und wie durchdacht! meisterhaft durchdacht!...»

Am zweiten Tage nach der Ankunft des Herrn Benewolenski befaßl Tarjana Worissowna beim Thee ihrem Neffen, dem Gasse seine Zeichnungen zu zeigen.

— Ah, Sie haben einen Zeichner? rief Herr Benewolenski nicht

ohne Bewunderung aus, und wandte sich mit Theilnahme zu Andruscha.

— Ja wohl, er zeichnet, erwiederte Tar'jana Borissowna: — Er hat eine solche Lust dazu! Und das ganz allein, ohne Lehrer.

— Ach, zeigen Sie her, zeigen Sie her, fiel Herr von Benewolenski ein.

Andruscha überreichte erröthend und lächelnd dem Gaste sein Heft. Herr Benewolenski begann mit der Miene eines Kenners es zu durchblättern.

— Gut, junger Mensch, gut, sehr gut, sagte er endlich und streichelte Andruscha den Kopf.

Andruscha küßte ihm im Fluge die Hand.

— Sagen Sie doch, welch ein Talent! Gratulire, Tar'jana Borissowna, gratulire!

— Nun ja, Peter Michailitsch, aber ich kann hier keinen Lehrer für ihn finden. Aus der Stadt käme es zu theuer.

— Hu! brachte Herr Benewolenski hervor, wurde nachdenkend und betrachtete Andruscha von der Seite. — Nun, darüber wollen wir noch ein Weiteres reden, setzte er plötzlich hinzu und rieb sich die Hände.

Denselben Tag bat er Tar'jana Borissowna um die Erlaubniß, mit ihr allein zu sprechen. Sie schlossen sich ein. Nach einer halben Stunde riefen sie Andruscha herbei. Andruscha kam. Herr Benewolenski stand am Fenster, sein Gesicht hatte eine leichte Röthe angenommen und seine Augen glänzten. Tar'jana Borissowna saß in einem Winkel und trocknete ihre Thränen.

— Nun, Andruscha, fing sie endlich an: — bedanke dich bei Peter Michailitsch: er will für dich sorgen und nimmt dich mit nach Petersburg.

Andruscha blieb wie versteinert stehen.

— Sagen Sie mir aufrichtig, begann Herr von Benewolenski mit einer Stimme voll Würde und Herablassung: — möchten Sie wohl ein Künstler sein, junger Mensch? Fühlen Sie, so zu sagen, Beruf zur Kunst?

— Ich möchte wohl ein Künstler sein, Peter Michailitsch, erwiederte bedend Andruscha.

— In diesem Fall ist es mir sehr lieb. Es wird Ihnen natürlich schwer werden sich von Ihrer würdigen Tante zu trennen, Sie müssen für sie die lebhafteste Dankbarkeit fühlen...

— Ich verehere meine Tante, fiel ihm Andruscha ins Wort und zwickerte mit den Augen.

— Verstehst dich, verstehst dich, das ist sehr natürlich und macht Ihnen viel Ehre, aber dafür stellen Sie sich vor, welche Freude mit der Zeit... Ihre Fortschritte...

— Umarme mich, Andruscha, brachte die gute Frau unter Thränen hervor. Andruscha warf sich ihr um den Hals. — Nun, und jetzt bedanke dich bei deinem Wohlthäter.

Andruscha packte Herrn Benewolenski um den Leib, erhob sich auf den Beinen und erwischte so ziemlich seine Hand, welche der Wohlthäter zwar zurückzog, aber sich damit nicht zu beeilen schien... Man umf die Rinde doch das Vergnügen lassen und auch sich etwas zu Gute thun. Ein paar Tage darauf reiste Herr Benewolenski nach Petersburg und führte seinen neuen Pflegling mit sich fort.

Im Laufe der ersten drei Jahre nach der Trennung schrieb Andruscha ziemlich oft, und legte zuweilen den Briefen seine Zeichnungen bei. Herr Benewolenski schrieb dann und wann auch einige Worte hinzu, die größtentheils lobend waren; dann wurden die Briefe seltener und seltener, und hörten endlich auf. Ein ganzes Jahr ließ der Nefle nichts von sich hören; schon wurde Tatjana Borissowna unruhig, als sie plötzlich ein Zettelchen folgenden Inhalts erhielt:

«Liebe Tante!

«Seit drei Tagen hat Peter Michailitsch, mein Beschützer, das Zeitliche gesegnet. Ein Schlagfluß hat mich dieser letzten Stütze beraubt. Freilich gehe ich jetzt schon in das zwanzigste Jahr; im Verlaufe von sieben Jahren habe ich bedeutende Fortschritte gemacht; ich baue auf mein Talent und kann mit Hülfe desselben meine Existenz finden; ich verzage nicht, aber dennoch schicken Sie mir, wenn Sie können, für den Augenblick 250 Rubel Banco. Ich küsse Ihre Hände und verbleibe u. s. w....»

Tatjana Borissowna schickte ihrem Nefen die 250 Rubel. Nach zwei Monaten verlangte er wieder Geld; sie raffte das Letzte zusammen und schickte wieder. Es waren nach der zweiten Sendung keine sechs Wochen vergangen, als er ein drittes Mal anfragte. Tatjana Borissowna schlug es ihm ab.

«Wenn dem so ist», schrieb er ihr, «habe ich die Absicht, zu Ihnen aufs Dorf zu kommen, um meine Gesundheit herzustellen.»

Und in der That, im Mai desselben Jahres kehrte Andruscha nach Klein-Briten zurück.

Tatjana Borissowna erkannte ihn anfangs nicht. Auf Grund seines Briefes erwartete sie einen kränklichen und mageren Menschen, aber nun kam ihr ein starkschultriger, dicker Bursche entgegen, mit breitem und rothem Gesichte, mit krausen und fetten Haaren. Der dünne und blasse Andruscha hatte sich in einen hämmigen Andrei Iwanitsch Belowsorow verwandelt. Nicht das Äußere allein hatte sich an ihm verändert. Die zimpferliche Verschämtheit, die Sorgfalt und Sauberkeit der früheren Jahre hatte jetzt einer nachlässigen Burschikosität, einer widerlichen Echlumpigkeit Platz gemacht. Wenn er ging, schaukelte er sich rechts und links,

er warf sich auf die Stühle, käumelte sich auf den Tisch, rekelte sich, gähnte aus vollem Halse.

Oft nahm er tagelang, wochenlang keinen Pinsel zur Hand. Kam die sogenannte Begeisterung über ihn, so machte er pretentöse Grimassen, schwerfällig rumorend; braunrothe Bluth lag auf seinen Wangen, matt stierten die Augen; er sprach von seinen Talenten, von seinen Fortschritten, davon, wie er sich entwickelt, vorwärts schreitet... In der That aber hat es sich erwiesen, daß seine Fähigkeiten zur Noth hinreichten, um erträgliche Portraitchen zu Stande zu bringen. Er war ein vollkommener Ignorant, las nichts. Er dachte, wenn man nur versteht, mit den Locken zu schütteln, schwärmerisch in langgezogenen Wolltönen aufzujodeln, den Tabakrauch in die Brust zu ziehen und durch die Nase wieder von sich zu geben. Die Gäfte versetzt er in die drückendste Stimmung. Er setzt sich zum Beispiel ans Fortepiano (auch ein Fortepiano war bei Tatjana Borissowna zu finden) und fängt an mit einem Finger den «sinken Dreispänner \*)» aufzusuchen; greift Accorde, klopft auf den Tasten umher; quält die Leute durch stundenlanges Abheulen der Romanzen des Herrn Marlamow: «ble einsame Fichte», oder: «Klein, Doctor, nein, komm nicht zu mir», während seine Augen im Fette schwinnen und die Backen wie eine Trommel glänzen. Oder plötzlich brüllt er auf: «Schweigt, meines Herzens wilde Triebe!» — so daß Tatjana Borissowna zitternd zusammenfährt.

— Es ist doch wunderbar, sagte sie einmal zu mir: — was man heut zu Tage für Lieder dichtet, solche verzweifelte! Zu meiner Zeit dichtete man anders. Es gab auch Trauerlieder, und doch angenehm zu hören, z. B.:

«Komm zu mir auf die Wiese, Freund,  
Ich wart' schon lang vergebens;  
Komm zu mir, sieh, mein Auge weint, —  
Komm bald, Licht meines Lebens.  
Du kommst wohl einst, Geliebter mein,  
Doch ach, dann kann's zu spät sein \*\*)!

Tatjana Borissowna lächelte schalkhaft.

— Ich so-ide, heutle im Nebenzimmer der Nefte.

— Höre doch einmal auf, Andriuscha!

«In der Förne woint die Edle!» fuhr der unermüdlche Sänger fort.

Tatjana Borissowna schüttelte den Kopf.

Seitdem war ein Jahr vergangen. Belowsorow lebt noch bis jetzt

---

\*) Eins der bekanntesten russischen Volkslieder.

\*\*\*) Russisches Volkslied.

bei der Tante und spricht beständig von seiner Abreise nach Petersburg. Auf dem Lande ist er noch einmal so dick geworden. Die Tante, wer sollte es glauben, vergöttert ihn.

Viele der früheren Bekannten haben aufgehört Tatjana Borissowna zu besuchen.

v. B.



## Reisebruchstücke von der türkischen Donau,

aus dem Jahre 1844,

von E. von Kuralt.

Von dem seit 1739 offenen Grenzorte Alt-Orsova, dessen Handel sich auf Baumwolle, Leder, Früchte, Fische und Wein beschränkt, fuhren wir am 3. mit demselben Ruderschiffe Mercur, mit dem wir gekommen waren, ab, nachdem man uns obenhin visitirt hatte, ob wir nichts neues ausführten. Da wir nur 2 Stunden auf diesem Schiffe zubringen sollten, so hatten wir 2 Ruderer weniger, Serbier mit rothen Kappen und doppelt um den Leib geschlungenen Gürteln, der Rest außer den blauen, bis an die Knöchel herabreichenden Strümpfen oder Samaschen, weiß. Die türkische Grenzfestung Neu-Orsova, eine Stunde unter Alt-Orsova, ist 1800 Schritt lang und 400 breit und zeigt von Ferne eine großartige Moschee; sie ist seit dem unglücklichen Belgrader Frieden in die Hände der Türken gekommen, für welche Graf Hamilton auch das am serbischen Ufer gelegene Elisabeth-Fort mit seiner schönen Wohnung zwischen zwei Bastionen und dem Thurm darüber gebaut zu haben schien. Bald hört man das Rauschen der über verborgene Felsen strömenden Donau, zehn Minuten bevor man in die Brandung selbst geräth. Diese wird in zwei Absätzen von je 5 Minuten überwunden. Die Felsen sind hier so häufig, daß man bei niederem Wasser von einem zum andern springend, beinahe über den Fluß soll gehen können. Dieses ist das berühmte eiserne Thor, welches die Römer durch den hinter einer Insel auf der serbischen Seite gegrabenen, eine halbe Meile langen Canal zu überwinden suchten. Jetzt ist er verschüttet, und die türkische Regierung hat der Dampfschiffahrt-Gesellschaft nicht erlauben wollen, ihn wieder herzustellen. Diese aber braucht aufwärts 3½ Stunden für eine abwärts. In Stela Kladowi, wo wir in 2 Stunden anlangten, stiegen wir auf das Dampfschiff Nador von 42 Pferden mit einem ragusanischen Capitain und einem englischen Maschinisten, die ganze Dienerschaft aber spricht italienisch; man zahlt für zwei Essen, ein Thee und drei Kaffee täglich 2½ fl. Münze. Einige Contumaz-Beamte begleiteten uns von serbischer Seite und gingen bis Nadevitsch, um zu verhindern, daß wir nicht mit der ihrigen zusammenträfen, da wir schon aus der Türkei gekommen waren. Um 6 Uhr von Stela Kladowi abgefahren, sahen wir

halb zwei hohe Pfeiler aus dem Wasser emporragen, Reste der von Trajan geschlagenen Brücke; unter dem Wasser sollen sich neben dem serbischen noch zwei, bei dem wallachischen drei finden, in der Mitte des Stromes aber ist keiner zu finden, sondern hier soll sich die Brücke auf eine Insel gestützt haben, von der man jetzt nur weiter unten etwas aus dem Wasser emporragen sieht. Auf der wallachischen Seite erglänzen die neuen Gebäude der severinischen Thürme, des einstigen Hauptortes der kleinen Wallachei. Interessant war es mir, hier von den Serben jeden Hut Klobuk genannt zu sehen, wie man in der slawischen Kirchensprache nur die Priestermäuze nennt. Die ganze Wirthschaft der Serben soll sich auf die Zucht von Schweinen beschränken, deren jeder Bauer bei tausenden nähren soll, die er alle kennt und durch sein Rufen aus der Menge der übrigen auszufondern versteht. Die Weiber verfertigen da alle Kleidungsstücke selbst, so daß statt der von den Ungarn aufgekauften Schweine nur baares Geld in das Land kommt, in welchem man die Hirten des Homer wiederfinden könnte. Die Luft war äußerst mild, schöner Mondschein erleuchtete die Tageshelle. Dennoch blieb das Dampfschiff um 8 Uhr stehn. In der Nacht vom 19ten auf den 20ten (Aug. 1844) soll ein furchtbares Donnerwetter von 10 bis 1 gebauert haben.

Am folgenden Morgen gelangten wir um zehn nach Widdin (Bononia), welches mit seinen 18 Minarets oder schlanken Thürmen mit spitzen Helmen, um deren  $\frac{2}{3}$  Höhe eine Gallerie geht zur Anstrufung der Gebetsstunde, sich stattlicher ausnimmt als in der Nähe. Schon die Residenz des Pascha in der Festung ist ein elendes, längliches einßädiges Gebäude mit vier, fünf hölzernen Balcons und einem Pavillon, dessen Fenster verschlossen waren, der als Harem dient. Die Hauptmoschee würde man eher für ein Kauf- oder Zollhaus halten — zwei Reihen Fenster über den Arkaden des Erdgeschosses. Das beste, reinlichste Gebäude ist die Agenzia der Dampfgesellschaft am Ufer — aber alles maulerisch belebt von einer Menge Türken in Turbanen, Griechen und Serbiern in rothen Käppchen; auch Weiber waren zu sehn in braunen oder schwarzen mantelartigen Gewändern, gelben Pantoffeln und in weiße Lächer ihren Kopf verhüllend, aus dem nur um die Augen herum etwas gelbschwarze Haut gespenstlich hervorsteht. Eine Menge Betteljungen, in Gesichtszügen und Farbe eher afrikanisch als europäisch, begleitete uns, als wir durch den staß- oder pfügenähnlichen Eingang in die Stadt traten, schlugen das Rad, rauten sich auf einem Rißhaufen um einen zugeworfenen Kreuzer u. s. w. Die Stadt besteht eigentlich aus einer langen, mit dem Flusse parallelen, engen, gewundenen Straße, deren Mitte von Stieren und Eseln eingenommen ist, zu beiden Seiten aber von bedeckten Holzböden, in welchen die Leute mit untergeschlagenen Beinen schneltern, schustern und allerlei verkaufen. Das Beste waren Trauben, gegen 10 Stück für 5

Plaster; einen Dolch mit einem Messer in einer Scheibe konnte man für 45 Piaster haben. Sie sollen hier am besten in der europäischen Türkei gearbeitet werden. Bei der Festung sieht man eine Menge arnautischer Soldaten in ihren Fußstapeln oder faltenreichen Schürzen, die vom Gürtel ringsum abfallen, sich auszeichnend. Diese sind ein wahres Räuber-gehebel, wie vornehm sie auch aussehen, träge, arbeitslos, das Leben weder an sich noch an anderen achtend; für einen montenegrinischen Kopf zahlt ihnen der türkische Pascha  $2\frac{1}{2}$  fl., der Montenegriner für einen albanesischen 6 fl. Einen Muthwillen an Christen auszuüben, selbst den leichtfertigen Mord, halten sie nicht 100 Schläge auf die Fußsohlen, nicht Verbannung, nicht Hinrichtung ab; nur vor einander scheuen sie sich wegen der Blutrache. So erzählte mir ein dalmatinischer Kaufmann, der ungeachtet der beständigen Todesgefahr, dennoch jährlich zu ihnen reiste um von ihnen Bocks- und Rippenfelle, jene für  $1\frac{1}{2}$  fl., diese für 6 Kreuzer zu erhandeln, die nach Abrechnung der 12% Ausfuhrzoll und der Fracht von 8—12 fl. für den Centner von 20 Bocks- oder 150 Rippenfellen in Innsbruck für das sechsfache verkauft werden, wo man sie gerbt, um die tyroler Hosen daraus zu machen.

Unser Dampfschiff fanden wir wie von Piraten besetzt; zwei türkische Unter-Pascha's hatten sich da auf Rissen gelagert, lasen ihren Rosenkranz ab oder rauchten oder schlürften Kaffee, umgeben von zahlreicher albanesischer, türkischer und griechischer Dienerschaft; alles Volk hatte Waffen, Pfeifen, Zucker — und Wassermelonen; vier arabische Pferde am Bordestheil des Schiffes, dort Juden in blauen Turbanen und gelben Gürtekn, auf dem ersten Platz, ein alter Bischof von Lobza in Bulgarien, 7 Weilen südlich von Sistova, von mächtigem Körperumfang, in einem Pelztalar und mit einer wülstigen, nicht sehr hohen blauen Weisemütze von Tuch. Dazwischen wir 3—6 Franken, neugierig alles ansehend und unbeweglich von den andern angesehen. Mittags fand sich einer der türkischen Gouverneure, ein sehr freundlicher Mann, bei der Tafel ein und aß auf ganz europäische Weise mit, nur daß er keinen Wein trank. Die Ufer werden allmählig flacher; auf serbischer Seite sind sie entlaubt und kahl, auf der wallachischen zeigen sie mehr Wald, sind aber niedriger; der Fluß hat schon  $\frac{1}{2}$  Meile Breite und Fischreißer sieht man über denselben schreiten; auf einem Felsen weiter oben hatten wir  $\frac{1}{2}$  Duzend derselben ruhig stehen sehen, ohne Furcht vor dem heranbrausenden Dampfschiff. Lom, an der Grenze der Bulgarei, das alte Ciabrns, hat nur 5 Minarete.

Den 21. August. Zwischen der Mündung des bulgarischen Flusses Joster, westlich von Nicopolis und dem wallachischen Orte Celtek sind wiederum Reste einer Brücke zu sehen, welche manche für die trajanische halten, welche 4700 Fuß Länge hatte mit ihren 20 Jochen von



je 150' Höhe und 60 Breite, zwischen welchen immer 175' Zwischenraum war. Nun hat aber zwischen *Laherny* und *Sederin* der Fluß nur 1000' Breite, kann jedoch früher mehr gehabt haben; auch war die Länge der Brücke mit ihren Köpfen und Forts länger, als die Breite des Flusses. Bei *Celleh* aber hat dieser 6000' Breite, was zuviel wäre. Die Brücke kann indeß eher zu lang, als zu kurz und der Fluß eher breiter als enger gewesen sein, so daß die größere Wahrscheinlichkeit immer für die alte Annahme, gegen *Engel's* Hypothese, ist. Für jene spricht auch das unzweifelhafte Document der *Trajanitafel*, welche der *Sederinbrücke* um 30 Meilen näher ist, als der von *Celleh*. Diese ist eher für die von *Constantin* gebaute zu halten, welche nach Zerstörung der *trajanschen* durch *Habrian*, die Verbindung wieder herstellen sollte und über welche jener seine Truppen führte, um *Dacien* den aus der *Moldau* eingedrungenen *Gothen* wieder zu entreißen. Auch aus diesem Umstande ist zu sehen, daß die *constantinische* Brücke mehr östlich war, die *trajansche* dagegen mehr westlich, in der Richtung der *dakischen* Hauptstadt *Sarmizegethusa*, wohin *Trajan* von dieser Brücke aus vorzudringen hatte. Diese Stadt aber war an den Quellen des *Chyl* in den *Karpathen*. — Wunderschön ist die Lage des für die *Christen* so verhängnißvollen *Nikopolis*, wo 1396 durch *französischen* Uebermuth ein *Kreuzheer* von 100.000 Mann zu Grunde ging. Erst die Festung mit Flagge und *Minaret* auf schroffen *Felshöhen*, dann die Stadt am Ufer mit einem andern *Minaret* und einem einzeln auf der Höhe stehenden *Uhrthurn*, endlich wunderbar geformte, treibenweise *Kalkfelsen* mit scharf abgesechnittenen, ganz horizontalen Schichten als *Vorgebirge*. Das *wallachische* Ufer dagegen bleibt flach; aber die Geschichte der Einwohner ist nicht ohne Interesse, da sie sich so viel als möglich rein erhalten haben und *Heirathen* mit anderen *Volksgegnossen* vermeiden, noch immer wie eine *altrömische* Colonie sind, gleich den *Siebenschläfern* aus dem *Sturm* 1000jähriger *Völkerverwanderung* gerettet. Siehe die *Histoire de la Valachie, de la Moldavie et des Valaques Transdanubiens*, par *Michel de Kogalnitschan*, Berlin, 1837, 8°, die ich so eben beim schönsten, stillsten Wetter lese, um mir die eiförmige Gegend durch *historische* Erinnerungen zu beleben. Im Flusse springen manchmal mächtige Haufen auf, und an den Inseln lagern Heerden von *Büffeln* oder *Pelikanen*; Geier fliegen über das *Dampfschiff* weg. Bedeutend ist von hier der Handel mit *Blutegeln*, den *Franzosen* und andere *Europäer* treiben. Das *Pfund* kostet im Lande etwas über 2 fl. und wird auswärts mit dem *siebenfachen* Preise bezahlt; aber freilich gehen oft ganze Ladungen dieser Thiere unter, so daß der *banqueroutirten* *Blutsauger-Verkäufer* beinahe noch mehr sein sollen, als der reich gewordenen.

*Sifovo*, wo wir um 11 Uhr anlangten, hat auf der Höhe ein zerstörtes Schloß, umgeben von neuern *Batterien*, von denen ein *Salut-*

Schuss beinahe das Zelt unseres Schiffs durch sein Papier in Brand gesetzt hätte. Auf der Mittelhöhe und am Ufer sind die mit ihren rothen Dächern zwischen dem Grün freundlich aussehenden Häuser der Stadt gelagert. Weiter unten zeigte man am bulgarischen Ufer den Schlupfwinkel eines Räuberhauptmannes, der einem unserer Reisegefährten, einem serbischen Titular-Major, genannt Wischa Anafasiewitch, 150 Bdrsen abgefordert hatte. Dieser war früher Schiffsknecht gewesen, hatte dann vom alten Nilosch Geld erhalten und damit einen Salzhandel begonnen, der ihm mehrere Millionen eingebracht hatte. Jener Räuber aber hatte früher ein Schiff von ihm zur Miete, und als ihm dieses genommen wurde, schwor er ihm und andern Tod und Verderben. So soll er dem Pascha von Ruschischuk gedroht haben, die Stadt an allen vier Ecken anzuzünden, dieser aber 400 Mann mit Kanonen gegen ihn geschickt haben, die jedoch nur ein Weib seiner Bande tödteten. Die Leute meinen, die Türken stecken mit unter der Decke, um die griechischen Salzändler zu veranben. In Ruschischuk wenigstens, sagten zwei auf das Dampfschiff gekommene Entropäer, von denen einer, ein Berner Arzt Namens Wagner ist, sei man durch die Schwäche des Pascha seines Lebens nicht sicher. Beide hatten schon Mordanfalle zu erfahren gehabt, der eine, weil er vor dem Hause des Pascha vorbeiritt, der andere war in seinem Hause förmlich belagert worden. Einer der Angreifenden erhielt zwar 150 Streiche auf die Fußsohlen; aber nun hat der Ankläger nur um so mehr zu fürchten. Als wir dieses hörten, mußten wir froh sein, durch die elenden Straßen der Stadt ungefährdet gekommen zu sein; wir waren freilich acht Mann hoch hingegangen. Auf dem Schiffe hatte ein Türke, den man nicht so gleich hinauslassen wollte, zur Pistole gegriffen, worauf der Capitain freilich sämtliche Waffen der Passagiere wegnehmen ließ. So waren wir froh, das mit 17 Minarets über seinen verfallenen Festungswerken prangende Ruschischuk, das alte Trimanium, zu verlassen. Gegenüber sah man die griechische Kirche von Gurgewo.

Den 22ten bei schönem Wetter erwachten wir, ohne von den Banditen einen Ueberfall erfahren zu haben, alle guten Muths, und die meisten gaben sich mit Lectüre ab. So fand ich einen Serbier, der ein mit cyrillischen Lettern gedrucktes Journal las, *Лубочное*, eine Monatschrift in 4<sup>o</sup>, zu Smyrna in Damians Eppographie, 1844. Das vorliegende Heft enthielt 1) eine Erklärung des Namens Juni nebst religiösen Betrachtungen, 2) Christenheit und abendländische Kirche, Unitarier und Trinitarier, Protestanten und die sieben allgemeinen Kirchensammlungen, 3) Chronologie, 4) Epochen des russischen Handels in Moskwa, 5) Maße und Gewichte, 6) Neue Monatsrechnung (*новомъясочное*), 6) Wunderbare Erzählung (*чудное приключеніе*), 7) arabische und ägyptische Sprichwörter, 8) der Löwe (in Holzstich) Taslan, 9) Slawische Al-

terthümer, 10) Mäcedonien. Die 12 Hefte werden verkauft in Smyrna für 5 Francs, 3 Rubel (pošto) für die Wallachei, Serbien und Bosnien, 25 Groschen (ррона) für Thracien, Bulgarien und Macedonien.

Während wir mit einem Armentier, der das heilige Land besuchen will, und unterhielten, kam ein schon zweimal in London gewesener türkischer Beamte und ist mein Begleiter beim Arme weg, er solle den nicht anhdren, der sei ein alter Volks-Betrüger und Frencher. Es wurde von Executionen erzählt, die am Tage vorher in Ruschitsch wegen Mordthaten stattgefunden hatten, d. h. Fufsfohlenprügel statt des Bluts. Der Doctor ging, obgleich Districtsarja mit seinem Schweizerpos ohne Abschied heimlich aus dieser unheimlichen Stadt weg mit zwei andern Einwohnern derselben. Um 8 Uhr waren wir vor Sillifria, dem alten Doroskeum oder Dristra, sahen aber davon nur einige wie Mankourschafen aussehende Batterien. Hier verließ uns einer der türkischen Beamten, zugleich General-Intendant der Tuchfabriken der Regierung, mit seinen vier Dienern und einem Leibwächter, die immer um ihn waren, jene, obgleich bewaffnet, um ihm die Pfeife zu reichen, Essen, Kaffee oder Wasser zu den Waschungen zu bringen u. s. w. Bei der nächsten Station sahen wir eine siebenbürgische Heerde von 350 Stück schönen Hornviehs mit entsprechender Zahl von Pferden, Schaaften, Gäusen am verbrannten Ufer der Tränke wegen versammelt, bei 20° N. im Schatten und 20° in der Sonne.

Der Zorn der Türken gegen den Armentier kam daher, daß dieser nach Konstantinopel gehen will, um dort dafür Satisfaction zu suchen, daß er mehrere Monate von den Türken eingekerkert worden war. Der noch zurückgebliebene Gouverneur sitzt mit untergeschlagenen Beinen auf dem Berbeck, dreht seinen Rosenkranz und singt mit halber Stimme seine Gebete. Die Gegend aber, nach der er sieht, ist nicht der Dflou, wie er zu meinen scheint, sondern Norden; denn bereits sind wir in die nördliche Biegung eingetreten, die durch die Ansläufer des Balkans dem Flusse augenbühigt ist, sind bei Czernavoda vorbeigekommen, von wo ein Canal Trajans von kaum 8 Meilen, ans schwarze Meer nach Kustendß (Constantiana) führt, wogegen wir jetzt dem Flusse folgend 15 Meilen nordwärts bis Galaz fahren müssen, von wo er sich in drei Mündungen und vielen Krümmungen nach 25 Meilen erst dem Meere zuzenden kann, weil dort keine Höhe mehr ihn hindert; wir aber müssen, ins Meer gelangt, dann noch die 15 Meilen wieder nach Süden fahren. Von dieser Meerfahrt aber wird nicht viel zu sagen sein, und da wir auf der wallachischen Seite nicht ans Land steigen dürfen, auch nicht vom Verlaufe der Flussfahrt zwischen den immer mehr sich verflachenden Ufern.

Die Kalkfelsen des rechten Ufers hören nach der Einbiegung der

Donau einige Meilen weiter unten auf, und dieselbe einfrumige Fläche dehnt sich zu beiden Seiten des von vielen Inseln getheilten, wellenbreiten Stromes aus. Ein herrlicher Mondschein erhellt die klare Fläche derselben; deffenungeachtet werden wir heute nicht bis Galatz kommen, sondern vielleicht noch vor Ibrail die Nacht über liegen bleiben. Der 23te war noch schöner als der vorhergehende Tag; überhaupt hatte man auf der Südseite der Karpathen eher zu wenig als zu viel Regen, nur drei bis vier nasse Tage; das übrige war alles nach Norden gegangen. Um 3 Uhr abgefahren, langten wir vor 6 Uhr vor Braila an, das am linken Donauufer auf einem Sandplateau sich ausbreitet, mit weiß neuen Gebäuden, da im letzten Kriege beinahe die ganze alte Stadt in die Luft gesprengt worden. Am Ufer zunächst beim Landungsplatze sieht man nur einige schlechte Holzgebäude mit dem Parlitorio, einem Thore mit Schranken nach außen und innen, und dazwischen ein Raum von ein Paar Fuß, in welchen der Gesundheitsofficier, Kauf und Verkauf n. s. w. vermittelnd, eintritt. Auf der Höhe steht man mehrere geweihte Gebäude, Häuser von mehreren Stockwerken, mit rothen Ziegeldächern, Casernen des wallachischen Militärs in weißen Leinwanddecken gleich Oesterreichern, aber mit blauer Mütze, blauem Bandeller und Gürtel und grauem Mantel, langgestreckte Magazine für Holz, besonders für den Schiffbau, der hier sehr schwunghaft getrieben wird. Zu äußerst im Norden sieht man auf der Höhe die weitläufigen, eine eigne Stadt bildenden Gebäude der Quarantaine, mit einem alles überragenden Wachtthurm. Diese neuen Einrichtungen bilden einen merkwürdigen Gegensatz gegen die Zerfallenheit sämmtlicher Städte am Südufer der Donau. Eine alte griechische oder römische Stadt scheint auf diesem Ufer nicht gewesen zu sein, ungeachtet hier die griechischen Colonien des Pontus Euxinus und die römischen in Dacien und Moesien zusammentrafen, so daß man oft nicht weiß, ob man Gebäude, Gefäße und anderes, was in diesen Gegenden gefunden wird, wie z. B. drei prachtvolle Silbergefäße vom Pruth, die jetzt in der Kaiserlichen Ermitage zu St. Petersburg sind, den Römern oder den Griechen zuschreiben soll. Doch weisen meist die Münzen auf die rechte Spur. Südlich von Braila nun soll eine Brücke von Trajan gebaut worden sein, gegenüber dem alten Noviodunum, welcher Name auch in der Schweiz vorkommt und nun Nyon geworden ist, wogegen hier alles zu Grunde gegangen. Auf dieser rechten Seite sieht man noch in blauer Ferne die langgestreckten Ausläufer des Balkan, ein halb Duzend abgesonderte Gipfel bildend, und davor eine bedeutende Strecke grünen, flachen Ufers ausgebreitet, welches südlich von Ibrail sich mit dem südlichen Ausgang der dortigen Sandhöhen zu vereinigen und einen See zu bilden scheint. Auch an diesem rechten Ufer sieht man eine Menge Segelschiffe von zwei, ja drei Masten. Um 6 $\frac{1}{2}$  von da abge-

Beletr. Bl. 1ter Jahrg. 68

fahren, hatten wir im Schatten bereits 17 Grad Reaumur; bald sahen wir links zwischen zwei schroff abgerissenen Sandwänden eine Schlucht mit den fünf, sechs Gebäuden der alten Quarantaine von Galatz, jetzt als Magazine benutzt; die neue ist nördlicher an der stillen Biegung der Donau, neben einer Caserne, und nimmt die nach der Moldau Gehenden vier Tage in Anspruch, welche kurze Zeit einem aber durch das furchtbare Räuchern viel ärger sich gestaltet, als eine längere Quarantaine, die durch ein besseres Verfahren die totale Verderbniß der Wäsche vermeidet. Um 8 waren wir vor Galatz, das mit seinen zwei Kirchen und neuen Gebäuden, auf und an einer Sandhöhe, sich nicht minder stattlich ausnimmt als Braila.

Vor uns liegt das Dampfschiff, das uns heute Abend, nach Ueberladung aller Waaren aufnehmen und morgen ins schwarze Meer hinausführen soll. Gott gebe, daß der Pontus ein freundlicher und nicht ein ungaslicher sei, wie so oft, besonders im Herbst. Leben Sie wohl, auf frohes Wiedersehn auf dem Festland! Wünschen Sie Glück Ihrem unter Lärten wellenden G.

#### Von Galatz bis Sulina.

Den 23. August n. St. 1844.

Ich fange diesen Brief vor Galatz an, wo wir diesen Morgen angekommen sind und den ganzen Tag bleiben müssen, damit die Waaren von dem Donauschiff auf das Meer-Dampfsboot übergeladen werden könnten. Diese bestehen in Butter aus Bulgarien, Meerscham aus Smyrna, desgleichen jährlich an 1000 Kisten nach Wien gehn für Weisenköpfe, Seide von Brusa, ebenfalls nach Wien, Schaaffelle aus Bulgarien und Serbien in die Gerbereien von Galatz. Auf dem von Konstantinopel kommenden Dampfschiffe Ferdinand I, von 100 Pferdekraft, das uns am Montag den 26ten dahin bringen soll, trafen wir eine höchst interessante Gesellschaft an.

Den 24ten erwachten wir wiederum beim schönsten Wetter; es war Sonnabend, und ein Paar Duzend Israeliten lagen auf ihren Polstern oder bewegten sich stehend vorwärts oder rückwärts, ihre Gebete lesend, indes die Muhammedaner und Christen ruhig ihren Kaffee tranken, jene aus kleinen, diese aus großen Tassen. Unter den Tüdninnen war auch eine, genannt Sultanina, aus Smyrna, die ein gewiß schon dreijähriges Kind fängte. Der Pilot berichtete uns, es seien bei niederem Wasser noch sieben oder acht Pfeiler von einer Römerbrücke,  $\frac{3}{4}$  Meilen oberhalb Braila, nebst Dämmen gegen Raesia zu sehen, und zwei Meilen westlich von dem Salzsee von Babadagh habe er eine Säule aus vielartigem Stein im Gehölze gefunden. Diese muß zu Carfus oder zu Tropolis gehört

- haben. Im Verfolge des Wegs zeigte uns dieser alterthumslustige Pilot am rechten, türkischen Ufer auf einer Höhe einen künstlich errichteten Grabhügel, neben den über mehrere niedere Berge sich ausbreitenden Häusern von Issatschi, dem alten Aegissus, dessen Festungswerke geschleift worden sind. Unweit davon sieht man am Ufer der Donau, zwischen den Spuren verschütteter und überwachsener Gräber auch uraltes Mauerwerk, gerade an der Stelle, wo Darius eine Brücke geschlagen haben soll, um in das Land der Skythen einzudringen. Die Nordmündung von Ismail läßt das Dampfschiff links und kommt um 8 Uhr Morgens nach Tulitscha, dem alten Halmprits, wo dieses Mal nur 21 Fässer Schaafbutter für Konstantinopel aufgeladen wurden, aber der griechische Wdch abfuhr, der versprochen hatte, uns beim Patriarchen von Konstantinopel den Eintritt zu verschaffen. Statt seiner war ein griechischer Archimandrit vom Kloster Batopaidia auf dem Berge Athos noch bei uns. Tulitscha breitet sich mit seinen Windmühlen auf einer Höhe aus, gegenüber einem bewaldeten Berge, neben welchem die Schiffe am Vorsprunge der sogenannten Pietra di Tulitscha eine gefährliche Biegung zu machen haben. Eine große Menge Schiffe trifft man in diesem Donau-Arme, die Getraide aus der Moldau und Wallachei holen. Im erstern Lande waren in der Hauptstadt Jassy den 21. und 28. Juli alten Styls gegen 1000 Häuser verbrannt. Um 2 Uhr waren wir an der Mündung; jederseits steht ein halb Duzend Häuser für die russische Quarantaine und rechts, zuäuserst, ein Leuchtturm, dann in die offene See hinaus, die aber noch lange die Farbe des Donauwassers hatte, bis die dunkelgrüne Welle des Pontus vorherrschte.



## Das erfindungsreiche Weib.

### Eine krakausche Sage.

Eine Kutschstraße von Krakau nach Czestochowa, wo das heilige Mutter-Gottesbild von frommen Pilgern aus allen Nachbarländern besucht wird, besteht erst seit wenigen Jahren. Früher, wenn der Reisende die Stadt Slawkow verlassen hatte, mußte er bis Siemiez einen sehr beschwerlichen Weg machen. Um ihn herum, so weit das Auge reichen konnte, war eine Sandwüste. Die große, eiförmige, gelbe Fläche war nur selten durch eine Kette von schwachen Sandbügeln durchschnitten. Noch seltener aber konnte der ermüdete Blick auf einer grünen Dase verweilen. Die Fichtendämme, die in kleinen Gruppen an einigen Stellen standen, waren unansehnlich, schwächlich, gekrümmt, und ihre Äste, anstatt in die Höhe zu ragen, bogen sich trübseelig nach dem Boden zu, als wenn sie den beweglichen Sand aufhalten wollten. War aber die Aussicht für den Reisenden wenig erfreulich, so war es die Reise selbst noch viel weniger. Die ganze Fläche ist von keiner Seite gegen den Wind geschützt, und die Sandmassen bewegen sich beständig, überschütten den Weg, und der Reisende muß mühsam durch diese Finnen waten. Zum Glück ist mitten in der Wüste ein Dorf, Szluczna Baba genannt, was auf deutsch «das erfindungsreiche Weib» heißt. Da kann der Reisende ausruhen, und neue Kräfte zur weitem Reise sammeln. Das Dorf liegt auf nacktem Sand, und betrachtet man es, so muß man sich beinahe verwundern, daß die Häuser so regungslos dastehen, und daß sie nicht sämtlich an einem schönen, windigen Tage mit den Sandfluten fortmarschiren. Von einer Seite aber ist das Dorf von einem kleinen Fichtenwäldchen gedeckt, und das mag wohl zu der Sicherheit des Ortes viel beitragen. Einzelne Fichten wachsen auch bei manchem Bauernhause, und sie sind es allein, die den Garten vertreten. Jeder Reisende, der den Weg gemacht, muß gewiß bei sich denken: «Wem ist es wohl eingefallen, an einem so unfreundlichen und unfruchtbaren Orte ein Dorf zu bauen?» Er spricht aber seine Frage nicht laut aus, weil er doch im Grunde froh ist, daß ihm der sonderbare Einfall einen guten Ruheplatz verschafft hat. Da das Dorf das erfindungsreiche Weib heißt, so dachte ich, es müßte von einem Weibe angelegt sein, der Titel des Weibes aber schien mir zu schmeichelhaft, wenn er durch die Auffindung des Bauplatzes allein verdient war. Durch Zufall bin ich endlich zur genauen Kenntniß der Gründungsgeschichte die-

ses Dorfes gekommen, und ich fand auch später, daß die Sage noch heut-  
zutage dem Volke der Umgegend gerade so bekannt ist, wie man sie von  
den gutunterrichteten Bürgern der Stadt Dikusz hören und in den Acten  
des Stadtrathes nachlesen kann; und so will ich sie auch dem Leser mit-  
theilen.

Es war in der alten Zeit die Sitte, daß eine Stadt der andern  
sein Räthsel zum Auflösen gab; es waren die Preise, die man bei die-  
sem Spiel zu gewinnen oder zu verlieren bestimmte, zuweilen nicht  
unbedeutend. Aber weit empfindlicher als der Verlust, war die De-  
wüthigung für eine Stadt, wenn sie ein Räthsel nicht aufgelöst hatte.  
Die Frist war gewöhnlich lang; man hatte Zeit genug, sich zu be-  
sinnen; und obgleich man das Räthsel nur dem Stadtrath mit-  
theilte, so wurde doch hernach ein jeder Bürger in die Kenntniß dessel-  
ben gesetzt, und ein jeder durfte sich darüber den Kopf zerbrechen  
und den Witz spannen, weil er, im Fall daß er zuerst die Auf-  
gabe löste, einen bedeutenden Antheil am Gewinne bekam. Und so  
traf es sich einmal, daß die Stadt Krakan folgende Aufgabe der Stadt  
Dikusz stellte: «In der Salzgrube zu Belleczka haben sich die Wärmer  
eingemischt, und man kann kein Mittel finden, sie zu vertilgen; ob denn  
die Stadt Dikusz nicht einen Rath zu schaffen wüßte, um dem weitem  
Schaden, den die Wärmer dem Salz zufügen könnten, vorzubeugen?»  
Als der Stadtrath dies Räthsel vorgelesen, lachten die Rätke herzlich und  
sprachen untereinander: «Was für ein drolliger Einfall, die Wärmer  
in einer Salzgrube! — das Salz wurmfressig! Das wäre erst schön!»  
— «Ich muß es meiner Frau sagen», sprach einer der Rätke, «daß sie  
Nicht giebt, wenn sie das Fleisch salzt, ob das Salz nicht auch bei uns  
wurmfressig geworden.» — «Ich geh' es offen», meinte der Bürgermeister,  
«daß ich den Krakauern einen geschicktern Einfall zugetraut hätte!» —  
«Ja, der ist nicht sonderlich», stimmte einer der Rätke bei. — «Dieser  
Einfall ist sogar einfältig», fiel einer der Schöppen ein. Und so sich über  
die Krakauer Aufgabe lustig machend, gingen die Rätke und die Schöp-  
pen nach Hause, um ihren Nachbarn die Reuzigkeit mitzutheilen, damit  
sie bald der ganzen Stadt bekannt würde. Aus Auflösen dachte aber noch  
keiner, da die Frist erst nach drei Monaten abließ, und mit einer solchen  
Kleinigkeit, meinten sie, könne man schon am vorletzten Tage fertig wer-  
den. Es war aber auch bei diesem Räthselspiel üblich, daß, sobald sechs  
Wochen von dem Empfange der Aufgabe an verfloßen waren, der Stadt-  
rath sich öffentlich versammelte. Da trug jeder Bürger, der auf seinen  
Witz etwas Vertrauen setzte, seine Auflösung hin, und überreichte sie ei-  
nem der Rätke auf einem Zettel, wie die Sage sagt: «sein geschrieben». Waren nun alle die Zettel abgeliefert, so entschied erst der Stadtrath in  
einer geheimen Sitzung, welche Antwort die beste und die wichtigste sei,



und diese ward dann am Schluß der nächsten sechs Wochen der Stadt zugeschickt, welche die Aufgabe gestellt hatte. Jedem Bürger stand es frei, an dem Spiel Theil zu nehmen und das Lösungswort zu wagen, aber die Rätthe und die Schöppen waren dazu verpflichtet, mochte einer Willig haben oder nicht. Da das Krakauer Räthsel gleich am ersten Tage einstimmig für unbedeutend erklärt wurde, so zerbrach sich keiner der Rätthe den Kopf darüber, und ein jeder dachte, am letzten Tage wirst du noch leicht eine Antwort finden. Der letzte Tag kam nun, aber die Antwort kam den Rätthen nicht so leicht in den Kopf.

Sie mochten denken, wie sie wollten, so konnten sie doch kein passendes Mittel finden, die Salzwürmer zu vertilgen. Jedes Rathsglied schrieb jedoch seine Antwort auf, und als der Rath sich versammelte, ward sie dem Bürgermeister übergeben; aber die Bürger, die sich in der Rathsstube zahlreich einfanden, blieben als bloße Zuschauer da, und keiner von ihnen beeilte sich seinen Zettel dem Bürgermeister zu überreichen, wie es sonst geschah. Der Bürgermeister wurde endlich ungeduldig, und fragte die Bürger, ob keiner am Spiele Theil nehmen wolle. Die Bürger sahen sich stumm einander an. So mußte der Bürgermeister erklären, daß es Zeit sei, die geheime Sitzung zu eröffnen, um unter den Antworten der Rathsglieder die beste zu wählen. Die Bürger verließen hierauf die Rathsstube und einer der Schöppen fing das Vorlesen aus denzetteln an. Das Lesen war bald zu Ende, aber keine Antwort wollte der Versammlung recht gefallen. Alle Mittel, die gegen die Salzwürmer vorgeschlagen wurden, waren gewöhnliche Wurmmittel, und ein jeder sah ein, daß sie den Krakauern auch bekannt sein müßten, und somit war die Aufgabe nicht gelöst. Der Rath war in großer Betrübniß; ein jedes Mitglied sann noch im Stillen nach, und mancher gab noch etwas an, aber es wollte nichts recht passen. Die Sitzung dauerte ungewöhnlich lang und hatte doch keinen Nutzen gebracht; der Bürgermeister hob sie mit dem Beschlusse auf, die Rätthe und die Schöppen möchten noch auf eine Antwort sinnen, sich dann in zwei Wochen wieder versammeln, und unterdessen die Bürger aufmuntern, auch mit ihren Ausgaben nicht zurückzubleiben. Die zwei Wochen waren bald verflossen, und die Sitzung hatte keine gute Antwort zu Tage gefördert. Da war der sämmtliche Rath ernstlich bekümmert. Die Stadt Dikusz hatte noch kein Räthsel unausgelöst gelassen, und manche andere Stadt war ihr die Antwort schuldig geblieben, so daß die dikuszer Bürger sich einen gewissen Ruhm in diesem Spiele erworben hatten. Nun sollten sie auf einmal die Wette verlieren — die Schadenfreude der Nachbarstädte wäre zu groß und kränkend gewesen! Das ganze Land würde bald davon wissen und kein Dikuszer sich dann in einer fremden Stadt zeigen dürfen, ohne Spötteleien ausgesetzt zu sein. So dachten die Rätthe und sie hatten Recht, weil zu die-

fer Zeit das Räthselspiel in ganz Polen sehr üblich war, und sogar mit einer Wichtigkeit behandelt wurde, wovon sich vielleicht nirgends ein ähnliches Beispiel vorfand. An den Höfen des großen Adels trug das Spiel nicht wenig zur täglichen Unterhaltung bei, und ein großer Räthselauslöser nahm ungefähr die Stelle ein, der sich in unsern Tagen ein Lion in der Mode in den londoner Salons erfreut, dagegen einer, dem jedes Räthsel ein Räthsel blieb, so in den Gesellschaften angesehen war, wie jetzt ein junger Mann, der in jedem Examen durchfällt. Daraus kann man die ganze Tiefe des Abgrunds ermessen, vor welchem die brave Stadt Oksus stand, kaum durch den Raum von ein Paar Wochen davon entfernt.

Einige Tage vor der verhängnißvollen Zeit waren schon verfloßen, der Rath versammelte sich von neuem und beschloß, drei Rathsherrn nach Siewierz zu schicken, um bei den Bürgern dieser Stadt in diesem schwierigen Falle Hülfe zu suchen. Siewierz, obgleich keine große Stadt, hatte doch Gewicht in ganz Kleinpolen; es war die Hauptstadt vom Fürstenthum desselben Namens, und die Sommerresidenz des Bischofs von Krakau, Fürsten von Siewierz, in welcher viele Gelehrte lebten. — Die drei abgesandten Rathsherren machten sich schnell reisefertig, und verließen voll Hoffnung die Stadt. Bis nach Slawow ging es rasch von Statten, der Weg war gut, die Sonne stand noch nicht sehr hoch, und es war eben der Anfang der Reise. Wie der Weg, so waren auch die Gespräche der Reisenden. Sie meinten, die gelehrten Siewierzeraner würden gewiß Rath zu schaffen wissen, der Gedanke munterte sie so auf, daß sie ihren früheren Kummer nach und nach ganz vergaßen, und, wie sie in Slawow von den vorübergehenden, bekannten Bürgern angeredet oder um den Zweck ihrer Reise gefragt wurden, ihnen mit lauter witzigen Einfällen antworteten, so daß mancher dachte: «Die drei haben was Gutes vor!» Die Stadt Slawow blieb bald hinter den Reisenden, und sie betraten nun die kahle Sandsteppe, durch deren Mitte sich eine schwache Spur von Weg zeigte. Die Füße der Reisenden versanken in dem dürrn Sande, sie konnten vor Hitze kaum Athem holen; da waren die muntern Gespräche bald zu Ende; sie gingen langsam und sannnen schweigend anfangs über den schlechten Weg, dann über die Beschwerden überhaupt nach, die man im Leben erdulden muß, und endlich über das Leben im allgemeinen, wie dieses mehr aus schweren Uebeln, als aus Annehmlichkeiten zusammengeflochten ist. Hat man was körperliches zu leiden, und ist man seinem eignen Gedankengang überlassen, so ist diese Richtung die gewöhnlichste, und da steht man am Ende alles, selbst die Sonne schwarz. So ging es auch den drei Rathsherren: kaum hatten sie die Hälfte der beweglichen Sandwüste durchgemacht, so waren sie schon ganz trübselig, und versprachen sich von ihrer Reise keinen guten Erfolg. So gestimmt, setzten sie

sich in den spärlichen Schatten eines Fichtenwäldchens, um auszuruben und ihre Kräfte mit einem Reisetrahbück zu stärken. Sie saßen ganz stumm, und ein jeder war nur mit seinem Essen und noch mehr mit seiner Trübsal beschäftigt. Da trat zu ihnen unmerklich aus dem Wäldchen ein altes Weib. Die Rathsherren dachten, es wäre ein armes Weib, die von ihnen Almosen begehrte, und nachdem sie ihren frommen Gruß beantwortet, luden sie sie ein, sich zu setzen, und mit ihnen zu genießen, was Gott bescheert hatte. Die Alte schlug es nicht ab. Die Rathsherren fanden in ihren Reisetaschen noch genug, um sie bestens zu bewirthen, sie sprachen aber so wenig dabei, und ihre Gesichter verriethen so großen Kummer, daß es der Alten auffiel, und sie um die Ursache der Betrübniß fragte: «Ja, liebes Weibchen», antwortete einer der Rätthe, «wenn du's auch wüßtest, warum wir so traurig, so könntest du uns doch keine Hilfe schaffen.» — «Wer kann das nun wissen?» entgegnete die Alte. — «Die gescheuesten Leute unserer Stadt», fuhr der Rath fort, «haben sich darüber beinahe den Kopf zerbrochen, und konnten doch nichts Kluges ansinnen.» Das Weib aber ließ sich durch diese Reden nicht abschrecken und frug so lange fort, bis ihr die Rathsherren alles gesagt hatten. Da sprach zu ihnen das Weib: «Ihr könnt jetzt, Herren, den weitem Weg ersparen; ich will schon das Räthsel auflösen, ihr müßt mir aber versprechen, daß, wenn die Auflösung gut gefällt, die Stadt Dikusz mir an der Stelle, wo wir jetzt sitzen, ein Haus bauen läßt.» Die Rätthe waren voll Erstaunen und Freude über diese unerwartete Rede des Weibes, sie wußten aber doch nicht, ob sie sich darauf verlassen dürften, darnum frugen sie die Alte um die Auflösung; sie erwiderte jedoch, daß sie diese jetzt nicht sagen könne, sie müsse mit ihnen nach Dikusz gehen, und dort wolle sie vor dem versammelten Rath die Aufgabe lösen, wenn sie vorerst das Versprechen erhielt, daß ihr Verlangen erfüllt werde. Die Rathsherren unterhielten sich noch lange mit der Frau und fanden, daß sie bei ihrem natürlichen Bauernverstande mit viel Geist und Wit begabt sei; ihre Antworten und Fragen enthielten oft etwas so Scharfes, daß die gelehrten Rathsherren zuweilen darüber in Berlegenheit geriethen. Es lag am Tage, daß man dem Weibe trauen könne, und so entschlossen sich die Reisenden den weiten Weg aufzugeben und mit ihr nach Dikusz zurückzukehren.

Groß war das Erstaunen des gesammten Stadtrathes, als ihm die Rückkehrenden die ganze Begebenheit erzählten, man führte gleich die alte Frau vor, und der Bürgermeister gab ihr im Namen der Stadt das feierliche Versprechen, daß ihre so geringfügige Bitte, im Falle einer glücklichen Lösung der Aufgabe, gern erfüllt, und daß es auch an einer weitem Belohnung nicht fehlen solle. Als das die Frau vernahm, so bedankte sie sich bei dem Bürgermeister und dem sämmtlichen Rath und

sprach dann: «Nehmen die Krakauer den Weichselfluß auf einen Zaun ausspannen und hübsch an der Sonne austrocknen; ist dann die Weichsel gehörig trocken geworden, so soll man sie zu einem Pulver fein reiben und mit demselben die Salzwärmer zu Wieliczka bestreuen, davon gehen sie sicher zu Grunde.» Die Räte waren ob der witzigen Antwort sehr verwundert, und es war unter ihnen nur eine Stimme drüber, daß die Krakauer mit dieser Antwort wohl zufrieden sein mußten. So geschah es auch in der That und die dankbaren Dluszer bauten ein hübsches Häuschen für die witzige Alte, und mehrere Häuser für ihre Aunderwandte, und alles, so wie es in der Bitte ausgedrückt war, an derselbigen Stelle, wo die drei Abgesandten das Weib zuerst erblickt hatten. Denn beschenkte man sie mit allerlei Hausgeräthe und Vieh, und wie alles fertig und geordnet war, so kamen viele Bürger aus Dlusz, in das neue Dörfchen und führten dort die alte Fran mit ihrer Verwandtschaft ein: da war dabei ein Jubel und eine Lustbarkeit, daß man davon lange, lange in der Gegend sprach. Wer aber seit dieser Zeit durch das Dorf ging, der sprach zu seinem Reisefesellen, wenn dieser in der Gegend fremd war: «Sieh, da in dem Hause wohnt das erfindungsreiche Weib. Und wenn die Dluszer in der Nähe des Dorfes was zu thun hatten, so sprach ein jeder: «Ich muß das erfindungsreiche Weib besuchen», und so blieb der Name der Alten dem Dorfe eigen, — und das Andenken der Frau bleibt in dem Wolfe, so wie der Name für ewige Zeiten.

Julian Szolarzki.

## Der Ausflug nach Weimar.

Es war an einem frischen Novemberabend des Jahres 1826, als wir in Weimar anlangten. Unter «wir» ist niemand anders zu verstehen, als zwei Studenten aus dem nahen Erfurt, die einen Ausflug nach Weimar gemacht hatten, um eine damalige, wegen ihrer Schönheit und Talente berühmte Schauspielerin, Dem. Schmidt, im Theater zu sehen. Der eine von ihnen, A., ein junger Franzose, brannte nebstbei vor Begierde, den deutschen Dichterkönig in der Nähe zu betrachten, denn Göthe wohnte jeder Vorstellung bei und es war oft leicht, einen Platz neben ihm in der Loge zu bekommen.

Wir waren also am Thor von Weimar. Der Chauffeurwächter erbat sich das gebührende Chauffeergeb. Mein Freund reichete einen preussischen Thaler zum Wechseln hin. Aber aus dem Geldwechsel kam es bald zum Wortwechsel, denn da der Thürner den preussischen Thaler nicht für vollständig annehmen wollte, A. aber ein großer Freund von preussischen Thalern war, und über die weimarschen Gulden, unter denen damals oft falsche vorkamen, raisonnirte, so gab es ein *démêlé*, das nicht eher endete, als bis die Thorwache dazwischentrat. Auf Anklage des Chauffeurwächters wegen ungebührliche Aeußerungen wurden wir in die Wache geführt, um am andern Morgen vor Gericht gezogen zu werden. Man kann sich den Jorn des Franzosen denken, als er statt Göthe und Dem. Schmidt, weimarsche Füllere zu bewundern hatte, mit schlechtem Tabak und nicht bestem Bier vorlieb nehmen und die harte Pritsche zum Nachtlager wählen mußte. Er verwarf jede rationelle Intervention von meiner Seite, und bereitete sich auf den Text für seine morgende Unterredung mit den weimarschen Herren vor. Ich überließ ihn seinem Schicksal und spielte Schafskopf mit den Fülleren.

Am Morgen nach dieser schlaflosen Nacht führte man uns in das Regierungsgebäude, wo uns oder vielmehr A. der Kopf nach Recht und Zug gewaschen werden sollte. Eine Barrière durchschnitt den geräumigen Berührrsal, und da ich nicht mit begriffen war in der Anklage, so wurde ich von A. getrennt und mußte außerhalb der Barrière stehen bleiben, während jener innerhalb derselben auf einer Bank Platz nahm, Aerger und Trost im Anblicke. Als nun gar eine Stunde nach der andern verging, ohne daß von ihm und seiner Sache die Rede war, und man ihn mit

der Bemerkung, man erwarte den Minister, mehrere Mal zur Ruhe weisen mußte, war mir wirklich bange, daß er seine Sache durch seine Ungeduld verschlimmern und am Ende nicht einmal mit einem Verweise abkommen würde. Endlich kündigte ein Geräusch die Ankunft des Ministers an. Die Thür öffnete sich und der Ersuchte trat ein. Ein ällicher Mann, etwas beleibt, aber von gerader Haltung, das weiße Haar nach hinten gestrichen, wodurch die an sich schon hohe Stirn noch mehr hervortrat, die große Nase kühn gebogen, das Auge groß und hell, der kleine Mund etwas zusammengekniffen, das Kinn hervorragend. Er trug Schuh und Strümpfe, ein weißes Halstuch und einen langen, blauen Ueberrock, ohne Abzeichen; Hut und Stock wurden ihm ehrfurchtsvoll abgenommen. Seine Züge waren ruhig, selbst streng, er mußerte langsam die Versammlung und schickte sich an, die verschiedenen Klagen vorzunehmen. Als die Reihe an A. kam, bemerkte ich an diesem eine unverkennbare Verlegenheit, war es das Gefühl des Unrechts, das er sich gestehen mußte, oder imponirte ihm die ruhige und Ehrfurcht einflößende Haltung des Ministers; seine Sprache war stotternd, seine Stimme ungewiß, und von all den bitteren Bemerkungen, die er den weltwarschen Herren hatte machen wollen, kam kein Wort zum Vorschein. Der Minister entgegnete: «Ich sehe aus dem Vorgefallenen, daß Uebermuth und rasches Aburtheilen das Erbtheil der Jugend ist und bleibt. Legen Sie Ihrer Zunge künftig Zaum an, junger Mann, Sie dürften in ärgere Händel verwickelt werden. Ueberlassen Sie das Herzogthum den Händen, die es regieren und mischen Sie sich nicht in die Verordnungen desselben; wenn Ihnen diese nicht gefallen, so bringen Sie Ihre preussischen Thaler anderswo hin. Des ist mein Rath und Wunsch. Sie sind entlassen.»

A. hücte sich schweigend und verließ den Saal. Erst auf der Straße fand er die Sprache wieder und gestand mir, daß es ihm, dem Manne gegenüber, unmöglich gewesen wäre, ein Wort der Entschuldigung, geschweige denn etwas anderes hervorzubringen, so viel Ehrfurcht habe ihm diese Erscheinung eingeblüht. Ich lächelte, denn ich merkte, A. hatte den Minister nicht erkannt. Es war Wolfgang v. Obthe.

A. mischte sich später nie in das Gespräch, wenn von Obthe dem Dichter die Rede war, und hütete sich wohl, sein Zusammentreffen mit Obthe dem Minister mitzutheilen.

## Das Glück der Taubheit.

«Нѣтъ худя безъ добра.»

Auf dem linken Ohr bin ich stocktaub, und mit dem rechten höre ich, je nachdem. Was andre für ein Unglück, oder wenigstens für eine große Plage halten, ist für mich die Quelle eines ungetrübten Lebensgenusses geworden, wer mir mein Gehör wiedergäbe, wäre gradezu der Mörder meines Glückes. Von all dem täglichen Unsinn, den Lügen und Klatschereien der Welt, höre ich jetzt, da ich nur ein Ohr habe, immer nur die Hälfte, und da es grade das linke ist, welches mir fehlt, habe ich den großen Vorzug, die Dinge stets von der rechten Seite zu erfahren; ja, vieles, was andre für unerhört schlecht halten, kann ich dreist, vermöge meiner Taubheit, unerhört für gut halten. Ebenso finden linkische Ohrenbläser nie Gehör bei mir, denn nur das wahre, das rechte hat Zugang zu mir; ich lasse gute Lehren zwar in ein Ohr hinein, aber nicht aus dem andern wieder hinaus, und ein gutes Wort findet bei mir immer das rechte Ohr. Aber ich habe außerdem noch andre, solidere Vortheile, um die ich mich selbst beneiden könnte, wenn es anginge. Da man nicht weiß, ob das linke oder das rechte Ohr das rechte ist, so richte ich mein Gehör immer nach den Umständen. Gehört mich einer um etwas an, was ich ihm abzuschlagen für gut halte, so ist mein linkes Ohr daran schuld, daß ich ihn nicht verstehe; ein rechter Vorschlag zur Güte findet hingegen immer Gehör bei mir. Selbst der Vorwurf der Einseitigkeit in manchen Begriffen trifft mich nur halb, denn die sind wahrlich nicht immer die Klügsten, die das Gras wachsen zu hören vermeinen, und wenn ich mich zuweilen auch verhöre, was noch immer besser ist, als wenn ein anderer mich verhörete, — so tröstet mich der Gedanke, daß in der Welt eben so viel Unglück durch zu viel hören als durch zu wenig hören entstanden ist. Mein Leben aber ist ein abstractes, contemplatives, und meine Genüsse haben alle etwas Ideales. In der Oper erscheint mir der rauschendste Janitscharen-Spektakel wie Sphären-Musik; wenn Fr. G. einmal ein Ton stecken bleibt, halte ich das für eine nöthige Pause, und wenn bei dem Detontiren der Dem. K. der Zuhörer seine Augen zudrücken muß, brauche ich bloß ein Ohr zuzudrücken. So lebe ich in Frieden mit mir und der ganzen Welt, eben weil es für mich weder Lärm noch Zanf giebt, und weil ich von allem Hören nur das Aufhören zur rechten Zeit kenne.

§.

## Die Gaben des Teret.

(Nach Lermontow.)

Wald, in Wuth erbrankt der Teret  
In der Felsen steilem Reich;  
Dem Drakon gleicht sein Eibhnen,  
Zähren sieben funtengleich.

In die Steppen sich ergießend,  
Heuchelt er, voll Arglist, Ruh',  
Und mit höfisch-glattem Grusse  
Kauscht dem Kaspien er zu:

— «Deffne die Behausung, Meerzweig!  
Nimm die Bogen gastlich auf!  
Biel bin ich umhergeschweift schon,  
Zeit ist's, auszuruh'n vom Lauf.

«Am Kasbed bin ich geboren,  
Aufgesäugt an Wolken-Brust;  
Mit der Menschen fremdem Treiben  
Stete Fehde war mir Luß!

«Deine Ebhne zu erfrenen  
Fiel mein heimisches Darjal:  
Donnernd wälzte ich die Felsen,  
Mir zum Ruhme, ihm zum Fall!» —

Doch ans weiche Ufer lehnend,  
Träumt der Kaspien und lauscht;  
Und der läß'ge Fluß auf's Neue  
In das Ohr des Greises rauscht:



«Ein Geschenk will ich dir bringen,  
Kein gemeines — nimm es hin :  
Einen Kabardinen bring ich  
Von dem Schlachtfeld stolz und kühn.

«Kostbar ist sein Panzerhemde,  
Ehnen dunklen Stahles dran,  
Drauf in Gold man einen kräftigen  
Vers des Korans lesen kann.

«Finstern sucht er noch die Brauen,  
Und den Schnurbart hat zumal  
Purpurfarbig überzogen  
Eblen Bines heißer Strahl.

«Offnen Auges ohne Regung,  
Voller Ingrimm, voller Wuth,  
Und der Ehrenschoß, er flattert  
Um das Haupt mit schwarzer Fluth.»

«Doch ans weiche Ufer lehrend,  
Eräumt der Kaspier, und schweigt ;  
Bis hochwogend sich der dreiste  
Levet also zu ihm neigt :

— «Eine Gabe, harter Meerzweig !  
Bier' ich — höre ! — zum Entgelt !  
Die ich sorgsam treu verheimlicht  
Bis auf hem' der ganzen Welt !

«Sieh', welch' schöne Leiche bringen  
Meine Wellen dir jetzt dar :  
Ein Kosakenmädchen ; weiße  
Schultern hat sie, blondes Haar.

«Gramvoll ist umfort ihr Antlitz,  
Und im Blicke über Schmerz ;  
Nur aus kleiner Wunde sendet  
Purpurtropfen noch ihr Herz.

«Dort im Dorfe, an dem Flusse,  
Ist nur einer, der nicht klagt

Um die holde, süße Jungfrau:  
Ein Rosal ist's! — In der Nacht

«Sattelt er den Rappen, zieht dann  
Ins Gebirg zum Kampfe fort,  
Wo des türkischen Ischetschenzen  
Yatagan bereit zum Nord!»

Es verstummt der Fluß, der wilde,  
Und aus seiner Wogen Lauf  
Leuchtet ein schneeweiß Haupt, mit nasser,  
Wirrer Flechte, schwanfend auf.

Da erhebet sich gewaltig,  
Dem Gewitter gleich, der Ozean:  
Seiner Augen Grün anfloret  
Eine Zähre, brünstig heiß.

Er erhebt in Glim der Liebe,  
Und empfängt an seine Brust  
Die dahergewälzten Wogen  
Mit dem Sturmeln süßer Lust!

Henry v. Arnold.



## Kojata.

(Ein Märchen aus dem Russischen.)

Es war einmal ein König, der hieß Kojata. Drei Jahre waren bereits seit seiner Heirath verfloßen, und er lebte mit seiner Gattin noch ganz zufrieden; aber Gott bescheerte ihnen keine Nachkommenschaft, was den König ungemein kränkte. — Einst zog er aus der Hauptstadt fort, um seinen Staat zu bereisen. Nachdem er von der Königin Abschied genommen, fuhr er ganze acht Monate in verschiedenen Gegenden seines Reiches herum, und als der neunte Monat dem Ende nahte, reiste der König wieder nach der Hauptstadt zurück. Da die Tageshize drückend war, befahl er seinen Dienern, im freien Felde Zelte zu bauen, und unter diesen die Abendkühle abzuwarten. Den König begann der Durst zu plagen, und in der Nähe sah man kein Wasser. Was war zu thun? — Der Durst quälte ihn immer mehr und mehr, so daß er, ohne sich lange zu besinnen, aufs Pferd sprang und die Gegend durchritt, um eine Quelle zu finden. Es währte nicht lange, da kam er zu einem Brunnen, bis an den Rand mit kryhallreinem Wasser gefüllt, auf dessen Fläche ein goldener Becher schwamm. König Kojata griff sogleich nach dem Gefäße; — doch wie wunderbar! als er ungeduldig bald mit der rechten, bald mit der linken Hand den Becher fassen wollte, schwamm dieser bald hierhin, bald dorthin, und ließ sich auf keine Weise erfassen, als wollte er absichtlich den König reizen. Was mochte wohl die Ursache sein? — Wart; ich werde dich schon erwischen! dachte der König, und eine Weile harrend, bis sich die Fläche beruhigte und der Becher stille stand, suchte er wieder langsam, und zwar mit beiden Händen, an ihn zu kommen. Abermals vergeblich! — Wie ein Fischlein schlüpfte der Becher aus seinen Händen, tauchte zu Boden und hob sich wieder empor.

Hol dich der Fuchs! dachte der König Kojata, — ich kann mich auch ohne dich satt trinken... und zum Brunnen sich neigend, schlürfte er das Wasser begierig in sich, ohne Rücksicht zu nehmen, daß sein ganzes Kinn in die Flut getaucht war. Als er aber seinen Durst gelbßt hatte, und wieder aufstehen wollte, siehe! da war es ihm unmöglich, das Haupt zu erheben; denn jemand hielt ihn im Wasser beim Kinn fest; und wie der König auch mit aller Gewalt sich gegen den Brunnen aufstremte, den Kopf hin und her drehte und wendete, doch war er nicht im Stande, sein Kinn frei zu machen. «Wer ist da drin? Laßt mich los!» — Aber

niemand antwortete; nur ein schreckliches Aultz schaute vom Boden zu ihm herauf; zwei große grüne Augen glühten wie Smaragden, ein geöffneter Mund krümmte sich zu sonderbarem Lachen; zwei Reihen weißer Zähne erglänzten wie Perlen in der Tiefe; sein Kinn aber hielten anstatt Fingern, zwei eingedrückte Krallen fest. Endlich ließ sich eine kreischende Stimme aus der Tiefe vernehmen. «Bergeblich ist dein Bemühen, o König! ich lasse dich nur unter der Bedingung los, daß du mir das zu geben versprichst, was du in deinem Hause hast, ohne davon zu wissen.» — Der König war einer Antwort wegen nicht lange in Verlegenheit, bedenkend: Was könnte in meinem Hause sein, ohne daß ich davon wüßte? Ich weiß ja von Allem; — und schnell gab er zur Antwort: «Ich verspreche, es dir zu geben.»

Da ließ sich abermals die kreischende Stimme vernehmen: «Wohlan, halte dein Versprechen, sonst wird es dir schlimm ergehen!» — Hierauf ließen ihn die Krallen los und das Gesicht versank in die Tiefe. Der König zog sein Kinn aus dem Wasser. — Er bestieg sein Pferd und ritt mit den Begleitern weiter. — Ich weiß nicht, wie viel Zeit sie noch auf der Reise zubrachten; aber als sie der Hauptstadt nahe kamen, drängte sich ihnen das Volk entgegen und grüßte sie mit lautem Jubel. Kanonendonner und Pöllerschüsse mengten sich in das Geläute aller Glocken der Stadt, und als der König seinem prachtvollen Palaste näher kam, empfing ihn die Königin an der Schwelle; neben ihr stand der erste Minister, ein seidnes Bettchen in der Hand haltend, in welchem ein neugeborenes Kind, schön wie der helle Mond, eingewickelt war. — Da begann es im Kopfe des Königs zu tagen und er seufzte: «Das also war es, wovon ich nicht gewußt habe!» und Thränen flossen dabei über seine Wangen. Alle Dabeistehenden wunderten sich nicht wenig; aber keiner durfte es wagen, ein Wort zu reden. Der König nahm darauf das Kind in seine Arme, und unterhielt sich lange mit demselben; er trug es selbst in sein Zimmer, legte es in die Wiege, und, seine Schmerzen im Busen verbergend, begann er wieder wie früher zu regieren.

Von dem Geheimnisse des Königs wurde niemandem etwas bekannt, obgleich alle in seiner Umgebung merkten, daß er in seinem ernsten Nachdenken und tiefen Schmerzen verharrete, — immer befürchtend, man werde ihn seines Sohnes berauben. So fand er bei Tage nirgends Ruhe, und Nachts floh der Schlaf seine Augen. — Indessen schwand viel Zeit dahin und glücklicherweise kam niemand ihm seinen Sohn abzufordern. Der Prinz wurde um Tage, Monate und Jahre älter, und wuchs zu einem wunderschönen Jüngling heran. Endlich vergaß König Kojata selbst das längst geschehene Ereigniß, aber es gab jemanden, der es besser im Gedächtniß behalten hatte.

Eines Tages ritt der Prinz zu seinem Vergnügen auf die Jagd. Ein Wild verfolgend, hatte er bald die andern Jäger verloren und fand sich fern in einem dichten Walde. Ringsum war es Ide — durch die schwarzen Gesträuche konnte das Auge nicht in die Ferne dringen — und ein kleiner Weideplatz lag vor ihm, mit Waldpflanzen und Disteln besäet, in dessen Mitte eine blätterreiche Linde sich erhob. Plötzlich begann es in dem hohlen Baum zu rauschen, und ein sonderbarer Alter kroch aus demselben hervor; sein Kinn und seine Augen waren grün.

— Sei gegrüßt, Prinz Milan! sprach er, — du liehest lange auf dich warten; es war schon Zeit, daß du uns einmal besuchtest.

— Wer bist du? fragte der Prinz.

— Davon ein andermal; unterdessen thue, wie ich dir sagen werde. Nichte deinem Vater, dem König Kojata meinen Gruß aus, und vergiß nicht, ihn an die Bezahlung seiner Schuld zu erinnern. Die Zeit ist schon längst verfloßen; übrigens weiß er selbst, was zu thun ist. Auf Wiedersehen!

Hierauf verschwand der Alte plötzlich, und der Prinzehrte, verwundert über seine Worte aus dem Walde zurück. Wie er nach Hause gekommen war, sprach er den König Kojata mit folgenden Worten an:

— Lieber Vater und gütiger König! Ich habe dir einen sonderbaren Vorfall mitzutheilen, der mich heute auf der Jagd getroffen; und hierauf erzählte er alles, was er gesehen und gehört.

Der König wurde blaß wie die Wand und rief:

— O wehe dir, mein geliebter Sohn, Prinz Milan! Es naht die Zeit, wo wir von einander getrennt werden! Weinend theilte er seinem Sohn das schreckliche Geheimniß und den vor einigen Jahren ausgesprochenen Schwur mit.

— Weine nicht, lieber Vater, und gräme dich nicht, entgegnete Prinz Milan, das Uebel ist nicht so groß! Laß mir das Pferd satteln, und ich reise fort, ihr aber könnt mich bald erwarten. Doch das Geheimniß behalte für dich, daß es niemand erfahre, auch die Mutter nicht. Sollte ich nach Verlauf eines Jahres noch nicht zurückgekehrt sein, so wisset, daß ich nicht mehr am Leben bin.

Man bereidete ihm alles, was zur Reise nothwendig war. Der König gab ihm goldene Steigbügel, ein Schwert und einen Kappen, die Königin weinte, man segnete sich und nahm Abschied. Prinz Milan ritt in die weite Welt hinaus.

Wie wird es ihm wohl ergehen? Er ritt den ersten, zweiten und dritten Tag; als aber die Sonne zum vierten Mal hinter die Berge sank, gelangte er zu einem See. Dieser war glatt wie ein Spiegel und die Fläche des Wassers mit dem Ufer gleich hoch; rings aber war alles verddet, nur auf der Fläche spiegelten sich Abendwölkchen, das dichte

Strauhwert und der grüne Sand. In der Runde herrschte die tiefste Stille, kein Lüftchen wehte und kein Lufthauch bewegte die Blätter zu geheimnisvollem Lispeln. Prinz Milan trat dem Ufer nahe, — und was sah er da? Dreißig bunte Enten schwammen und badeten sich im See, und nicht fern vom Strande lagen dreißig weiße Hemdchen auf dem Grase. Vorsichtig stieg Milan vom Pferde, und sich unter dem hohen Schilfe bergend, kroch er näher hinzu, nahm eins der Hemdchen weg und harrte, hinter Gesträuchen versteckt, was erfolgen werde. Die Entchen schwammen hierher und dorthin, plätscherten mit den Flügeln, tauchten auf und unter, und wanden sich spielend durch die Wellen, bis sie endlich satt gebadet, satt getaucht und satt gespielt, ans Ufer herankamen. Neun und zwanzig von ihnen watschelten den weißen Hemdchen zu, und zur Erde sich beugend, verwandelte sich jedes von ihnen in ein wunderschönes Mädchen. Hierauf zogen sie sich an und verschwanden plötzlich. Nur das dreißigste Entchen durfte nicht ans Ufer hinan, es schwamm in der Nähe des Strandes allein herum und klagte mit bangem Geschrei; furchtsam streckte es das Halschen empor, blickte nach allen Seiten, hob sich über die Fläche und sank wieder herab, so daß Prinz Milan Mitleid empfand. Er trat aus dem Gesträuche hervor, und sprach: die Ente sprach zu ihm mit Menschenstimme: «Prinz Milan! gieb mir mein Gewand zurück und ich will es dir dankbar vergelten.»

Er hörte ihre Stimme, legte das Hemdchen auf das Gras, trat ehrbar zurück und verbarg sich wieder im Gesträuche. Das Entchen sprang ans Ufer hinauf — und was sah Prinz Milan? Ein schönes Mädchen im weißen Gewande stand vor ihm, so liebenswürdig, jung und hold, daß es weder in einem Märchen wiedererzählt, noch mit einer Feder beschrieben werden kann. Erdrthend reichte sie ihm die Hand, und die Augen verschämt zu Boden senkend, sprach sie mit lieblicher Stimme:

— Empfange meinen Dank, guter Prinz Milan, daß du meinem Wunsch willfahrtest; doch ist dir selbst am meisten gedient, und ich glaube, daß du mit mir zufrieden sein wirst. Ich bin die Tochter des Zauberers Czernuch und heiße Melena. Unser Vater zählt dreißig junge Töchter und beherrscht weithin die Länder der Unterwelt; viele Schicksler und Reichthümer stehen ihm zu Gebote. Er erwartet dich schon lange bei uns, und ist sehr böse, daß du noch nicht gekommen bist; du aber sei ohne Furcht und Sorgen, und handle stets nach meinem Rathe. Sobald du Vater Czernuch, den König der Unterwelt, erblickst, so fall schnell auf die Erde und krieche ihm näher; ob er zürnend mit den Füßen stampfe, fluche und jankte, um das kümmerst dich durchaus nicht und krieche ihm immer näher. Was hierauf erfolgt, wirst du selbst erfahren; laß mich nur sorgen; für jetzt aber haben wir Zeit uns zu beeilen.

Sodann stampfte das schöne Melenchen mit ihren kleinen Füßchen

auf den Boden, und die Erde öffnete sich, so daß beide in die Unterwelt hinabfielen.

Der Palast Czernuchs war zu sehen, ganz aus glühendem Karfunkel gehauen, heller als die Sonne ringsum die Unterwelt beleuchtend. Prinz Milan trat mutbig ein. Czernuch saß; seine Augen funkelten wie zwei grüne Steine; statt der Hände hatte er zwei Krallen. Kaum sah ihn Prinz Milan, als er schnell auf die Knie sank. Czernuch stampfte gewaltig mit den Füßen, fürchtbar blipten seine grünen Augen und er drüllte so, daß alle Gewölbe seines unterirdischen Reiches erbeben. Aber der Prinz, eingedenk der Worte Helenas, froh dem Zauberer immer näher, wie auch er lärmte und tobte. Endlich begann Czernuch hell laut zu lachen und sprach also: «Tu hast dich wohl berathen, Spitzhube, daß du es darauf anlegtest, mich zum Lachen zu bringen, ich will weiterhin keine Feindschaft haben mit dir. Sei mir daher gegrüßt in der Unterwelt; aber wisse, daß du verpflichtet bist, uns für deine Zögerung dreierlei Dienst zu erweisen. Für heute jedoch lassen wir es schon gehen, aber morgen wollen wir darüber verhandeln. Geh!»

Da saßen zwei Diener den Prinzen Milan sehr höflich bei der Hand und führten ihn in ein für denselben vorbereitetes Gemach. Bald darauf legte er sich furchlos zu Bette und war in einer Weile fest eingeschlafen.

Am andern Tage früh ließ Czernuch den Prinzen Milan vor sich führen. «Kun», sprach er zu ihm, «wir wollen sehen, was du für Künste kannst. Zuerst mußt du mir heute über Nacht einen neuen Palast erbauen; das Dach sei vom reinsten Golde, die Wände von Marmor, die Fenster aus Krythall gebildet; um den Palast winde sich ein schöner, regelmäßig angelegter Garten mit Fischteichen und künstlichen Wasserfällen. Wenn du mir einen solchen Palast erbauest, so kannst du dich besonderer Gnade erfreuen, wofern du es aber nicht im Stande sein wirst, so fliegt dein Kopf herunter.»

— Ach du verdammter Czernuch, dachte Prinz Milan, was dir da eingefallen ist, bringt mich ums Leben. Traurig kehrte er in das Gemach zurück, senkte das Haupt und sah über sein trauriges Schicksal nachdenkend, bis zum Abend da. Es wurde dunkler, und siehe, ein Bienechen flog herein, klopfte ans Fenster und sprach:

— Öffne und laß mich hinein.

Milan öffnete schnell das Fenster, die Biene flog herein und verwandelte sich augenblicklich in die schöne Helena.

— Sei gegrüßt, lieber Prinz Milan! Warum bist du so traurig?

— Wie sollte ich nicht traurig sein; dein Vater droht mir mit dem Tode, und ich sehe schon, daß mein Kopf dahin ist.

— Und wozu hast du dich entschlossen?

— Woju? zu gar nichts. Man kann nur eines Todes sterben, und dem entgeht niemand.

— Ei, was dir nicht einfällt, mein lieber Milan! Verliere nicht deinen Verstand und fasse Muth; hier giebt es gar keine Schwierigkeiten, hoffe nur und vertreibe alle Furcht. Der Morgen pflegt klüger zu sein, als der Abend. Lege dich nur nieder, steh zeitlich früh auf und der Palast wird angebaut sein; du aber geh an ihm herum und klopf die maß da mit dem Hammer an die Wand.

Und also geschah es. Früh, bevor es noch tagte, trat Prinz Milan aus seinem Zimmer und wunderte sich nicht wenig über das, was er sah; der Palast war angebaut, das Kunstwerk über die Mäßen wunderbar, so daß es sich gar nicht beschreiben läßt. Czernuch selbst wunderte sich nicht wenig darüber und traute kaum seinen Augen.

— Ei, was bist du für ein trefflicher Künstler! sprach er zum Prinzen; — ich sehe, daß du mit den Händen gut rühren kannst; nun, wollen wir sehen, ob du auch Genie hast. Ich habe dreißig Töchter in meinem Hause, lauter schöne Prinzessinnen, morgen stelle ich sie alle in eine Reihe, du gehst dreimal an ihnen vorüber und mußt mir zum dritten Male, ohne zu irren, zeigen, welche von ihnen meine jüngste Tochter, Welena, sei. Wenn du es nicht erräthst, so fliegt dein Kopf herunter!

— Diesmal hast du nicht viel Weisheit eingefangen, dachte Prinz Milan, und setzte sich in seinem Zimmer zum Fenster. — Ich sollte nicht die schöne Welena erkennen? Dies ist mir die leichteste Sache von der Welt.

— Nicht so leicht, als du dir einbildest, sprach das herbeigesflogene Dienlein. — Wenn ich dir nicht zu Hülfe käme, würdest du es nie errathen. Es sind unserer dreißig Schwestern und alle haben ein gleiches Gesicht, daß selbst der Vater nur nach den Augen erkennen kann.

— Was soll ich also thun? fragte Prinz Milan.

— Höre! ich werde jene sein, auf deren rechter Wange du eine Mücke bemerken wirst. Sei vorsichtig und sieh gut nach. Leicht täufest du dich irren. Auf Wiedersehen!

Am andern Tage ließ Czernuch abermals den Prinzen Milan vor sich führen. Die Töchter des Königs standen schon in einer Reihe da, gleich alle gekleidet, die Augen zu Boden gesenkt.

— Nun, du gescheldter Kopf! sprach der Zauberer, schau dir diese Schönheiten dreimal an, und zeige uns sodann, welche von ihnen die Prinzessin Welena sei.

Prinz Milan ging an ihnen vorüber und beobachtete sie mit scharfem Auge, alle aber waren einander so ähnlich, als schaute eine einzige aus dreißig Spiegeln heraus und eine Mücke ließ sich nirgends sehen; er ging das zweite Mal, — noch zeigte sich keine Mücke; als er aber



das dritte Mal seine Betrachtung anstellte, da stahl sich kaum bemerkbar ein kleines Räckchen über eine Wange, die wie eine Rose erröthete und erglühte. Auch in ihm begann es zu glühen; bebend faßte er die Hand des liebenswürdigen Mädchens und rief:

— Siehe, dies ist die Prinzessin Belena!

— Ei, hm! da treibt doch der Teufel sein Spiel, murmelte Czernach, und seine boshaften grünen Augen funkelten auf den Prinzen hernieder. — Wahrlich, du hast es errathen, und hast die Belena herausgefunden, obgleich ich der Meinung bin, das sei nicht ohne Betrug zugegangen. Aber warte, ich will dich schon fangen. In drei Stunden kommst du wieder zu uns; wir sehen solche Gäste gern, und du magst sodann deine Weisheit mit einem dritten Kunststück darthun. Ich werde einen Strohhalbm anzünden, und ehe er verbrennt, mußt du mir, ohne dich von der Stelle zu rühren, ein Paar Stiefel bis zu den Knien hinauf fertig nähen. Wandere dich nicht! Aber wisse vorher: geschieht dies nicht so... Indessen geh und bereite dich vor.

Traurig kehrte der Prinz in sein Gemach zurück: da kam die schöne Biene Belena herangeflogen.

— Warum bist du wieder so traurig, lieber Prinz Milan? frug sie ihn.

— Wie sollte ich nicht traurig sein; dein Vater hat mir wieder ein neues Kunststück aufgegeben. Ich soll ein Paar Stiefeln nähen, und ich verstehe sehr wenig von der Schuhmacherei.

— Und was hast du dir vorgenommen zu thun? fragte die Prinzessin Belena.

— Was soll ich beginnen? So mag er mich denn umbringen; hol der Teufel den Schurken!

— Nicht so, mein Geliebter! da ich dich liebe, so sind wir Bräutigam und Braut; ich werde Hülfe suchen und wir werden uns beide entweder befreien oder zusammen sterben. Wir müssen von hier entfliehen; denn ein anderes Mittel giebt es nicht.

Kaum hatte sie also gesprochen, so spuckte sie aus Fenster und der Speichel fror an der Glasscheibe. Hierauf führte sie den Prinzen Milan mit sich aus dem Zimmer, sperrte die Thür und warf den Schlüssel weit von sich hin. Einander bei der Hand haltend, schritten sie schnell dem Orte zu, wo sie in die Unterwelt herabgestiegen waren. Und hierauf kamen sie in der Oberwelt bei dem See an, sahen die niedrigen Ufer und grünen Tüften, an denen der Kappe des Prinzen Milan jetzt weidete. Kaum erkannte das edle Ross seinen Herrn, so wieherte es laut vor Freude, sprang herzu und blieb vor ihm wie in der Erde gewachsen stehen. Milan setzte sich schnell mit Belena auf, und wie ein Pfeil flogen sie von dannen.

Indessen wartete der Zauberer Czernuch umsonst auf die Ankunft des Prinzen; er sandte seine Diener zu ihm und wunderte sich über die Zögerung desselben, da die bestimmte Stunde schon verfloßen war.

Die kamen zur Thüre, und da sie dieselbe verschlossen fanden, klopfen sie an; aber der an das Fenster gefrorene Speichel gab ihnen mit Milan's Stimme zur Antwort: «Ich komme gleich!» — Mit dieser Antwort kamen sie zu Czernuch zurück; dieser wartete eine Weile, aber der Prinz erschien nicht. Abermals schickte er erboßt nach demselben, aber immer dasselbe Lied: «Ich komme gleich!» ohne daß jemand gekommen wäre. Da wurde der unterirdische König wüthend und sprach: «Will mich der zum Besten haben? Eilet sogleich hin, brechet die Thür ein und schleppt ihn zu mir her!» Die eifertigen Diener liefen hin und brachen die Thüre ein. Welch ein Schlag! Niemand war darin und der Speichel fing an zu lachen. Czernuch dorst fast vor Wuth. «O, der verruchte Schelm!» rief er laut. «Leute, lauft ihm nach, und wenn ihr ihn nicht wiederbringt, so lasse ich euch alle hängen!»

Da begann eine wilde Jagd. — «Ich höre Pferdetritte von der Ferne», lästelte die schöne Belena dem Prinzen Milan zu, und legte die glühende Wange an seine Brust. Er sprang vom Pferde und horchte, das Ohr an den Boden heftend. «Sie jagen uns nach und sind schon in der Nähe.» — «So ist es nicht rathsam, länger zu verweilen», sprach Belena, und verwandelte sich augenblicklich in einen Fluß, den Prinzen Milan in eine eiserne Brücke und das Pferd in einen schwarzen Vogel; hinter der Brücke theilte sich die Straße in drei Theile.

Die Verfolger ritten der frischen Spur nach; als sie aber zum Fluß gekommen waren, fanden sie wie eingewurzelt; denn die Fußspapfen reichten nur bis zur Brücke und verloren sich hinter derselben; der Weg selbst aber theilte sich dreifach. Sie wußten keinen andern Rath, als zurückzukehren. Es war ein Gräuel anzusehen, wie König Czernuch wüthete. «Dummköpfe!», schrie er laut, «die Brücke und der Fluß waren ja sie selber. Das konnte euch sogleich einfallen, ihr Esel! Zurück, bringt mir sie, sonst fürchtet meinen Zorn!»

Abermals begann die Verfolgung. «Ich höre Pferdetritte», seufzte Belena. Der Prinz stieg ab und legte das Ohr an den Boden. «Sie eilen uns nach und sind schon in der Nähe.»

In Augenblicke verwandelte sich die Prinzessin Belena mit Milan und dem Rosse in einen dichten Wald, wo sich tausend Wege und Fußsteige kreuzten, und den Verfolgern schien es, als säßen zwei Reiter vor ihnen her. Sie jagten ihnen auf frischer Spur nach, aber der Wald dehnte sich bis zu dem Orte, wo man in die Reichs Czernuchs hinabsteigt. Seine Diener flogen, und das Pferd sprang immer lustig vor ihnen her. Schon glaubten sie es mit der Hand fassen zu können, aber es

entwölkte ihnen wieder. Und siehe da, sie fanden sich an demselben Orte, von wo aus sie ihre Verfolgung begonnen hatten; wie ein Blitz schwand alles vor ihren Augen, weder Wald noch Pferd war zu sehen. Mit leeren Händen standen sie wieder vor Czernuch.

— Ich will ihn selbst einholen! Ein Pferd her! Wir wollen sehen, ob es mir glücken wird!

Abermals lächelte die schöne Belena dem Prinzen Milan zu: «Ich höre Pferdetritte in der Nähe.» Der Prinz antwortete: «Man verfolgt uns und ist nicht weit.»

— Wehe uns, das ist Czernuch selbst, mein Vater! Aber bei der ersten Kirche hört seine Gewalt auf; weiter darf er uns nicht verfolgen. Zu derselben Zeit jagte Czernuch mit seinen Dienern herbei.

— Sahst du niemanden zu Pferde vorüberreiten, ehrwürdiger Vater? frag er den Mönch.

— Eben sind Prinz Milan und Belena von hier fortgeritten; sie hielten sich in der Kirche auf, um zu beten, und besahen mir auch, dich von ihnen zu grüßen, wenn du hierher kommst.

— Könnte ich ihnen den Hals umdrehen! schrie Czernuch, und eilte, als brenne ihm der Kopf, nach Hause, wo er alle seine Diener bis auf den letzten durchprügeln ließ. Prinz Milan eilte mit seiner Geliebten vorwärts, ohne eine Verfolgung weiter zu fürchten. Langsamem Schrittes ritten sie weiter; die Sonne senkte sich zum Niedergange und im Abendscheine erglänzte eine herrliche Stadt vor ihren Augen. Prinz Milan hatte eine ungeheure Lust hineinzugehen.

— Du, mein Heurer, geh nicht hin, flehte die schöne Belena, — mir ist bange und ich ahne nichts Gutes.

— Was fürchtest du denn, meine Geliebte? Wir wollen uns eine Stunde lang die Stadt ansehen und reisen dann weiter.

— In die Stadt hinein ist leicht zu kommen, schwieriger jedoch ist der Ausgang. Es geschehe aber nach deinem Willen. Geh du hin und ich werde dich hier erwarten. Als weißer Stein will ich hier am Wege stehen. Sei aber vorsichtig, mein Geliebter; denn der König dieser Stadt und die Königin werden dir entgegen kommen. Ein kleines Kind wird bei ihnen sein, das küßt nicht, sonst wirst du mich und alles vergessen, was sich mit uns zugetragen hat. Dann aber könnte ich nicht länger leben und müßte sterben vor Schmerz und Sehnsucht nach dir. Drei Tage werde ich dich hier erwarten, kämst du aber dann nicht, so... Doch handle, wie es dir gefällig ist.

Von seiner Geliebten sich trennend, eilte er in die Stadt; sie aber blieb als weißer Stein an der Straße zurück. Es schwand ein Tag, und der zweite, endlich auch der dritte: doch Milan kam nicht. Arme Belena! — Er handelte nicht, wie sie ihm gerathen. In der Stadt kam

ihm der König, die Königin und die junge Prinzessin entgegen; mit ihnen kam ein wunderschönes, gelocktes Mädchen heran, dessen Augen wie zwei helle Sterne glänzten, und schmiegte sich sogleich an den Prinzen Milan. Dieser war von der Schönheit des Kindes so bezaubert, daß er, des ihm gegebenen Rathes vergessend, seine glühenden Wangen zu küssen begann. Sogleich war sein Gedächtniß verdunkelt und die schöne Belena vergessen.

Sie härmte sich in tiefen Schmerzen ab. «Du hast mich verlassen», senfte sie oft, «was soll ich hier allein auf dieser Welt?» — Und der weiße Stein verwandelte sich in ein blaues Feldblümchen. «Hier am Wege will ich bleiben, daß mich jemand, vorübergehend, in die Erde trete.» — Und ein Thautropfen ihrer Thränen erglänzte an den Blättern des blauen Blümchens. Es traf sich, daß gerade zu dieser Zeit ein alter Mann denselben Weg kam, und das Blümchen erblickend, an seiner Schönheit Gefallen fand. Vorsichtig nahm er es aus der Erde, nahm es sammt der Wurzel in sein Haus mit, setzte es wieder ein, begoß und pflegte das Blümchen nach Kräften. Was geschah weiter? Seit diesem Tage hatte sich im Hause des Alten alles verändert. Kaum erwachte er Morgens, so war alles im Zimmer schon aufgeräumt und in der schönsten Ordnung, so daß man kein Stäubchen sah. Kam er Mittags nach Hause, so fand er einen bedeckten Tisch mit den schmackhaftesten Speisen vorbereitet; er brauchte sich nur zu setzen und konnte nach Lust genießen. Er wunderte sich sehr darüber und wußte nicht, was er davon halten sollte; endlich war er doch besorgt und fragte ein altes Weib um Rath, die in der Kunst der Zauberei erfahren war.

— Ihn nur, wie ich dir sage, sprach die alte Zauberin: — sieh vor Tagesanbruch, ehe noch der Hahn kräht, auf, und beobachte fleißig, wo sich etwas zu rühren anfängt. Bemerkst du etwas, so wirf dieses Tuch darauf: dann wirst du sehen, was es ist.

Die ganze Nacht schloß der Alte kein Auge zu. Es begann zu tagen und der erste Morgenstrahl fiel in das Zimmer; da bemerkte er, daß das blaue Blümchen zu zittern anfing, endlich hob es sich aus dem engen Behältniß und flog im Zimmer bald her, bald hin. Unterdessen ordnete sich alles von selbst, der Staub war abgewischt und am Heerde fing an das Holz zu brennen. Eiligt sprang der Alte vom Bette auf und bedeckte das Blümchen mit dem erhaltenen Tuche, und siehe da, vor ihm stand die schöne Jungfrau Belena.

— Was hast du gethan? sprach sie zu ihm; — warum hast du mich wieder ins Leben gerufen? Der schöne Prinz Milan ist mein Bräutigam, er hat mich verlassen und längst mich vergessen!

— Milan, der schöne Prinz, wird eben jetzt Hochzeit haben. Man

Beletr. Bl. 2ter Jahrg.

berettet alles zum Feste vor und die Gäste fahren von allen Eelten zusammen.

Die schöne Welena weinte bitter; dann aber trocknete sie ihre Thränen und begab sich im Gewande einer Bäuerin nach der Stadt. Sie kam an die königliche Küche, wo die weißgeschürzten Köche geschäftig hin und her liefen. Da gab es ein Lärmen, Schlagen und Stoßen der Messer, wohin man sich immer wandte. Die Prinzessin Welena ging zu dem ältesten der Köche und sprach ihn folgender Weise an: «Du lieber Koch, höre, und erlaube mir, dem Prinzen Milan einen Hochzeitskranz zu backen.»

Der beschäftigte Koch wollte sie eben verdrießlich abfertigen, aber das Wort erfiel auf seinen Lippen, als er die schöne Welena erblickte, und er antwortete höflich: «du kommst uns gerade gelegen, schönes Mädchen! Ich werde deinen Kranz dem Prinzen Milan selbst vorlegen.»

Kurz darauf war der Kranz gebacken. Die geladenen Gäste schwebelten hinter den Tischen. Der vornehmste Koch brachte ehrfurchtsvoll einen großen Kranz auf einer silbernen Schüssel und legte ihn vor dem Prinzen Milan hin. Die Gäste wunderten sich insgesamt über diesen Kranz, da sie noch nie einen solchen gesehen hatten. Kaum aber schnitt Prinz Milan ein Stück davon ab, siehe da, ein neues Wunder! — Eine weiße Taube und ein Lauber sprangen aus dem Kranze heraus; er hüpfte auf dem Tische herum, und die Taube, ihm nachhüpfend, gurrte mit bangem Tone: «Du Lauber, du lieber Lauber! warte, fliehe nicht, ich weiß wohl, daß du auch mich so vergessen wirst, wie Prinz Milan seine geliebte Welena vergessen!»

Man seufzte tief, als er die Taube so sprechen hörte; er sprang auf und lief wie betäubt aus der Thüre, wo ihn die schöne Welena mit Sehnsucht erwartete. Unter dem Balcone stand sein treuer Nappe gefaltet und wühlte mit seinen Hufeisen die Erde auf. Ohne zu zögern, setzten sich Milan und Welena auf und flohen in das Land des Königs Kojata. Der König und die Königin empfingen die Ankömmlinge mit solcher Feierlichkeit, wie noch niemals gesehen und gehört worden war. Kurz darauf wurde das Hochzeitsfest gefeiert; sehr viele Gäste waren geladen, und ich war auch gegenwärtig. Hönig, Bier und Wein gab es vollauf, so daß es über die Backen lief; nur schade, daß nichts davon in meinen Mund kam!

## Besuch eines Finnländers bei Rückert.

Durch eine aus der Augsburger Allgem. Zeitung in N<sup>o</sup> 259 der St. Petersburger Zeitung übergegangenen Notiz erfahren wir, daß der nunmehrige Professor der Theologie an der Alexanders-Universität zu Helsingfors Dr. Lilla es war, der die im Jahre 1833 erschienene erste Ausgabe des Kalewal dem «sprachgewaltigen» Rückert brachte und ihm dadurch Gelegenheit zur Eroberung des Finnischen gab. Sowohl den Freunden des hochgefeierten Dichters als auch den Verehrern der finnischen Volkspoesie glauben wir einen Dienst zu erweisen, wenn wir einen in dem helsingforscher Morgenblatt (1836 N<sup>o</sup> 94) abgedruckten Brief des genannten Prof. Lilla an den als Dichter und Mann der Wissenschaft gleich hochverehrten Prof. J. J. Kervander († 1848) mittheilen:

Berlin, den 29. Oct. 1836.

Aus der Ueberschrift siehst du, wohin ich, gegen meinen anfänglichen Plan, für den Winter gerathen bin. Schon in Hamburg fing ich an in meinem Beschluß, denselben in Erlangen zuzubringen, schwankend zu werden; denn ich erfuhr dort, daß Winer schon seit einem Jahr in Leipzig wäre. Da ich jedoch sehr auf Rückert baute, wollte ich dennoch Erlangen besuchen, wenn auch nur, um ihm meine Fennica abzugeben. Ich kam dahin, nachdem ich eine Tour in die Rheingegenden und bei Stuttgart gemacht hatte, den 14. October. Zwar übernahm Rückert es nicht, mir bei meinen Studien mit Rath und That zur Hand zu gehen, er hat mir jedoch wesentliche Dienste erwiesen. Denn nachdem er mich anfänglich durch seine trockene Erklärung, daß er nicht Theolog wäre, und auch durch sein Aussehen (denn zufälligerweise war er anwohlt) erschreckt hatte, fing er allmählig an mittheilender zu werden und erbot sich endlich, mich am folgenden Tage bei den Theologen Erlangen's heranzuführen. Ich verweilte den ersten Tag nicht lange bei ihm, nachdem ich deinen Brief und das Diplom der finnischen Literaturgesellschaft \*), welches er mit Wohlgefallen, obwohl etwas verlegen entgegen zu nehmen schien, abgegeben hatte; fand mich aber am nächsten Tage zu der angelegten Stunde ein. Da erst fand ich ihn so, wie du ihn mir beschrieben hast, freundlich

\*) Zu deren Mitglied Rückert ernannt war.

und human, jedoch auf seine eigene Weise, nicht besonders artig oder zuvorkommend, sondern einfach wohlwollend und in seinem ganzen Wesen schlicht weg. Die finnischen Sachen, die Kalewala u. s. w., die ich ihm erst am zweiten Tage brachte, betrachtete er mit besonderem Wohlgefallen und Interesse, beklagte nur, daß er nichts davon verstände, war aber sehr froh, als ich ihm sagte, daß ich auch Lexikon und Grammatik bei mir hätte. Wir kamen auch sogleich überein, daß ich ihm die Inhaltsangaben der einzelnen Kalewala-Gefänge expliciren und damit bereits am nächsten Tage beginnen sollte. — Nun sollte er mich herumführen, wir gingen von Hause und alsbald merkte ich, daß er als echter Dichter ein Fremdling in dieser Welt war. In dem kleinen Erlangen wußte er nicht, wo seine Kollegen wohnten, führte mich hin und her, und endlich zum Hofrath Harl statt zum Professor Harleß. Der Irrthum war komisch. Rückert fragte einen Diensthoten: «wohnt Professor Harleß hier?» — «Ja, der Hofrath Harl wohnt hier!» — Rückert achtete aber nicht auf den Hofrath, sondern trat mit langen Schritten ein und ich ihm nach. Nun fand er nicht seinen Mann, sondern Harl, der mit andern beschäftigt war und Rückert nicht sogleich bemerkte. Mein Begleiter fing an sich umzusehen, flüßerte mir zu: «Wir sind irregegangen» und wollte schon hinaus schleichen — da wandte sich Harl mit vielen Complimenten und Verbeugungen an ihn und Rückert erhielt die Erlaubniß, mich ihm vorzustellen und ihm zu sagen, daß ich ihm einen Besuch machen wolle. Dieser war jedoch so kurz als möglich, denn sowohl Rückert als ich konnten nur mit der äußersten Mühe eine Lachsalve zurückhalten, die auch losplage, sobald wir auf der Straße angelangt waren.

Ich blieb eine ganze Woche in Erlangen, die interessanteste während meiner ganzen Reise, durch Rückert und seinen Freund, Professor Kopp, einen höchst liebenswürdigen Mann, in dessen gleich liebenswürdiger Familie ich alle die Abende zubachte, die ich nicht bei Rückert war. Mit dem leystern ging ich, wie ich schon bemerkt habe, die Inhaltsangaben der Kalewalagefänge genau durch, indem ich dieselben mündlich so gut ich konnte übersezte, welche Uebersetzung er dann verbessert niederschrieb. Staunend war es zu sehen, wie er, divinatorisch kann ich sagen, den rechten Sinn erfaßte und den passendsten Ausdruck traf, wenn ich bisweilen über den erstern zweifelhaft war oder den leystern nicht schnell genug fand; und höchst interessant war es, ihn von dem Inhalt unserer Lieder so poetisch ergriffen zu finden. «Es ist ja gar schön!» rief er oft bei den wunderbaren Mythen und Geschichten aus. Besonders gefiel es ihm, daß bei den Finnen alles durch den Gesang bewerkstelligt werden könne. Er erkundete sich sehr verbunden für die finnischen Schätze, die ich ihm mitgebracht hatte, sagte, daß er Zeit und Lust habe, eine neue Sprache zu lernen

und beschäftigt sich nun mit dem Finnischen. Schade, daß Kenval's  
Finnisches Lexicon so unvollständig sein soll. Ich bin jedoch überzeugt, daß  
Näckert bei meiner Rückkunft bedeutende Fortschritte gemacht, vielleicht  
schon einen Theil der Kalewala übersetzt haben wird. Wenigstens hat er  
bis dahin der gelehrten Welt einen Bericht über dieselbe mitgetheilt.





## Der Schiffbruch

der holländischen Bark J. C. C. van Speyk, Capt. J. Koltee, an der Nordküste Russlands.

(Nach der Erzählung des Oberfeuermanns der Bark.)

Am 13. October 1853 verließen wir mit leichter Südost-Kühle die Rhyde von Solleboll, um unsere Reise (von Archangel) nach Rotterdam anzutreten, und sahen am folgenden Morgen die russische Küste auf unserer Steuerbordseite auf ungefähr 5 Meilen Abstand, nachdem der Wind in der Zwischenzeit zu einer doppelt gereizten Marssegelkühle angewachsen war.

Um Mittag des 14. Octobers peilten wir die Spitze von Boronow im N.D. zu D., bei anhaltendem heissen Winde, hoher, böser See und schwer stampfendem Schiffe. Nachmittags um 5 Uhr peilten wir den Feuerturm von Koskowitz-Insel im S.D.  $\frac{1}{2}$  S.,  $5\frac{1}{2}$  Meilen von uns, bei aufsteigender Luft im N.W. und Staudregen. Um  $5\frac{1}{2}$  Uhr ward überall bereit gemacht, um zu wenden, weil die Luft sehr dick war und auch der Bänke von Orlowka wegen, welche wir bei der Nacht nicht passieren wollten. Die Mannschaft war noch nicht auf dem Deck, als wir merkten, daß das Schiff stieß, drehten sogleich das Ruder in Lee, aber das Schiff wollte nicht lündern. In demselben Augenblick that es noch zwei schwere Stöße, und als wir die Pumpen peilten, ward schon 6 Fuß Wasser im Raum gefunden.

Die Bestürzung war allgemein, man hörte nach keinem Commando mehr, das Jammern, das Schreien der Leute (wir sind verloren!) war entsetzlich, man rief nur nach Beilen, um die Stricks von den Bötten zu kappen, da diese noch unsere einzige Hoffnung waren. Der Capitain und ich thaten unser Bestes, um das Volk zu überzeugen, daß das Gebet und Gefammer nichts nütze, sondern daß wir die Hände rühren müßten, um wenigstens unser Leben zu retten, und daß dies allein durch Pumpen geschehen könne, während andere Tafel aufdringen müßten, um die Böte ausenbords zu setzen, und wofern sie dies nicht thäten, wir sicherlich in einer Stunde mit Mann und Maus nach dem Keller gingen. Dies fand denn auch Anklang, und es ward nun mit aller Macht gepumpt. Wir hielten weiter vor dem Winde ab.

Ich wollte noch einmal nach unten gehen, um auf der Karte zu

sehen, ob wir mit dem Kurs, den wir jetzt hielten, noch weiteres Unheil zu erwarten hätten, doch man denke sich meinen Schreck, in der Kajüte fanden bereits 3 Fuß Wasser. Jetzt sah ich ein, daß nichts mehr dabei zu thun wäre, und warnte den Capitain, wenn wir nicht alle ertrinken wollten, das Pumpen einzustellen und zu suchen, so schnell als möglich alle miteinander die Bote ausenbords zu schaffen. Wir drehten denn auch bei. Zuerst strichen wir die Biele, doch sobald sie im Wasser war, kam plötzlich eine schwere Sturzsee, die sie umschlug, die Fangleine losriß und leider unsern Unterfeuermann mit wegnahm, den ich vor meinen Augen ertrinken sehen mußte, ohne irgend eine Rettung für ihn zu haben. Nun war schon eins von den drei Bäten weg. Darnach brachten wir das Mittelboot zu Wasser, welches glücklich ausenbords kam, mit einem Matrosen darin, um es vom Schiffe frei zu halten. Jetzt sollte das große Boot noch herunter, doch zu unserm Schrecken waren kaum die Latel ausgehakt, als eine ähnliche See wie die, welche unsere Biele weggeschlagen, die Barkasse so stark gegen das Schiff anschlug, daß sie in Stücke sprang und augenblicklich sank.

Das Gemüthe, die Verzweiflung, verursacht durch den Gedanken an den Tod, der vor uns stand, war entsetzlich; das Rufen des Matrosen ausenbords, der in der Clump war: «Das Schiff sinkt! das Schiff sinkt! Kommt, Menschen, kommt ins Boot, oder es ist zu spät!» war grauenhaft; alle liefen denn auch nach hinten, um in das einzige übriggebliebene Boot zu kommen, so daß ich zuletzt mit dem Capitain und noch zwei Matrosen allein auf dem Schiffe war, doch als die Leute ausenbords anfangen zu rufen: «Capitain! Steuermann! Kommen Sie schnell, schnell, oder wir schneiden die Fangleine los!» begannen wir doch auch an unser Leben zu denken und gingen ins Boot. Eben waren wir darin, da schnitt der Bootsmann die Fangleine los und das Boot gerieth vom Schiffe ab. Dann waren noch zwei Mann an Bord zurückgelassen. Unsere Befehle, unsere Bitten, auch diese beiden Menschen zu retten, waren vergebens, wir erhielten zur Antwort: «Besser zwei ertrinken, als alle sechs!» Dies geschah Abends um 8 Uhr am 14. October.

Da saßen wir nun in einem kleinen Boot mit 16 Mann, fast ohne Speise, ohne Trank, ohne Kleider, außer was wir anhatten, und das in einer schrecklichen Kälte auf 70° N. Br., bei hartem Wind und schwerer, hoher See — nur eine einzige von der Seite, und sie wäre unser aller Grab geworden.

Eine Viertelstunde war vergangen, da sahen wir das Schiff in den Abgrund stürzen, und wir dachten mit Weh im Herzen an die beiden zurückgebliebenen Matrosen, wohl wissend, wie schnell es vielleicht auch mit uns ein Ende haben könnte. So brachten wir eine Nacht hin, die nicht leicht aus meiner Erinnerung kommen wird, jeden Augenblick den Tod

vor Augen. Doch der Allmächtige hatte nicht beschlossen, daß wir untergehen sollten. Mit Tagesanbruch sahen wir Land und stürzten darauf zu, wir landeten glücklich, schleppten das Boot auf den Strand und berathschlagten nun, was zu thun. Wo waren wir? Wir wußten es nicht. Wir hatten keine Karte, keinen Compaß, und sahen nichts als beschneite Berge, dürr, wüst und unbewohnt. Nichts zu essen; was sollte aus uns werden? Wir beschloßen, am Strande hin zu laufen, da aber das Wasser stieg und eine böse Brandung stand, waren wir genöthigt, die Berge hinauf zu klettern. Als wir oben waren, liefen wir geraume Zeit bergauf bergab, bis wir vor ein Revier kamen. Ein Boot hatten wir nicht, um hinüberzusetzen, und das Eis war noch nicht stark genug, um hinüberzugehen. Wir liefen an dem Revier hin, in der Hoffnung, bald zu Menschen zu kommen. So geriethen wir immer tiefer und tiefer ins Land hinein, überdies begann es so stark zu schneien, daß binnen kurzer Zeit mehr als 3 Fuß Schnee lag. Einen Compaß hatten wir nicht, Sonne und Mond sahen wir nicht, so daß wir nicht berechnen konnten, ob wir nach Norden, Osten, Süden oder Westen gingen, zuweilen fielen wir halb unter Wasser, da wir vor dem Schnee nicht sehen konnten, ob wir auf Land oder im Morast waren. Um es kurz zu fassen, so sind wir vier Tage und Nächte herumgewandert, ohne Essen, ohne Obdach, mit wenig Kleider und in einer grausamen Kälte, von Zeit zu Zeit schliefen wir eine Stunde im Schnee. Zu dem allen kam noch hinzu, daß solche unter uns waren, die nicht weiter konnten, ihnen Stütze sein konnte man nicht, denn wir waren selbst froh, daß wir uns noch auf den Beinen halten konnten, sie zurück zu lassen, ging auch nicht, denn dann wären sie in kurzer Zeit erfroren. Dieses trübselige Loos hielten wir ihnen vor Augen, und dann gab die Verzweiflung ihnen neue Kraft, um sich fortzuschleppen.

Am fünften Tage erblickten wir wieder ein Revier, gingen einige Zeit längs desselben hin und gewahrten am andern Ufer ein Boot. Dies gab uns neuen Muth, denn dieses Boot mußte doch von Menschen dahin gebracht sein. Einige hatten bereits den Muth verloren und waren liegen geblieben, doch der Capitain, der Zimmermann, der Steward, zwei andere und ich beschloßen, über das Eis zu gehen. Der erste brach ein, also so ging es nicht. Darauf beschloßen wir, ein Floß zu machen. Glücklicherweise fanden wir einige Stücke Holz, banden diese mit unsern Falttüchern aneinander und gingen auf solche Weise einzeln einer nach dem andern über das Revier nach dem Boot. Wenn die Noth am größten, ist gemeinlich die Hälfte am nächsten. Wer kann unsere Freude beschreiben: in diesem Boote fanden wir einen Sack mit Rüben, über den wir wie wild herfielen. Bei weiterer Untersuchung wurden noch zwei Erdbeeren, ein gesalzener Fisch und ein Stücklein Zwiebeln gefunden. Wir riefen und

schrien nach den anderen Leuten, doch keine Antwort. Wir beschlossen hier zu bleiben und auszuruhen, machten ein Bett von Moos und Blättern, frochen in dem Boot so dicht als möglich bei einander zusammen, allein die Kälte hinderte uns am Schlaf. Unsere Leiden waren gleichwohl noch nicht zu Ende. Des folgenden Tages waren zweien Matrosen und dem einen Jungen die Füße erfroren. Nach zwei Tagen trafen die übrigen 10 Mann wieder bei uns ein, ausgehungert und meist alle fast mit erfrorenen Händen und Füßen. Wir hatten noch ein Brot übrig, welches unter sie vertheilt ward. Sehen konnte niemand mehr. Also nahmen wir uns vor, nur hier unser Ende abzuwarten. Um allen Ungeregeltheiten, Noth oder Todtschlag (in unserer Lage denkbar) zuvorzukommen, schlug der Capitain vor, uns einander an Bäume zu binden und uns solchergehalt todtfrieren zu lassen. Dies fand indes keinen Eingang. Der gute Gott sandte bald Hülfe. Unerwartet kamen Menschen zum Vorschein, es waren brave russische Küstebewohner und unser Glend, das wahrlich unbefreiblich und mit keinen Worten auszudrücken war, sollte ein Ende haben. Für die schlimmsten Kranken machten unsere menschenfreundlichen Retter Tragbahnen, und welche nur noch irgend fortkommen konnten, mußten mit. Bei dieser Gelegenheit fühlte ich, daß ich mein linkes Bein nicht mehr gebrauchen konnte, und mußte zwischen zwei Küssen auf einem Bein fort. Dazu kam, daß das Eis glatt war und wir mehrmals ausglitten. Bei dieser Gelegenheit zerließ ich mir den einen meiner Pulse.

Am 20. Oct. Abends um 8 Uhr kamen wir in ein Fischerdorf und wurden sehr galkfrei empfangen. Das Schwarzbrot und die gesalzenen Fische (die gewöhnliche Speise der Russen) schmeckten uns wie das beste Gastmahl; in einem warmen Zimmer war unser Lager, bestehend aus einigen auf dem Boden ausgebreiteten Reuthierfellen. Des folgenden Tages bemühten wir uns sogleich, zu erfahren, auf welche Weise wir nach Archangel kommen könnten. Keiner von uns allen verstand russisch, doch mit Zeichen und Zahlenschreiben wurden wir mit den Fischern einig, daß sie uns für 230 Silber-Rubel mit 2 Booten dahin fahren sollten. Das Dorf, in welchem wir waren, hieß Koita, etwa 60 deutsche Meilen von Archangel entfernt. Doch noch 4 Tage mußten wir dort bleiben, da es zu stark wehte, um mit Booten in See zu gehen. Endlich am 25. Oct. fuhren wir ab. In diesen 4 Tagen war mein Bein etwas besser geworden, allein acht Matrosen waren die Füße aus Mangel an ärztlicher Hülfe so schlimm geworden, daß bereits Entzündung eingetreten war. Den ersten Abend gingen wir an Estrand, legten ein großes Feuer an und setzten uns rings um dasselbe herum bis zum Tagesanbruch. Am zweiten Tage kamen wir nach dem Dorfe Soeda und am dritten nach dem Dorfe Wida, wo wir in Folge des starken Windes liegen bleiben mußten. Mein Bein, dachte ich, wäre wieder in Ordnung, und ich schlug

Belletr. Bl. 2ter Jahrg.

daher dem Capitain vor (nachdem wir wieder 2 Tage gewartet hatten), mit zwei Mann, die an ihren Beinen keinen Schaden hatten, zu Fuß nach Archangel zu gehen. Dies fand Beifall, und wir begaben uns, mit zwei Russen zu Begleitern, des folgenden Morgens auf den Weg; doch wie sehr gerente es uns! Der Strand war mühevoll zu gehen, manchmal bis an die Knie im Wasser, bald bergauf, bald bergab, dann durch Gebüsch, dann über Flüsse, da denn die Führer Bäume umhieben, um sie darüber zu legen. Abends kamen wir wieder unter Dach, aber als ich zur Ruhe gekommen, begann mein Bein mir wieder arg zu schmerzen, und ich dachte nicht, den folgenden Tag im Stande zu sein, weiter zu gehen, jedoch am folgenden Tage sagte der Capitain: »Den Struermann lassen wir nicht zurück, also Ruth gefaßt! Sie müssen mit uns.« Ich ging denn auch, allein was ich den Tag ausgehalten habe, ist unbegreiflich. Es war, als ob mir alle Muskeln in dem Bein steif und hart geworden, jeden Schritt, den ich that, hätte ich wohl anschreien mögen vor Weh. Hierzu kam noch ein starker Regen, so daß wir alle Abends Gott dankten, daß wir unter Dach kamen; ich war ganz und gar erschöpft und konnte höchstens liegen, geschwelge gehen, und mit dem Capitain und den andern war es eben so bestellt. Am darauf folgenden Tage mieteten wir wieder ein Boot und kamen glücklich am 31. October Nachmittags um 1 Uhr zu Solobollo an. Sehr gut wurden wir von dem Agenten und dem holländischen Consul empfangen. Wir erhielten sofort Logis und Kleidungsstücke. Drei Tage später langten die Boote mit den Kranken an und auch für diese ward sogleich gesorgt, doch in Folge der langen Reise waren schon drei Matrosen und dem Jungen die Beine abgefault.

Augenblicklich kamen sie unter ärztliche Hände und sogleich ward dreien Männern und dem Jungen der halbe Fuß abgesetzt. Außerdem liegen im Hospital noch acht Mann, die auch vielleicht ihre Füße verlieren werden.

## D e r B e s u v .

Eine Feuerugel, strahlenlos,  
Sank die Sonne in der Wogen Schoos.  
Und über das schwarze Meer  
Zieht ein blut'ger Streif von Westen her.

Hoch am Aether wiederstrahlet, eigen  
Glühend, Feuer rötlich sahl,  
Durch das weite, offne Thal,  
Zieht ein unheilvolles Schweigen,  
Zieht ein Wehen, bringt ein Zittern  
Oft wie banger Klageruf.  
Stolz, bedeckt von ewigen Gewittern,  
Ragt im fernem Dunkel der Besuv.

Fischer ziehen ihre Boote  
An das Ufer, reich ihr Fang,  
Aber keiner schwang die rothe  
Rüpe, nirgends hört Gesang.  
Glühend ist des Meeres Boden  
Und der Fisch läuft auf den Sand.  
Heiß zieht des Siroccos Odem  
Aus der Wüste fernem Land.  
Ruhig ist's — die Fischer schlafen.  
In dem weiten, stillen Hafen  
Wühlt die Welle dumpf im Sand.

Größer im Zenith und größer  
Wird der rothe Widerschein,  
Matter wird der Glanz der Sterne —  
Sollt es wohl die Sonne sein,  
Die noch wiederstrahlt so ferne?  
Spiegelglatt liegt da das Meer —  
Nicht ein Lüftchen rührt sich mehr —  
Unsichtbare Kräfte treiben  
Wild die Boote hin und her.  
Durch das weite, offne Thal

Geht ein Beden, geht ein Zittern,  
Oft wie banger Klageruf —  
Hoch, bedeckt von ewigen Gewittern,  
Kragt im fernem Dunkel der Vesuv.\*

Da, ein Donnerschlag, ein dumpfer tönet,  
Und das Land erzittert und erdröhnet —  
Eine Säule Rauches steigt  
Aus dem Krater hoch empor,  
Grollend singen Donnerstimmen  
In dem Berge dumpfen Chor.  
Und aus des Vesuves Oeffe  
Zuckt ein rother Blitz hervor,  
Von dem Aether hoch zurück  
Schlägt er tief in die Cypresse  
Und sie flammt im Augenblick!

Wie das knittert, wie das knattert,  
Wie das rollt und bröht und zischt!  
Feuermasse mit dem Steine  
Sich zur Lava sprühend mischt.  
Blitze flammen auf und nieder,  
Ha! dem Himmel brennt sein Kleid.  
Siehst du dich im Meere wieder,  
Mit dem Flammenschwert so breit?  
Dein Gericht ist arg und schwer.  
Still, doch reißend und vernichtend,  
Zieht der Lavaström einher!

Hütten sinken, stolze Pinien  
Stürzen von dem Fels hinab  
Und so mancher kühne Winger  
Fand in Lavafluth sein Grab.  
Nings die Schiffer eilen, laufen  
Durcheinander: auf, ins Meer!  
Still und langsam, doch vernichtend,  
Zieht der Lavaström einher.

Hoch der Himmel steht in Flammen  
Und es kocht die schwarze See —  
Donner in der Tief und Gbh'  
Und mit Riesenfeuerarmen,

In den Blicken wüde Luft,  
Sinkt der freuderglühte Himmel  
An der Erde Flammenbrust!  
Wanges Menschenberg, du zitterst  
In der Erde Flammenarm?  
Nun erst siehst du dich verlassen,  
Nun erst, wie du klein und arm!

In der Gondel steht der Schiffer,  
Ruhe in dem stolzen Blick,  
In der Haltung edle Kraft,  
Seine Hütten sah er sinken,  
Sah die Lava gierig trinken  
Seiner Trauben rothen Saft.  
Aber er hat nicht geklagt —  
Nicht getrauert und gezagt,  
Nein, er hebt die Trümmer wieder,  
Seiner Hütte Dach erblüht,  
Das die Rede rings umzieht.  
Es erschallen frohe Lieder  
Freude lacht der Himmel wieder.

Unsere Hütten magst du stürzen,  
Alter Berg, wir sind dir gut,  
Denn aus deinem Boden sprichet  
Edler Trauben Feuergluth,  
Und in deinem Innern glühet  
Feuer, wie's der Römer trank,  
Trank in mächt'gen vollen Zügen,  
Bis die stolze Roma sank.  
Doch wir haben sie erhoben,  
Roma's Blüthe, kehrt zurück,  
Und die alte Gluth der Trauben  
Kollert hin durch unsre Adern,  
Estrahlt aus unfrem Feuerblick.  
Lied bist du uns, Berg, vor allen,  
Ewig glüh'nder Feuerbrand —  
Denn Italiens stolze Eöhne  
Haben gern ein stolzes Land.

W. Gamberq.

---



## Gedichte von Ludwig v. Selsen.

### 1.

#### Bei der Insel Hochland.

Das Meer erbrauß, die Welle zieht  
Und schäumt am Felsengeheine,  
Der Himmel dort im Westen glüht  
Und strahlt im Abendrothscheine.

Das Segel schwillt, die Brust wird weit,  
Der Geist entfaltet die Flügel,  
Wir schweben dahin über Raum und Zeit,  
Ueber's Meer, über waldbige Hügel.

Der Geist entfaltet die Flügel und schwebt  
Hin über die irdischen Weiten,  
Und was wir geliebt und was wir gelebt,  
Das sehn wir vorübergleiten.

Das sind die Wolken, von Gold umsäumt,  
Von denen die Dichter singen,  
Das sind die Lieder, die ich geträumt,  
Die dir in dem Herzen klingen.

### 2.

#### Auf dem Meere.

Es schwankt der Boden unter uns,  
Die dunklen Wellen schäumen,  
Du ruhst in meinem Arm so süß,  
In liebeselgen Träumen.

Es strahlen mir so treu, so warm,  
Die Augenlein dein, die hellen,  
Du blickst, gelehnt auf meinen Arm,  
So ruhig in die Wellen.

Such' in der Welt ein schü'res Bild:  
Ein Schiff zieht in die Weite,  
Ein junges Weib lehnt engelsmild  
An des Geliebten Seite.

Und ob die Welle schäumend braust,  
Ihr Herz mag nicht erbeben,  
Sie lächelt, ob der Sturmwind saust —  
Dies Bild — ist unser Leben.

3.

Sylvesternacht.

Der Zauber der Sylvesternacht  
Schreitet über die Erde,  
Er schreitet still, er schreitet sacht,  
Und weilt an jeglichem Herde.

Sein Flügel weht am traulichen Ort,  
Wo matt die Kerzen glimmen; —  
Zwei holde Jungfrau sitzen dort  
Und lassen Lichtlein schwimmen.

Die eine in dunklen Locken steht  
Traurend die Kerze versinken,  
Die Blonde lächelt freudig, sie schaut  
Ihr Lichtlein flackern und blinken.

4.

Bach und Trauerweide.

Auf der schroffen Felsenwand  
Schwankt die Trauerweide,  
Blickt hinab ins weite Land  
Auf die bürre Heide.

Ringsum harres Felsgestein,  
Keines Sängers Lieder  
Und die Zweige schlank und fein  
Hängen dürstend nieder.

Drauten fließt der klare Bach,  
Tief in weiter Ferne,

Sehnend blicket sie ihm nach,  
Küßte ihn so gerne.

Und der Bach stürzt brausend wild,  
Murmelt dumpfe Klagen.  
Ach, er darf ja nur ihr Bild  
In dem Herzen tragen.

5.

A b s c h i e d.

«Mein Sohn! auf glückliche Reise!»  
Hell funkelt der perlende Wein,  
Der Mutter fällt eine Thräne  
Ins schäumende Glas hinein.

Der Vater segnet den Jüngling  
Und blicket himmelan,  
Dort gehen und kommen die Sterne  
In ewig endloser Bahn.

Die Schwester küßt den Bruder  
Und schmiegt sich an seine Brust,  
Durch die Zähren des Abschieds strahlet  
Des Wiedersehens Lust.

Ich aber steh am Fenster  
Und schau in die düßere Nacht —  
Um mich hat niemand geweinet,  
Um mich hat niemand gedacht.

6.

Für dich allein.

Und bin ich müde, bin ich matt,  
Du weckst das Leben, Liebchen mein,  
Und bin ich aller Menschen satt,  
So leb ich nur für dich allein.

Und ragt vor mir nur Todesnacht,  
So strahlst du drin als Sonnenschein,  
Und schlägt mein Herz nur matt und saft,  
So schlägt es doch für dich allein.

Und sing ich auch mein Schwanenlied,  
So soll es dir gesungen sein,  
Und wenn der letzte Ton entfliehet,  
So klingt er noch für dich allein.

7.

W e m g l a u b e n ?

Und schaust du mich so freundlich an,  
Du holdes Angesicht,  
Dann sagst du mir, ich weiß es wohl,  
«Geh nur, ich lieb dich nicht.»

Doch wenn ein glühend stürmisch Lied  
Aus tiefter Brust mir schallt,  
Dann blickst du sinnend vor dich hin,  
Dein Frohsinn ist verhallt.

Und helle Thränen glänzen dir  
Im Aug so treu, so wahr,  
Dass du mich liebst, das les' ich drin,  
Ach, wunderherrlich klar.

Wem glaub ich nun, dem rothen Mund,  
Der mir das Herze bricht,  
Dem dunklen Aug, so rein, so schön,  
Aus dem der Himmel spricht?





2









